UNIV. OF
TORONTO
LIBRARY







757-61

Die dunkle Stunde.

Erster Band.

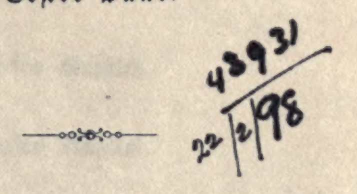
LG
H122d

Die
Dunkle Stunde

von

F. W. Hackländer.

Erster Band.



Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1863.

Schnellpressendru der J. G. Sprandel'schen Buchdruckerei in Stuttgart.

Inhalt.

Die dunkle Stunde.





Erstes Kapitel.

Von dunkeln Stunden überhaupt.

Wenn Du, geneigter und vielgeliebter Leser, den Titel dieser ganz wahrhaftigen und getreuen Vorfällen nacherzählten Geschichte liesest, so hast Du unbestreitbar das vollkommenste Recht, an Dich selbst, deinen Mitleser, Nachbar oder sonstigen Nächsten die Frage zu richten: was ist eine dunkle Stunde? Glücklich aber bist Du zu nennen, wenn Dir diese Frage aus innerster Seele quillt und Du in der That keine Ahnung davon hast, was eine dunkle Stunde ist. Vielleicht weiß aber auch jener, den Du gefragt, Dir keine genügende Antwort zu geben und behilft sich, wie man in ähnlichen Fällen, besonders Kindern gegenüber, zu thun pflegt, mit allerlei unbestimmten Redensarten. — Eine dunkle Stunde? — Was wird eine dunkle Stunde sein? Eine Stunde, die uns in der Erinnerung durch irgend eine Begebenheit traurig, dunkel, schwarz erscheint, der Gegensatz zu einer lichten, weißen Stunde, zu einem glücklichen Moment, zu einem freudigen Ereigniß!

— Das ist also eine dunkle Stunde? — Ungefähr das ist es, und doch ist diese Erklärung für die vorliegende Geschichte nicht vollkommen richtig.

Die dunkle Stunde in unserem Leben, hervorgerufen durch irgend einen schmerzlichen Vorfall, ist eigentlich nicht so ganz die, welche wir in diesen Blättern dem geneigten Leser zu schildern den Versuch machen wollen. Dunkle Stunden, wie die aus oben angedeuteten Quellen entspringende, gibt es leider zu viele; — dunkle Stunden, deren Andenken ein nachfolgender lichter Augenblick leicht zu verwischen im Stande ist, dergleichen dunkle Stunden sind — und mit vollem Rechte — zahlreich in jedes Menschen Leben; sie bilden den Schatten lichtvoller Tage, sie sind die eigentliche Würze, sie sind es, die uns einen guten, ungetrübt dahin fließenden Tag erst recht genießen lassen.

Dunkle Stunden! Wir sind sehr verwöhnt. Erscheint uns doch oft die Versagung des unbedeutendsten Wunsches als eine dunkle Stunde. Halten wir nicht zum Beispiel ein langweiliges Regenwetter, das uns eine Landpartie verdirbt, auf die wir uns Wochen lang gefreut, für eine Kette qualvoller dunkler Stunden? Schauen wir nicht mit zusammen gepreßten Lippen in den mit einer trostlosen Emsigkeit herabrinnenden Regen und fühlen uns unglücklich, wie nie? — Kurzsichtige, Undankbare, die wir sind! Würden uns ewige Landpartieen mit fortgesetztem Sonnenschein nur das geringste Vergnügen gewähren, wenn uns nicht ein übelgelaunter Regentag mit der anderen Seite der Medaille bekannt machen würde?

Und undankbar sind wir, o, entsetzlich undankbar! Höre mich an, junges Mädchen im weißen Kleide mit dem breit-

randigen Strohhut am Arme, die Du mit umflortem Auge ins Regenwetter blickst und mit zusammen gepreßten Lippen vom Himmel wenigstens das Zeichen zu verlangen scheinst, daß es im selbigen Augenblicke in der ganzen Welt keine unglückseligere Creatur gebe, — ja, im selben Augenblicke wo auch er an einem anderen Fenster steht im blauen Frack mit gelben Unaussprechlichen, eine Cigarre wüthend zerkauend, — ja, Undankbare, die Du bist, junges Mädchen? Was Du an dem mürrischen grauen Himmel hinaufblickend, eine dunkle Stunde nennst, ist vielleicht der lichteste Augenblick Deines Lebens, von Deinem Schutzgeist herbeigeführt, um Dir eine wirkliche, vernichtende dunkle Stunde zu ersparen.

Und alle Ihr, die Ihr wähnt, von dunkeln Stunden gequält zu werden, so oft sich leichte Wolken vor Eurer heiteren Lebenssonne zeigen, so oft Euch irgend ein, häufig sogar sehr unbilliger, Wunsch versagt wird, so oft Eurem Nächsten das geschieht, was Ihr Euch selbst gewünscht, so oft Ihr ein Amt, eine Auszeichnung, eine Belohnung nicht erhalten, auf die Ihr Ansprüche machen zu können glaubtet, die Ihr vielleicht beim Lesen des Titels dieser Geschichten achselzuckend und naserümpfend ausruft: Es ist wohl der Mühe werth, von dunkeln Stunden im menschlichen Leben zu erzählen, von Sachen, die uns allen täglich begegnen, deren eine der dunkelsten ich gestern noch erlebte, als das rothe Band nicht in mein Knopfloch kam, sondern in das eines Menschen, der an Wissen und Rang tief unter mir steht. Oder als ich sehen mußte, daß jenem die Beförderung zu Theil wurde, die ich lange erstrebt und selbst nach den Aussagen meiner Feinde verdient. Oder als mir das Schreckliche geschah, daß bei einem verzweifelten Wettrennen durch schlüpfrige Gartenwege er, der

unbärtige Geck, mit dem ewigen faden Lächeln auf seinen dummen Zügen, triumphirend ihren Arm erhielt, während ich, ausrutschend, mit meiner ganzen Würde, meinem ganzen Anstande in den Koth fiel, daß es patschte! Oder als sie, die ich Jahre lang meiner treuen, ungetheilten Liebe versichert, gerade zufällig in jene wenig besuchte Straße kommen mußte, um mich zu sehen, wie ich der kleinen, bildungsfähigen Putzmacherin freundschaftliche, aber gänzlich mißverstandene Ermahnungen zuflüsterte!

Oder Ihr, die Ihr das eine dunkle Stunde nennt, wenn Ihr bei Sturm und Regenwetter Euren Hausschlüssel vergessen, oder wenn Euch der Hausmeister ungebührlich lange stehen läßt, weil Ihr mit seinem Sperrgroschen geknausert und ihn nicht zuweilen in Gestalt eines Sechsers gegeben; oder Ihr, die Ihr von dunkeln Augenblicken träumt, wenn Euch der Stiefel drückt, wenn Euer neuer Frack lose auf den Schultern hängt oder wenn Euer Hemd von wunderbarem Dessin bauschig Euren Busen bedeckt, wenn Gläubiger an Eure Thüre pochen, wenn sie, mit der Ihr durch das herrliche Band der Ehe verknüpft seid, nach dem Texte: „das Treiben der Männer ist böse von Jugend auf" ihre tägliche Gardinenpredigt beginnt, wenn niemand Deinen Namen als Dichter kennen will, obgleich Du doch gedruckt herausgekommen und nicht nur broschirt, sondern auch in Percal gebunden mit Goldschnitt zu haben bist; wenn der Buchhändler Dir als angehendem Schriftsteller mit höhnischem Lächeln versichert — und alle Buchhändler pflegen gern höhnisch zu lächeln — es sei von Deinem Werke, mit dem Du das größtmögliche Aufsehen zu machen gedachtest, ein Exemplar mehr zurückgekommen, als er versandt, ein gespenstiges Exemplar,

das auf unbegreifliche Art entstanden sein muß, das er Dir aber mißmuthig unter die Nase hält; oder wenn Du Journalist bist und der Haupt-Redacteur, der Eigenthümer des Blattes, für welchen zu schreiben Du die Ehre und das unaussprechliche Vergnügen hast, Dir die geistreichsten und pikantesten Stellen herausschneidet und dem Papierkorb übergibt, oder wenn dieser Haupt-Redacteur und Eigenthümer selbst gedankenvoll mit gefalteten Händen in seinem Selamlik, wie der Morgenländer sagt, sitzt, im verstecktesten Winkel seines Hauses, schmerzzerrissen und gramdurchwühlt, der zwei Verwarnungen sich erinnernd, die er erhalten, und denkend der dritten, die wie das Schwert des Damokles über seinem Haupte schwebt, — alle Ihr habt Unrecht; es sind wohl trübe Augenblicke, die ihr zu durchleben hattet, aber noch keine dunkle Stunde. Es war vielleicht ein stiller, trauriger Tag, aber Euch bleibt die gegründete Hoffnung auf morgen, ein klares heiteres Morgen mit strahlendem Lichte, auf eine Aenderung, eine Besserung, auf eine neue Sonne, die nasse Wege und Thränen trocknet, auf ein glückliches Ungefähr, das eintreten kann und auch das Gestern vergessen macht.

Ja, geneigter und vielgeliebter Leser, alles das und vielleicht noch mehr Aehnliches ist es nicht, woran ich gedacht, als ich den Titel der vorliegenden Geschichte schrieb.

Und doch erscheint im Leben eines jeden Menschen etwas, das man seine dunkle Stunde zu nennen berechtigt ist; entweder ist sie Dir schon erschienen oder sie wird Dir noch erscheinen. Doch ist es fern von mir, mit dieser Aeußerung einen Schatten in Dein vielleicht sonnenhelles Leben werfen zu wollen. Obgleich Dir die dunkle Stunde gewiß ist, brauchst Du ihr doch nicht ängstlich entgegen zu sehen; Du brauchst

bei dem Gedanken an sie nicht mit den Wimpern zu zucken, Dein Herz soll deßhalb nicht schneller und ängstlicher schlagen, wenn Du ihr entgegen siehst; sie wird Dir vielleicht auch nicht erscheinen, als drohendes, finsteres Gespenst, mit unheimlicher Stille ein wildes Wetter verkündend, das Dich darniederschlägt; sie kann zu Dir in der lockendsten Gestalt kommen, unter den verführerischen Klängen der Musik, sie kann Dich umstricken in den lauen Düften einer mondbeglänzten Sommernacht. Aber sie kommt, sie kommt gewiß!

Sie kann Dir erscheinen in Gestalt eines Freundes, eines Rathgebers, der Dir die Augen öffnet, während Du arglos und heiter einem tiefen Abgrunde entgegen gehst; sie kann vor Dich hintreten unerbittlich hart und grausam, Deine ganze Vergangenheit zerstörend, Deine rosigsten Hoffnungen niederschmetternd. Aber sie kommt, sie kommt gewiß! Sie kann in Deine Tage treten, Deine Lebensuhr kann diese dunkle Stunde anzeigen; sie kann ernst und vernichtend in Dein Dasein schlagen, sie kann Dich namenlos elend machen, aber sie kann Dich auch vor namenlosem Elend bewahren.

Ja, sie kommt, sie kommt gewiß und greift in Dein Leben ein, ernst, gewaltsam, gebieterisch. Aber dabei kann sie zum Guten lenken, was ohne sie zu Deinem Verderben geführt hätte; sie kann glänzende, trügerische Gebilde Deiner Phantasie zertrümmern; durch Thränen des Schmerzes, die Anfangs Dein Auge umfloren, glaubst Du ein wüstes Chaos zu sehen, ein brausendes Meer, das Dich zu verschlingen droht, dessen Wogen bedeckt sind mit zerpflückten Blumenkränzen, dessen emporstürmende Wellen nur ungewiß und zerrissen die Regenbogenfarben Deiner zerstörten Hoffnungen zeigen. Aber der Sturm wird austoben, Dein Blick wird

sich klären und nach kräftig durchkämpften Stunden und Tagen wirst Du „Land, Land!“ rufen — kein trügerisches Land Deiner Phantasie, keine Fata Morgana, die Dich neckt mit unerreichbaren, wonnig anzuschauenden Wasserflächen, über welchen gespenstige Palmen nicken, — nein, ein Land, wo Du fest zu fußen vermagst und von wo aus Du alsdann gern zurückschaust auf das tobende Meer, welches Du durchschwommen, auf die dunkle Stunde, welche mit jeder Sekunde weiter und weiter zurückweicht. —

Aber sie kommt, sie kommt gewiß und sie kann Dich berühren, ehe Du ihr Dasein ahnst; sie kann unter Lachen und Scherzen an Dich hintreten, und erst, wenn sie hinter Dir zurückgeschwunden ist, fühlst Du schaudernd, daß Dich ihre kalte Geisterhand berührte.

Ja, sie kommt, und wenn sie kommt, bist Du nicht einmal des Mitgefühls Deiner Nebenmenschen gewiß. Sie kann schlagen, die dunkle Stunde, Deine Wünsche zermalmend und Dich Unglücklichen selbst dabei dem Verletzendsten Preis gebend, was Dir geschehen kann — der allgemeinen Heiterkeit. Das ist wohl die dunkelste der dunklen Stunden, wenn auch nur für Dich Aermsten allein. Sie kann aber auch wieder, wie mit weicher, mitleidiger Hand, durch Dein Dasein ziehen, von allen unbemerkt, von Dir tief empfunden, ungeahnt von dem Gegenstande, der innig verwebt ist mit Deinen Hoffnungen, Deinen heißen Wünschen. Das ist eine entsetzlich bittere und schmerzliche dunkle Stunde, wo sich Dein zuckender Mund zu einem Lächeln zwingen muß, wo Du Deinem gebrochenen Herzen mit übermenschlicher Anstrengung befiehlst, gleichmäßig fortzuschlagen, denn die raschere Folge Deiner Athemzüge könnte Dich verrathen und noch unglücklicher machen.

Ja, sie kommt, sie kommt gewiß in jedes Menschen Leben, die dunkle Stunde, und dauerte auch sein Dasein nur wenige Tage, nur wenige Augenblicke. Dem sterbenden kleinen Kinde schlägt sie, wenn die Hand des Todes den letzten flatternden Athem von den zitternden Lippen wischt, und dann auch wohl der unglücklichen Mutter, die mit dem geliebten Wesen alles verliert. Vor dem wankenden Greise, dessen Tage vielleicht in immerwährendem ungetrübtem Glücke dahin geflossen, erscheint sie vielleicht noch spät am Abende, wenn der letzte Strahl der untergehenden Sonne, seiner untergehenden Sonne, ein frisches Grab bescheint, an dem er zusammengebrochen steht.

Ja, sie kommt, sie kommt gewiß, wenigstens einmal im Leben, und da wir nach allen bisherigen Erfahrungen ihrer gewiß sein können und dabei nicht im Stande sind, sie gänzlich abzuwenden, so thun wir am besten, ihr mit offenem Auge und frischem Muthe entgegen zu sehen. Können wir ihren Schlag nicht abwehren, so können wir ihn doch vielleicht mildern. Ein frischer Muth, ein offenes Auge hat schon manches Unheil abgewandt oder sind doch wenigstens im Stande, es so wenig schädlich wie möglich zu machen.

Und um ein offenes Auge und einen frischen Muth bitte ich auch den geneigten und vielgeliebten Leser, indem ich ihn in diesen Blättern einen Blick thun lasse, auf welche Art in dieses oder jenes Menschenleben die dunkle Stunde trat, vernichtend oder beschämend, ernst oder heiter, und da es nun einmal gegen mein Gemüth ist, die finstere Seite des Lebens gern, ausschließlich und mit Wohlgefallen in's Auge zu fassen, so darfst Du, geneigter Leser, Dich vielleicht der Hoffnung hingeben, daß den dunklen Stunden, die ich Dir vor-

zuführen im Begriffe bin, wenigstens in vielen Fällen heitere, glückliche und versöhnende Stunden folgen werden.

Vor allen Dingen aber spreche ich den herzlichen Wunsch aus, daß die dunklen Stunden, die ich Dir hiemit übergebe, Dir keine trüben Stunden verursachen mögen.

Der geneigte Leser glaubt vielleicht, es sei außerordentlich leicht, eine neue Geschichte zu beginnen, wenn man einmal den Titel hat und über den Inhalt wenigstens des Kapitels, das man gerade anzufangen im Begriffe steht, mit sich im Reinen ist. Es ist das aber gerade wie mit einem Briefe, dessen Concept Du, geneigter Leser oder theuere Leserin, vollständig im Kopfe hast, das aber nicht so recht auf's Papier fließen will, weil Dir das erste Wort fehlt. Das erste Wort ist aber ein wichtiges Wort, und seine Bedeutung ist in unseren überfeinen, bis zum Zerbrechen zugespitzten socialen Verhältnissen, noch nie recht gewürdigt worden. Es hat, und mit großem Unrecht, noch keine Bedeutung, wie zum Beispiel das so oft erwähnte Mitglied derselben Familie — das letzte Wort, trotzdem man in diesem meistens eine unangenehme, zänkische Persönlichkeit vermuthet, und obgleich man gemeinhin nichts Angenehmes ausdrücken will, wenn man sagt: das war sein letztes Wort, oder: sie hat wie immer das letzte Wort behalten.

Wie gesagt, man thut sehr Unrecht, wenn man dem ersten Worte eines Buches, eines Briefes, einer Conversation nicht die gehörige Aufmerksamkeit zuwendet. Namentlich in letzterem Falle, bei einer mündlichen Unterredung, ist das erste Wort oftmals von größerer Bedeutung als das letzte; oder man könnte wenigstens sagen, daß dieses durch jenes in vielen Fällen bedingt werde. Ich halte es bei wichtigen Unter-

redungen für sehr ersprießlich, schon in den ersten Worten durchblicken zu lassen, welches Gesprächsthema ich anschlagen will oder wohin ich ein im Voraus angenommenes zu führen gedenke. Auch bei Briefen, die nicht nur reine Courtoisie-Schreiben sind, finde ich es zweckmäßiger, wenn das möglich ist, schon in den ersten Worten mein Gegenüber au fait zu setzen, um wenigstens die Tonart anzudeuten, in welcher unsere Unterhandlung geführt sein wird.

Bei einem Buche oder bei einer Geschichte, die ich zur Unterhaltung des Lesers schreibe, ist das schon etwas Anderes. Da halte ich es in wenigen Fällen für zweckmäßig oder richtig, den geneigten Leser sogleich mit nüchternem Auge — wenn ich mich dieses Ausdrucks bedienen darf — die Scene mit einem Blicke übersehen zu lassen. Da ist ein Umweg angenehmer, fast nothwendig, wie ja auch eine anmuthige Gegend einen größern Eindruck auf uns macht, wenn wir auf einem gewundenen Pfade durch dichtes Gestrüpp auf den Berg geklettert sind, als wenn wir uns ohne alle diese Vorbereitungen so mit einem Male vor einer prachtvollen Landschaft befinden.

Deßhalb führe ich den geneigten Leser nur höchst ungern so ohne alle Umstände auf den Schauplatz der Begebenheiten, und es ist mir bisher immer als das Passendste erschienen, ihn wie in leichtem Gespräche mit ein paar einleitenden Worten an die Thüre des Gemachs zu bringen, wo sich die Personen befinden, welche die Handlung unserer wahrhaftigen Geschichte beginnen sollen. Zum Anfang einer solchen harmlosen Einleitung empfehle ich allen Collegen und angehenden Schriftstellern das Wörtchen „Wenn," dessen ich mich schon in vielen derartigen Fällen mit großem Nutzen bedient habe.

In der That, „Wenn" ist als erstes Wort ein sehr angenehmes Wort, es nimmt sich gedruckt vortrefflich aus, es hat so runde behäbige Formen, es klingt ausgesprochen sehr gut; es ist eine Maske, hinter der alles Mögliche zum Vorschein kommen kann. Es läßt uns so behaglich flaniren; es erlaubt uns, schon nach den ersten Zeilen ohne Aufsehen rechts oder links abzuschweifen oder gar den entgegengesetzten Weg von dem einzuschlagen, den wir anfangs gewandelt. Können wir nicht zum Beispiel sagen:

Wenn am Morgen des 4. Mai der unbewölkte Himmel einen klaren Tag versprochen hätte, so würde u. s. w. Da es aber regnete, so wird es nicht. — — Oder: Wenn das Gehölz, vor welchem Elise bei Beginn unserer glaubwürdigen Geschichte stand, einen Pfad gezeigt hätte, so würde sie diesen betreten haben; da sich aber kein Weg ihren Blicken darbot, so wandte sie sich um und stand plötzlich mit verschämten Mienen vor einem Jünglinge, der, vom ersten Strahl der Sonne beleuchtet, ihr sanft zulächelte.

Es ist mir da willenlos ein sehr pikanter Novellen-Anfang entschlüpft, für welchen ich mich genöthigt sehe, hiermit feierlich mein Eigenthumsrecht vorzubehalten, indem ich zu gleicher Zeit diese vielleicht sehr unnöthigen Betrachtungen schließen will, die, offenherzig gesagt, dadurch entstanden, daß ich es nicht über mich gewinnen konnte, gleich zu Anfang dieser wahrhaftigen Geschichte den theuren Leser zu ersuchen, mit mir eine weite Reise zu unternehmen. Also beginnen wir so gut wie möglich, indem wir uns durch einige Contraste zu steigern suchen, um nicht wieder, wie man es mir schon zum Vorwurf gemacht hat, leichtfertiger Weise in die Situation hinein zu stürzen.

Zweites Kapitel.

Bilder aus dem Süden.

Wenn Du geneigter und vielgeliebter Leser den Anfang dieser meiner wahrhaftigen Geschichte lesen wirst, ist der Sommer wieder einmal vergangen und der Winter hat sich eingestellt mit seinen Leiden und Freuden. In dem vieljährigen Verkehr, den wir mit einander unterhielten — ich mich bemühend, Dich zu unterhalten, Du freundlich geneigt, mich zu lesen, wofür ich Dir außerordentlich dankbar bin, — haben wir die Jahreszeiten: Frühling, Sommer, Herbst und Winter, schon so oft mit einander durchlebt, daß ich wahrhaftig schüchtern geworden bin, eine Geschichte mit den Worten anzufangen: Es war, als der Blüthenschmuck des Frühlings, oder: Im Herbst beim Niederraschelu des ersten gelb gewordenen Blattes — und doch kann ich nicht umhin, der Jahreszeit zu erwähnen, in der wir uns gerade befinden. Trösten wir uns mit den ewig wechselnden Zeiten selbst, die ja auch, obgleich immer dieselben, doch stets Neues und Schönes bringen. Wenn ich auch nicht so vermessen bin, des Letzteren

allzuviel von meiner Geschichte voraussetzen zu wollen, so wird sie doch hoffentlich einiges des Ersteren bringen, um damit zu Deiner Unterhaltung etwas beizutragen.

Mit dem Winter hab' ich nun freilich noch nichts zu thun, allein so sehr ich auch den Frühling liebe und so gern ich von seinen Blüthen und dem jungen sprossenden Laube erzähle, so kann ich es doch nicht ändern, ihn und den Sommer vermag ich Dir jetzt nicht zurückzubringen und Du mußt für diesmal schon mit dem Vorläufer des Winters, dem Herbste, fürlieb nehmen. Dabei will ich Dir aber nicht verhehlen, daß ich schließlich für Dich eine kleine Ueberraschung habe, eine Ueberraschung, die Dir zu Theil werden soll, wenn Du nicht schon mißmuthig über den Eingang dieses Kapitels die nachfolgenden Blätter zu überschlagen gedenkst.

Der Herbst ist also da; die Aeste der Bäume, des rauhen Windes noch nicht recht gewohnt, schütteln sich kurz und verdrießlich, und es ist gerade, als verstände man ihr Sausen und als wollten sie sagen: Gemach, gemach, so überfällt man die Leute nicht. Die Tage sind kürzer, die Abende länger, und Morgens kann die Sonne erst Herr werden, nachdem sie schwer gekämpft mit langweiligen Nebelmassen, die frech emporwallen und die, wenn man sie Meister werden läßt, als das Trostloseste, was es gibt, als Landregen, wieder auf die Erde niederstürzen. Zu keiner Zeit so sehr, wie zu dieser, ergreift uns ein reges Verlangen, mit den Wolken zu ziehen, wenn sie der Nord und West nach Süd und Ost treibt, wenn wir uns so recht als kaltdurchschauerter Fichtenstamm fühlen und von Palmen und Orangen träumen. Wie gerne möchten wir mit den Störchen und Staaren ziehen durch die trübe nebelige Herbstluft, oder mit den Schwalben, die am

längsten bei uns aushalten und uns durch ihr freundliches Zwitschern einzuladen scheinen, dem schönen Süden herzliche Grüße mitzugeben.

Und was hält uns ab, ihnen zu folgen, — uns, die wir im Stande sind, auf den Zauberflügeln des Gedankens uns hierhin und dorthin zu bewegen? Schließe die Augen, geneigter Leser, und vertraue Dich mir an, ohne ängstliche Ueberlegung, aber auch ohne Furcht und mit etwas Hingebung, wie Du mir ja schon so oft gefolgt bist. Da Du aber selbst weißt, daß die größten Wirkungen in künstlerischer Hinsicht durch Contraste erzielt werden, so schaue noch einmal an diesem trüben, regnerischen Herbsttage um Dich und präge Dir den Anblick der nördlich gelegenen Heimat recht lebhaft ein, wate durch die schmutzigen Straßen, drücke Dich dort an dem großen Platze, ehe Du ihn muthig überschreitest, noch einmal fest an das Eckhaus, um Dich zu stärken, und Dich so den Windstößen, die Dich gleich darauf ergreifen werden, mit mehr Kraft entgegenwerfen zu können; fasse Deinen Regenschirm kürzer oder lasse ihn lieber ganz zu, denn die Regenschauer, die von allen Seiten, jetzt horizontal auf Dich nieder, jetzt vertical an Dich hinprasseln, hohnlachen über das schwache Fischbeingestell mit dem undurchdringlich sein sollenden Seidenzeug überzogen. Muthig vorwärts, dort gegenüber an der bekannten Hausthüre, die aber ungeschickter Weise fest verschlossen ist, winkt Dir, Durchnäßter, Wassertriefender, die Palme des Sieges.

Wenn es Dich trösten soll, so betrachte auch Deine Nebenmenschen beiderlei Geschlechts, wobei Du sehen wirst, daß die schönere Hälfte mit ihren wallenden Röcken, die in der Verhüllung so gar oft nicht das richtige Maß finden können,

viel schlimmer daran ist, als wir; blicke auf die prasselnden Dachrinnen, die nächstens in dem Ueberflusse zu ersticken drohen; sieh, wie die Fensterläden vom Winde bewegt an ihren Ketten und Schließhaken rütteln; bemerke dort den unglücklichen Hut, den der Wind, Gott weiß, wohin entführt; schau auf den triefenden Hund, auf das arme Wagenpferd, wie es den Kopf so gut wie möglich vom Winde abkehrt und den Schweif einzieht; hebe Deinen Blick empor zur Wetterfahne, die, wie wir aus einer meiner wahrhaftigen Geschichten wissen, auch Gefühl hat, oder zum Hahn eines Kirchthurms, der sich mit schrillendem Tone in einer Minute unzählige Male herumwirbelt, oder höher hinauf zum Himmel, der mit seinen träge dahinziehenden schweren Wolken wahrhaft trostlos aussieht, so matt und langweilig, daß man glaubt, seine schöne blaue Farbe könne niemals wiederkehren, — so grau in grau schattirt ist er, so weit das Auge reicht.

Und nun, geliebter Leser, schließe dieses Auge für kurze Zeit; halte Dich fest an mich und dann — — blick' um Dich.

Verschwunden ist Regen und grauer Himmel, verschwunden Nebel, Feuchtigkeit und kalte Luft. Du fühlst Deine Wange angenehm gefächelt von weichem, duftigem Hauche; ein warmer Sonnenschein wirkt wohlthuend auf Dich, — ein Sonnenschein, der Dir zu heiß werden könnte, wenn es uns nicht möglich wäre, in den Schatten zu treten. Und was erzeugt diesen Schatten? Ah! Du blickst erstaunt empor und bist fast verwundert über diese stattliche unabsehbare Reihe massiver, altersgrauer Paläste, die in ihrer tiefen Färbung so trotzig dastehen auf ihren schweren, wohlbehauenen

Sockelquadern, die sich hoch in die Luft erheben und dort den Himmel so wunderbar tiefblau erscheinen lassen.

Schau neben Dich; dort wo der Schatten aufhört, strahlt das hellste, unbeweglichste Sonnenlicht, kein bald trüberer, bald hellerer, flatterhafter Schimmer, wie Du ihn bei uns oft gesehen, wenn immerwährend, auch an heiteren Tagen, Wolkenmassen am Himmel spazieren ziehen.

Ich sehe, Du bist erstaunt über die fremdartigen Gestalten, die Dich umgeben, über das seltsame Treiben, das an Dir vorüberrauscht, ja im wahren Sinn des Wortes rauscht und blendet; denn wenn wir einen Augenblick stehen bleiben, vielleicht geschützt durch einen schweren Gascandelaber, so kommst Du Dir vor, wie irgend ein Fels im Meer, an dem eine ewig rastlose, sprudelnde und schäumende Brandung sich bricht, an dem sich ein fort und fort dahinziehender Menschenstrom lachend, schreiend, rufend und singend zertheilt.

Ich verstehe Deinen fragenden Blick, und da Du mir vertrauensvoll gefolgt bist, so ist es meine Schuldigkeit, Dir die reine Wahrheit zu sagen.

Du bist in Neapel, in der Strada Toledo. Da ich Dich aber nicht hieher geführt, um Paläste anzuschauen oder Dich in den verwirrenden Strom des Volkes tauchen zu lassen, wenn sich dieser Strom auch noch so bunt und malerisch darstellt, so folge mir von Toledo nach Santa Lucia. Links ist der königliche Palast, ein mächtiger Steinhaufen, etwas ernst anzuschauen, und er hat Ursache dazu, seine Fenster sind verschlossen, die Vorhänge hinter denselben zusammengezogen; er macht, was er auch in der That ist, den Eindruck der Stille und Leere. Gegenüber haben wir die

Kirche von San Francesco di Paolo mit ihren gewaltigen Säulenhallen, eine Votivkirche, welche König Ferdinand IV. in Sicilien decretirte, wenn es ihm gelingen würde, wieder nach Neapel zurückzukehren.

Doch weiter! Gerade vor uns ist einer der schönsten Gasthöfe Neapels, das Hotel de Rome. Wenn Du Neapel später einmal wieder besuchst, rathe ich Dir, dorthin zu gehen, denn die Aussicht von der Terrasse des Hauses auf den Golf von Neapel, auf den Vesuv und auf die zahllosen Städte und Städtchen, Dörfer und Landhäuser, die den Strand des Meeres umsäumen, ist entzückend schön. Träumerisch aber wirst Du hinausschauen auf das tiefblaue Meer, in welchem vor deinem Blicke die wunderbaren Inseln Capri, Procida, Ischia wie farbige duftige Blumen zerstreut liegen. Links liegt Sorrento, das göttliche Sorrento, Tasso's Geburtsort, rechts der Posilippo mit seinen malerischen Formen.

Wandern wir Santa Lucia entlang und sehen hier, ohne uns aufzuhalten, eines der interessantesten Stücke neapolitanischen Volkslebens.

Die ganze lange Straße an dem Meere hin ist wie ein einziger großer Markt, wo sich Hunderte von Verkäufern zwischen Tausenden von Käufern und Fremden umhertreiben, ihre Waaren zeigen, sie zum Verkauf anbieten oder auch wohl zu kosten geben; denn von sämmtlichen Artikeln, die hier verhandelt werden, kann unbedingt die größere Mehrzahl zu Speise und Trank gerechnet werden. Orangen und indische Feigen werden hier mit gellender Stimme ausgerufen, dort Schnecken, Castanien; in einer langen Reihe sehen wir zur Linken offene Buden, in denen Austern zierlich ausgelegt sind,

die vollen großen Haufen rings bekränzt mit goldgelben Citronen. Hinter den Buden bemerkt man Tischchen, wo sich der Neapolitaner niederläßt, um mit großem Wohlbehagen seine frutti di mare zu verzehren.

Ah, ein inniges Wohlbehagen kann hier nicht fehlen, sitzt doch der Schmausende, vor dem Menschenstrom geborgen, dicht am Rande des Quai's, an welchen unten hin die in gleichförmigen Pausen heranrollenden leichten Meereswellen anklatschen und ihm durch ihre Nähe verbürgen, daß das, was er auf dem Teller hat, frisch und echt ist. Und erst noch, wenn er den Blick emporhebt zum alten Vesuv hinauf, der in prachtvollster Färbung da liegt, hoch auf dem Haupte die Rauchwolke, wie ein Federbusch geformt, der freundliche Spender des tiefgefärbten Weines hier in der Foglietta!

Ziehen wir aber mit dem Strome weiter. Kaum sind wir im Stande, uns einiger sehr zudringlicher Weiber zu erwehren, die uns mit Gläsern in der Hand umringen und ihre Körbchen emporhalten, in denen kleine Brodringe liegen: chi vuol beve, chi vuol beve! Der Teufel trinke ihr Schwefelwasser, um daran Geschmack zu finden, muß man Neapolitaner sein.

Glücklicher Weise sind wir jetzt in Chiartamone, wo es ruhiger wird; auch haben wir nicht mehr weit zur Villa Reale, dem königlichen Garten und beliebtesten Spaziergang der Neapolitaner. Es ist aber auch hier unter den schattigen Bäumen über alle Beschreibung schön; von weither braust der Lärm der großen Stadt, und in den ersten Stunden des Tages bist Du mit wenig anderen Naturschwärmern vergleichsweise gegen das Getümmel der Straßen ziemlich allein. Dein Fuß tritt auf weiche Sandwege, Orangenblüthen um-

duften Dich, Springbrunnen werfen ihren Wasserstrahl in die Höhe und Marmorstatuen blicken geheimnißvoll zwischen den tiefdunkeln Blättern immergrüner Bäume und Sträucher hervor.

Tritt hinaus an das Meer auf die halbrunde Terrasse, deren Fuß vorspringend unten von den Wellen bespült wird. Was siehst Du? Was Du heute schon einige Mal erblickt und was nach Tagen, Wochen, Monaten, selbst Jahren immer noch entzückend schön für Dich bleiben wird — den Golf von Neapel. Jetzt zu Deiner Linken, da Du weiter entfernt bist, tritt auch die gewaltige Stadt mehr und mehr hervor. Rechts vor Dir siehst Du das Ziel unserer Wanderung, den Posilippo, an dessen Abhängen sich terrassenförmig eine Villa über der anderen erhebt, hell schimmernd zwischen dem dunkeln Grün, jede mit ihren Augen hinausschauend auf das tiefblaue, weite, unendliche Meer.

Auf eines dieser Landhäuser führe ich Dich, geneigter Leser, und ich bilde mir ein, Dich damit nach einem Stücke irdischen Paradieses zu bringen. Laß uns aber unsern Weg langsam verfolgen; sehen wir doch hier auf jedem Schritt so viel des Interessanten und Schönen, daß es schade wäre, von unserem Zaubermantel Gebrauch zu machen, um in raschem Fluge das Ziel unserer Reise zu erreichen.

Den königlichen Garten lassen wir hinter uns und betreten abermals die Straße, die Mergelina, welche, eine Fortsetzung von Santa Lucia und der Chiaja, immer am Meeresstrande entlang geht und so in einem weiten Bogen zur Grotte des Posilippo führt. Je mehr wir uns damit dem Ende der Stadt nähern, um so ruhiger wird das Straßenleben; ruhig für Neapel, ohne aber auch nur für einen Au-

genblick gänzlich aufzuhören oder die Straßen leer lassend. Wenn auch der Fußgänger hier wenige sind, sehen wir um so mehr glänzende Equipagen, einfache Carocelli, Reiter zu Pferd und Esel, oder Landleute der Umgegend, welche Schaaren der letztgenannten nützlichen Thiere mit Säcken und Körben beladen vor sich hertreiben und sie durch ein bekanntes Zungenschnalzen zu neuem hastigerem Laufe antreiben.

Wenn auch auf der Mergelina weniger Handel und Wandel herrscht, als wir in den anderen Straßen Neapels gesehen, so tragen doch die Bewohner hier, meistens Fischerfamilien, unbewußt selbst dazu bei, ihre Häuser mit den malerischsten Gruppen zu verzieren. Da sie gewöhnlich im Parterre wohnen, in den sogenannten Bassi, ziemlich dunkeln und kühlen Räumen, so findet man es begreiflich, daß namentlich an den unvergleichlich schönen Abenden Alt und Jung vor die Thüre strömt, um sich hier beim Nichtsthun und bei der Arbeit der reinen Luft und des goldenen Sonnenlichtes zu erfreuen. Ist dabei zufällig ein Corsotag, wo die reichen, glänzenden Equipagen des neapolitanischen Adels bis zur Mergelina fahren, so ist die Straße nicht nur belebter, als gewöhnlich, sondern auch reich an den grellsten Gegensätzen. Hier die mit glänzenden Stoffen, mit Seide und Sammt bekleideten Damen, dort der braune, halbnackte Fischerjunge, wie er mit seinem zersetzten farbigen Mäntelchen, so gut als es gehen will, die kräftig gebauten Schultern bedeckt. Dabei aber hält er seinen Kopf mit dem schwarzen gelockten Haar, auf dem keck die rothe Mütze sitzt, nicht weniger trotzig und herausfordernd, als dort der Cavalier seinen feinen schwarzen Hut, gewiß nicht vornehmer, aber viel malerischer.

Lassen wir sie dahin ziehen zu Pferd und Wagen; opfern

wir dabei sogar den Blick auf's Meer und wenden uns den Häusern zu, wo ein schönes Bild das andere verdrängt. Kann man sich etwas Originelleres denken, etwas, das mehr den südlichen Charakter ausdrückt, als die kecken schönen Gestalten mit ihren gebräunten Gesichtern und den leuchtenden Augen, mit ihrer spärlichen Bekleidung, von der aber immer wenigstens ein Stück, selbst noch in seinen Resten, eine helle, schillernde Farbe zeigt, sitzend oder liegend vor den Thüren ihrer Häuser? Dazu die Allee, unter der wir wandeln, von hellsaftig grünen Akacien, durch welche die Strahlen der langsam sich senkenden Sonne goldig durchbrechen, jetzt hier die Spaziergänger und Gruppen, die an den Häusern lagern, mit den wärmsten Farben beleuchtend, jetzt andere dort in violette Schattentöne hüllend — eine Reihe von Bildern, prächtig in Licht und Schatten, und sich darstellend, als hätte sie der größte Maler mit allem Aufwande seiner Kunst so zusammen gestellt.

Wenn wir näher hinblicken, so lös't sich vor unseren Augen das Ganze in einzelne nicht minder interessante Gruppirungen auf. Sieh' dort die alte Frau mit dunklem, braunem, runzligem Gesichte; in der knöchernen rechten Hand hält sie hoch die Kunkel mit schimmerndem Flachs, während die Linke behende auf dem Knie die Spindel dreht. Ist sie nicht mit ihren silbergrauen Haaren, die in vollen Locken zurückgestrichen sind, das schönste alte Weib, das man sehen kann? Ist sie nicht eine wahrhaft classische Erscheinung? Zu ihren Füßen liegt ein prächtig aussehender, vor Gesundheit strotzender Säugling in einem geflochtenen Korbe, seiner einfachen Wiege, den die Alte mit ihrem Holzschuh in beständig schaukelnder Bewegung erhält. Neben diesen Beiden, der

Großmutter und dem Enkel, sitzt eine jugendliche, volle Gestalt: die Mutter, welche an einem Fischernetze flickt und von Zeit zu Zeit das dunkle Auge, von langen Wimpern halb verschleiert, mit träumerischem Blicke erhebt. Gewöhnlich schaut sie nur wenig vom Boden auf und erhebt ihre Augen nur bis zu dem Kinde, worauf ein wohlthuendes, liebliches Lächeln ihr sonst so ernstes Gesicht erhellt; zuweilen aber betrachtet sie sich auch einen kurzen Augenblick die Spaziergänger.

Dort nebenan stehen drei braune, kräftig gewachsene Männer im leichten Fischercostume, mit den hochrothen Mützen auf den schwarzen, krausen Haaren; einer lehnt an der Mauer, der Andere hat seine Hände auf die Hüften gelegt und Beide horchen auf die Erzählung des Dritten, die man aber eher ein Geschrei nennen könnte. Und dabei arbeitet dieser lebhaft mit den Händen, zeigt nach rechts und nach links, rückt auch wohl die Mütze von einem Ohr auf das andere und muß sehr überzeugend sprechen, denn wir sehen, wie sich die Züge der Andern energisch anspannen, wie sich ihre trotzigen Lippen öffnen, wie ihre Augen leuchten, und hören nun auch, wie diese Beiden jetzt in nicht minder lauten Redensarten eben so lebhaft antworten. Dabei erheben auch sie ihre Fäuste oder spreizen die Finger aus einander, über die dunkeln Gesichter fahren blitzähnliche Streiflichter tiefer Leidenschaftlichkeit. Es muß hier im nächsten Augenblicke ein furchtbarer Zank ausbrechen — doch auf einmal fliegt eine Orange in die Gruppe hinein und trifft den ärgsten Schreier an der Schulter. Alle Drei wenden ihre Köpfe nach der Straße zu und lachen nun wie auf Kommando so laut und herzlich, daß man ihre schneeweißen Zähne zwischen den Lippen hervorschimmern sieht.

Mitten im Wege spielt eine Schaar vierzehn- bis sechszehnjähriger Bengel Borelle — ein Ballspiel mit Orangen, die so schön sind, daß sie bei uns jede Tafel schmücken würden; zwischen ihnen, neben ein paar Gespielinnen, steht ein schönes, frisch aufgeblühtes Mädchen, und wenn sie in diesem Augenblicke auch noch so unbefangen drein schaut, so weiß der Getroffene doch ganz genau, woher der Wurf gekommen. Die Buben halten hartnäckig die Straße besetzt, und erst wenn die daher rollenden Equipagen oder die galoppirenden Pferde der Reiter dicht bei ihnen sind, machen sie eine kleine Bewegung auf die Seite und stoßen dabei einen kurzen, wie Hohn klingenden Ruf aus.

So zeigt sich bei jedem Schritte ein neues Bild, ein für uns ungewohnter Anblick, ein immer wechselndes buntes Durcheinander. Hier sind Fischer, die ihre Waaren auf kleinen Tischen feil bieten, andere dort haben sie in flachen Körben und verfolgen uns eine Strecke Weges mit der Versicherung eines unerhört billigen Preises; sie werden verscheucht von lustig aussehenden Barcajoli, welche ihnen launig die Versicherung geben, Excellenza denke bei einem so herrlichen Abend nicht an's Schmausen, aber in dem Blick von Excellenza zeige sich die größte Lust zu einer Meerfahrt. Und darin beweise Excellenza einen außerordentlichen Geschmack.

So verfolgen uns nun diese und suchen uns für eine Fahrt auf dem Meer durch die wärmste Schilderung des schönen Wetters und des zu erwartenden prachtvollen Abends zu gewinnen.

Um den Zudringlichen zu entgehen, und auch, um das ermüdete Auge nach dem ewigen Gewirre auf der Straße am Anblick der großartigen Natur wieder ausruhen zu lassen,

treten wir, die Allee verlassend, einen Augenblick an das Gestade.

Ja, der beredte Barcajolo hat in seiner Schilderung Recht. Da liegt das Meer vor uns, dunkelblau und flimmernd, weit, weit hinaus in einer tiefen und gesättigten Farbe, die sich am Horizonte in einer kaum bemerkbaren Linie lostrennt vom Himmel, der sich beinahe eben so dunkel aufwölbt und dessen strahlende Fläche nur hie und da von einigen leichten weißen Wolkenstreifen unterbrochen wird. Capri in duftigem Violett ruht dort wie hingehaucht, und es scheint uns beinahe, als berühre das malerisch gezackte Eiland das Wasser nicht, sondern schwebe nur darüber hin, eine farbige phantastische Wolke. Ein leichter Wind weht über die Wasserfläche herüber, sie zu kleinen Wellen kräuselnd, die, je näher sie dem Ufer kommen, desto mehr sich schwingen, heben und senken, um endlich schäumend und murmelnd an's Ufer zu spritzen.

Aber auch hier im Anblick der gewaltigen Natur siehst Du Dich von Bildern umgeben, die Deine Aufmerksamkeit ablenken. Dort liegt ein Fischerboot umgestürzt am Strande und wird von den dabei beschäftigten Männern reparirt. Wie kräftig zeichnet sich die schwarze Pechfarbe von dem blauen Meere ab; wie feurig und warm glänzt die der Sonne zugekehrte Seite des Bootes mit seinen roth und weiß gemalten Streifen! Wie zierlich und nett blinken auch die hellen Sonnenlichter auf den weißen Hemden der Bootsleute, die einen langen Schatten auf den röthlichen Sand werfen. Jetzt erhebt sich eine schwarze Rauchsäule zwischen dieser Gruppe, gleich darauf zuckt eine flackernde rothe Flamme empor: das

brennende Pech, und vervollkommnet das alles zu einem der schönsten und zierlichsten Bilder.

Die länger werdenden Schatten der Bäume und Häuser mahnen uns daran, unsern Weg fortzusetzen, und bald sind wir am Fuße des schönen classischen Posilippo angelangt, der als lang gestrecktes malerisches Vorgebirge auf dieser Seite den Golf einschließt. Die Fahrstraße, auf welcher wir hieher gelangt, zieht sich weiter immer am Ufer des Meeres dahin; doch wir verlassen sie hier, um nach dem Ziel unserer Reise, dem reizenden San Antonio hinauf zu steigen, das mit seinen zierlichen Häusergruppen so kokett, so leicht und einladend an dem Hügel wie hingesäet liegt. Vor uns, wo die Fahrstraße sich biegt, zeigt ein tiefer Einschnitt in der Bergwand, der jetzt schon mit bläulichem Dufte angefüllt ist, die Stelle, wo die Grotte von Posilippo beginnt und sich fortzieht unter dem Berge, der sich hier über der Grotte in zackigen Felsmassen aufthürmt, welche aber unterbrochen sind von üppigen Castanien- und Maulbeerbäumen und auf der Höhe gekrönt erscheinen mit hohen, fast schwarzen Pinien, deren schirmartige, unbeweglich stehende Gipfel sich scharf von dem glänzenden Himmel abzeichnen. Etwas links unter ihnen liegt das alte Kloster San Antonio mit seinem grauen Thurme die Höhe beherrschend; hier wohnen nur einige Franziscaner-Mönche aus adeligen Familien, und es ist ein Ort, der mit seiner ungeheuren Rundsicht wohl ein heiß ersehnter Aufenthalt sein kann.

Etwas tiefer, durch eine Treppe und ein Pförtchen mit dem Kloster verbunden, liegt die reizende Villa Taglioni, vormals Cedronia, in einfachem und doch schönem Style erbaut; ihren Aufgang zieren weiße Säulen, die eine Reben-

perculate tragen, deren feines Grün und wehende Ranken die ganze Villa so fein und malerisch einrahmen, daß sie Leopold Robert in seiner Rückkehr von Madonna del Arco benutzen konnte.

Laß uns beim äußeren Anblick dieser Villa noch etwas länger verweilen, geneigter Leser, denn dorthin führe ich Dich beim Anfang dieser wahrhaften Geschichte, und dort, hoffe ich, werden wir uns auch später einmal wieder sehen.

Drittes Kapitel.

Die Villa San Antonio.

Der Garten der reizenden Villa Taglioni zieht sich bis an den Fuß des Hügels, und zwischen dem reichen Baumwuchs unterscheidet man deutlich, verschieden in Farbe und Gestalt, Terrassen, Treppen, Bogengänge, bald röthlich, bald gelblich unter dem grünen Laub hervorschimmernd; die Wege treten noch heller hervor, schlingen sich hin und her, sind auf dieser Stelle sichtbar, um sich auf einer andern unter Rebengewinden, dichten Lorbeerhainen und uralten Nußbäumen zu verlieren. Ganz am Ende des Gartens, ins Meer hinausragend, steht auf einem vorspringenden Felsen, den ein ungeheurer Steinbogen stützt, ein Pavillon in röthlicher Farbe mit wundervoller Aussicht. Neben ihm lehnen sich Terrassen an den Berg, zu denen in drei verschiedenen Etagen Wege geleiten; unten tritt einer dieser Wege in eine gewölbte Halle, aus welcher Treppen hinaufführen; oben ist ein anderer von einer dunklen Cypressen-Allee beschattet, welche von jenem Pavillon wieder dem Hause zuführt. Ueber diese Allee hinaus

blicken zwei andere Villen, welche ganz oben-auf dem Bergrücken stehen, kokett zwischen Grün und Bogengängen mit weißen Säulen hervor.

Die Lage des eben beschriebenen Landhauses hat etwas eigenthümlich Großartiges und doch dabei wieder Geheimnißvolles, was noch dadurch vermehrt wird, daß man bei flüchtigem Umherschauen keinen Weg bemerkt, der zu diesem reizenden Aufenthalte führt. Man sieht wohl am Ende des Gartens gelbliche Mauern hie und da hervorblicken, die man, wenn man aufmerksam hinschaut, im Zickzack am Berge hinablaufen sieht, bis sie sich unten in dem Häuserlabyrinth verlieren. Dort führt die Straße hinauf, und ist der Anfang derselben von den Häusern, die unten den Berg umstehen, für den Uneingeweihten so gänzlich verborgen, daß man glauben könnte, sie seien absichtlich so dahin gestellt, um die Villa zu beschützen und den Aufgang zu ihr zu verbieten. Haben wir uns aber durch die uns bekannte Häuserlücke geschlichen — wir wollen übrigens dem Leser verrathen, daß dort ein Crucifix steht, er also später auch ohne Führer nicht fehlen kann — so sehen wir vor uns einen steilen Weg und gehen aufwärts auf einem zwar breiten Pfade, der jedoch nur für Reiter und Fußgänger zu benutzen ist.

Eine Zeitlang wandeln wir zwischen den Häusern dahin, die hier ziemlich willkürlich vor und neben einander stehen, und da wir auf unserem etwas steilen Pfade dem italienischen Sprüchwort folgen müssen, daß, was chi va piano, va sano, so haben wir immer noch Zeit, die herrlichen Genrebilder zu betrachten, die sich auch hier, wie überall in diesem classischen Lande, dem Auge darbieten.

So sehen wir an der ersten Ecke eine taverna di Cam-

pagna, wo unter einer mit Rebenlaub und Blumen bewachsenen Veranda Tische und Bänke stehen, an denen junge Fischer oder Campagnoli, hier auch Massari genannt, vor einer caraffa di vino nero sitzen und ihr rothes Pfeifchen rauchen, während die außerordentlich dicke Wirthin des Etablissements vor der Thür ihres Hauses auf einem Holzschemel sitzt und einen großen schwarzen Kessel vor sich hat, der über loderndem Feuer steht, und in welchem sie in rauchendem Oel viereckige Stückchen aus Maisteig bäckt und diese Delicatesse noch heiß an Alt und Jung verkauft. Ihre halbnackten braunen Kinder balgen sich in innigster Verbindung mit dem großen zottigen Haushunde auf dem Boden umher, wobei es ihnen gleichviel ist, ob sie unter die Tische und Stühle oder unter die Füße der Gäste rollen.

Das ländliche Bild wird vervollständigt durch ein paar große stattliche Gänse, die wackelnd und schnatternd vor den Balgereien der Kinder und dem Bellen des Haushundes entfliehen. Werfen wir einen flüchtigen Blick in das Innere der Veranda, so sehen wir nichts als ein finsteres, schwarzgeräuchertes Loch, eine förmliche Räuberhöhle; von der Decke herab hängen verschiedene Gegenstände, die uns verdächtig erscheinen müssen. Was kann es sein? Dunkelbraune Keulen, dicke Schnüre und Stricke, gekrümmte Eisen, Ketten, Netze und dergleichen. Wenn wir aber näher hinblicken, so erkennen wir nach und nach, daß das, was wir für Räuber-Requisiten gehalten, harmlose Schinken, große Schnüre mit Würsten, unschuldige Speckseiten sind. Auf einander gethürmte Gegenstände, die wie Steine aussehen, ergeben sich als sopressata und cacio cavallo, Pferdekäse, den man nach einer langen

und anstrengenden Fußpartie, vermischt mit dem schweren rothen Wein, genießen und dann sogar verdauen kann.

Uebrigens sind die Leute hier freundlich, harmlos und gutmüthig; die Burschen unter der Veranda rücken ein klein wenig an ihren Mützen, die dicke Wirthin begrüßt uns mit ihrem: buona sera, Cellenza! was eine Abkürzung von Excellenza ist, und ein paar junge Weiber, die halb entblößt, ihren Säugling auf dem Schooße, sich den Mutterfreuden hingeben, rufen uns ein freundliches Wort nach und machen, noch ehe wir um die Ecke verschwunden sind, ziemlich ungenirt ihre lauten Bemerkungen über uns.

Unser Weg scheint nach einer kleinen Biegung durch ein mächtiges Haus versperrt zu werden, das sich mit gewaltigem Thorweg gerade vor uns hingelagert hat, aber eben dieser dunkle Thorweg nimmt uns auf und führt uns weiter. Unter seinem Bogen ist eine kleine Kapelle angebracht, vor dem Bilde der Mutter Gottes stehen Blumen, deren bunte Farben eben so wie das Gesicht der Madonna nur spärlich von der ewigen Lampe beleuchtet wird. Alte Bettler haben hier Posto gefaßt; vor dem kleinen Altar knieend, oder auch am Ein- und Ausgange liegend, vergessen sie nie, den durchpassirenden Fremden mit italienischer Hartnäckigkeit anzubetteln, wobei sie indessen ihr halbgemurmeltes Gebet nur auf Augenblicke unterbrechen.

Jenseits, im sanften Lichte des hereinbrechenden Abends setzen wir wohlgemuth unseren Weg fort; immer noch haben wir Häuser zu beiden Seiten, die mit vier und fünf Stockwerken hoch an der Bergwand emporragen und der schon tief stehenden Sonne nur spärliche Lichtblicke in die halb dunkeln Höfe und Lücken der Gebäude erlauben. Doch wird auch

dieses letzte Sonnenlicht noch benutzt; dort sieht man schlanke elastische Mädchengestalten, welche weiße Leinwand, auch wohl sehr fadenscheinige, geflickte und zerrissene, an Seilen aufhängen und diese Seile so zu spannen wissen, daß die Sonne vor ihrem Verschwinden noch daran hinstreifen muß. Andere Mädchen und Weiber ziehen Wasser aus einem tiefen Brunnen oder bearbeiten Wäsche auf einem Stein. Gesprochen wird dabei nicht so viel, wie bei uns, wenn man „an's Brünnele" geht; aber zuweilen erhebt eine ihre schrillende Stimme und singt: O dolce Napoli, O suol beato, Ove sorridere Volle il creato, Tu sei l'impero dell armonia.

Obgleich wir schon ziemlich lange aufwärts gestiegen sind, wobei sich der Weg bald rechts, bald links gebogen hat, so sind wir doch noch nicht im Stande, über die Häuser hinweg zu sehen. Kein Wunder, denn die Höhe verschiedener dieser Gebäude ist enorm; hier ist ein solches Wahrzeichen des Weges nach San Antonio, ein sieben Stockwerk hohes Haus, wo unten in einem Basso ein magerer langer Schuster die nicht sehr feinen Chaussuren der Mergelinerinnen und San Antonierinnen flickt. Seine Tochter Marineta mit keckem, lebhaftem Gesicht und vollem Wuchse strickt vor der Thür, beständig mit anderen Mädchen schäckernd und lachend, und die jungen Herren, die hinauf gehen, freundlich, zuweilen auch sehr herausfordernd grüßend.

Hier aber athmen wir freudig aus tiefster Brust auf; das vielfarbige Häuserlabyrinth — Grau und Gelb ist jedoch vorherrschend — bleibt nun hinter uns zurück und sinkt, da der Weg noch immer steil aufwärts führt, mit jedem Schritte weiter in die Tiefe hinab. Den herrlichen, tiefschattigen Laubmassen, die wir schon an der Straße bewundert, sind

wir nun schon so nahe gekommen, daß wir entzückt den balsamischen Hauch der Blumen und Blüthen des vor uns liegenden Gartens auf uns einströmen fühlen. Vor uns, schon ziemlich nah, liegt die Villa Taglioni mit ihrem weißen Säulengange und der Zickzackrampe, die jetzt so deutlich hervortritt. Die alten Mauern dieser Rampe, auf denen der Weg hinanklimmt, blicken zwischen dem Grün gar malerisch hervor, reizend zerklüftet und zerrissen, in heller warmer Farbe, mit ihren von der Seeluft zerfressenen Steinen und den üppigen Schlingpflanzen, die in langen wehenden Guirlanden aus jeder Spalte, aus jedem Risse herabhängen. Garten, Villa und Rampe, ja, die ganze Bergseite, die wir vor uns haben, liegt schon in tiefe Abendschatten eingehüllt, nur oben auf der Höhe schimmert und strahlt das Kloster San Antonio noch im Glanze der sinkenden Sonne.

An der Ecke der dritten Biegung der Rampe, unter dunklen Bäumen halb verborgen, steht ein Thürmchen mit ganz bemoos'tem Dache und einer kleinen verschlossenen Thüre. Es ist dies der heimliche Eingang des Gartens, zu dem nur besonders Bevorzugte den Schlüssel erhalten, um Abends noch hinein zu können, wenn das große Thor schon geschlossen ist. Eine enge Wendeltreppe führt in das Dickicht der Bäume, und ein schmaler Pfad windet sich hinauf zwischen Burhecken und Feigenbäumen an einem großen grauen Felsen und einer dort tief hinein laufenden Grotte vorüber; auf einer schmalen steinernen Treppe gelangt der Wanderer in den großen Aufgang mit den weißen Säulen.

Dieser Steg hat besonders um Mittag im hohen Sommer einen eigenen Reiz; außen sind dann die Rampen von den senkrechten Strahlen der Sonne blendend beleuchtet und

zum Verschmachten heiß; tritt man aber ins Thürmchen und hat die Thüre verschlossen, so umhüllt geheimnißvolles Dunkel das geblendete Auge und einen Moment darauf athmet die Brust mit Wonne die balsamische kühle Luft ein, die hier im wohlthuenden Schatten junger Mandel- und Maulbeerbäume herrscht. Duftender Rosmarin, feuriger Goldlack und hohe Stauden Levkojen bilden längs des Weges, in ihrem ungestört wuchernden Wachsthum eine Hecke, deren Duft sich Morgens wundervoll entfaltet und den vom Seebade kommenden Spaziergänger neu belebt. Rebengewinde überhängen den Weg bis zur Stiege, wo im kühlen Hauche der Grotte Colocasien und andere saftige Blätterpflanzen ein tiefgrünes Rondel bilden.

So sehr auch der angenehme Schatten uns einladet, in diese Grotte zu treten, so eilt doch Jeder scheu an ihr vorüber, denn wie man sagt, sollen hier Schlangen in Menge hausen. Unbedingt aber diesem Gerede zu glauben, möchte ich dem geneigten Leser doch nicht empfehlen, denn wer kann wissen, welche Absicht der erste Verbreiter dieses Gerüchtes dabei hatte, die vielleicht ganz unschuldige Grotte in Verruf zu bringen.

Uebrigens benutzen wir den eben geschilderten kürzeren Weg nicht, sondern gehen im Schatten gemächlich außen über die Rampe hinauf bis zur nächsten Biegung, wo in der Mauer eine Eremiten-Zelle ist, deren Bewohner, ein alter, ziemlich corpulenter Capuciner, vor dem Eingange sitzt und uns freundlich grüßend um einen Beitrag für das Licht der Madonna (l'olio della Madonna) ersucht.

Das hier so plötzlich lebendig gewordene Bild eines

Einsiedlers, mit dem wir uns schon in der Kinderzeit gerne beschäftigten, macht auf uns einen gleich großen Eindruck, wie das Erblicken der ersten im Freien wachsenden Palmen oder eines mit süßen, goldglänzenden Früchten bedeckten Orangenbaumes, der nicht in einem Kübelgefäß vegetirt. Wir möchten uns darüber verwundern, daß der lebendige Einsiedler — todte von Holz und Blech ausgeführte, haben wir auch bei uns schon gesehen — so freundlich mit uns spricht und lächelnd mit dem Kopfe nickt. Aber es gibt der größeren Wunder in diesem herrlichen Lande so viele!

Schauen wir einen Augenblick rückwärts auf das Panorama, das sich nach und nach immer großartiger vor uns ausbreitet. Dort steht der Vesuv in unaussprechlich schöner, warmer Beleuchtung; wir sehen das Meer zu seinen Füßen, weiter links das gewaltige Neapel; dort den malerischen Steinhaufen des Castel del' Uovo, die Riva di Chiaja, — alles das zeigt sich in prachtvoll röthlichem Lichte, mit den unter uns liegenden grauen Häusern einen scharfen Contrast bildend. Wir sitzen hier im Schatten, und für uns ist in diesem Augenblicke das ganze Licht der untergehenden Sonne auf den strahlenden, in Stahl- und Goldglanz schimmernden Golf concentrirt.

Hier möchte ich Dich gerne verlassen, geneigter Leser, und Du solltest schwärmen in dem entzückend schönen Anblick der nun von Sekunde zu Sekunde wechselnden farbigen Tinten, bis die Sonne verschwunden ist. Da ich aber hoffe, daß es Dir gelingen wird, an einem der nächsten Abende dies Plätzchen allein aufzufinden, ich, dem Du vertrauensvoll gefolgt bist, es auch für meine Schuldigkeit halte, Dich vor einbrechender Nacht unter Dach und Fach zu bringen,

so spende dem Einsiedler eine Kleinigkeit für das Oel der Madonna und laß uns unsern nur noch kurzen Weg bis zur Villa fortsetzen.

Noch eine Biegung der Rampe und wir haben die Grenzen des Parkes erreicht; ein Gitterthor lehnt sich links an einen Felsen, rechts an ein Häuschen, und durch dasselbe treten wir in eine Art Vorhof, der hier wie ein heiliger Hain am Eingange eines Tempels den Ermüdeten begrüßt und ihn freundlich überrascht. Es ist ein Rondel, auf der einen Seite durch einen Felsen und von einer alten, ganz bewachsenen Mauer begrenzt, während auf der andern Seite dieser kleine heimliche Platz eingeschlossen ist von hohen Akacien, die, sich über den Weg hinüberlegend, mit gegenüberstehenden ihre Aeste kreuzen und so das Rondel und den Weg bedachen, an welchem alsdann bemoos'te Steinbänke zur Ruhe einladen. Der Boden ist bedeckt mit tausenden abgefallener Akacienblüthen, welche die Luft mit ihrem süßen Dufte schwängern. Riesenhafte Aloes, deren frischgrüne Blätter so angenehm von den grauen Mauern abstechen, bilden zu beiden Seiten des Weges eine eigenthümliche Hecke und geben diesem Eingange etwas ganz Orientalisches.

Blicken wir in die Höhe, so bemerken wir vielleicht, daß wir nicht allein sind; auf der Mauer ist ein niedliches Gärtchen angebracht, dessen rothe Geranien, Oleander und goldene Citronen gar feurig hinter dem Grün hervorschauen, und doch nicht feuriger als die schwarzen Augen eines dunkeln Lockenkopfes, der, halb zwischen den Blumen verborgen, neugierig auf die Fremden hernieder sieht.

Schreiten wir leise weiter, geneigter Leser, mit dem besten Willen kann ich Dich in diesem Augenblicke nicht vorstellen.

Die schwarzen Augen sind ja auch schon verschwunden, wer weiß, ob sie einem lebenden Wesen angehörten, oder ob uns nicht bloß eine phantastische Erscheinung geneckt. Man erzählt sich allerlei von diesem geheimnißvollen Rondel, ob mit mehr Wahrheit, als von der Schlangengrotte, wage ich nicht zu entscheiden. Oft soll man hier an stillen Abenden lustiges Lachen, leises Plaudern und süße Abschiedsworte vernehmen.

In alten Zeiten nämlich, als noch die damals mächtige Familie Cedronia, die nun längst ausgestorben ist, hier oben residirte, war das Rondel, in welchem wir uns gerade befinden, und weiterhin die mächtige Eingangshalle beim Austritt oder beim Nachhausekommen der Rendezvousplatz für die Herrschaft und ihre eingeladenen Gäste. Hier warteten demüthig die Vasallen des Conte di Cedronia mit abgezogenem Hute und brachten dem gewaltigen Herrn ihre Bitten vor; hier rauschten bunte seidene Gewänder, hier klirrte Schwert und Sporn, hier sah man goldene Stickereien glänzen und Federn wehen, hier wieherten die Pferde und wurden von ihren Reitern, den jungen Nobili, verlassen, die sich beeilten, den schönen Damen beim Absteigen behülflich zu sein. Da glänzten die schwarzen Augen, da blinkten die schimmernden Zähne unter süßem Lächeln, da kam wohl mancher Händedruck vor und da vernahmen die alten grauen Mauern manch verstohlen geflüstertes und gern gehörtes Wort.

Lassen wir hinter uns all diese Erinnerungen, das bunte, glänzende Gewühl der Reiter, der Jagdpagen, die dort harrten, den Falken auf der Faust, der Diener in reicher Livree, der Knechte mit angezündeten Fackeln, wenn die Nacht hereingebrochen war. Wir brauchen die letzteren nicht, — uns leuchtet noch der Widerschein der scheidenden Sonne.

Wir haben den Säulengang erreicht, der uns schon von weitem entgegenblinkte und den wir bei jeder Biegung des Weges wieder sahen. Er ist mit Rebengewinden überwachsen und läßt uns auf der einen Seite eine entzückende Aussicht auf den ganzen Vomero-Hügel mit seinen zahlreichen Villen, auf das Castel San Elmo, auf die Rampen, die wir erstiegen, und tief unter uns auf die Häuser der Riva di Chiaja gewinnen. Rechts erhebt sich eine hohe Mauer mit tiefen Bogen, über welcher weiße Glocken, dunkelglühende Rosen und Passionsblumen wild durch einander wachsend in langen Guirlanden herunterhängen.

Noch ein paar Schritte aufwärts und wir sind an Ort und Stelle. Hier ist die Terrasse der Villa Cedronia, marmorne Statuen blicken von ihren Piedestalen auf Dich herab; glaube mir, geneigter Leser, Du wirst hier oben willkommen sein. Siehst Du, wie die Eingangsthür gastlich geöffnet ist, der Vorplatz sanft erhellt? Darum für heute — **felicissima notte!**

Viertes Kapitel.

Francesca und Rosa.

Wenn man in der heißen Jahreszeit auf einer dieser reizenden Villen am Golf von Neapel einen längeren Aufenthalt macht, so wird selbst der Ausländer, wenn er auch anfänglich glaubt, er dürfe keine Viertelstunde des Tages vorübergehen lassen, ohne in der reichen Natur zu schwelgen, ohne sich bald hier, bald dort umzuthun, doch in kurzer Zeit anfangen, sich vollkommen nach der italienischen Lebensweise zu richten, wenn er auf längere Zeit von seinem Landaufenthalte Genuß haben will. Worin wir Deutsche bei einer italienischen Villeggiatur vielleicht allein ausschweifend bleiben, ist das frühe Aufstehen, welches uns der Italiener gern überläßt. Denn er, der bis tief in die Nacht den heutigen Tag, den er erst spät beginnt, zu verlängern trachtet, bleibt dafür in der Frühe länger unsichtbar und erscheint erst, wenn wir schon unsere Frühnaturstudien beendigt.

Und wie belohnend sind diese Naturstudien hier! Wie wunderbar ist es, hier dem Erwachen zuzusehen, mit welcher

Glut, mit welchem Feuer schlägt hier der Tag sein leuchtendes Auge auf! Leider, daß uns sein Blick versengt, daß uns seine heißen Umarmungen schon so früh wieder den dunkeln Schatten suchen lassen! Aber wir haben doch einige wunderbare Momente genossen, wir sahen die Thautropfen an Blumen und Blatt und Gras nirgends so zahlreich, nirgends so strahlend, wie hier in der unaussprechlich reinen und klaren Luft, in dem wunderbaren Glanz der italienischen Sonne. Und vorher dieses prachtvolle Farbenspiel auf dem Meer und am Himmel beim Erscheinen des jungen Lichtes, der Aufwand an Tönen von dunklem Grau durch tiefes Violett bis zum glänzenden Purpur, die an jedem Morgen seine Wiege umgeben! Hier wird sie zur vollsten Wahrheit, die rosenfingrige Eos, und wir sehen sie voran eilen, den ganzen weiten Himmel mit ihren glänzenden Blumen bestreuend.

Da aber der Mensch nicht nur von Naturanschauung lebt, so weiß ich ein Plätzchen, wo wir versteckt zwischen Lorberbüschen weilen, die uns mit ihren in der Morgenluft spielenden Zweigen die Aussicht einestheils verdecken, anderntheils um so reizender machen. Da nehmen wir unsere kleine Tasse schwarzen Kaffee's, zünden uns eine Cigarre an, wenn wir Raucher sind, und genießen dann, eingerechnet das Gespräch mit guten Freunden, ein vierfaches Vergnügen.

Zu lange wollen wir uns übrigens an diesem reizenden Plätzchen nicht aufhalten; erheben wir uns daher und steigen an das Ufer des Meeres hinab. Dort, wo wir gestern die umgekehrte Barke sahen, welche von den Schiffern hergestellt wurde, dort treten wir hinaus, und es braucht diesmal keines Ueberredens der Barcajoli; auch sehen sie uns schon unsern Wunsch an, und einer springt in das Fahrzeug, es mit der

Ruderstange am Ufer festhaltend und den andern Arm ausstreckend, um uns hinüber zu geleiten.

Da schwimmen wir denn im nächsten Augenblicke sanft schaukelnd auf den leise sich hebenden Wogen; es ist förmlich, als athmeten die Wellen nur leicht und dabei so gleichmäßig, daß sich wie ein Uhrwerk unsere Barke jetzt hebt, jetzt senkt und nur, wenn wir wenden, die Fluten mit einem etwas stärkeren Geräusch gegen die Seite des Bootes anschlagen.

Jetzt sind wir weit genug draußen und entkleiden uns rasch, um in die krystallhelle dunkelblaue Tiefe zu springen, uns den wiegenden Wellen anzuvertrauen, die uns nicht nur tragen, ohne daß wir die geringste Anstrengung machen, sondern uns auch, wenn wir ausgestreckt auf ihnen ruhen, mit eigenthümlich murmelnden Tönen allerlei Geheimnißvolles in die Ohren flüstern.

Unser Barcajolo rudert langsam nach und singt auch wohl leise ein Lied, uns aber, die wir uns jetzt, vom Schwimmen ausruhend, regungslos mit verschränkten Armen da liegend, von den Wellen tragen lassen und mit weit offenen Augen um uns schauen, erscheint rings umher alles so ganz anders, noch viel prachtvoller gefärbt, noch viel großartiger, als wir es gestern gesehen. Scheint doch Neapel und der Vesuv und die hellglänzende Kette von Städten zu seinen Füßen bis nach Castellamare und weiter hinaus bis zu dem steilen Gestade von Sorrent in immer frischeren, glühenderen Farben aufzuflammen und sich dabei phantastisch zu drehen, als lebten wir in einem Zaubermärchen.

Ah, dort in dem großartigen Reigentanze, welcher Städte und Hügel, Berge und Felsen an uns vorübertreibt, zieht

auch das majestätische und zu gleicher Zeit so malerische und liebliche Capri heran. Dann folgt wieder die stille glatte Meeresfläche mit weißen leuchtenden Puncten besäet: Schiffssegel oder Möwen; und nun schwebt Procida heran, dann das prächtige Ischia. — In der That, es könnte uns schwindlig machen, all das unnennbar Schöne, das wir hier in so wechselndem Lichte sehen, wenn wir, auf dem Rücken liegend, uns von der Flut tragen und schaukeln lassen. Jetzt ruft uns die Gestalt unseres Bootsmannes, der hoch auf dem Bord seines Fahrzeuges sitzt und sein rothes Pfeifchen raucht, aus dem Traume zurück, auch vielleicht etwas Anderes, das in unserer Nähe erscheint: ein Fisch, der sich blitzartig über die Oberfläche des Wassers erhebt, in der Sonne einen Augenblick funkelnd und strahlend.

Nun haben wir genossen auch dieses irdische Glück, wir rudern langsam an's Gestade zurück und treten noch langsamer die Wanderung nach unserem Tusculum an. Die italienische Sonne brennt heiß, und sorgfältig benutzen wir jede Spanne Schatten an Mauern und Gebüschen; bald sind wir indessen oben und bergen uns nun vor der allgewaltigen und strengen Herrscherin Sonne, wie jedes andere lebende Wesen, in irgend einem schattigen Winkel. Voll und glühend am wolkenlosen Himmel strahlend, geht sie nun ruhig ihren Weg, die unumschränkte Alleinherrscherin in den Stunden des Tages zwischen zehn Uhr Morgens bis vier Uhr Nachmittags. Wagt es doch jetzt kaum ein Blatt, sich zu bewegen, eine Ranke, vorwitzig zu wehen; bleibt doch der Vogel unter seinem Laubdache, der Käfer in seiner Erdspalte, und was sich allenfalls zwischen Moos und Gestein blitzartig umherbewegt, sind gelenkige, roth und goldig schimmernde

Eidechsen, durch deren gepanzerten Rücken die Glut der Sonne nicht dringen kann. Die Rosen halten ihren Duft zurück und lassen ihre Köpfchen hängen; andere begabtere Blumen schließen ihre Kelche und halten während der Mittagsglut ihre Siesta.

Ihrem Beispiele wollen wir folgen.

Unterdessen schwingt sich die Sonne höher und immer höher, sie steht über dem Kloster San Antonio, und das schmale Plateau vor der Front der Villa Cedronia ist nun bedeckt mit einem angenehmen, erfrischenden Schatten, welcher tief dunkel abgrenzt auf der Steinbalustrade, deren Vorsprünge von dem Sonnenlicht noch hell und grell gefärbt sind. Dieses Plateau oder Terrasse, wie man will, theilt sich in einen Platz dicht am Hause und ein sorgfältig gepflegtes Blumengärtchen mit einem Wasserbassin, aus dessen Mitte ein lebendiger Strahl emporsteigt, der sich jetzt, wo seine Spitze, noch in das Sonnenlicht hineinragend, in tausend schimmernde Brillanten aus einander stäubt, doppelt reizend macht. Auch sein sanftes Plätschern ist so sehr angenehm und scheint ordentlich Kühle rings umher zu verbreiten.

Auf dem Plätzchen dicht am Hause steht ein kleiner Tisch, und daneben sitzen auf amerikanischen Schaukelstühlen zwei junge Damen, von denen die eine ein Buch in der Hand hält, das sie aber ohne zu lesen in ihrem Schooße ruhen läßt. Die andere lehnt ihren Kopf rückwärts und hat ihn mit der Rechten unterstützt, während sie die Linke auf die Lehne eines Sessels gelegt hat.

Beide Damen sind jung und schön, beide sind weiß gekleidet, und nur an ihrem Gürtel und an ihren Haaren bemerkt man ein farbiges Band. Die Haare sind verschieden

von Farbe; die eine der jungen Damen mit dem Buche in der Hand, hat blondes Haar und dazu eigenthümlicher Weise hellbraune Augen; ihre Gesichtszüge sind weich und außerordentlich angenehm. Die andere hat dunkelbraunes, fast schwarzes Haar, dunkle, leuchtende Augen; ihre Gesichtszüge gleichen denen der Blonden, doch ist der Ausdruck derselben ernster, strenger, aber als Ganzes unbedingt schöner.

„Gott sei Dank," sagt nun diese, „daß die unerträgliche Hitze heute einmal wieder vorüber ist. Ich muß dir gestehen, Françoise, ich könnte mich schwer an das Klima hier gewöhnen."

„Und doch ist der Sommer schon vorüber," versetzte die Angeredete mit weicher Stimme; „als ich hieher kam, war es viel heißer. Die Hitze an sich selbst macht mir nicht so viel zu schaffen, aber ich habe eine große Sehnsucht, wieder einmal Schnee zu sehen, viel Schnee und schöne glänzende Eiszapfen. Darauf freue ich mich," setzte sie leiser hinzu.

„Ja—a, ja—a," gab die Andere zur Antwort, während sie sich mit einer raschen Schwingung ihres Stuhles erhob und ein paar Schritte vortrat; „es ist unnennbar schön hier, aber eigentlich zu schön, zu glühend, zu aufreibend; ich sehne mich nach Schatten, nach tiefem, dunklem Waldesschatten. Sieh dort hinaus — Glanz, wohin du blickst, Glut und Licht; das flimmert und strahlt, und sprüht und glänzt von allen Seiten, und ermüdet so nicht nur die Augen, sondern auch das Herz."

Sie war mit raschen Schritten an die Brüstung des Plateaus getreten, und zeigte so in den Schattentönen, die sich warm auf ihr weißes Gewand legten, und in dem hellen Reflex der Sonne, welche glänzende Streiflichter auf ihre

vollen Formen warf, eine wunderbar schlanke, elastische, ja prachtvolle Gestalt. Jetzt wandte sie sich rasch wieder um und trat an das Tischchen zurück, wo sie ihre Hand aufstützte und dann die noch ruhig Dasitzende mit einem wohl ernsten Blicke betrachtete, in dem sich aber viel Liebe und Theilnahme abspiegelte.

„Morgen ist deine letzte Vorstellung,“ sprach sie, „und dann —“

„Reisen wir,“ ergänzte Françoise; „gewiß, Rosa, wohin du willst.“

„Sprich nicht so,“ erwiderte diese, indem sie unmuthig den Kopf emporwarf. „Wohin ich will?“ Sie zuckte mit den Achseln. „Bin ich denn gekommen, um nach meinem Willen zu leben? — Wir reisen, wohin du willst — und er.“

Françoise schaute mit einem Blicke zu Rosa auf, der ernst, fast traurig umflort war. — „Wenn aber —“ sagte sie —

Doch unterbrach sie die Andere, indem diese ihr die Hand sanft auf das blonde Haar legte: „Laß vor der Hand deine Wenn und Aber ruhen, liebe Françoise; wir haben diese Angelegenheit mit aller Ueberlegung und Geschicklichkeit wie einen Spielball zwischen uns hin und her geworfen, von allen Seiten auf's genaueste betrachtet und sind doch nicht klüger geworden. Morgen, übermorgen muß eine Entscheidung erfolgen, komme sie, wie sie wolle, du mußt sie ertragen und wirst sie ertragen; ich stehe dir zur Seite und hoffe, daß meine von dir so oft gerühmte Energie auf dich influiren soll.“

„Gewiß, Rosa, ich werde so handeln, wie du es für gut findest.“

„Nicht, wie ich es für gut finde,“ entgegnete diese fast

unmuthig, „sondern wie es die Umstände geben und wie du es selbst für das Beste halten mußt. — Aber Eins sage mir noch," fuhr sie nach einem augenblicklichen Nachsinnen fort, „kannst du dich auf Jeanette unbedingt verlassen?"

„O ja, unbedingt, sie hat sich immer als treu und anhänglich bewiesen."

„Aber sie verkehrt viel in der Stadt, zu viel sogar, wie mir dünkt."

„Sie hat bei der französischen Gesandtin eine Verwandte und besorgt für mich viele Aufträge."

„Und durch sie erhieltest du die ersten Andeutungen?"

„O nein; jener Brief, den du gelesen, war es, der mit Recht den ersten Funken des Argwohns in mein Herz warf. O, es war ein schrecklicher Augenblick für mich! Darauf schrieb ich dir gleich nach Marseille, und wie danke ich dir, daß du so bald wie möglich kamst."

„Das verstand sich ja von selbst, du würdest nicht anders gehandelt haben. — Aber Jeanette —"

„Wollte bald darauf eine Bestätigung dieses Schreibens hier und dort gehört haben."

„Aber Neapel ist doch nicht so groß, um nicht der Wahrheit auf die Spur zu kommen. Hast du deinem Impresario, der ja die Stadt wie seine Tasche kennt, nie über diese Angelegenheit, natürlich unter gleichgültigen Beziehungen, gesprochen?"

„Nein, ich habe es nicht gewagt; er mußte um mein Verhältniß wissen, ich mochte mich seinen freundschaftlichen Fragen nicht aussetzen."

„Nun, ich verstehe das; aber am Ende ist es wichtig genug, um eine Frage, die wohl nicht ganz angenehm klingt,

verschmerzen zu können. — Aber Eins begreife ich bei alle dem nicht," setzte sie mit großer Energie hinzu, wobei sie ihren Kopf erhob, „auch ohne dich an deinen Impresario zu wenden, muß doch Jeder in der Stadt ein großes Haus wie das der Marchesa Fontana mit allen seinen Verhältnissen kennen."

„Ueberall sonst, ja," entgegnete Françoise schüchtern, „aber hier in diesem eigenthümlichen Lande, bei den eigenthümlichen Verhältnissen ist das nicht so ganz leicht."

„Nun, und welche Verhältnisse?"

„Nach dem Tode des Marchese Fontana," sagte die Andere mit niedergeschlagenen Augen und mit ihrer weichen Stimme, „ging die Marchesa mit ihrem Sohne nach Sicilien, wo sie ebenfalls Besitzungen haben. Dort hätte er sich — vermählt mit der Tochter aus einer vornehmen Familie, die aber hier bei Hofe nichts weniger als freundlich angesehen wurde. Und als nun die Marchesa mit ihrem Sohne hieher zurückgekehrt, sei die Schwiegertochter noch in Palermo geblieben und sollte erst hieher kommen, wenn es einflußreichen Freunden gelingen würde, ein gutes Verhältniß mit dem König wieder herzustellen."

Rosa hatte hastig ihr Haar aus der Stirne gestrichen, preßte ihre Lippen fest auf einander und sprach dann mit etwas heftiger Stimme: „So wie so, die Sache wäre nicht schlecht angelegt, und du hast Recht; da müssen Erkundigungen, wie wir sie anzustellen die Macht haben, erfolglos sein. Aber die Wahrheit muß doch an den Tag kommen, und wenn ich an deiner Stelle wäre —"

Françoise lächelte unbeschreiblich mild.

„So würde ich vor ihn hintreten, ihm ins Auge sehen

und am Zucken seiner Lippen, an seinem Blicke merken, ob eine Beschuldigung, die ich gegen ihn erhöbe, wahr oder nicht wahr wäre."

„Ich habe alles das gethan, meine gute Rosa; ich habe ihn ehrlich gefragt und er hat mir — ehrlich geantwortet. So glaube ich wenigstens," setzte sie mit einem leuchtenden Blick hinzu, „und mein Herz sprach für ihn und seine Antwort. Er sagte mir: „Es ist so begreiflich, daß man mir den Schatz, den ich in dir besitze, nicht gönnen will; man will uns aus einander reißen, und da man wohl weiß, daß es nichts helfen würde, wenn man dich, sei es in welcher Art es wolle, bei mir verdächtigte, so greifen sie mich an und wählen das gewöhnlichste, aber ich muß es zugestehen, gewissen eigenthümlichen Verhältnissen nach auch das glaubwürdigste Mittel."

„Und wie sprach er von einer Heirath dir gegenüber? — Oft? — dringend?"

„Wie Jemand mit seiner Leidenschaftlichkeit über so etwas sprechen kann," gab Françoise mit niedergeschlagenen Augen zur Antwort. „So oft ich ihn sehe, ich möchte sagen jeden Augenblick, gelingt es ihm durch irgend eine Wendung des Gesprächs die Rede auf unsere Verbindung zu bringen. Und dann ist er außer sich, jetzt vor Glück, dann vor Schmerz, wie ein Kind, hoffend und fürchtend."

„Und immer natürlich?"

„Immer, ich habe ihn nie anders gesehen."

Rosa zuckte heftig mit dem Kopfe, dann trat sie ein paar Schritte vor, an die Brüstung der Terrasse und schien ihre Blicke in das wirklich großartige Gemälde, das vor ihren Augen entrollt war, zu versenken.

Françoise hatte sich leise erhoben, war an ihre Seite getreten, und legte ihre linke Hand auf die Schulter des anderen jungen Mädchens. So gaben die beiden herrlichen Gestalten ein prächtiges Bild. Die mit dem dunklen Haar und dem leuchtenden Auge, stolz und hoch aufgerichtet, tief Athem holend, in ihrer Haltung, im Ausdrucke des Gesichtes etwas Strenges, Unnahbares, man möchte fast sagen, Abstoßendes, wenigstens Ehrfurcht Gebietendes; und die Andere mit den weicheren Zügen, dem auffallend blendenden Teint, dem freundlichen, zuweilen etwas schalkhaften Lächeln um den Mund, doch eine lieblichere Erscheinung, zu der man sich unwillkürlich hingezogen fühlte.

Und dieser Gedanke bewegte Rosa auch wohl mächtig das Herz, als sie so dicht an ihrer Wange den warmen Hauch von Françoise's Athem fühlte. Sie wandte sich hastig gegen die Schwester — denn es waren Schwestern, die beiden Mädchen — umfaßte sie innig mit ihren Armen und hielt sie ein paar Sekunden lang fest umschlungen, an ihr Herz gedrückt. Dann sagte Rosa, indem sie ihre heiße Wange auf das kühle Haar der Schwester legte und ihr alsdann in die thränenden Augen blickte: „Weine nicht, mein Herz, was gut zu machen ist, werden wir gut machen, — und das Andere," fuhr sie mit einem leichten Achselzucken fort, „vergleichen, so viel das in unseren Kräften steht." — —

„Ein herrliches Bild!" hörte man in diesem Augenblicke eine Stimme in reinem Italienisch, wenn auch etwas in der breiten neapolitanischen Mundart, sagen. „In der That, eines der wunderbarsten Genrebilder, die in uns den Wunsch erregen, sie gemalt zu sehen! Tausend Ducati wären nicht zu viel."

Françoise schrak bei dieser lauten lustigen Rede leicht zusammen, während Rosa langsam den Kopf herumdrehte, um den Sprecher mit einem ernsten, fragenden Blicke anzuschauen.

„Ah, Signora Francesca,“ fuhr dieser fort, „es ist eigentlich unverantwortlich von Ihnen, so weit von der Stadt zu wohnen. Wissen Sie wohl, daß ich schon eine Menge der kostbarsten Zeit daran gesetzt habe, um hie und da nach diesem ver— nach diesem schönen San Antonio wollte ich sagen, heraus zu kommen?“

Jetzt hatte sich auch Françoise umgewandt und trat, ihre Schwester an der Hand, dem so unerwarteten Besuche entgegen.

„Rosa,“ sagte sie, „dies ist Herr Bertolini, der Impresario von San Carlo, — Herr Bertolini, dies ist meine Schwester.“

Herr Bertolini hatte seinen Hut in der Hand, denn er war damit beschäftigt, seine schweißtriefende Stirne mit dem Taschentuche abzuwischen. Jetzt drückte er Taschentuch und Hut gegen die Brust und machte dazu eine tiefe Verbeugung, wobei sein Gesicht deutlich den Ausdruck freudiger Ueberraschung, ja einer außerordentlichen Verehrung und Hochachtung an den Tag zu legen sich bemühte.

Das Gesicht des Impresario war ein dickes, gutmüthiges Gesicht mit freundlich zusammengezogenem Munde und recht lebhaften und pfiffigen Augen. Von Farbe war es etwas gelblich, dafür aber auch auf beiden Seiten beschattet von einem außerordentlich starken pechschwarzen Backenbart. Von gleicher Farbe war auch das glatt angestrichene Haar. Herr Bertolini war, wie viele Italiener guter Stände, trotz des

heißen Tages schwarz gekleidet; über seine glänzende Atlasweste hing eine schwere goldene Kette mit einem faustdicken Charivari, in welchem die kleine bekannte Korallenhand mit den beiden ausgestreckten Fingern in mehreren Exemplaren zu sehen war. Die Chaussure: lackirte Stiefel, war untadelhaft, die Handschuhe ebenfalls, von Farbe ein klein wenig dunkler als das Gesicht.

„Beim Bacchus!" sagte er mit einer abermaligen tiefen Verbeugung, die sich noch specieller gegen Rosa richtete, „ich freue mich außerordentlich, die Schwester einer großen Künstlerin zu sehen, die selbst eine große Künstlerin ist. Und Ihre Ankunft, mein Fräulein, gibt mir die schönsten Hoffnungen, ja Hoffnungen, die, wenn sie sich auch nur zum Theil erfüllen sollten, mich veranlassen würden, dieses — San Antonio zwischen heute und den nächsten Tagen noch ein paarmal zu besuchen und — ich schwöre es! — sogar zu Fuß." Das letztere sprach er mit einem leichten Seufzer und ließ die Blicke an seiner eigenen Gestalt herabgleiten, welche allerdings für Bergtouren und obendrein in der Sonnenhitze, etwas zu corpulent war. Dann schaute er auf's freundlichste lächelnd von unten zu Rosa hinauf und fragte: „So darf man vielleicht hoffen?"

„Hoffen Sie nicht zu früh," gab ihm diese mit einer heiteren Miene zur Antwort, „ich bin nur gekommen, um meine Schwester für ein paar Tage zu besuchen."

„Aber ich hoffe bei allen Heiligen," sagte plötzlich mit großem, aber etwas affektirtem Ernst der Impresario, „nur zu besuchen, nicht mit fort zu nehmen. Ich wäre ein ruinirter Mann."

„Pah!" meinte Rosa mit einer leichten Neigung des

Kopfes, „wir sind ja bei euch Italienern doch nur geduldet, wir Deutsche; unsere Stimme hat keinen Schmelz, wir selbst keine Routine und keine Schule, und wenn wir Andern gar anfangen zu tanzen, so ist das für Ihr Publikum rein zum Davonlaufen."

Der Impresario drückte abermals Hut und Sacktuch fest auf sein Herz, und sein Blick hatte etwas Flehendes, während er mit hoch emporgezogenen Augenbrauen rasch zur Antwort gab:

„Sagen Sie das nicht, Signorina, bei Gott! sagen Sie das nicht. Ja, ich gebe zu, es war vielleicht früher einmal so; aber was Ihre Fräulein Schwester anbelangt, so hat seit den Zeiten der großen Malibran und der nicht minder glorreichen Grisi keine Künstlerin mehr allabendlich das Publikum so hingerissen, wie es jetzt der Fall ist, wenn Signora Francesca die Gnade hat, bei ihrem ganz unterthänigen Diener in San Carlo den Leuten zu zeigen, was Stimme und Gesang ist. — Uff!" blies er von sich, halb um seine Worte zu verstärken, halb auch um die Erhitzung zu bezeichnen, unter der er augenscheinlich litt.

„Lassen wir das, Signor Bertolini," sagte Françoise, „und setzen Sie sich hier an die Balustrade. Der frische Seewind, der sich erhebt, wird Sie abkühlen. Und die Abkühlung wird Sie alsdann meine Worte besser aufnehmen lassen."

„Sprechen Sie nicht so feierlich und entsetzlich," erwiderte der Italiener. „Wahrhaftig, ich wäre ein geschlagener Mann, wenn es mir nicht gelänge, Sie, Allverehrte, dem Publikum zur nächsten Saison anzukündigen. Die Concurrenz würde mir den Pacht von San Carlo nehmen."

Ein Diener, der an der Hausthüre erschienen war, hatte auf einen Wink der Herrin die beiden Schaukelstühle und einen kleinen Fauteuil nach dem Rand der Terrasse befördert. Die Schwestern ließen sich dort nieder, und der Impresario folgte nach einigen Complimenten ihrem Beispiele. Dann setzte er seinen Hut auf den Boden und fächelte sich mit dem Taschentuch Kühlung zu.

„Ich bin entzückt von San Antonio," sagte Rosa nach einer Pause, „es ist ein prächtiger lohnender Aufenthalt, und namentlich für ein glückliches und zufriedenes Gemüth. Was mich anbelangt," setzte sie hinzu, während sich ihre Blicke in das tiefe glänzende Blau des flimmernden Meeres versenkt hatten, „so ist mir alles hier zu weit, zu maßlos; der Golf öffnet sich so ohne alle Schranken, es ist gerade, als ob uns hier nichts zurückhalten wollte, als wenn wir das alles nur vorübergehend anstaunen dürften, um später in einem ruhigeren Winkel der Erde davon träumen zu können. — Ja, zu viel Schönheit," sprach sie leise vor sich hin, „zu viel Glanz!"

„Es geht allen so, die zum ersten Mal hieher kommen, mein gnädiges Fräulein," bemerkte der Impresario. „Und dann präsentirt sich auch hier auf San Antonio der Golf und alles, was ihn umgibt, wahrhaft majestätisch und großartig. Ich habe schon von vielen Reisenden sagen hören, was die Signora eben bemerkte; man fühlt sich beim ersten Anblick von Neapel, nachdem, ich möchte fast sagen, der erste Schreck der Ueberraschung vorbei ist, verlassen und heimatlos."

„So ist es," meinte Françoise, „man möchte sich schüchtern in einen dunkeln Winkel zurückziehen, wie ein Kind sich

an der Mutter Brust verbirgt, nachdem es eine Zeitlang einem sprühenden und prasselnden Feuerwerk zugeschaut."

„Das verliert sich aber," sprach Herr Bertolini, wobei er behaglich über seine glatte Atlasweste hinabstrich. „Man muß nur erst in das sprudelnde und frische innere Leben Neapels eingedrungen sein, um auch seine äußeren Schönheiten ertragen zu können; man muß in diese ungeheuere Poesie selbst ein wenig Prosa hinein tragen, seiner Phantasie einen Dämpfer aufsetzen, möchte ich mir erlauben zu bemerken, das riesenhafte Rundgemälde, welches hier vor uns ausgebreitet ist, in seine Bestandtheile zerlegen. Da oben ist zum Beispiel das Fort San Elmo; von hier aus gesehen bewundern wir die großartige Linie, die seine Werke auf dem Bergrücken bilden; der Dämpfer, von dem ich vorhin sprach," setzte er mit etwas leiserer Stimme hinzu, „ist hier der Gedanke, daß das Fort charmante Kanonen des schwersten Kalibers hat, die drohend auf unser herrliches Neapel herabblicken, und daß unter diesen Mauern außerordentlich tiefe und sehr unangenehme Gefängnisse sind. Zu etwas Erhebenderem übergehend, ist der Anblick des Vesuv einzig in seiner Art; wenn man aber an die verd— fatiguante Kletterpartie, wollt' ich sagen — denkt, um hinauf zum Krater zu gelangen, so möchte man sich den Berg etwas weniger hoch wünschen. Wieder zum Gewöhnlichen herabsteigend, sehen Sie da unten die schön geschwungene Linie, die Straße von Santa Lucia; ich glaube, irgend ein Poet hat sie mit einem reichen Perlenhalsband verglichen, welches die Stadt an ihrem Busen trägt. Ich verweile gern mit meinem Auge dort, mische mir aber etwas Prosa in den Anblick, indem ich an die herrlichen frutti

di mare denke, die dort, frisch dem Wellenschaum entstiegen, feilgeboten werden."

„Lassen wir Ihren Dämpfer und Ihre Prosa weg," sagte Rosa nachsinnend; „da will ich doch lieber unter dem allgewaltigen Anblick der herrlichen Natur mein Herz schüchtern, furchtsam schlagen fühlen."

„Und solltest du wohl glauben," sprach Françoise, „daß Signor Bertolini selbst Poet ist? Jede neue Primadonna, die erscheint, bekommt ihr officielles Gedicht, das ihr der galante Impresario vom Kronleuchter herabflattern oder in Bouquetten oder Kränzen zuwerfen läßt."

„Nun, bei Ihnen war das nicht der Fall, verehrteste Signora," gab Herr Bertolini mit einer ehrfurchtsvollen Verbeugung zur Antwort. „Da überhoben mich ein Dutzend andere und bessere Poeten bereitwilligst dieser Arbeit. Morgen Abend," setzte er wehmüthig hinzu, „als bei Ihrem letzten Auftreten — natürlich nur vor der Hand — fürchte ich wahrhaftig für Sie bei dem unermeßlichen Blumenregen, der nicht ausbleiben wird. Man muß wirklich von den Gärtnern protegirt sein, um für Morgen etwas Ordentliches zu bekommen."

„O lassen wir das," entgegnete Françoise plötzlich ernst werdend. „Es thut mir wahrhaftig weh, daß morgen der letzte Tag meines Aufenthaltes hier in Neapel ist."

„Um Gotteswillen, setzen Sie hinzu: vor der Hand!" rief der Impresario mit einem wahrhaft komischen Ausdruck des Entsetzens in Stimme und Zügen. „Helfen Sie mir bitten, Signora Rosa," wandte er sich an die Schwester.

„Darein mische ich mich nicht," sagte diese fest und entschieden. „Françoise muß selbst wissen, was sie zu thun hat."

Letztere legte, um dem Gespräch eine andere Wendung

zu geben, ihre Hand auf den Arm des Herrn Bertolini und sagte: „Ich habe Sie so eben nicht ohne Ursache einen Poeten genannt; bezeugen Sie mir die Wahrheit und erklären Sie meiner Schwester, aber ohne Dämpfer und Prosa, das herrliche Rundgemälde hier vor unseren Blicken. Obgleich ich das alles schon Monate lang gesehen, es mir auch schon sehr oft erklärt worden ist, so habe ich doch darin ein so schlechtes Gedächtniß, daß es mir heute noch passiren könnte, Ischia und Capri zu verwechseln."

Der Impresario sah bei dieser Aufforderung fragend nach der Signora Rosa hinüber, die ihm einfach sagte: „Ich bitte darum!" und dann ihre Blicke wieder über das Meer schweifen ließ.

„Ich lasse Sie einen Augenblick allein," sprach Françoise, worauf sie sich erhob und ins Haus ging.

Fünftes Kapitel.

Erkundigungen.

„Sehen Sie," sagte Herr Bertolini, „hier liegt der Golf in seiner vollen Pracht vor uns, einen vollkommenen Halbbogen bildend, dessen äußerste Spitze drüben Cap Misene ist, die diesseitige das Vorgebirge des Posilipp. Links haben wir das San Antonio-Kloster mit seiner hohen Pinie, weiter unten die Grotte des Posilipp und rechts von dieser den Vomero-Hügel, an dessen Abhang amphitheatralisch eine Villa über der anderen emporstrebt. Dort ist die Floridiana und das Belvedere, ein paar reizende Puncte, gehören den besten Familien Neapels, sind gastfreie Häuser mit den herrlichsten Diners. — Ah," setzte er mit einem leichten Schnalzen der Zunge hinzu.

„Die Prosa — der Dämpfer," ermahnte Rosa.

„Richtig," sagte lachend Herr Bertolini; „man fällt so leicht wieder in seine alten Gewohnheiten. Klettern wir also dort über treppenartig hinter und neben einander gebaute Häuser, den Petrajo, oder auch Salita dei centi grati genannt,

nochmals zum Castel San Elmo hinauf. Gleich daneben reiht sich Haus an Haus in gelber und gelbröthlicher Färbung, von hier aus gesehen ein völlig unentwirrbares Labyrinth, ein Steinhaufen mit Tausenden von Fenstern; vor demselben sehen wir eine Reihe blendend weißer Gebäude langsam zum Meere herabsteigend, Pizzefalcone, welche das Vorgebirge bilden, dessen Ausläufer Castel del Uovo zu sein scheint. Nachdem wir uns an den Häusermassen müde gesehen, schweben wir zum greisen Vesuv empor. Sein stolzes Haupt ist beständig von einer pinienartigen Rauchsäule gekrönt und an seinem Fuße lagern die Städte Portici und Resina. Weiter rechts reihen sich die Küsten von Torre del Greco, Torre del Annunziata, Castellamare, Vico, Mela, Sorrento, wie eine Perlenkette und schimmern freundlich als weiße Puncte auf dem röthlichen Violett der Berge, dessen duftige Farbe dem geschickten Maler so unerreichbar, während unsere Arbeiter in Gouache schon näher hinkommen. Weiter nach rechts, an der Grenze unseres Gesichtskreises, liegt Capri, das liebliche Eiland, mit seinen felsigen Ufern immer deutlicher werdend. Und sehen Sie, diese Reihe der schönsten Puncte ist durch die Flut eines ewig klaren tiefblauen Meeres umspült, auf dessen Spiegel unzählige Fischerboote ihre weißen Segel ausbreiten. Hier zu unseren Füßen im Vordergrunde liegt die Villa Reale in immer wärmeren Tönen, die Mergelina mit ihrem Gedränge und Wagengerassel und mit den vielen Booten und Netzen, am Ufer zum Trocknen ausgebreitet."

Rosa nickte mit dem Kopfe und sagte wie im Traume: „Ja, es ist alles das hier unsäglich schön; man könnte sich glücklich dabei fühlen. Und Ihnen muß ich gestehen," wandte sie sich an den Erzähler, „daß in Ihrer Idee eines Dämpfers

doch etwas Wahres liegt, wenn auch nicht so, wie Sie diese Idee ausgeführt. Nachdem Sie mir die Namen der Orte, die wir hier vor uns sehen, genannt, kommt mir alles das schon nicht mehr so großartig und erschreckend fremd vor; ich finde Beziehungen zwischen früheren Zeiten, wo man mir von diesen Orten erzählt, und jetzt; ich kann mir Manches ausmalen, was ich darüber gelesen, ich denke an Bilder, die ich gesehen, so namentlich von Sorrent, von dessen Pianora ich selbst eine kleine reizende Zeichnung besitze; man sieht den Ort vor sich, ist schon an den ersten Häusern vorüber und hat neben sich am Wege tiefe malerische Spalten, aus denen Oleander emporwachsen, und die überbuscht sind mit blühenden Orangen und Citronen. Dahin flüchte ich mich, wenn mir Licht und Glanz zu viel wird."

„Richtig," meinte lächelnd Herr Bertolini; „auch ein Dämpfer, aber keine Prosa."

Ein Tritt, der hinter den Beiden hörbar wurde, ließ den Italiener umschauen, worauf man ein schmunzelndes Lächeln auf seinen Zügen erscheinen sah. Es näherte sich der Diener, welcher vorhin die Stühle an die Balustrade gebracht, und trug jetzt in einer Hand ein Tischchen, das er zwischen Fräulein Rosa und Herrn Bertolini hinsetzte, in der anderen Hand hatte er eine Tablette, auf der sich ein kleines, zierliches Kaffeeservice befand.

„Sie sehen, Fräulein Rosa," rief der Impresario mit Enthusiasmus, „daß Ihre Fräulein Schwester nicht nur erhaben groß als Künstlerin ist, sondern auch als Hausfrau. Glücklich der — so etwas kann man gar nicht denken, ohne schwindlig zu werden. — Welche Liebenswürdigkeit, welch' rührende Sorgfalt! Fräulein Francesca weiß, daß mir Thee

verhaßt ist, daß Zuckerwasser und Limonade auch nicht zu meinen Leidenschaften gehört, daß ich aber ein grenzenloser Verehrer von Kaffee bin, von gutem, starkem, duftendem Kaffee. Und um ihrer Güte die Krone aufzusetzen und mich ordentlich schamroth zu machen, läßt sie dieses kleine Feuerzeug dazu setzen und die Krystallschale, um —" Er vollendete den Satz nicht, spitzte aber seinen Mund, wie ein Karpfen, wobei er mit zusammen gekniffenen Augen Fräulein Rosa anschaute.

„Nun, um eine Cigarre zu rauchen," ergänzte diese; „ich finde das ganz begreiflich, und Sie werden sich doch vor mir nicht geniren wollen. Ich würde Ihnen sogar selbst Gesellschaft leisten, aber mir ist die Luft hier oben bei herannahendem Abend zu würzig, zu angenehm. Sie wissen, für uns Nordländerinnen hat es etwas Berauschendes, den Duft von Orangenblüthen so in der freien Natur einathmen zu können. Ah, wie das köstlich ist!" Sie that einen tiefen Athemzug.

Der Impresario steckte den Zeigefinger der linken Hand in den Mund und hielt ihn alsdann in die Höhe.

„Was machen Sie?"

„Ich möchte wissen, woher der zarte Lufthauch weht, der die trägen Blätter kaum emporhebt, um mich mit meiner Cigarre hinter den Wind zu setzen, damit Signorina durch den Rauch derselben auch nicht im allermindesten genirt ist."

Rosa schüttelte lachend ihre Hand gegen den Nachbar, worauf sie sagte: „Bitte Sie, ruhig an Ihrem Platze zu bleiben, was auch Ihre eigenthümliche Windfahne sagen möge. Das bischen Rauch Ihrer Cigarre wird nicht im Stande sein, die Atmosphäre zu verderben. Fühlen Sie, wie jede Schwingung der Luft einen frischen Hauch zu uns herüber-

trägt, gewürzt mit Blumendüften. Man sollte hier oben gar nicht sprechen, ja, nicht einmal denken, man sollte sich ruhig in seinen Fauteuil zurücklehnen, um langsam das wunderbare Bild in sich aufzunehmen, und dann die Augen sanft schließen, um ein ganz vollendetes Glück zu träumen."

„Was Sie da sagen, verehrtes Fräulein," gab Herr Bertolini zur Antwort, „erfüllt mein italienisches Herz mit Stolz. Aber Sie haben vollkommen Recht: Neapel ist der schönste Fleck der Erde, und bei Neapel ist die Villa Cedronia unbestritten der schönste Punct. — — Göttlich am heutigen Abend!" —

Zu dieser Göttlichkeit des heutigen Abends, von welcher der gute Italiener erfüllt war, wirkte neben der Aussicht im gegenwärtigen Augenblicke auch Kaffee und Cigarre mit; er schlürfte den duftigen Trank mit solchem Behagen in sich hinein, daß seine Augen ordentlich zwinkerten, und als er darauf den ersten Zug aus der Cigarre that, schloß er sie ganz, um, nach dem Ausdrucke Rosa's, nur in ganz anderer Art, eines vollendeten Glückes zu genießen.

Geneigter Leser, ich bin überzeugt, daß Du in ähnlichen Fällen nicht anders fühlen wirst, und hoffe, daß, wenn Du später San Antonio besuchst, Dich dort auf die Terrasse setzest und auf das unaussprechlich schöne Panorama hinabblickst, Du mir vielleicht Dank wissen wirst, daß ich Dir diesen kleinen reizenden Punct so ausführlich geschildert.

Rosa warf einen raschen und forschenden Blick auf ihren Nachbar, und als sie ihn schwelgen sah in Aussicht, in Kaffee und Cigarre, da schaute sie wieder vor sich hin, schlug die Arme über einander und sagte in höchst gleichgültig klingendem Tone: „Nicht wahr, Herr Bertolini, Sie sind Neapolitaner?"

„Vollblut-Neapolitaner," gab dieser zur Antwort; „von Großvater und Urgroßvater her die ächteste und reinste Race, auch so durchdrungen von den Schönheiten meines Vaterlandes, daß mich nur die äußerste Noth in Betreff des Theaters einmal zu einer kleinen Reise ins Ausland, nach Rom und Mailand, veranlaßte. Dort sah ich die mit Schnee und Eis bedeckten Alpen und schauderte, als ich bedachte, daß hinter denselben auch noch Menschen wohnen.

„Das ist mein Vaterland," sagte lächelnd das junge Mädchen.

„Ich muß das glauben," versetzte der galante Italiener; „blühen doch auch in den Gewächshäusern wunderschöne südliche Blumen. Signora müssen unbedingt von italienischen oder spanischen Eltern abstammen."

„Das ich nicht wüßte," erwiderte Rosa lächelnd; „ich kann Ihnen ebenfalls mit Stolz versichern, daß mein Großvater und Urgroßvater von der reinsten deutschen Race sind."

„So haben wir ein prachtvolles Spiel der Natur, das uns jedenfalls zur Bewunderung nöthigt," sagte der Impresario mit einer tiefen Neigung des Kopfes.

„Warum ein Spiel der Natur?"

„Weil zwischen Ihnen, Signora, und den Damen einer Familie, in welcher sich italienisches und spanisches Blut vermischt hat, eine außerordentliche Aehnlichkeit statt findet."

„Da Sie also Neapolitaner sind und die Stadt nie verließen, so werden Sie sie und ihre Verhältnisse genau kennen."

„Ich muß zur Antwort einen etwas gewöhnlichen Ausdruck gebrauchen: wie meine Tasche. Es gibt nichts Bezeichnenderes."

„Neapel hat vielen Reichthum?"

„Allerdings, aber auch viel unbemitteltes Volk. Arm kann man sie gerade nicht nennen, denn da ihre Lebensbedürfnisse so außerordentlich gering sind, so kommt selbst der Unbemitteltste selten in die Lage, darben, hungern zu müssen. Sein Brod, Maccaroni, eine unendliche Menge von Früchten, Wein, wächs't um ihn her; der Himmel wärmt ihn, und selbst wenn er nicht eigenes Dach und Fach hat, so leidet er keine große Noth, da überall ein Mauervorsprung, eine Halle, ein umgestürztes Boot zu finden sind, die ihm Nachtherberge geben; seine frutti di mare dritten und vierten Ranges kann er fast umsonst haben, und wenn ihm auch diese einmal fehlen sollten, so vertreibt er sich Hunger und Langeweile, indem er eine Handvoll semensi verspeis't."

„Was ist das?"

„Es sind die Kerne der Sonnenblume, nahrhaft, gesund und zeitvertreibend."

„In Neapel ist ein großer Adel?" fragte das Mädchen weiter.

„Viel Adel — weniger große und reiche Familien."

„Kennen Sie die Marchesa Fontana?" fragte Rosa rasch, ohne aber dabei ihren Nachbar anzublicken.

Dieser schielte mit einem eigenthümlichen Gesichtsausdruck zu ihr hinüber; offenbar war er überrascht, diese Frage zu hören, denn ein paar Sekunden lang gab er keine Antwort und hielt die Cigarre bei geöffneten Lippen mit seinen schneeweißen Zähnen fest. Da aber das junge Mädchen mit unbewegten Gesichtszügen auf das Meer hinausstarrte, so nahm der schlaue Italiener seine Partei und erwiderte: „Ah, Fontana — wer sollte die Familie nicht kennen! Da ist der Duca

von Fontana, Palazzo Strada Toledo, da ist der Conte Fontana, ihnen gehört die Floridiana, die ich vorhin die Ehre hatte, Ihnen zu zeigen; da ist endlich die verwittwete Marchesa Fontana auf ihrem Schlosse bei San Forio, mit großen Besitzungen hier und in Sicilien."

„Sie hat einen Sohn — Gaetano?" forschte Rosa, scheinbar mit der größten Unbefangenheit, weiter.

Signor Bertolini schielte abermals mit ein klein wenig Ueberraschung in den Zügen zu ihr hinüber, dann begnügte er sich, zu sagen: „Bekannt, sehr bekannt."

Das junge Mädchen gab kein Zeichen von Bewegung, fragte dagegen mit langsamer und sehr deutlicher Stimme: „Und ist dieser Marchese Gaetano Fontana verheirathet oder nicht?"

Herr Bertolini hatte das Gefühl, als setze ihm Jemand eine Pistole auf die Brust; er schien einen Augenblick unschlüssig zu sein, was er sagen solle; er zuckte mit den Achseln und seine Stimmung wurde unbehaglich, als er nun, nach seiner Nachbarin hinüberblickend, sah, wie diese ihre großen glänzenden Augen fest auf ihn gerichtet hielt.

Unter dem Drucke dieses Blickes sagte er nach einer kurzen Pause: „Der Marchese Gaetano Fontana gilt bei Leuten, die seine Verhältnisse kennen, für unverheirathet."

„Warum gilt?"

„Per bacco! verehrtes Fräulein," erwiderte der Impresario mit einer etwas forcirten Lustigkeit, „man muß seine Landsleute kennen. Diese jungen vornehmen Herren machen oft ganz merkwürdige Streiche."

„A—a—h! In der That?"

„Vom Marchese Fontana," fuhr Herr Bertolini fort,

indem er vor dem kalten, gedehnten Ah plötzlich wieder ernst wurde, „ist mir, auf Ehre, nicht das geringste Nachtheilige zu Ohren gekommen. Er ist kein leichtsinniger Herr, er ist kein Schuldenmacher, und wenn ich vorhin sagte: er gilt für unverheirathet, was allerdings zweideutig klang, so bezieht sich diese Aeußerung nur auf ein unbestimmtes Gerücht, das mir, wie vielen Anderen, bei einer gewissen Veranlassung zu Ohren kam."

„Und dieses Gerücht?" fragte das junge Mädchen mit ruhigem, aber festem Ton.

„Nun — dieses Gerücht," sagte der Impresario, indem er den Kopf hin und her wiegte, — „eben ein Gerücht, wie es so viele gibt — wie ich fest überzeugt bin, eine Lächerlichkeit, sagte: Marchese Gaetano Fontana habe sich in Palermo verheirathet, werde aber seine Gemahlin erst nach Neapel bringen, wenn gewisse Differenzen mit dem Allerhöchsten Hofe hier ausgeglichen seien."

„Wer, sagte man, sei diese Gemahlin?"

„Eine Fürstin Pallavicini."

„Ah, bei Gott, man spricht sehr bestimmt darüber?"

„Bestimmt nicht — nur gerüchtweise."

„Sie kennen diese Fürstin Pallavicini?"

„Ich sah sie in Palermo, und das ist gerade —" Der Italiener stockte, als habe er zu viel gesagt.

Doch faßte Rosa dieses Wort auf und sagte hastiger, als bisher: „Was ist gerade?"

„Eigentlich nichts —"

„Nun denn?"

„Das Spiel der Natur, von dem ich vorhin sprach. Signora sehen dieser Fürstin Pallavicini außerordentlich ähnlich."

Rosa ließ den Kopf in ihre Rechte sinken, athmete einen Augenblick tief und schwer, dann strich sie leicht mit der Hand über ihre Stirn und sprach: „Erlauben Sie mir noch eine Frage. Sie sagten vorhin, das Gerücht über diese Verheirathung des Marchese Gaetano sei Ihnen zu Ohren gekommen bei einer gewissen Veranlassung. Welches war diese Veranlassung?“

Das junge Mädchen hatte in ihrem Wesen und in ihrer Art, zu sein, etwas so ungemein Ernstes und Imponirendes, daß ihre Fragen, so einfach sie auch klangen, dem Impresario ein unbehagliches Gefühl erregten. Ja, das Feuer seiner vortrefflichen Cigarre war erloschen, und statt sie wieder anzuzünden, legte er sie ruhig bei Seite. Er hätte in diesem Augenblicke gern gewünscht, daß ihm der Vesuv den Gefallen gethan hätte, etwas weniges außergewöhnliches Feuer empor zu werfen, um diese peinliche Unterhaltung abbrechen zu können.

Doch stand der Berg da, erhaben und majestätisch, wie immer, in der glänzenden, glutvollen Abendbeleuchtung, ließ seine feine, scharf gezeichnete Rauchsäule aufsteigen, die sich oben fächerartig über die Sommat ausbreitete und an den Rändern mit dem hellen Himmel fast verschmolz. — Aber es kam nichts Außergewöhnliches, und der feste Blick des Mädchens nöthigte ihn, um so mehr ihre Frage zu beantworten, als er wohl wußte und fühlte, daß sie ihn nun einmal nöthigen wollte, mit ihr über Dinge zu sprechen, die ihr vollkommen bekannt waren.

„Diese Veranlassung also —?“

„Bei allen Heiligen!“ platzte der Italiener nach einer längeren Pause endlich heraus, „es war dies eine Veran-

lassung, wie sie Ihnen und der Signora Schwester häufig genug vorgekommen sein muß. Welch' immense Künstlerin Signora Francesca ist, wissen Sie ja selbst ganz genau, ebenfalls, ob sie Liebenswürdigkeit mit Schönheit gepaart in solchem Maße besitzt, um der ganzen Welt den Kopf zu verdrehen. Wollte ich Ihnen alle die Namen herzählen, die sich voll Enthusiasmus an den Triumphwagen unserer großen Sängerin spannten, da müßte ich nicht nur die glorreichsten Familien des Landes nennen, sondern auch, was sich von distinguirten Fremden in Neapel befindet. Auf meine Ehre, so etwas haben wir Alle noch nie erlebt, die offenbare Raserei aller der jungen Leute und dabei die Ruhe und Kälte unserer so hoch gefeierten und noch höher geachteten Sängerin!" —

„Und unter diesen Verehrern, wenn wir sie so nennen wollen, machte sich der Marchese Fontana bemerkbar?"

„Bemerkbar — ja—a; man muß, um der Wahrheit die Ehre zu geben, sagen, recht bemerkbar, aber — Signora Franscesca ist kalt, wie der Schnee des Vesuvs."

„Lassen wir das, Herr Bertolini," sagte das Mädchen mit großer Kälte im Ton ihrer Stimme. „Nehmen Sie überhaupt meine Fragen für müßiges Geplauder. Aber sehen Sie," fuhr sie rasch und plötzlich verändert und heiter fort, „Sie scheinen unsere Unterredung wahrhaftig von einer sehr ernsten Seite aufgefaßt zu haben, denn im Eifer des Gespräches ließen Sie Ihre Cigarre ausgehen — etwas Schlimmes für einen guten Raucher. Bitte, zünden Sie an und schauen Sie in die Gegend hinaus, wie prächtig die Lichter und Schatten auf Meer und Landschaft nun mit jeder Minute wechseln."

Der Vordergrund, die Gebüsche vor der Terrasse und

weiter hinab die Rampen, dann die Häuser unten und der Weg zur Mergelina lagen schon in tiefem Schatten, und mächtig schritt dieser vorwärts, jetzt auch die Villa Reale einnehmend, und immer weiter und weiter gleitend, seine Herrschaft über Meer und Land unaufhaltsam auszudehnen. Die ganze Vegetation glänzt durch die Streiflichter der Sonne prächtig wie im herbstlichen Schmucke röthlich und gelb angestrahlt; die Landhäuser des Vomero, so wie die des Petrajo sprühen goldene Strahlen aus ihren beleuchteten Fenstern. Das Gemäuer der beiden Castelle scheint reiner Goldocker, und die ruhige See gibt treulich das Bild des Castel del' Uovo zurück. Doch auch dieser Theil geht in Violett über, der Schatten macht Riesenschritte; nur der Vesuv und die Gebirgskette von Monte Sant Angelo glühen noch im wärmsten Lichte und scheinen selbst über die ihnen werdende Auszeichnung immer tiefer zu erröthen.

Die Eremitage am Vesuv tritt nun ganz deutlich hervor, und die Fenster der Sternwarte funkeln wie bei einem Brande. Tiefe blaue Schatten zeigen deutlich die Risse des Berges, und der braunschwarze Streifen, der bis an das Ufer hinab kommt, ist die letztgeflossene Lava. Der ganze Berg beginnt sich im Meere zu spiegeln, das nun in der wundervollsten Farbenpracht, vom glühendsten Roth, zartesten Violett bis zur dunkelsten Neutraltinte und zum tiefsten Schwarzblau im Vordergrunde spielt. Nicht eine Welle, nicht ein Kräuseln auf dem ganzen weiten Golfe, der nun wie hingegossenes Oel in unerreichbarem Glanze da liegt, ein Bild der Ruhe. Kein Lüftchen weht, alle Blumen und Gewächse hauchen ihren Duft aus, ehe sie ihre Kelche schließen.

Das Wagengerassel unten in der Stadt hat allmälig

aufgehört, und von San Antonio erschallt das Ave-Maria, die vierundzwanzigste Stunde und den Tagesschluß anzeigend; unten gesellt sich die tiefe Glocke von Pie di Grotta, weiter die von San Giuseppe di Chiaja dazu, und immer mehrere nahe und ferne Glocken tönen leise dazwischen, bis eine um die andere langsam verhallt und gänzliche Ruhe eintritt. Welchen Frieden träufeln diese Glockentöne in unser Herz und lassen uns zu gleicher Zeit an ferne Lieben denken! Haben wir doch das Bewußtsein, daß auch sie mit tausend und tausend Anderen diesen Klängen lauschen, mitsprechend das schöne Gebet: der Engel des Herrn, das sich nun mit der vorrückenden Sonne von Ort zu Ort schwingt, von Mund zu Mund — um den ganzen Erdball herum.

Die Spitze des Vesuv, die noch immer leicht geröthet war, so wie die des Monte San Angelo werden auch allmälig finster, und nur die Rauchsäule hat noch einige blaßrothe, ungemein zarte Lichtchen, die aber bald verschwinden. Jetzt wechselt die Farbe wieder: das Violett wird weniger hart, es verliert seine Kälte, und der Vor- und Mittelgrund erlangt nach und nach wieder seine Localfarbe, während die Berge immer heller und heller werden, und jetzt — o, des wunderbaren Anblicks! — von neuem mit rosigem, obgleich schwächerem Scheine übergossen werden — dem Abglanze des gerötheten Himmels, der sie auch lange noch in einem warmen Tone erhält. — —

Françoise hatte sich vom Hause her mit leichten Schritten den Beiden genähert, war hinter die Schwester getreten und nun wie diese im Anschauen all' der unendlichen Pracht und Herrlichkeit versunken. Wie eine müde Blume, die vom Abendschatten getroffen wird, neigte sie ihr Haupt herab, bis

ihre Wange das Haar Rosa's berührte, worauf diese ihre beiden Hände erhob, die Rechte der Schwester faßte und innig drückte.

Ein paar Augenblicke später sagte Françoise so leise flüsternd, daß es dem Nebensitzenden wie das leise Wehen eines Blattes klingen mußte: „Halte ihn noch eine Weile zurück und dann entlaß ihn. Sage ihm, ich sei nicht aufgelegt zu Geschäftssachen, und du wüßtest meine Absichten nicht, oder sage ihm, was du willst — morgen Abend vor der Vorstellung würde ich noch mit ihm reden. — Ich — ich — will noch einen Gang nach dem Pavillon machen," setzte sie schüchtern hinzu und neigte das Gesicht seitwärts, um dem klaren Blick ihrer Schwester zu entgehen, welche langsam den Kopf gegen sie wandte.

Rosa drückte die kleine Hand, die sie gefaßt hielt, inniger und sprach mit eben so leiser Stimme zurück: „Willst du nicht bleiben, Françoise, mit mir einige Worte reden — ehe du —?"

„O, nein, nein," versetzte die Andere mit zitternder Stimme, „später, Rosa! Glaube mir, ich werde klug sein."

Rosa biß ihre Lippen auf einander und über ihr ernstes, schönes Gesicht flog wie ein finsterer Schatten der Ausdruck eines tiefen Schmerzes.

„Wird er kommen?" fragte sie eben so leise.

„Ich glaube nicht," gab Françoise ausweichend zur Antwort. „Er — er war auf Ischia und wollte bei sinkender Sonne unten vorüber fahren. Ich will ihm nur ein Zeichen geben. Er hat mir gesagt, um diesen letzten Tag kein unnöthiges Aufsehen zu machen, wolle er sich mit der größten Ueberwindung fern halten — da morgen —"

Der Italiener, der jetzt doch wohl hörte, daß die beiden Schwestern leise zusammen sprachen, hatte sich als discreter Mann erhoben und war dicht an die Balustrade der Terrasse getreten. Als er sich nach einer Weile wieder umwandte, war Françoise verschwunden. Noch ein paar Augenblicke schaute Herr Bertolini rings um sich her, wobei er seinen Blick über das junge Mädchen hinschweifen ließ, das in tiefe Gedanken versunken, da saß und sich nicht regte; dann nahm er langsam seinen Hut vom Boden auf und sagte mit lauter Stimme: „Ich begreife vollkommen, daß unsere große Sängerin nicht Lust haben wird, bei diesem wunderbaren Abend an Geschäfte zu denken. Leider," setzte er mit einem Seufzer hinzu, „sind die Damen überhaupt schwer dazu zu bringen. Ich lege also meine Bitten und Wünsche in Ihre Hand, Signora, und ersuche Sie um ein kleines Fürwort, damit ein armer, geplagter Impresario mit einiger Ruhe in seine sonst so dunkle Zukunft blicken kann. Machen Sie um's Himmels willen, daß alle Kunstfreunde Neapels nicht tiefe Trauer anlegen müssen."

„Allerdings scheint meine Schwester heute Abend nicht geneigt, sich mit Geschäften abzugeben," versetzte Rosa; „ja, sie scheint mit Absicht entflohen zu sein. Wie ich aber von ihr vernahm, wird sie morgen früher nach der Stadt fahren, um vor der Vorstellung auf dem Bureau mit Ihnen zu reden."

Der Impresario hatte seinen Hut mit beiden Händen gefaßt und drückte ihn mit einer pathetischen Bewegung, wobei er sich zugleich tief verneigte, vor die Brust; dann erhob er das Gesicht mit einem bittenden Ausdruck, während er sagte: „Und was wird sie mit mir reden? O, Signora, könnten Sie die Spannung fühlen, mit der ich die Stunde dieser

Unterredung erwarte! Gewiß, könnten Sie das, so würden Sie es sicher nicht an einem freundlichen Fürworte fehlen lassen."

„Auch ohne diese Spannung vollkommen ermessen zu können," gab Rosa zur Antwort, „soll es gewiß an meinem Fürwort nicht fehlen. Doch kann ich Ihnen versichern, daß wir Schwestern gewohnt sind, jede ihren eigenen Weg zu gehen, und daß wir Beide auf Ueberredungen nichts halten."

„Aber Sie sind nicht gegen mich?"

„Warum das? Gewiß nicht!"

„So erlauben Sie, daß ich Ihnen schon für diesen Beweis von Wohlwollen die Hände küsse."

Und der galante Italiener that also, trat darauf mit einer tiefen Verbeugung zurück, verließ alsdann die Terrasse und gleich darauf die Villa Cedronia.

Rosa hatte sich wieder in ihren Stuhl zurückgelehnt, legte ihren Kopf gegen die Lehne und schloß ihre Arme fest an einander, als wolle sie sich mit irgend etwas verhüllen. Es war das aber nichts Sichtbares, vielmehr war es eine Flut von Gedanken, in die sie langsam versank — Gedanken freundlicher und wieder finsterer Art. Doch hatten die letzteren die Oberhand, das sah man deutlich an der düstern Miene des jungen Mädchens, an dem Zusammenpressen ihrer Lippen, und hätte es hören können an ihren Athemzügen, die zuweilen wie ein tiefes Aufschluchzen klangen. Dann und wann, wie um ihren Ideengang gewaltsam zu verändern, erhob sie ihren Kopf und schaute mit weitgeöffneten Augen auf das herrliche Landschaftsbild, das so nahe vor ihr lag. Dann ließ sie ihre Blicke rasch über Neapel wegschweifen, auch über den Vesuv, wo sie einen kleinen Moment verweilte,

über Castellamare und Sorrent, um dann länger nach Capri zu sehen.

Das Meer war so still wie der Himmel, und alles in weiter Ferne rings umher war wie verloren in träumerischen Duft, so still und weich — es paßte nicht zu ihrer Stimmung. Aber der Anblick von Capri war ihr sympathisch, das stand da so groß und ernst, so klippenstarr und felszacken-gepanzert in der melancholischen Wildheit seiner Berge und in der schroffen Jähe der schwindelsteilen Kalkwände von rother Farbe, fürchterlich und lieblich zu gleicher Zeit.

Dichter haben Capri mit einer Sphinx verglichen, Anderen erschien die schöne Insel wie ein antiker Sarkophag, dessen Seiten schlangenhaarige Eumeniden schmücken, oben auf aber liegt der blutige Tiberius. — Und Gedanken, welche zum letzteren Bilde paßten, erfüllten das Gemüth des jungen Mädchens.

Sechstes Kapitel.

Die erste dunkle Stunde.

Françoise hatte die Terrasse und die dunkeln Laubgänge des Gartens betreten, in denen sie dahin eilte. Blicke, welche ihr gefolgt wären, würden ihr weißes Gewand noch eine Zeitlang zwischen den grünen Blättern haben durchschimmern sehen. Sie ging bei der Scala del Leone, jener Treppe vorüber, die auf den abkürzenden Weg nach der Mergelina führt, wandte sich wieder und schritt über zwei Stufen zu dem schmalen Wege hinunter, der unter den finstern Cypressen, welche wir von unten sahen, zwischen hohen, duftenden Buxhecken nach dem röthlichen Pavillon der Terrasse führt, die unmittelbar eine weite Aussicht auf den Golf gewährt.

Dort vor dem Pavillon lehnte sie sich an das Mauerwerk, und so mußte die weiße Gestalt neben den jetzt tiefdunkeln Steinen auf weite Entfernung gesehen werden. Und das war auch in Wahrheit ihre Absicht.

Ob es ihr dagegen gelingen würde, unter der Menge von Fahrzeugen, die mit und ohne Segel die weite Bucht

kreuzten, das Boot zu erkennen, nach dem sie mit angestrengtester Sehkraft blickte, und das, wie sie wohl wußte, eine brennend rothe Fahne führte, war eine andere Frage.

„Nein, nein," sprach sie zu sich selber, „das ist unmöglich; ich werde desto lebhafter und herzlicher an ihn denken. — Vielleicht auch, wenn ich mich so innig nach ihm sehne, leitet der gewaltige Wunsch ihn zu sehen, mein Auge. — Dort — nein, es ist ein Fischerboot! — O Gaetano! — bald mein Gaetano!" Sie flüsterte diese Worte mit weicher, schmelzender Stimme und mit einer unaussprechlichen Innigkeit, schrak aber im nächsten Augenblicke heftig zusammen, da sie mit einem Male fühlte, wie zwei Hände aus einer der Fensterwölbungen des Pavillons hervor, an welchem sie lehnte, sanft ihren schlanken Leib umfaßten.

„O mein Gaetano!"

„O süße Francesca, verzeihe mir, daß ich mein Wort nicht gehalten, aber es war so unüberlegt das Versprechen, welches ich dir gegeben. Und daß du es mir abverlangtest, beweis't einen grenzenlosen Egoismus. Du willst nur gesehen sein, immer hoch stehend, hellleuchtend, die Andern sollen so in Masse vor dir verschwinden, auch der arme Gaetano! Du schaust mit deinem wundervollen Blicke so auf das Gewimmel zu deinen Füßen: vielleicht ist auch er darunter — er, o meine Francesca, der aus Liebe zu dir stirbt und die ganze Welt ausgestorben wünschte, um mit dir allein leben zu können!" —

„Wie du mich erschreckt hast! — Wahrhaftig, ich könnte dir böse sein," gab sie zur Antwort. Doch strafte der herzliche Ton ihrer Stimme diese Worte Lügen. „Und wie du nun wieder sprichst, ungemessen, leidenschaftlich wie immer!

Wahrhaftig, ich bin froh," setzte sie nach einer Pause hinzu, wobei sie einen sehr schwachen Versuch machte, sich einen sehr kleinen Schritt von dem Pavillon und ihm zu entfernen, „daß uns feste Mauern trennen."

„O dem kann sogleich abgeholfen werden," erwiderte er lachend und schwang sich leicht und gewandt zu dem Fenster hinaus auf die Terrasse.

„Du überspringst freilich alle Schranken, ich weiß das wohl," sagte sie und wehrte ihn mit ihren kleinen Händen anmuthig von sich ab. „Ich will aber heute Abend hier allein sein — gewiß, Gaetano, ganz allein sein."

„Das ist nicht dein Ernst, Francesca," entgegnete er mit einer betrübten Miene, die aber wieder heiter wurde, sowie er in ihr Auge blickte, das voll Freundlichkeit und Liebe glänzte.

„Nun, ich will dir denn die Erlaubniß geben, eine kurze Zeit zu bleiben," sagte sie, „aber ich stelle Bedingungen."

„Bedingungen? — Und welche?"

„Du setzest dich an dieses Ende der Bank hier und ich mich an das andere."

„Und der leere Raum zwischen uns Beiden?"

„Wird mit äußerst ruhigen Gesprächen ausgefüllt. Gehst du darauf ein?"

„Ich muß mich wohl deinem strengen Willen fügen, Herrin der Villa Cedronia, Königin von Neapel, süße, süße Majestät! — Aber zuerst darf ich zu Einleitung des Gesprächs deine beiden lieben Hände küssen?"

Das mußte sie ihm wohl erlauben, und er küßte nicht nur die Hand, sondern auch jede einzelne Fingerspitze; ja, als er endlich damit fertig war, zog er das widerstrebende

Mädchen einen Augenblick heftig in seine Arme, und sie mußte es geschehen lassen, daß er seine Lippen eine Sekunde lang fest auf die ihrigen preßte. Dann aber fuhr er zurück, machte eine komische, sehr tiefe Verbeugung, setzte sich ganz knapp auf das eine Ende der Bank, während er sagte: „Und nun — ins Exil! — Jetzt werde ich dir ausführlich sagen, welch' ungeheuren Fortschritt ich in der letzten Zeit in der deutschen Sprache gemacht habe, und nur dir zu lieb, süße Francesca, denn sonst würde keine Macht der Erde es mir möglich machen, diese barbarischen Worte zu lernen."

Dies sagte er in einem allerdings wunderlichen Gemisch von Deutsch, Italienisch und Französisch, doch war aus dem, was er in ersterer Sprache sagte, wohl zu ersehen, welch' außerordentliche Mühe er sich gegeben.

„Mein Sprachmeister in Neapel ist mit mir zufrieden, hoffentlich auch du, meine sonst so strenge Richterin."

Sie lächelte selig in sich hinein, als sie die Töne der heimatlichen Sprache aus seinem Munde hörte.

„Ist es aber nicht traurig," fügte er heiter hinzu, „daß ich nach all der guten Aufführung, und nachdem ich sogar Deutsch gelernt, dich nun heute Abend verlassen soll?

„Eigentlich aber," fuhr er nach einer Pause fort, während welcher er nicht in die vom Abendduft verschleierte Gegend geschaut, sondern nur auf ihr Gesicht, und jetzt sprach er wieder nur in der Sprache seiner Heimat, „eigentlich habe ich nicht nöthig, mich sogleich zu fügen, denn ich kann wohl sagen, daß ich mit vollem Rechte hier bin."

„Ah! Das möchte ich hören."

„Und diese Auseinandersetzung soll nicht auf sich warten

lassen. Excellentissima werden sich ohne Zweifel erinnern, welch' wichtiger Tag morgen für uns Beide ist."

„Ich erinnere mich nicht ganz genau," sagte sie mit einer angenommenen Zerstreutheit.

„O Francesca!" rief er nun plötzlich mit einem ganz veränderten und sehr innigen Ausdruck der Stimme, „das wüßtest du in der That nicht?"

„O doch, Gaetano, o doch!" gab sie hastig mit einem weichen Tone zur Antwort, und streckte eine ihrer Hände gegen ihn aus, die er ergriff und natürlicher Weise festhielt.

„Meine Berechtigung, heute noch zu kommen, liegt also darin," sagte er, „daß doch noch Einiges für morgen zu besprechen ist. Da deine Schwester Rosa mit uns abreisen wird, so werden wir jedenfalls in zwei Wagen fahren. Das ist nun alles besorgt; du weißt, wo wir die Reise-Equipagen finden, das Gepäck wird im Laufe des morgenden Tages dorthin besorgt, und nun — kommt die Hauptsache." — Er zog ein Papier aus der Tasche. — „Neben den Päffen, die zu einer Wegreise von Neapel sehr in Ordnung sein müssen, und bei uns auch sind, braucht es noch einen besonderen Ausweis für's Thor, der gewöhnlich nur am Tage der Abreise selbst ertheilt wird. Doch hat die hohe Polizei davon eine Ausnahme gemacht und mir die Papiere für dich und deine Schwester schon heute ausgefertigt, damit es morgen keinen Aufenthalt gibt. Habe ich darauf hin nun nicht Recht gehabt, heute noch zu kommen, Hartherzige? Oder hätte ich vielleicht dies wichtige Document durch Jemand schicken sollen?"

„Diese Frage ist nicht dein Ernst, Gaetano," erwiderte sie. „Soll ich dir wiederholen, wie lieb es mir ist, dich heute,

wenn auch nur einen Augenblick, zu sehen? Ueberhaupt hast du ja das Verbot deines Besuchs dir selbst auferlegt."

„Aber nach schwerem Kampf," schaltete er ein.

„Und hattest im Grunde gewiß vollkommen Recht, denn ich fühle wohl, daß wir von Spähern deiner Mutter umgeben sind. Deßhalb bleibe nicht zu lange."

„O heute Abend hat es keine Gefahr," sprach er mit herzlicher Stimme, wobei er sanft ihre Hand auf seine Schulter legte, und ihr so unmerklich etwas näher kam. „Ich bin in Ischia gewesen," fuhr er nach einer Pause fort, „und habe von dort mein Boot über den Golf hinüber heim geschickt mit meinem Diener, der zu Hause sagen muß, daß ich heute Nacht auf der Insel bleibe."

„Also darfst du nicht nach Haus?" fragte sie ein wenig erschrocken.

„Nein," gab er lächelnd zur Antwort, indem er ihr wieder etwas näher rückte. „Wärst du eine Italienerin, so würde ich dir sagen —"

„Ich will nicht wissen, was du mir alsdann sagen würdest."

„Da du aber eine kalte, erbarmungslose Deutsche bist, so muß ich dir erklären, daß ich mich von hier entfernen werde, sobald dein strenger Befehl mich dazu zwingt, und daß ich alsdann in Wirklichkeit nach Ischia zurückkehre."

Es entstand eine längere Pause, in welcher es rings um die beiden Liebenden so still war, daß man deutlich das schwache Murmeln des Meeres hörte und das sanfte Wehen des Abendwindes in den Orangenbüschen, die ein Laubdach über ihren Häuptern bildeten. Zuweilen lös'te sich eine duftende Blüthe und fiel herab.

„O deine Mutter, Gaetano," sagte das junge Mädchen endlich, „macht mir recht viel Kummer. Wenn das anders wäre, ich könnte grenzenlos glücklich sein."

„Das wird ja anders, mein Herz," erwiderte er schmeichelnd, indem er leicht seinen Arm um ihren schlanken Leib legte. „In das, was geschehen sein wird, findet sie sich, wenn auch anfänglich seufzend. Aber diese Seufzer werden sich bald in Lächeln verkehren. O darüber bin ich vollkommen ruhig. — Gewiß, Francesca, du weißt, wie sehr ich meine Mutter liebe; ja ich liebe sie herzlich und innig; würde ich etwas thun, von dem ich überzeugt wäre, daß es ihr wirklich so tiefes Herzeleid verursachte? — Nein, nein, glaube mir sicher, die vollendete Thatsache wird sie anerkennen und gern anerkennen."

Françoise hatte ihr Haupt sinken lassen und sagte nach einem augenblicklichen Stillschweigen: „O Gaetano, wenn du nicht fühlen würdest, wie unendlich ich dich liebe, welch' ungeheures Opfer ich dir schon gebracht und noch bringe, ich wäre das unglücklichste Wesen! — Und ich bin schon so recht unglücklich," setzte sie mit leiser Stimme hinzu. — „Ich habe mich an dich angeschlossen mit meinem zu weichen, offenen Herzen; ich zwang mich mit aller Macht, keinen der finstern Schatten, die man um mich aufsteigen ließ, über unser Verhältniß herein ragen zu lassen. Aber die finsteren Gestalten, die ich mit aller Kraft, deren ich fähig bin, niederhielt, strecken doch zuweilen ihre hohnlachenden Häupter riesengroß und entsetzlich empor, und alsdann ruft eine innere Stimme, die ich nicht verachten sollte, mir zu: ich bin betrogen, ich bin verlassen, ich werde verloren sein. — O, das sind qualvolle Momente."

Sie zog ihre Hände rasch an sich und drückte sie vor das Gesicht.

„Schon wieder diese schwarzen Träumereien, Francesca?“ bat er flehend. „Und heute wieder, so nahe der Stunde, die uns auf ewig vereinigen wird! Sage mir, was hast du schon wieder? Wie kommen dergleichen falsche Klänge abermals in dein vertrauensvolles Herz?“

„O es ist zu vertrauensvoll, ich weiß das ganz genau. Hätte ich das Gemüth meiner Schwester, so würde ich länger geprüft haben.“

„Ah, deine Schwester!“ gab er mit einem Aufzucken der Lippen zur Antwort. Dann aber hob er den Kopf stolz empor und sagte feierlich: „Ich hätte mich jeder Probe unterworfen und würde sie bestanden haben. Das schwöre ich dir zu, zum wie vielten Male,“ setzte er achselzuckend hinzu, „wird Gott gezählt haben. Ich aber wiederhole dir meinen heiligen Schwur, daß alles klar und recht zwischen uns ist — so oft du ihn hören magst, meine Francesca, mein süßes, geliebtes Weib, bei allem, was dem Menschen heilig ist, bei unserem Dasein mit seinen Freuden, bei der Ewigkeit mit ihrem furchtbaren Ernst!“

„Gewiß, Gaetano, gewiß?“ rief sie fragend aus. Und während sie ihre beiden Arme um seinen Hals schlang, blickte sie ihn mit thränenfeuchten Augen an. „Schwöre nicht,“ fuhr sie erregt fort, „nein, nein, ich will keinen Schwur; ich will nur noch einmal dein einfaches, gutes Wort; ich will dir vollkommen vertrauen, und du wirst dieses heilige Vertrauen nicht täuschen. — Nicht wahr, mein Gaetano, es ist Alles klar zwischen uns? Wir dürfen einander angehören? Du bist frei und unabhängig wie ich? Es darf keine kalte,

entsetzliche Hand zwischen uns erscheinen? Es darf keine Stimme das Recht haben, uns zuzurufen: Scheidet, ihr habt Furchtbares begangen! — ? — O, das wäre mehr als der Tod!“

Sie schluchzte laut auf und ließ dann ihr Gesicht auf seiner Schulter ruhen. —

— — — — — — — — — — — — —

„Blick' auf, Francesca,“ sagte Gaetano nach einer längeren Pause, während welcher er dem erregten, heftig athmenden Mädchen absichtlich Zeit vergönnte, sich zu sammeln. — „Blick' auf,“ wiederholte er mit lächelndem Munde. „Könnte ich dir so heiter ins Auge sehen, wenn mein Herz nicht wahr und ehrlich fühlte? Ob ich mich noch frei und unabhängig nennen kann,“ setzte er mit einem leichten Schütteln des Hauptes hinzu, „weiß ich wahrhaftig nicht, denn du meine süße, fremde Eroberin, hast deinem Sklaven mächtige Fesseln angelegt.“

„Nicht so, nicht so!“ bat sie, ihm fest in die Augen schauend und mit leidenschaftlicher Stimme sprechend. — „Nicht so, Gaetano — nicht scherzend sollst du mir Antwort geben; du weißt, was ich meine, und daran denkend sollst du dem armen Mädchen, das dir alles geopfert, ehrlich deinen Blick zuwenden und ihm nochmals wiederholen, während du die Hand auf dein Herz legst: ich bin frei und unabhängig, mich fesseln keine Bande.“

„Nun denn, meine Francesca,“ gab er sanft zur Antwort, indem er die Rechte nach seiner Brust erhob, „mich fesseln keine Bande, ich bin frei und unabhängig — gewiß und wahrhaftig, so wahr mir Gott helfe!“ Dann fuhr er

leicht mit der Hand über die Stirn und athmete etwas tiefer als gewöhnlich.

„Amen," sprach sie und litt es geduldig, als er sie fest in seine Arme schloß und seine Lippen lange auf ihrem vollen blonden, duftigen Haar ruhen ließ.

Nach einer langen süßen Pause, während welcher ihre Herzen schneller geschlagen, lös'te sie sanft seine Hände und behielt sie in den ihrigen; dann lehnte sie ihren Kopf an seine Brust und blickte träumerisch lächelnd auf den dunkler werdenden Golf, auf welchem die Bilder wohl wechselten, aber auch jetzt in der Dämmerung nicht aufhörten.

„Sieh dort," sagte sie, „jenen schwarzen Punct oberhalb der Brücke des Castel del Uovo; über ihm erhebt sich jetzt ein grauer Rauchstreifen — das Dampfboot. Ich hatte es mir immer so schön ausgedacht, Neapel zu Wasser zu verlassen und alsdann, während wir den Posilipp umführen, noch einmal nach dem schönen Gestade hinauf zu schauen, um alle die lieben Puncte, an denen wir so vergnügt und glücklich waren, zum letzten Mal recht innig ins Auge zu fassen. Das wäre bei hellem Tage gewesen," setzte sie mit einem eigenthümlich bewegten Ausdruck der Stimme hinzu, „während wir jetzt bei Nacht im finsteren Wagen deinem schönen Vaterlande entfliehen. — Doch nein," unterbrach sie sich selbst, „keine solchen Nachtgedanken; laß es Nacht sein, wenn wir Neapel verlassen, folgt doch darauf der schönste und glücklichste Tag. Nicht wahr, mein Gaetano?"

„Gewiß, gewiß, mein süßes Leben."

„Blicken wir also dem Dampfboote ruhig nach," fuhr sie nach einer Pause fort. „Sieh, wie es langsam abfährt, dann aber schneller und kräftiger mit seinen Rädern die Fluten

theilt, zwei lange helle Streifen im Wasser hinter sich lassend. Auf dem Decke bemerkt man schwarze Gestalten; manche gehen hin und her, die meisten aber drängen sich ans Steuerruder, um noch einen Blick auf die Stadt zu werfen. Da sieht man auch weiße Taschentücher wehen — wir würden es gerade so gemacht haben, wenn —"

Gaetano nahm ihr die weitere Bemerkung mit einem Kusse vom Munde weg; dann sagte er: „So werde ich dich fortan immer bestrafen, sobald du mich quälst."

Unterdessen machte das Dampfboot drunten auf dem schon dunkeln Wasser anmuthig einen Bogen; sein Schornstein spie dicke, schwarze Rauchwolken aus, zwischen denen wie Blitze roth leuchtende Funken erschienen. Die Beiden hörten jetzt deutlich das Geräusch der Räder durch die Stille des Abends.

Francesca athmete zuweilen so tief auf, daß es wie ein Seufzer klang; sie hatte ihr Haupt rückwärts an die Mauer gelehnt und litt es geduldig, daß er seine heiße Stirn an ihre Schulter legte. —

Jetzt gab der Golf draußen und die weite Landschaft eines der großartigsten Schauspiele, die nur ein Menschenauge erblicken kann. Die Dämmerung geht allmälig und doch ziemlich schnell in tiefe Nacht über. Das Dampfboot ist jetzt bei Sorrent und verschwindet dann zwischen den Vorgebirgen Campanello und Capri. An den helleren Felswänden dort sieht man nur noch einen langen Rauchstreifen wie Nebelduft, der sich aber auch rasch zertheilt und verschwindet. Unwillkürlich werden unsere Blicke zu dem Vesuv empor gezogen, der anfängt, in unbeschreiblicher Großartigkeit zu leuchten. —

Jetzt sieht man nur auf seiner Spitze ein schwaches Glimmen, das sich aber mit einem Mal vergrößert, wie ein

Feuer vom mächtigen Windhauche angefacht, riesenhaft wächs't, rings umher einen weiten Leuchtkreis erscheinen läßt, in dem weiß glänzende, glitzernde Schlangenlinien sichtbar werden, die sich von Sekunde zu Sekunde mehren, einen Moment feuergarbenartig emporstreben, dann Myriaden von Funken aussprühen, um darauf wieder, wie sie entstanden, zur rothen Glut und zu einem schwachen Glimmen zusammen zu sinken.

Es ist das keine Eruption, sondern es ist nur eine Mahnung des gewaltigen Vulcans, daß es fort und fort in seinem Innern schafft und kocht und brodelt. Dort, vom Eremiten abwärts erblicken wir jetzt deutlich die letzte Arbeit des Bergriesen: zwei Lavaströme, die am Tage unter der leichten Schlackendecke schwarz gefärbt erschienen, schimmern jetzt in einer dunkeln Glut und wunderbar prächtig durch die Nacht und röthen selbst das Meer zu ihren Füßen.

Wohl schön ist dieser Anblick, schauerlich prächtig, fast unheimlich. Wenden wir jedoch den Blick zur Stadt, indem jetzt bald hier, bald da unzählige Lichter aufflammen, die Häusermasse, von der Nacht bedeckt, wie mit einem silbergestickten Schleier überziehend.

Darauf suchen wir die früher so ruhige Meeresfläche; auch diese scheint von der Lust nach Licht und Glut ergriffen. Ueberall, wo ein unserem Auge unsichtbares Boot dahinzieht, zucken geisterartige bläuliche Phosphorlichter auf, hier in einzelnen Sternen, dort in langen glänzenden Streifen. Ah, wer in diesem Augenblicke in einem leichten Kahne an der Küste des Posilipp fahren dürfte und dort dem Spiel der Wellen folgen, wie sie in den zauberischen Grotten blitzen und Feuer speien!

Es ist ein seltsames, nächtliches Getriebe rings um uns

her; dazu duften die Orangenblüthen stärker und die leicht bewegten Blätter erzählen sich in ihrer eigenen Sprache leise flüsternd geheimnißvolle Geschichten, die zwei liebetrunkene Herzen zu verstehen im Stande sind. —

„O Francesca!“ —

„Mein Gaetano!“ antwortete sie mit leiser, ängstlicher Stimme. —

Und jetzt hat das Meer noch andere Bilder. Dort die glitzernden Phosphorstreifen zeigen uns ein Boot an, das wir, wenn wir scharf hinblicken, endlich zu erkennen im Stande sind. Seine Ruderschläge sprühen Diamanten; jede bewegte Welle glänzt von einem eigenthümlichen Lichte. Plötzlich wird eine dunkelrothe Pechflamme unheimlich flackernd sichtbar; sie bewegt sich bis an die Spitze des Bootes und ihr Licht wirft einen langen dunkelrothen Schein ins Meer. In ihrer Glut tritt das Boot tief schwarz hervor, ebenso eine Gestalt, die vorn auf der Planke steht, eine Harpune in der Hand, aufmerksam in die Flut blickend. Jetzt fliegt die mörderische Waffe ins Wasser, der, welcher sie geschleudert, steht einen Augenblick regungslos, bis ein hinter ihm sitzender Schiffer das Boot langsam vorwärts treibt.

Es sind Fischer, die mühseliger Weise ihrem nächtlichen Gewerbe nachziehen; sie fangen die Cefali und geben uns dabei ein prächtiges Schauspiel. Dort auf dem Meere glüht eine zweite Flamme, in der Ferne eine dritte und vierte, und wo sich ein solches Boot unter raschen Ruderschlägen scharf wendet, da erscheint für uns, die wir mit einiger Phantasie begabt sind, ein riesenhafter Rubin, eingefaßt durch einen Strahlenkranz von Brillanten.

Ah, auch der bis jetzt dunkle Nachthimmel tritt nun

mitwirkend in das wunderbare Schauspiel ein. Dort über Torre del Greco, in dem Einschnitt, den die Sommat mit dem Berge San Angelo bildet, leuchtet ein heller Schein auf; der untere Theil des Vesuv tritt scharf als Silhouette hervor, und langsam, in unbeschreiblicher Klarheit, schwingt sich der volle Mond empor, die Landschaft mit blauem Lichte übergießend. Dann sich im Meere wiederspiegelnd, wirft er über dasselbe einen langen blendenden Zickzackstreifen hin, Schein an Schein, sich jetzt verbindend, sich jetzt wieder trennend, wie die Welle unter ihm steigt und fällt, immer beweglich, immer auf dem dunkeln Wasser schaukelnd, so daß es das Auge mit seinem unruhigen Strahlen und Glitzern ordentlich blendet, und das Meer, welches in Nacht und Dunkelheit zusammenschauerte, jetzt wieder unendlich groß und erhaben erscheinen läßt.

Die Ufer von Santa Lucia, der Riva di Chiaja sind Anfangs nur matt erhellt; aber schnell treten alle Gegenstände in bläulicher Beleuchtung hervor und scheinen beinahe tageshell; überall glänzt ein lichter Streifen oder ein feuchtes Blatt und unterbricht die Schattentöne, die durch das Undeutliche dem ganzen Bilde eine ungemeine Ruhe verleihen. —

— Ja, tiefe Nacht rings umher. —

Und man höret nur verstohlen
Das Geflüster kluger Myrten
Und der Blumen Athemholen. — —

Welch' rasche Bewegung unterbricht diese tiefe Stille mit einem Mal? Ein unterdrückter Schrei, ein leise, aber innig gesprochenes Wort — ein tiefer Seufzer, dann das Rauschen von Blättern, an denen Jemand hastig vorüberstürzt. —

Dort durch den dunkeln Laubgang, der nach dem Hause zurück führt, flieht eine weiße Gestalt; ihr Gewand streift

an tief niederhängenden Lorberzweigen, die alsdann empor=schrecken und deren glänzende Blätter so eigenthümlich im Mondlicht funkeln, daß es ist, als blickten sie mit tausend feuchten Augen zum Himmel empor.

Mich dünkt, von Thränen blinke Luna's Glanz;
Und wenn sie weint, weint jede kleine Blume
Um einen wild zerriss'nen Mädchenkranz.

Siebentes Kapitel.

Ein gebrochenes Herz.

Die weiten und großen Räume des Theaters San Carlo waren an diesem letzten Abend, an welchem die deutsche Sängerin auftrat, mit Menschen überfüllt — eine seltene Erscheinung für die Jahreszeit, wo das Publicum der Sperrsitze und des Parterre's noch weit lieber vor den Kaffeehäusern sitzt oder Eis bei Doncelli verzehrt, als bei dem wunderbaren, angenehmen Abend draußen im dunstigen Innern des Hauses von Lichterglanz und Hitze zu leiden.

Was aber das Merkwürdigste an dieser italienischen Zuhörermasse war: man bemerkte nicht das beständige Aus- und Einströmen, man sah nicht das Haus bei einem langweiligen Acte oder bei einem gewöhnlichen Duett oder Terzett oder einem mittelmäßigen Chor leer werden, um sich erst wieder zu füllen, wenn ein guter Sänger oder eine gefeierte Sängerin zu irgend einer beliebten Arie ansetzte. Auch die Logenbesitzer waren aufmerksam, wie nie, und wenn sie, die deutsche Sängerin, der all' diese Theilnahme galt, auf der

Bühne erschien, so sank das laute Geplauder zu einem leisen Gemurmel herab, und wenn Signora Francesca — ihren harten deutschen Familiennamen konnte kein Italiener behalten — mit ihrem lieben, weichen Lächeln vortrat, so herrschte Todtenstille in dem weiten Hause.

Dann sang sie, wunderbar schön, wie sie nie gesungen, stets gesteigert von dem wüthenden Beifallssturm des Publicums, das sich dann immer mehr begeisterte an ihrem unvergleichlichen Gesang, so daß eine gegenseitige Steigerung statt fand, die sich bei jedem Actschluß von Seiten des Publicums durch ein nicht aufhören wollendes Hervorrufen Luft machte, so wie durch Blumenspenden, welche selbst hier für Italien in ihrer Masse und Großartigkeit ans Fabelhafte grenzten. Dabei vernahm man wenig Händeklatschen, und nur der Ruf: „brava!“ und „bene!“, tausendstimmig anschwellend, zerriß die Luft, wo nur ein paar Tacte Pause dem Publikum erlaubten, sich hören zu lassen.

Françoise trat nach jeder großen Scene erschüttert, betäubt, die Lippen zusammengepreßt und mit Thränen kämpfend von der Bühne hinter die Coulissen, wo ihre Kammerfrau eifrig beschäftigt war, alle, welche sich hinzudrängten, um ihr enthusiastische Worte der Verehrung zu sagen, von der Erschöpften abzuhalten.

Da sie in jedem Acte zu thun hatte, so ging sie in der Zwischenzeit nicht in die Garderobe und hatte sich in der ersten und zweiten Coulisse so gesetzt, daß sie von dem weiten, überfüllten Hause nur die beiden Logen sehen konnte, die sie interessirten.

Das war oben im zweiten Rang ihre Schwester, gerade unter derselben Gaetano. Er schien allein zu sein, ohne Mut=

ter, ohne einen Bekannten. Er schien, sage ich, denn zuweilen kam es Françoise vor, als horche er auf irgend etwas, was ihm aus dem Hintergrunde der Loge gesagt wurde; ja, zuweilen wandte er sein Gesicht, wenn auch kaum merklich, auf die Seite, nickte wohl ein klein wenig oder schüttelte mit dem Kopfe.

Beunruhigendes fand sie gerade nichts darin; wenigstens wurde es ihr leicht, eingedenk der gestrigen Unterredung, alle trüben Gedanken zu verscheuchen. — Wenn Jemand da ist, sprach sie zu sich selber, so wird es die Marchesa sein, die sich dem Publicum nicht zeigen will. — Und wenn sie dabei bedachte, daß sie am heutigen Abend in der That vortrefflich sang und daß die Mutter ihres Gaetano sie hören — ja, und bewundern müßte, so fühlte sie ihr Herz im Busen schwellen, und das wirkte gerade so auf sie ein, wie der Beifallssturm des Publicums.

Ja, es war Jemand bei ihm in der Loge; nur einen Augenblick war so eben hinter dem seidenen Vorhang, der etwas zugezogen war, ein kleiner weißer Handschuh erschienen und die Idee eines Armes, um den Brillanten blitzten und der mit heller Seide und Spitzen umhüllt schien.

Warum durchzuckte sie der Anblick dieser kleinen Hand so eisig kalt? Warum mußte sie, deren Brust sich heute Abend so völlig unbeschränkt und frei erhob, nun auf einmal einen Moment heftig nach Athem ringen? Warum preßte sie ihre Hand auf das Herz und fühlte sich glücklich, mehrere lange Scenen vor sich zu haben, ehe sie wieder auftreten mußte?

Und wenn sie sich nicht geirrt, wenn es wirklich der Arm und die Hand einer Dame gewesen, die dort blitzähnlich erschienen und verschwanden, wenn — o mein Gott nein! —

flehte sie, warum diese finstern entsetzlichen Gedanken? Hat er mir nicht gestern noch feierlich geschworen, und glaube ich ihm nicht unbedingt? Und jene Frau in der Loge — wird es nicht seine Mutter sein? O, sie war schon mehrmals da; ich habe sie öfters gesehen. Und was sollte sie, wahrscheinlich noch keine alte Frau, abhalten, Brillanten und helle Seide zu tragen? — Aber wenn es anders wäre? — — O nein, nein, nur jetzt nicht so entsetzliche Gedanken! — Liegt denn aber ein Verrath seinerseits so gänzlich außer dem Bereich der Möglichkeit? — Nein, nein! — Doch wozu diese entsetzliche Selbstquälerei? Muß nicht der heutige Abend alles entscheiden? — Und er wird entscheiden. — Wird er sich nicht dir zu Liebe losreißen von seinem Vaterlande, von seiner Familie, dir folgen von dem geliebten heitern Meeresgestade hinweg nach dem für ihn ernsten und kalten Norden? — Ja, wird er? Wenn er aber heute Abend vor dich hinträte, wenn er dir sagte: ich kann heute Neapel nicht verlassen, laß mir Zeit bis morgen, bis übermorgen — wenn er Ausflüchte suchte? O nein, nein, fort mit diesen Gedanken! Fort, fort, er hat es mir feierlich zugeschworen, daß ich glücklich sein solle — sein dürfe! —

Sie trat einen kleinen Schritt vor aus dem tieferen Schatten in das Halbdunkel zwischen den Coulissen und erhob ihre Augen nach seiner Loge. Ah, auch er schaute herunter, er drückte die Hand fest auf sein Herz, seine Blicke flammten voll Liebe und Glück.

So ging die Vorstellung vorüber; der letzte, beinahe nicht enden wollende Beifallssturm braus'te gewaltig durch das Haus, und Françoise trat erschöpft in ihre Garderobe, wo die vielen Blumen in Kränzen und Bouquets, die man dort aufge-

hängt, so betäubend dufteten, daß man die Fenster öffnen mußte.

Rosa trat erregt ein, schloß die Schwester in ihre Arme und drückte einen langen und innigen Kuß auf deren weiße Stirn.

Françoise, die sich niedergesetzt hatte, schaute mit einem unbeschreiblich guten und kindlichen Blicke zu ihr empor und fragte bescheiden: „Nicht wahr, ich habe es ordentlich gemacht?“

„Du hast es so gemacht“, gab Rosa leise zur Antwort, „daß ich tief ergriffen war, wie alle Zuhörer, aber auch so, mein Herz, daß dir jetzt die größte Ruhe nothwendig ist, sonst würdest du dich unfehlbar aufreiben.“

„Ja, Ruhe und Glück,“ sagte Françoise mit leuchtenden Augen.

„Ruhe und Glück,“ wiederholte Rosa mit einem wehmüthigen Blicke, den sie aber vor der Schwester verbarg.

Signor Bertolini ließ sich melden und trat ein, in der Hand ein Bouquet aus den kostbarsten und seltensten Blumen, unter Aeußerungen des höchsten Entzückens, des Glückes für San Carlo, dann aber unter Ausrufungen des tiefsten Bedauerns und eines leichten Anfluges der Verzweiflung, wenn er bedenke, daß es ihm noch nicht gelungen sei, einen Contract für die nächste Saison mit Signora Francesca zu Stande zu bringen, und daß er für seine finstere Zukunft nicht das Geringste habe, als einige sehr kleine Hoffnungen.

„Aber Eines müssen Sie mir versprechen,“ rief er mit einer ausdrucksvollen Pantomime und einem schmerzerfüllten Blicke, welchen er der Decke der kleinen Garderobe gönnte, „Eines müssen Sie mir feierlich geloben: in der nächsten

Saison an keinem anderen italienischen Theater zu singen, wenn Sie San Carlo felice oder vielmehr," rief er mit Pathos aus, „San Carlo infelicissimo verschmähen."

„Darauf gebe ich Ihnen meine Hand," sagte Françoise, milde, lächelnd, und reichte ihm die kleine Rechte dar, welche Signor Bertolini zuerst an sein Herz, dann an seine Augen und zuletzt an seine Lippen drückte, worauf er in überwallender Rührung mit einem vielsagenden Blicke zur Thür hinausstürzte.

Françoise blickte ihm nach und sprach so leise, daß es nur die Schwester hören konnte: „Der gute Bertolini! Ich hätte gern Abschied von ihm genommen und will ihm auch heute Abend noch ein paar Zeilen schreiben. Es würde ihn tief schmerzen, wenn er morgen nach San Antonio hinaus käme und uns nicht mehr fände." —

Gaetano kam nicht nach dem Schlusse der Vorstellung, wie er sonst wohl zu thun pflegte, und wenn das für heute Abend auch zwischen Beiden so verabredet war, so konnte sich Françoise doch nicht enthalten, so oft sich Jemand der Thür näherte, ihr Auge dorthin zu wenden.

Endlich verließen die beiden Schwestern das Haus, und als sie draußen auf der Treppe standen, schaute die Sängerin mit einem innigen Blicke zurück und sagte: „Ich muß doch mit einem guten Gedanken von San Carlo Abschied nehmen, wer weiß, ob ich seine grauen Mauern wiedersehe, diese grauen Mauern, in denen ich so viel Glück erlebt, in denen sich ja das ganze Schicksal meines Lebens gewendet. — Lebt wohl, sollte ich euch wieder sehen, so will ich es gewiß nicht unterlassen," setzte sie innig bewegt hinzu, „wieder auf diese Stelle zu treten, meine Hand an den kalten Stein zu legen und

mich — hoffentlich froh und glücklich — des heutigen Abends zu erinnern. — Lebt wohl."

Vor der Thür standen noch Gruppen beisammen, Verehrer der großen Künstlerin, riefen ihr Evviva nach und warfen Blumen in den davonrollenden Wagen.

Die Straßen Neapels glänzten und flimmerten voll Lichter, die vor den Thüren der Kaffeehäuser brannten, auf den Schenkbuden der Eis- und Limonadenverkäufer oder an den dampfenden Maccaronikesseln und sonst überall, wo etwas Trink- und Eßbares verkauft wurde. Die wunderbar laue Nachtluft begünstigte das Straßenleben, Massen von Spaziergängern wandelten hierhin und dorthin, und die dumpf rollenden Räder des Wagens zerrissen hier auf Augenblicke ein gesungenes Lied, dort das Geklimper einer Mandoline oder die pathetischen Worte eines Improvisators, der auf dem Quai beim Scheine einer Papierlaterne in einem Kreise aufmerksamer Zuhörer saß.

Auf Santa Lucia dasselbe lebendige Treiben. Eine Nacht wie die heutige ist der Tag der Neapolitaner; zwischen Hunderten von kleinen Lichtern und Lampen werden Eßwaaren aller Art feil geboten. Welch' buntes Durcheinander: die Haufen goldgelber Orangen, die in allen Farben schillernden Fische, das zitternde Licht auf den Flaschen und Gläsern, dazwischen die verschiedenartigsten Töne, die rufenden Stimmen der Verkäufer, Singen und Lachen, der eigenthümlich klappernde Ton der Metallschalen, mit dem die Eiswasser-Verkäufer ihre Waare anbieten, das Summen der auf- und abwandelnden Menge, das dumpfe Rollen der Wagenräder auf den breiten Lavaplatten.

Françoise blickte nachsinnend auf dieses bunte, glänzende,

wechselvolle Getreibe; sie dachte an ihre Abreise in dieser Nacht, sie wollte alles das ihrem Gedächtniß noch einmal tief einprägen, sie wollte Abschied nehmen von all den Gegenständen, die ihr Auge so oft erfreut, von allen zusammen und von jedem insbesondere.

Rosa hatte ihre Hand in die der Schwester gelegt, sie fühlte sich angegriffen, fast betäubt von diesem wilden, nächtlichen Straßenleben; ihr Herz zuckte schmerzlich zusammen, wenn sie daran dachte, mit welchen Gefühlen sie hieher gekommen und was sie hier schon erfahren, was die nächsten Tage bringen würden, die sie nicht mit demselben Glück, mit derselben Heiterkeit erwarten konnte, mit der Françoise noch der Zukunft gedachte. Jetzt noch seufzte sie schmerzerfüllt und dachte, während sich ihre Lippen fest auf einander preßten: wenn es so kommen wird, wie helfe ich der Unglückseligen über diese schwere, entsetzliche Stunde?

Sie ließ ihren Blick über die See zu ihrer Linken dahin schweifen.

Diese lag da, so ruhig und still athmend, so behaglich unter dem Silberbande, welches der Mond gleich einer Fessel über sie geschlungen. Sie trug leise murmelnd ihre Fluten an das Gestade, die nach einem leichten spielenden Anschlage dann wieder zurückglitten, um sich nach wenigen Augenblicken abermals dem Lande zu nähern — ein beständiges, einförmiges Spiel, dem man doch so gern zusieht und zulauscht. — Ach, sie erzählen so hübsch, die anprallenden Wellen; man muß nur Sinn dafür haben und sie verstehen.

Wie das Straßenleben am Tag, so verliert auch das der Nacht von seinem lebhaften Charakter, wenn man die

Chiaja erreicht hat. Die Villa Reale liegt schon ganz einsam, der Mond möchte gern eindringen auf die tiefschattigen Wege und Ruheplätze, aber die Blätter der Bäume leiden das nicht, sie kennen den lockeren, alles betastenden Gesellen wohl und haben das Recht, das ihnen Anvertraute, so viel sie können, vor seiner Berührung zu schützen. — Dort hat er sich eingeschlichen, und wie lüstern schmiegt er sich an jene Marmorfigur an, Lichter aufsetzend, wo es unnöthig ist, und Partieen erhellend, welche der Künstler absichtlich in Schatten gestellt.

Hier liegen die großen Paläste schon still und träumend da, und die mit silbernem Glanz erfüllten Fenster blicken melancholisch auf die funkelnde See. Aber auch sie erlöschen eins nach dem anderen, wie der Mond wechselnd seine Bahn dahinzieht, und in wenig Stunden werden sich auf den weißen Trottoirplatten dort die zackigen Dächer der Häuser in schwarzen Schattenbildern abzeichnen.

Die Mergelina ist wieder etwas belebter; hier und da erfreuen sich die Fischerfamilien, vor den Thüren ihrer Bassi sitzend, der entzückenden Nacht. Vater und Brüder sind vielleicht eben nach Hause gekommen, — ja, richtig, dort sind noch ein paar kräftige Gestalten beschäftigt, den Nachen ans Land zu ziehen und umzukehren. Die von der Seefahrt Ermüdeten sitzen rittlings auf einer langen Bank, die Foglietta steht vor ihnen, auch Salami und cacio cavalo nebst Brod, und nun werden die einfachen Abenteuer der Meerfahrt erzählt. Ein halberwachsener Bursche lehnt an der Mauer des Hauses, hat den Kopf gegen dieselbe gestützt und denkt allerlei, während er aus der kurzen Pfeife raucht. Neben ihm, im hellen Licht des Mondes, sitzt eine jugendlich volle Mäd=

chengestalt; sie hat den Kopf mit dem edelgeschnittenen Gesicht erhoben, und ihr großes Auge leuchtet eigenthümlich im Doppelglanze des Mondes und der eigenen sammtschwarzen Augensterne. Sie singt:

> **La notta tutte dormeno,**
> **E io che buò dormire**
> **Pensanno a Nenna mia**
> **Me sent' ascevoli**
> **Li quarti d'ora sonano**
> **A uno a doje e tre,**
> **Jo te voglio bene**
> **E tu non pienz' a me.**

Wir rollen rasch dahin, an mehr solchen Gruppen vorüber, die sich alle gleichen und von denen doch jede wieder ein ganz anderes, aber stets interessantes und belebtes Bildchen liefert.

Endlich hält der Wagen am bekannten Aufgange zur Villa Cedronia, der Bediente öffnet den Schlag und die beiden Schwestern steigen aus.

„Komm, stütze dich auf meinen Arm," sagte Françoise lächelnd zu Rosa, welche ernst an ihrer Seite dahin schritt. „Ich fühle mich heute so frei, so leicht, so muß es Jemand zu Muth sein, der Schwingen hat und auffliegen kann."

Sie schritten über die Rampe hinweg, sie hatten bald die Terrasse erreicht, und freundlicher Lichterglanz drang aus der geöffneten Hausthüre hervor und vermischte sich draußen eigenthümlich mit dem Scheine des Mondes. Die kleine, sonst so heimliche Wohnung der deutschen Sängerin, anmuthig durch ihr Talent, überall kleine niedliche Plätze zu schaffen und diese oft durch die unbedeutendsten Dinge zu verzieren, sah schon recht zerstört aus. Hier war fast alles

eingepackt, und was zurückblieb, stand begreiflicher Weise in Unordnung umher. In dem Vorplatze des Hauses sah man ein paar Reisekoffer, die da bereit standen, um auf den Wagen geschraubt zu werden; größere Massen Gepäck waren schon vor ein paar Tagen mit dem Dampfer nach Genua geschickt worden.

Rosa begab sich in ihr Gemach, und auch Françoise trat in das ihrige, um ihr nach dem abgeworfenen Costume leichter gewordenes Gewand mit einem schwarzen Reisekleid zu vertauschen. Ihre Kammerfrau hatte hierzu alles vorbereitet, und so wäre die Toilette sehr rasch von Statten gegangen, wenn nicht Françoise einmal über das andere sich gegen das Fenster gewandt hätte, den Vorhang ein wenig bei Seite geschoben, um auf die fast taghell erleuchtete Rampe zu blicken.

„Mademoiselle nehmen jedenfalls Ihren leichteren Shawl,“ sagte die Kammerfrau, „und werde ich den Mantel, der in der Morgenfrühe nothwendig ist, an den Wagen bringen lassen.“

Lag bei diesen Worten etwas in der Stimme der Französin, was Françoise befremdete und ihre Aufmerksamkeit erregte? — Sie wandte rasch ihr Gesicht gegen die Dienerin, welche sich aber in diesem Augenblicke an einer geöffneten Schublade zu schaffen machte.

„Bist du mit deinen Abschiedsbesuchen fertig geworden?“ fragte sie gütig. „Ich habe dir so viel Zeit wie möglich gelassen. Ich hoffe so und wünsche dir, gute Jeanette, daß du vor deiner Abreise hier keine festen Bande zu lösen gehabt hast. Oder hätte ich mich geirrt?“ fuhr sie mit einem Ausdrucke des Erstaunens fort, als sie die rothgeweinten Augen des Mädchens erblickte. — „Jeanette, hast du Kummer?“ sagte sie darauf herzlich. „Sei offen, wie du es immer gegen mich gewesen.“

Die Gefragte schüttelte mit dem Kopfe, doch sprach das Auf- und Abwallen ihres Busens deutlich für eine heftige Bewegung ihres Innern. — „Ich habe keinen Kummer," erwiderte sie mit leiser Stimme, „gewiß nicht."

„Aber du hast geweint?"

„Das leugne ich nicht, die Arbeiten der letzten Tage, die — Aufregung — meiner Nerven; — ich fühle — daß ich — mich lächerlich mache — und wenn mir — Mademoiselle zürnen sollten — bei Gott! — ich kann meine Thränen nicht zurückhalten."

Damit drückte sie heftig ihre Hände vor das Gesicht und weinte laut und bitterlich.

„Meine gute Jeanette," sagte Françoise schmeichelnd, „weine nur, wenn es dich erleichtert; auch mir schnürt der Abschied von hier das Herz zusammen, und nur die übergroße Spannung, in der ich mich befinde, hält mich aufrecht. Ich bin überzeugt, wenn ich später im Wagen sitze, weine ich auch reichliche Thränen."

„O möchten es Thränen der Freude sein, wie Sie verdienen!" rief das Mädchen mit zitternder Stimme.

„Ich hoffe es bei Gott, meine gute Jeanette, und du wirst sehen, wir alle gehen einer still glücklichen, frohen und heiteren Zeit entgegen."

Die Französin faltete langsam ihre Hände vor dem Gesicht und ließ dieselben alsdann an sich herabgleiten. Ihr Gesicht war bleich, aus ihren weitgeöffneten Augen rannen die Thränen, dann mit einem Male neigte sie das Haupt, ihre Gestalt schien zusammenzubrechen, und sie sank zu den Füßen ihrer Herrin nieder, nicht willenlos, sondern in aufgelös'tem, tiefem Schmerze, dem sie dadurch einen bezeichnen-

den Ausdruck verlieh, daß sie die herabhängende Hand der jungen Dame ergriff, sie an ihre Lippen drückte und krampfhaft mit unzähligen Küssen bedeckte. — „O," schluchzte sie dazwischen, „Sie sind so gütig, so mild und freundlich gegen alle Welt, daß Ihnen — die Vergeltung — nicht fehlen kann! — Sie müssen — noch — glücklich werden, — oder es gibt — keine Gerechtigkeit — im Himmel."

„Das hoffe ich auch," versetzte Françoise sanft lächelnd, „und nicht nur ich, sondern wir alle. — Beruhige dich, Jeanette, sei nicht kindisch, stehe auf. — Was soll man davon denken? Hörst du, es kommt Jemand."

Und wirklich näherten sich leise Tritte der Thüre; es wurde bescheiden angeklopft, und als Françoise rief: „Nur herein!" öffnete sich dieselbe, und der italienische Bediente, der herein sah, meldete: „Der Herr Marchese ist im Salon."

Françoise eilte dorthin.

Gaetano stand am Fenster und blickte in die helle Nacht hinaus. Bei dem Rauschen des seidenen Kleides wandte er sich um, trat rasch auf das junge Mädchen zu und reichte ihr beide Hände.

Sie blickte ihm ins Gesicht und fand etwas in seinen Zügen, was sie befrembete. Wohl lag ein Lächeln um dieselben, aber seine Augen schienen ernst umflort.

„Was ist, Gaetano?" rief sie unwillkürlich mit lauterer Stimme, als sie gewollt. — „Du hast mir eine Nachricht mitzutheilen. — Was ist vorgefallen?"

„Wenig und viel," sagte er achselzuckend, „nichts und alles."

„Mein Gott, du erschreckst mich! — Müssen wir uns beeilen? Müssen wir fliehend Neapel verlassen?"

Er schüttelte langsam den Kopf, dann schlang er sanft seinen Arm um sie, um sie nach einem Sopha zu führen, wo er sie bat, niederzusitzen. Er nahm vor ihr auf einem kleinen Stuhle Platz.

Françoise hielt ihre beiden Hände vor die Brust gepreßt und athmete rasch und schwer. Sie las in seinen Zügen, daß er ihr etwas von Wichtigkeit mitzutheilen habe, und wie die Verhältnisse nun einmal standen, war Wichtiges und Unangenehmes fast gleichbedeutend.

„Du bringst nichts Gutes, Gaetano," sprach sie leise, „ich lese das in deinen Zügen."

„Dann lügen meine Züge," gab er lächelnd zur Antwort. „Glaube mir, Francesca, oder ich muß sie Lügen strafen. Allerdings habe ich dir etwas mitzutheilen, was dich überraschen wird, wie es mich im ersten Augenblicke überrascht hat. Aber Schlimmes ist es nicht, beim allmächtigen Gott! Es ist das Beste, was sich für uns ereignen kann. Meine Mutter —"

„O deine Mutter," unterbrach ihn rasch das Mädchen; „wenn die Marchesa im Spiel ist, so fürchte ich, es handelt sich für mich um nichts Gutes."

„Willst du mich ruhig anhören, Francesca?" bat er. „Was ich dir mittheile, ist in der That wichtig. Doch mußt du mir schon ein paar Minuten gönnen; ich kann mich nicht in zwei Worten aussprechen."

„Ich höre, Gaetano."

„Du weißt, Francesca," begann er, „mit welcher Umsicht ich alles zu unserer Abreise vorbereitete; du weißt, daß ich mir die nöthigen Papiere, Dispens und alles verschaffte, um sogleich in Rom mit dir getraut zu werden."

„So sagtest du mir.“ —

„Alles das zu besorgen war um so schwieriger für mich, da es im Geheimen geschehen mußte, und nur durch die Hülfe mächtiger Freunde ward es mir möglich, die sich täglich neu aufthürmenden Schwierigkeiten zu beseitigen. Doch so still und geheim auch diese Vorbereitungen getroffen wurden, so bemerkte ich doch schon vor einigen Tagen zu meinem Schrecken, daß meine Mutter, wenn auch nur im Allgemeinen, von unserem Plane in Kenntniß gesetzt war. Sie hatte ihre gut besoldeten und sehr geschickten Späher und Agenten; man sah mich hier und dort an auffallenden Orten, bei Behörden und Kanzleien; Unterbeamte, die nicht verschwiegen waren, ließen Worte über mein Vorhaben fallen, — genug, meine Mutter hatte am heutigen Vormittage eine Unterredung mit mir, bei welcher ich aus ihren Worten erfuhr, daß ihr meine Absicht, heute Nacht Neapel zu verlassen, bekannt sei.“

Françoise machte eine rasche Bewegung; ihre Gesichtszüge hatten sich verändert, waren furchtbar ernst geworden, sie drückte ihre Rechte tief in die Kissen des Sopha's und schaute den jungen Mann mit starren Blicken an.

„Ihrer klar ausgesprochenen Darlegung gegenüber,“ fuhr er fort, „konnte und wollte ich nicht leugnen. Ich sagte ihr einfach, es sei so, setzte aber hinzu, nichts vermöge meinen Entschluß zu erschüttern. — O meine Francesca,“ sprach er nach einer Pause mit weicher Stimme, „in dem Augenblicke, wo ich das gesagt, fühlte ich mich fest gegen eine ganze Welt und bedachte nicht, welche Kraft die Thränen, die flehenden Bitten einer Mutter haben. Hätte sie mir heftig geantwortet, wie früher bei ähnlichen Veranlassungen, hätte sie Worte über

dich, die Geliebte meines Herzens, über mein Weib fallen lassen, wie es sonst ihr ungerechter Zorn, ihr Stolz ihr wohl eingegeben, nichts hätte meinen Entschluß ändern können, nichts hätte mich zu einem Versprechen vermocht."

„Ah, Gaetano, du gabst deiner Mutter Versprechungen?"

Er machte eine Bewegung mit der Hand, als bäte er sie, ihn nicht zu unterbrechen. „Meine Mutter," sagte er, „war tief ergriffen; erschüttert, aufgelös't in Thränen beschwor sie mich, sie nicht zu verlassen, ich, ihr einziger Sohn, ich, ihr Trost, ihre Stütze! — Und welche Entschädigung, Francesca, glaubst du wohl," fuhr er mit leuchtenden Augen fort, „daß sie mir versprach? Ihre verdoppelte Liebe, ihren Segen und — deine Hand!" rief er freudig. „Ja, Francesca, ihr Herz ist erweicht, sie will dich sehen."

„Ah, sie will mich sehen?" fragte das junge Mädchen, ohne ihren starren Blick zu verlieren; und dabei klang ihre Stimme schwach und tonlos. — „Sie will mich sehen, morgen oder übermorgen, oder vielleicht in den nächsten Tagen? — Wann es ihr gefallen wird?"

Gaetano schaute sie erstaunt an. „Ich begreife dich nicht recht, Francesca," sprach er nach einer augenblicklichen Pause; „ich höre wohl deine Worte, aber ich sehe an deinen Blicken, daß du mit deinen Gedanken ganz wo anders bist. — Höre mich, Francesca," bat er schmeichelnd.

„Ich habe dich ja gehört," rief sie schmerzlich bewegt, und ein Thränenstrom benetzte ihre Wangen; „ich habe dich gehört und verstanden. Du frugst mich, wo ich mit meinen Gedanken sei. Nun, wo konnten sie sein, als bei der Fortsetzung eines Traumes, der mich so glücklich gemacht? — Ich athmete frei auf, in Gedanken nämlich, als ich Neapel

hinter mir hatte, als du auf der ersten Station meine Hände ergriffest — so träumte ich — und nun in voller Wahrheit zu mir sagtest: jetzt sind wir frei und unabhängig — fort, fort, unserem Glücke entgegen!"

„Und dieser Traum wird und muß ja zur Wahrheit werden, meine süße Francesca; nur ein paar Tage später vielleicht werden wir Neapel verlassen, dafür aber auch begleitet von dem Segenswunsche meiner Mutter. — Ist das nicht eine kleine Zögerung werth?" setzte er im Tone eines leichten Vorwurfs hinzu.

Das Mädchen athmete schwer und schluchzte leise, da sie ihre Thränen mit Gewalt zurückdrängte. Sie nickte mit dem Kopfe; sie sagte: „Ja, ja, Gaetano, wenn das alles so geschieht, wenn deine Mutter uns segnet, dann ist freilich alles besser und schöner. — Wenn aber —"

„Und was, meine süße Francesca?"

„Verzeihe mir," gab sie kopfschüttelnd zur Antwort, „ich bin so schwach heute Abend, so aufgeregt. Die große Rolle hat mich angegriffen, und dann hatte ich auch in der That all' mein Denken, alle meine Wünsche darauf concentrirt, heute Nacht San Antonio und Neapel zu verlassen. Du weißt, Gaetano," sagte sie unter Thränen lächelnd, „wenn wir Frauenzimmer einmal einen Entschluß gefaßt haben, und er wird nicht ausgeführt, so gibt es feuchte Augen. — Darum verzeihe mir."

„Was habe ich dir zu verzeihen, Françoise?" versetzte er, ihre beiden Hände ergreifend. „Kam ich doch selbst mit schwerem Herzen hieher, und war es mir hart, von einem wenngleich kurzen Aufschub unseres Glückes zu sprechen. — Aber du bist mein verständiges Mädchen, und wenn du heute

Nacht geschlafen hast, so wirst du morgen früh einsehen, daß sich nur so unser Glück fest begründen läßt."

Sie preßte ihre Lippen auf einander und blickte kopfnickend zu Boden.

„Wie ich mich darauf freue," plauderte er vergnügt weiter, „wenn du meiner Mutter gegenüber stehen wirst, wenn sie dich betrachtet, wenn sie mir zuwinkt, um mir anzudeuten, daß sie auf ihre Schwiegertochter stolz sein muß! Dann wirst du sehen, Francesca, gefällt dir auch Neapel wieder, all' das Schöne, das wir dann zusammen sehen und genießen. — Und was für Augen Herr Bertolini machen wird, wenn er mit seiner Erneuerung des Contractes kommt! O alles das zu sehen und zu erleben, Francesca, ist doch besser, als Neapel so bei Nacht und Nebel zu verlassen!" —

So bei Nacht und Nebel. — Die Worte schnitten in dieser dunklen Stunde tief in ihre Seele.

— — — — — — — — — — — — —

Bei dieser Unterredung in einem Salon der Villa Cedronia, der sich zu ebener Erde befand, standen die Fenster offen, wie dies Abends meist der Fall war, und da sich Rosa — wir wollen gestehen nicht ohne Absicht — vor die Thüre des Hauses gesetzt hatte, so war ihr kein Wort des innen geführten Gesprächs entgangen. Dabei stellte sich ihre lebhafte Phantasie seinen Gesichtsausdruck noch anders vor, als er in Wirklichkeit war; sie sah ihn, wie er die arme Schwester lauernd betrachtete, wie sein finster zusammengezogener Mund lächelte, wenn sie empor blickte. Sie wog alle seine Worte schwer ab, und jedes derselben hatte für sie einen doppelten und gehässigen Sinn. Sie hatte ihre Arme über einander gelegt und drückte sie fest gegen ihre heftig athmende

Brust. Zuweilen schlugen ihre Zähne leicht auf einander, alsdann aber warf sie trotzig die Oberlippe auf und ihre dunkeln Augen leuchteten.

Es kam Jemand die Rampe hinauf — eine weibliche Gestalt. Es war Jeanette, sie bewegte sich in dem Schatten, den der Vorsprung des Daches auf die Terrasse warf, zu Rosa hin und flüsterte ihr ins Ohr: „Dort auf der Mergelina hält der Wagen des Marchese, und —"

„Sprich weiter!"

Die Kammerfrau schüttelte heftig mit dem Kopfe, und als Rosa sie erstaunt anblickte, bemerkte diese, wie die Augen Jeanetten's voll Thränen standen und wie sie gewaltsam ihre Zähne aufeinander biß.

„Nie, nie werde ich mehr darüber sprechen," sagte sie leise und flüchtig und eilte, die Hände ringend, ins Haus.

Rosa erhob sich von ihrem Sitze; sie that einen tiefen Athemzug, dann strich sie leicht über ihr Haar und richtete ihre großen, dunklen Augen gen Himmel. Alle Bewegung von vorhin war aus ihrem Gesichte gewichen; dasselbe erschien im Wiederschein des Mondes wie das eines edel geformten Marmorbildes: ruhig, ernst, unbeweglich.

Sie trat einen Augenblick in den Vorplatz des Hauses und erschien gleich darauf wieder, an ihrer Seite den italienischen Bedienten. Im Dahinschreiten über die Terrasse schlang sie ein gelb und roth gestreiftes Tuch in der Art über ihren Kopf, wie es die Landmädchen zu thun pflegen, und wenn man sie in ihrem dunkeln Gewande so in der Entfernung, wenn auch im Mondscheine, sah, so hätte man die edle Gestalt ganz gut für eins der Fischermädchen der Mergelina halten können.

Sie ging die Rampe hinab, schnell aber mit festem Schritte, und war in kurzer Zeit unten zwischen den Häusern angelangt, wo man vor dem Aufgange nach San Antonio eine herrschaftliche Equipage halten sah. Hier blieb das junge Mädchen mit hochklopfendem Herzen stehen, und zwar so nahe vor dem Wagen, daß sie das Wappenschild der Fontana und die Livree der Diener in dem hellen Lichte des Mondes deutlich erkennen konnte. Sie selbst stand tief im Schatten eines der Häuser, blickte aber von hier aus aufmerksam auf die Straße.

Der Bediente war weiter vorgegangen, hatte aber kaum die Mergelina betreten, wobei der Klang seiner Schritte zwischen den hohen Mauern deutlich wiederhallte, als man an dem Schlage des Wagens die Gestalt und den Kopf einer jungen Dame erscheinen sah, welche nach dem Ankommenden zu spähen schien.

Obgleich Rosa auf etwas Schreckliches gefaßt war, fühlte sie doch, wie ihr Blut plötzlich zu stocken schien, und es war ihr, als könne sie ein paar entsetzliche Sekunden lang nicht athmen. Die junge Dame im Wagen — sie hatte ihre Hand auf den Schlag gelegt — schaute hinauf nach San Antonio, sie hatte ein fein geschnittenes, edel geformtes blasses Gesicht und große dunkle Augen, in denen jetzt, als sie sich etwas aus dem Wagen herausbeugte, ein Strahl des weißen Lichtes hell erglänzte.

Rosa legte ihre Hand an die brennende Stirne, und sie konnte nicht anders: sie mußte an das Wort des Impresario denken, daß es ein Spiel der Natur sei, wie sehr die Fürstin Pallavicini, die jetzige Marchesa Fontana, ihr selbst ähnlich sehe.

„Zurück, zurück!“ klang es in ihr, „ehe er dich vielleicht hier bemerkte. Er ist zu schlecht, als daß ich ihm entgegen

treten sollte, um ihm mit glühenden Worten meinen Haß ins Gesicht zu schleudern.

Der Bediente trat gegen das junge Mädchen hin, und sagte mit gesenktem Haupte und leiser Stimme: „Es ist der Wagen des Marchese Fontana."

„Gut," gab Rosa kalt und ruhig zur Antwort; „so muß man ihm melden, daß er hier unten erwartet wird."

— — — — — — — — — — — — —

Eine Stunde später rollte ein schwerbepackter Reisewagen von vier Pferden gezogen über die Mergelina gegen Santa Lucia. Früher glänzend beleuchtet, angefüllt von einem bunten, lebendigen Treiben, lag jetzt alles hier still und öde; die Nacht machte ihr Recht geltend und hatte, da nun der Mond hoch über San Antonio stand, ihre schwarzen Schatten über die Straße, über den Quai und die noch immer leicht anschlagenden Wellen vorgeschoben. Von den Lichtern auf dem Meere brannte keines mehr in rother Glut, auch das phosphorische Leuchten hatte aufgehört, da kein Ruder mehr die Flut durchwühlte. Nur die Spitze des Vesuv war noch zuweilen erhellt von aufsteigender Lohe, die sich auf Augenblicke majestätisch erhob und dann wieder still in sich zusammensank. — Sonst war alles still und finster in dieser nächtigen dunklen Stunde.

Achtes Kapitel.

In der Dachkammer.

Durch Contraste muß der Künstler das Publicum packen, sagte mir einst ein junger Maler mit sehr langen Haaren, in welchen er, ein zweiter Simson, seine Hauptkraft vermuthete, als er mir sein neuestes Bild zeigte, auf dem zu sehen war eine vom Sonnenlicht grell beleuchtete weiße Kalkwand, vor der ein Moor spazieren ging mit feuerrother Halsbinde, aus dessen schwarzem Frack ein giftig grünes Tuch hervorschaute — ja, durch Contraste, wiederholte er schmunzelnd und hatte im Grunde nicht Unrecht, wenn er auch diese Contraste etwas zu grell und ohne mildernde Uebergänge neben einander hinkleck's'te.

Es ist das im Leben, wie in jedem Kunstwerke: wir sehnen uns nach Regen, wenn wir anhaltenden Sonnenschein gehabt; wir erfreuen uns an dem ersten fallenden Schnee, der die goldglänzende herbstliche Landschaft in einem Momente verändert; wir empfinden die Süßigkeit eines guten Desserts am besten nach einem pikanten Salat, und auf ein kaltes

Gefrorenes, das wir zu uns genommen, schmeckt uns ein siedend heißer Kaffee ganz besonders.

Contraste also, die sich in unserem gewöhnlichen Leben täglich an einander reihen und dasselbe seine Einförmigkeit verlieren machen, muß der Künstler auf wohlthuende Art herbei zu führen suchen, der Maler durch einen tiefschwarzen Neger auf weißer Kalkwand, der Schriftsteller, indem er seinen geduldigen Leser aus den Armen eines engelgleichen Wesens an die Brust eines unbeschreiblich schlechten Charakters wirft, oder indem er ihn mit sich führt aus dem heißen Sommer in den kalten Winter, aus dem Palast in die Hütte. Besteht doch unsere ganze Kunst darin, daß der freundliche Leser nicht nur den Palast ungern verläßt, sondern sich auch nach kurzer Zeit heimisch fühlt in der armseligen Hütte, wohin wir ihn geleitet. —

Hinter uns sind verschwunden Campaniens glückliche Gefilde; rückwärts blickend sahen wir den Vesuv niedersinken, sahen das tiefblaue Meer sich verstecken vor den mächtigen Alpen mit ihren mit Eis und Schnee bedeckten Häuptern, und auch diese Riesen mußten vor unseren Blicken untertauchen, nachdem wir sie verlassen, hinter andere, weit geringere Größen. Dann sahen wir wieder deutsches Land und athmeten fröstelnd deutsche Luft, kalte, herbstliche, heimatliche Luft, seufzend, wenn wir an den schönen Süden gedachten. Entgegen zog uns die geschäftige Schwalbe und lachte zwitschernd über uns, eben so der Kranich und der verständige Storch. Alle zogen heimwärts, wie wir, aber ihre Heimat ist dort, wo Brunnen kühlen und Palmen rauschen, die unsrige hier, wo über spitze Giebeldächer hinweg aus langen Schornsteinen dichte Rauchwolken in die schwere dunstige Luft

hinaufsteigen; hier, wo kalter Wind uns so recht boshaft um die Häuserecken ins Gesicht bläs't, wo uns der Regen durchnäßt und der Staub fast erblindet. Trage es mit Geduld, theurer Leser; die Pflicht, nur Wahrhaftiges Dir mitzutheilen, hat uns hieher in die große deutsche Residenzstadt geführt. Leider sind wir augenblicklich nicht einmal im Stande, Dich vor den ersten Gasthof zu führen oder in eines der schönen und vornehmen Häuser, wie sie neben einander liegen in steifem Hochmuthe in den eleganten und reichen Vierteln der Stadt.

Wir lassen diese vielmehr hinter uns und tauchen in ein Labyrinth von Gassen und Gäßchen, wo kein Rollen von Equipagen unser Ohr betäubt, wo wir nur das Klopfen des Hammers hören, mit welchem der fleißige Schmied sein Eisen bearbeitet, oder das tactmäßige Klappern des Webstuhls und unter vielerlei ähnlichem Geräusche das Seufzen einer Säge, die Stimme der Straßenverkäufer, die Schuhwichse und Besen feil bieten, Kindergeschrei, Hundegebell und ähnliche Töne, die uns nach tagelanger Wanderung durch einen dichten Wald höchst angenehm, ja, fast poetisch erscheinen, hier aber, im Uebermaße genossen, unsere Nerven anzugreifen im Stande sind.

Es ist eine sehr enge und kurze Gasse, in die wir getreten sind; die Häuser sind mit ihren Giebeln nach vorn gekehrt und stehen so eng zusammen gedrückt, als seien sie einmal in einer hellen Mondnacht vor irgend etwas erschrocken und haben sich Schutz suchend so dicht an einander gedrängt, wie es eine Herde Schafe zu machen pflegt, wenn sie der Wolf oder sonst ein Raubthier umkreis't. Durch dieses hastige Zusammenfahren mag es denn auch gekommen

sein, daß manches aus dieser Gesellschaft etwas das Gleichgewicht verlor und sich so stark vorüber neigte, daß es an verschiedenen Stellen einem langen Arme nicht unmöglich gewesen wäre, eine drüben hinaus gestreckte Hand freundlich zu schütteln.

Weiter ist diese Gasse nur dadurch bemerkenswerth, daß fast sämmtliche Einwohner eine große Vorliebe für feuchte Wäsche an den Tag zu legen scheinen, denn dergleichen sieht man wie eine helle flatternde Guirlande rings umher, namentlich vor den oberen Stockwerken der dunkeln Gebäude, was einem fast begreiflich wird, wenn man die zahlreichen Kindergruppen in meistens schmutzigen Hemden, Kitteln und Blousen von den verschiedensten Zuschnitten und den auffallendsten, einstens frisch gewesenen Farben auf der Straße sieht, während die Häuser selbst von Einwohnern förmlich überzuquellen scheinen; denn überall, wohin wir die Blicke wenden, bemerken wir Gestalten unter den Hausthüren und an den Fenstern, zeigen sich Gesichter hinter den Fensterscheiben oder oben aus den Dachläden herausblickend. Wenn man über das Ganze ein Glasdach setzen könnte, so hätte man etwas wie einen kolossalen Bienenkorb, nur statt mit diesen emsigen, summenden, aus- und einziehenden Thierchen, mit nicht weniger emsigen und nicht weniger zahlreich aus- und einziehenden Menschen besetzt.

Selbst an einer Königin fehlt es hier nicht; diese sehen wir vor dem stattlichsten der Häuser in Gestalt der Besitzerin des dort befindlichen Wurstladens stehen, eine große, breite und schwere Persönlichkeit, fast riesenhaft neben den dürftigen und gebückten Weibern, die dort aus- und eingehen, die erkauften Leckerbissen in Papier gewickelt mit sich forttragend.

Die Wurstkönigin steht unter der Hausthür, nach deren Nummer wir schon beim Eintritt in die Gasse gespäht. Wir gehen bei der stattlichen Frau vorbei, sehen an den Wänden des halbdunkeln Hausganges die weißen Leichname einiger unglücklichen Schlachtopfer menschlicher Grausamkeit hangen, daneben den schauerlichen Richtplatz dieser armen Geschöpfe, den mächtigen Hackblock mit dem breiten Beil und der im Zwielicht blinkenden Klinge des langen und spitzen Messers. Rechts neben uns erblicken wir blutige Kübel, links Knochenüberreste; über unserem Haupte schweben schwere Ketten von Würsten.

Vorbei an allen diesen Gräueln eilen wir die Treppen hinauf in den ersten, zweiten, dritten und vierten Stock, wo wir an einer Thür mit der Aufschrift: „Daniel Schweizer, Damenkleidermacher,“ stehen bleiben. Dank dem Zauberstocke, den wir bei uns führen, öffnet sich diese Thür geräuschlos bei unserem Erscheinen und wir treten in ein weites, dunstiges Gemach, welches dem Geruche nach, der hier herrscht, Küche und Werkstätte zu gleicher Zeit sein muß, und das von dem Schlafzimmer, einem tiefen finsteren Alkoven, nur durch einen geflickten Kattunvorhang getrennt wird, der wohl das Auge absperrt, aber nicht das Ohr, denn wir vernehmen die wimmernden Laute eines wahrscheinlich kranken Kindes und die sanften Schmeichelworte einer mitleidig klingenden weiblichen Stimme.

In der Werkstätte ist der Meister selbst, der auf dem Tische sitzt, eine kleine gebrechliche Gestalt, nur von einer Seite sichtbar, da er fast ganz umgeben ist von einer Wolke von Gaze oder einem sonstigen feinen weißen Stoffe, einem

Damenrocke in den bekannten riesenhaften Dimensionen, an welchem er beschäftigt ist, Bandschleifen mit Stecknadeln zu befestigen, die er darauf mit Kennermiene betrachtet, wobei er den dünnen, schmalen Kopf etwas auf die Seite neigt und mit roth unterlaufenen Augen unter der Kneifbrille hervor auf sein Werk schielt.

Neben ihm vor dem Tische sitzt ein junges Mädchen auf einem Stuhle, das den Kopf so tief auf die Arbeit gesenkt hat, daß der gewöhnliche Beschauer, der durch das Zimmer schritte, ihre Gesichtszüge nicht hätte unterscheiden können. Wir werden sie vielleicht später noch kennen lernen. Vielleicht ist es der Mühe werth, ihr Gesicht zu betrachten, denn trotz der dürftigen und abgetragenen Kleidung scheint ihre Figur voll und doch wieder schlank zu sein. Wir sehen das an den breiten runden Schultern, die locker mit einem Tuche verhüllt sind, so wie an der schlanken Taille, die ohne künstliche Mittel in ihrer natürlichen Form viel versprechend erscheint.

Das junge Mädchen betrachtet ein Modekupfer, welches vor ihr auf dem Tische liegt, wobei wir sehen, daß sie mit ihrer rechten Hand das Haupt unterstützt und ihre feinen weißen Finger in einer Fülle von dichtem schwarzem Haar vergraben hält.

Der kleine Damenkleidermacher hebt den Kopf von seiner Arbeit auf und horcht einen Augenblick auf das Wimmern des kranken Kindes.

„Das arme Wurm," sagt er mit seiner sehr dünnen Stimme, „scheint mir wirklich recht krank zu sein. Wenn ich nachher ausgehe, will ich mich nach dem Doctor umsehen. Man muß das Seinige thun — und dann — wie Gott will."

Diese Worte klangen in dem Munde eines Vaters viel=

leicht etwas hart, doch war die Stimme, mit welcher sie gesprochen wurden, so weich, fast zitternd, daß man wohl fühlte, wie dem Manne das Klagen der kleinen Kreatur tief zu Herzen ging.

„Ach ja, ach ja!“ hörte man die Frau sagen; „wenn ich auch nicht viel darauf halte, was der Doctor so einem kleinen Kinde verschreibt, so ist es doch eine Beruhigung, und es kostet uns ja nichts, da du den Mantel der Frau Doctorin zum Flicken da hast. Man ist gleich so ängstlich, wenn man, Gott sei Dank, noch wenig kranke Kinder zu behandeln gehabt hat. Aber das ist schon wahr, sie sind gleich ganz miserabel, um sich eben so schnell wieder zu erholen. Nicht wahr, Rosa, das wird bei euch auch wohl gerade so gehen?“

Das junge Mädchen hob den Kopf in die Höhe, und während sie dies thut und sich etwas umwendet, um nach dem Kattunvorhange zu blicken, sehen wir deutlich ihr nicht nur angenehmes, sondern sogar schönes Gesicht, Züge, die nicht für ihre Kleidung und Umgebung passen. Dieser schlanke weiße Hals, das edel geformte längliche Gesicht mit den glänzenden Augen, der geraden Nase und dem kleinen Munde wäre, sich aus einem reichen Pelze hervorhebend, der vornehmsten Dame würdig. Ihr Teint ist etwas bleich, wodurch die dunkeln Augen noch schärfer hervorgehoben werden. Eigenthümlich ist es, daß sie die Lippen zusammenpreßt, wodurch in den Mundwinkeln ein leichter, man könnte sagen, ein Zug tiefer Angst entsteht, der sich aber augenblicklich wieder verwischt, sobald das Mädchen seine frischen Lippen öffnet und, prachtvolle Zähne zeigend, mit einem sehr tiefen Organ langsam und äußerst bedächtig spricht.

„Ich habe es oft bemerkt, Frau Schweizer,“ sagt sie nun,

„Mittags frisch und gesund, sind die Kleinen Abends todtkrank, um am andern Morgen wieder herum zu springen.“

„Das springt morgen früh nicht wieder herum, fürchte ich,“ meinte der Damenkleidermacher, indem er seine Brille fester auf die Nase drückte und seine Nadel einfädelte. „So eilig verlangen wir es ja auch gar nicht. Du meine Güte, wenn dem Kinde überhaupt nur nichts geschieht.“

Das junge Mädchen hatte ihre Hand leicht zusammen geballt und auf das Kupfer der Modezeitung, welches vor ihr lag, gedrückt, während sie unverwandten Blickes und mit gespannter Aufmerksamkeit, sobald die Frau vorhin gesprochen, nach dem Alkoven sah und von da ab kein Auge mehr von dem Vorhang wandte, der sich hier und da bewegte, wenn die Frau dem kranken Kinde eine andere Lage gab.

„Sehe Sie doch einmal den Kleinen an, Rosa,“ hörte man die Stimme drinnen sagen.

Worauf sich das Mädchen augenblicklich erhob, fast von ihrem Sitze emporsprang, gleich darauf aber, als zucke ihr ein Gedanke durch den Kopf, ruhig stehen blieb, dann langsam die Modeblätter auf dem Tische zusammen schob und hierauf erst dem Alkoven zuschlenderte.

Während sie so dahin schritt, in fast nachlässiger Haltung, sich leicht in den Hüften wiegend, sah man deutlich ihre hohe, kräftige und schöne Gestalt, und konnte es nur bedauern, daß ihr Anzug eher dazu gemacht war, diese zu entstellen, als zu verschönern. Dabei hatte ihr Gang, ihre Haltung trotz des nachlässigen Wesens, mit dem sie dahin schlich, etwas unverkennbar Ausgezeichnetes. Man hätte sie für eine vornehme Dame halten können, die sich das Vergnügen machte, die Welt durch einen unscheinbaren Anzug zu täuschen, oder für die

erste Liebhaberin irgend eines Theaters, die gewohnt ist, nur Prinzessinnen darzustellen, und die nun die Rolle eines Weibes aus dem Volke übernommen hat. Für dieses paßte wohl das verschobene Halstuch, das locker hängende, wenig anschließende Kleid, die nachlässig zusammen gedrehten dichten Haarflechten; aber durch alles das schimmerte für den Kenner ein ganz anderer Kern hindurch. Diese lange und feine Taille war offenbar nicht für den unscheinbaren baumwollenen Ueberrock geeignet; diese Schultern waren einer anderen Bedeckung, als die des groben bunt karrirten wollenen Tüchleins gewohnt; dieses dichte schwarze glänzende Haar war absichtlich zerzaus't; wenn man es frei herabwallen ließe, so würde es sich mit viel weniger Widerstreben in kunstreiche Flechten, in Bandeaux oder dergleichen fügen. Ja, wenn man die hohe, offene Stirn des Mädchens betrachtete, so brauchte es wahrlich wenig Phantasie, um sie passend zu finden für den Schmuck eines Blumenkranzes, selbst eines Diadems.

Während sie nun in nachlässigem Gange dahin schreitet, bemerkt sie vor sich auf dem Boden eine Schleife liegen; sie bückt sich, um dieselbe aufzuheben; ehe sie das aber thut, hebt sie ihr Kleid mit der linken Hand auf wahrhaft graziöse Weise etwas in die Höhe, und wir, mit den eben angedeuteten Phantasien beschäftigt, erschrecken beinahe, als wir unter dem dunkeln, fast unreinlichen Rocke einen schneeweißen Strumpf erscheinen sehen, den feinsten, zierlichsten Knöchel umspannend, und unter demselben ein schwarzes Stoffstiefelchen, genau anschließend, von tadelloser Form.

Rosa hebt den Vorhang etwas in die Höhe und gestattet uns so einen Blick in den Alkoven. Dort steht ein breites

Bett, das Gestell vom gewöhnlichsten Holze und der einfachsten Tischlerarbeit, reinlich aber fast dürftig überzogen. Neben demselben befindet sich ein Kinderbettchen, offenbar aus einer anderen Werkstatt herrührend; letzteres ist aus polirtem Nußbaumholz zierlich gearbeitet, mit schwellenden Kissen und weichen Decken versehen, die aber unordentlich durch einander liegen, da die Frau des Damenkleidermachers das Kind von seinem Lager empor genommen hat und es auf ihren Knieen ruhen läßt, wobei sie das Köpfchen sorgfältig mit ihrem rechten Arme unterstützt.

Das Kind ist vielleicht vier Jahre alt, hat ein rundes, angenehmes Gesichtchen, neben dem verschobenen Nachthäubchen sind blonde, krause Haare sichtbar. Es liegt da mit geschlossenen Augen, die feinen Lippen leicht geöffnet, seine Wangen sind fieberhaft geröthet, sein Athem geht kurz und schwer und zuweilen zucken seine kleinen Glieder, namentlich die Arme, wobei es dann jedesmal einen klagenden Laut ausstößt und eine Sekunde lang die Augen öffnet, die aber gleich darauf wieder von den schweren Lidern bedeckt werden.

Das junge Mädchen hat sich mit einer Schnelligkeit auf das Kind herabgebeugt, die fast auffallend absticht gegen ihre früheren, so langsamen Bewegungen; sie legt ihre kühle, weiße Stirn einen Moment an die heißen Wangen des kleinen Bübchens; sie erfaßt seine glühenden Händchen, sucht den Puls und zählt die Schläge.

„Ja, ja," sagte sie dann hastig, „ich fürchte auch fast, das Kind ist sehr krank. Um Gottes Willen, wie das nur so schnell kommen konnte! Gestern Abend war es doch noch gesund und munter."

„Vollkommen gesund," erwiderte die Frau in betrübtem

Tone. „Das kann mir mein Mann bezeugen. Ich mußte dem Bübchen, als es im Bette lag, die Geschichte vom Müller und den Thieren erzählen, und ich habe es lange nicht so herzlich lachen hören, als Schweizer dazu wie der Hund bellte und wie der Hahn krähte."

„So ist es," bekräftigte der Meister vom Tische herüber; „aber du mußt dich deßhalb auch nicht so grimmig ängstigen, Frau. Hat der Kleine doch schon ein paarmal einen ähnlichen Zufall gehabt. Damals kam es von den Zähnen her, und jetzt wird es hoffentlich auch nichts Anderes sein."

„Vielleicht, vielleicht," versetzte hastig das Mädchen. „Doch müssen wir nach dem Doctor gehen, und das so bald wie möglich. Weiß Sie was, Frau, gebe Sie mir das Kind und gehe Sie sogleich. Es sind ja nur ein paar Schritte bis zum Spital, wo der Doctor um diese Stunde zu finden ist."

„Sie hat Recht, die Rosa," sagte der Damenkleidermacher, „sie hat vollkommen Recht; man muß das Seinige gethan haben. Geh' also sogleich, und auf dem Rückwege kannst du mir für einige Kreuzer weiße Seide mitbringen."

Das junge Mädchen hatte sich auch schon, während sie vorhin sprach, auf das breite Bett gesetzt und nahm das in unruhigem Schlummer liegende Kind sanft aus den Armen der Frau Schweizer. Sie bettete es weich auf ihrem Schooße, sie legte sein Köpfchen an ihre Brust und dann winkte sie der Frau, die vor ihr stehen blieb, ein paarmal schnell zu, wobei sie sagte: „Geh' Sie nur, geh' Sie, es ist nothwendig."

Frau Schweizer nahm ein wollenes Umschlagtuch von der Wand und warf es um die Schultern, und als sie in das Zimmer hinaus trat, fiel der Kattunvorhang vor dem

Alkoven herab und schied so das junge Mädchen und das kranke Kind von den Anderen.

Daß Meister Schweizer ein alter Mann von vielleicht sechszig Jahren war, haben wir schon vorhin gesehen. Nach dem zarten Alter des Bübchens aber wären wir befugt gewesen, die Frau für viel jünger zu halten. Dem war aber nicht so, vielmehr mochte die Frau Schweizer nur einige Jahre weniger als ihr Mann zählen; und dabei hatten die Züge des Kindes nicht die Spur einer Aehnlichkeit mit einem der Beiden — ein Räthsel, welches uns indessen jetzt durch die Worte des Damenkleidermachers gelös't wird.

„Solltest du," sagte er sehr leise und flüsternd zu seiner Frau, „nicht auch geschwinde bei dem Advocaten Berger vorbei laufen und ihm mittheilen, daß das Kind sehr krank zu sein scheint? Du weißt, als er uns den Kleinen übergeben, hat er uns ausdrücklich befohlen, ihn von allem Unvorhergesehenen, was geschehen könnte, sogleich in Kenntniß zu setzen."

„Ich weiß wohl," entgegnete die Frau kopfschüttelnd. „Ehe wir aber da ein Geschrei und Aufsehen machen, wollen wir den Doctor fragen, ob das Kind gefährlich krank ist oder nicht, und dann ist es immer noch Zeit, den Herrn Berger zu beunruhigen."

„Wie du meinst," versetzte Herr Schweizer. „So geh' denn zum Arzt und vergiß nicht, mir für einige Kreuzer Seide mitzubringen. Laß dir aber ein Strängelchen geben, was nicht verwirrt ist; man muß den Kaufleuten immer auf die Finger sehen."

Damit ging die Frau hinaus, der Meister fuhr fort, seine Schleifen aufzuheften und das junge Mädchen saß mit dem kranken Kinde hinter dem Vorhange.

Obgleich sie das Bübchen sorgfältig in die Arme genommen, so hatte sie es doch, so lange die Frau vor ihr stand, anscheinend nur mit großer Theilnahme, aber lange nicht mit der Liebe und Innigkeit betrachtet, die jetzt in ihren dunkeln Augen glänzte, sobald der Vorhang vor dem Alkoven niedergefallen war. Nun aber beugte sie sich tief auf das Kind herab, nun hob sie es in ihren Armen auf, drückte ihre Lippen auf seine Stirn, auf seine Augen, auf seinen kleinen Mund und sprach zu ihm mit den herzlichsten Worten, gab ihm die süßesten Schmeichelnamen. Dabei tönte ihr tiefes Organ, obgleich jetzt gewaltsam gedämpft, um so klingender und eigenthümlicher. Das Kind schien diese Stimme zu kennen, denn es hielt seine müden Augenlider ein paar Sekunden offen, ja, es zeigte sich ein mattes, kurzes Lächeln um seinen Mund.

„Du liebes Kind," sagte sie schmeichelnd, „du kleiner, süßer Eugen, mußt uns das nicht anthun, daß du ernstlich krank wirst. Nein, nein, das thut unser gutes Bübchen nicht. — Morgen bist du wieder lustig, und dann bringe ich dir einen großen Wagen, einen Wagen mit Pferden, und damit spazierst du im ganzen Zimmer umher; ja, im ganzen Zimmer, so lange du noch nicht ganz wohl bist. Wenn aber Eugen wieder ausgehen darf, so komme ich mit einem ganz großen Wagen und wir fahren dann hinaus auf den Platz, wo die Bäume stehen und wo die Musik ist. — Weißt du, die schöne Musik!"

Es war, als ob der Kleine in seinem Fieberschlummer diese Schmeichelworte verstanden, und als ob es ihm wohler sei an dem Busen des jungen Mädchens. Er legte sein Köpfchen fest an sie, er streckte seine kleinen Hände zwischen die Aermel ihres Kleides und drückte seine Fingerchen in ihren vollen Arm.

Sie saß, obgleich zuweilen ein leises Wort sprechend, regungslos wie ein Marmorbild, denn sie glaubte in dem Blick des Kindes zu lesen, wenn sich auf Sekunden seine Augenlider öffneten, daß es sich behaglich fühle und ruhiger schlummern werde.

Das Kind dehnte sich in ihrem Schooße; die Zuckungen seiner Glieder wurden schwächer und schienen endlich ganz aufzuhören; es streckte seinen kleinen Körper lang aus, es seufzte ein paarmal tief auf, und obgleich das Mädchen anfänglich angstvoll diesem Seufzer lauschte, so flog doch ein entzückendes Lächeln über ihre schönen Züge, denn am Ende eines recht, recht langen Athemzuges sagte der Kleine, wenn auch leise, doch vernehmlich: „Liebe Rosa!" — Dann entschlief er wirklich, die Röthe auf seinen Wangen hatte sich vermindert, während er in längeren Zügen athmete.

Mit dem Ausdrucke unsäglicher Liebe in den schönen Zügen blickte das Mädchen auf das Gesicht des Kindes, und nur einmal fuhr sie leicht in die Höhe, als draußen die Kirchenuhr schlug. Sie zählte die Schläge und sprach dann zu sich selber: „O, Gott sei Dank, es ist noch nicht spät — erst drei Uhr."

Draußen im Zimmer hustete der Damenkleidermacher zuweilen, aber kaum hörbar, und wenn er seine Scheere gebraucht hatte und sie wieder aus der Hand ließ, so legte er sie behutsam auf einen dicken wollenen Lappen, damit das schwere Eisen kein Geräusch verursache.

Deßhalb war es auch, als die Frau fortgegangen, sehr still in dem Zimmer.

Neuntes Kapitel.

Die Wohnung eines Künstlers.

Wir haben vergessen, dem geneigten Leser zu sagen, daß die Wohnung des Damenkleidermachers, die wir eben so leise wie möglich verlassen, nach der Straße zu gelegen ist. Es ist das eigentlich von keinem Belang, doch wünschen wir selbst in den unbedeutendsten Dingen alle Irrthümer zu vermeiden. Vor der Stubenthür befindet sich, wie oft in alten Häusern, ein geräumiger Vorplatz, der aber ziemlich dunkel ist, da er sein Licht durch eine einzige und obendrein sehr schmale Thüre erhält, welche von diesem Vorplatz direct ins Freie auf die angelegenen Dächer zu gehen scheint. Wenn wir aber an diese Thüre treten, so finden wir, daß sie auf einen schmalen unbedeckten Gang führt, der uns um das Haus herum nach einem Hintergebäude leitet.

Stellen wir uns auf diesen Gang, so haben wir eine Aussicht auf die umherliegenden hohen und schmalen Gebäude, auf altersgraue Dächer, auf geschwärzte Mauern und Schornsteine, auf zerbrochene und verwitterte Wetterfahnen,

auf tiefe, enge Höfe, von welchen herein allerlei Geräusch des täglichen Lebens, obgleich ziemlich gedämpft, an unser Ohr schlägt.

Wenn wir so die hintere Seite irgend einer Straße betrachten, deren vorderer Theil meistens so glatt vor unseren Augen dahin läuft, so erstaunen wir über die seltsamen Formen, die wir hier sehen, über die eigenthümlichen Auswüchse, mit denen die armen Häuser gleich krankhaften Geschwulsten behaftet sind. Da ist, namentlich in diesen engen Stadtvierteln, keine regelmäßige Linie mehr, kein rechter Winkel; da scheinen die Häuser in heftigem Streit sich in den Haaren zu liegen und jedes sich gewaltsam vorzudrängen, wo es ihm nur immer möglich ist. Da ergrimmt das ruhige Gemüth eines hausbackenen Architekten, da freut sich dagegen die Phantasie des Zeichners und Malers. Wer kann die Formen und Anbaue erdenken, die hier winklig und zackig zu Tage treten! Wer kann die dunkeln und doch dabei malerischen Töne erfinden, die wir hier an dem Durcheinander von Mauern und Giebeln sehen, an den ehrwürdigen dunkelbraunen Holzconstructionen, an dem zerbröckelten, weiß und grau gestreiften Mauerwerk, an dem eigenthümlichen Schimmer der einst vergoldet gewesenen Wetterfahnen, und dann an den zufälligen Verzierungen dieses Conglomerats, — Verzierungen, bestehend aus flatternder Wäsche, wucherischen Schlingpflanzen an feuchten Mauern, Blumentöpfen mit üppigem Rosmarin und verkümmerten Geranien; mit menschlichen Gesichtern aller Altersklassen, die aus den tiefen Höfen und den engen Fenstern hervor nach dem kleinen, gezackt erscheinenden Stückchen Himmel blicken, das sich dürftig über ihren Häuptern ausspannt.

Das sieht unser Auge, während wir auf unbedecktem Gang, dem Lauf unserer Geschichte gemäß, nach dem Hinterhause wandeln; aber auch unser Ohr ist dabei nicht unbeschäftigt. Unter uns summt und braus't der Bienenstock noch ärger als vordem, da wir durch die Straßen gewandelt; schauen wir doch jetzt noch genauer in das geschäftige Treiben des Stockes, und hören all' die hundertfachen Laute, womit jeder Einzelne seinen Honig nach Hause trägt oder bereitet. Hier vernehmen wir ein paar kreischende Stimmen, accompagnirt von dem Bellen eines Hundes; dort hören wir klopfen auf Holz und Leder, die Töne eines Liedes schlagen an unser Ohr, die in erbittertem Kampf zu liegen scheinen mit dem Gequick einer Clarinette zu unserer Linken, sowie mit dem jämmerlichen Klagen einer Violine zu unserer Rechten, welche unter der Hand eines Schülers stöhnt und seufzt, und welche zu besänftigen sich der tiefe Klang eines Waldhorns vergeblich abmüht.

Am Ende des Ganges, auf dem wir wandeln, befindet sich ein Zimmer, hoch und luftig gelegen; es hat zwei ziemlich große Fenster und zeigt bescheidene, weiß getünchte Wände, deren einzige Verzierung in verschiedenen Lithographieen besteht, Bildnissen berühmter dramatischer Künstler und Künstlerinnen, die mit vier Nägeln an der Wand befestigt sind. Es befinden sich effectvolle Köpfe darunter, und ihrer Haltung nach könnte man, auch ohne eine Unterschrift zu lesen, mit einiger Sicherheit bestimmen, welches Fach dieser oder jener Künstler, diese oder jene Künstlerin, ausfüllte.

Dort jenes Brustbild, dessen Kopf mit wohlgerollten Locken etwas verdreht auf dem Halse steht, kühn um sich schauend und zwischen den affectirt geöffneten Lippen Zähne

zeigend, wie man es eben nur auf einem Bilde oder bei einer Marionette zu sehen gewohnt ist, um dessen Mund ein fades Lächeln spielt, und dessen Hals in einer Cravatte steckt, welche auf der Brust durch eine dicke Busennadel zusammengehalten ist, während bauschige Manchetten eine Hand einschließen, deren Finger voller Ringe stecken, und die offenbar auf der Lithographie nur angebracht ist, um Ringe und Hand zu zeigen, — ist unverkennbar das Conterfei eines ersten Tenors.

Der bärbeißige Mann nebenan mit dem etwas struppigen Haar, mit den halb zugekniffenen Augen, der ziemlich nachlässigen Kleidung und dem verächtlichen Lächeln um die groben Lippen kann nur ein Bassist sein, — ein tiefer Baß, ein vortrefflicher Baß, ein Künstler, der sich den Henker um die Welt kümmert und der seines Sieges gewiß ist, wenn er vor die Lampen tritt.

Auch Bildnisse von Damen, wie früher schon gesagt, bemerkt man hier. Dort unverkennbar eine Primadonna Asoluta; hoch aufgerichtet dastehend, schaut sie sich siegreich um; man könnte auf ihren stummen Lippen die Frage lesen: Würde es überhaupt noch Gesang geben, wenn mir es beliebte, zu schweigen? — O nein, gewiß nicht, glaubt man im schelmischen Auge einer andern Dame zu lesen, die uns freundlich naiv anlächelt, und in deren munterem Blicke, der leichten graziösen Haltung wir alsbald die wunderbarste aller Soubretten entdecken. Dies Nein ist begreiflicher Weise ironisch gemeint, und wenn sie im Kreise der Vertrauten über jene spricht, so sagt sie: Ihre Stimme ist nicht übel, aber keine Biegsamkeit, keine Coloratur, man braucht aber auch nicht viel gelernt zu haben, um als dramatische Sängerin zu glänzen.

So hängen sie an den weiß getünchten Wänden, und ein paar dieser Lithographieen haben eigenhändige Unterschriften. Seinem — als Beweis der Freundschaft und Verehrung, oder: Dem verehrten — die dankbare Künstlerin.

Weiter befindet sich im Zimmer in einer Ecke ein Bett, in der anderen ein sehr bescheidenes Clavier; ein Tisch und ein paar Stühle fehlen natürlicher Weise auch nicht; auf einigen der letzteren liegen Kleidungsstücke, Bücher, Musicalien, alles durcheinander in bunter Unordnung; das Clavier ist geöffnet, und vor demselben sehen wir einen jungen Mann, ziemlich nachlässig angezogen. Seine Füße stecken in weiten Pantoffeln, das Kleidungsstück, welches den untern Theil seines Körpers bedeckt, entbehrt einer angenehmen Straffheit und zeigt herabhängend sehr unnöthige Falten. Sein Oberkörper steckt in einem grauen Sommerrocke, der wahrscheinlich aus Versehen schief zugeknöpft ist, wenn nicht etwa zu dem betreffenden Knopfloch der correspondirende Knopf fehlt, was anzunehmen wir leider sogar einige Berechtigung haben.

Dieser junge Mann — er mag im Anfang der Zwanzig sein — ist nicht allein im Zimmer; ein anderer, scheinbar im gleichen Alter, vollständig, wenn auch mit wenig Eleganz angekleidet, sitzt an dem oben erwähnten Tische und hat den Kopf herabgebeugt, um in die brennende Lampe einer Kaffeemaschine zu blicken, die vor ihm steht, und welche nicht die nöthige Hitze zu geben scheint.

„Hier mangelt Spiritus," sprach er. „Wenn ich zu einem schlechten Witze aufgelegt wäre, würde ich sagen, diese Lampe hat etwas Menschliches, etwas Künstlerisches an sich. — Und du selbst, junger angehender Künstler, besitzest du

etwas Geist, das heißt von diesem, den ich meine, um der Lampe auf- und uns zu einem guten Kaffee zu verhelfen?"

„Dort in dem Wandschrank ist die Flasche," versetzte der Angeredete kurz, worauf er sich auf das Clavier niederbeugte, einen Accord anschlug, dann zurücktrat, sich so hoch wie möglich aufrichtete, die Brust herausdrückte, und nachdem er mit dem Zeigefinger der rechten Hand leicht einige Takte bezeichnet, mit einer nicht allzustarken, aber wohlklingenden Baritonstimme zu singen begann:

„Der Mufti uns befohlen hat —
Befohlen hat — befohlen hat — zu melden dem Kalifen —

„Eins — zwei — drei — vier" — zählte er alsdann — „zu melden — eins — zwei — drei — vier — dem — eins — zwei — drei — vier — Kalifen."

„Der Mufti," fiel der Andere in tiefem Basse und richtigem Takte ein.

„Uns befohlen hat, zu melden dem Kalifen."

„Zu melden — zu melden" intonirte abermals der Baß ganz richtig.

„Zu me—e—el—den — de—em — Kali—i—i—fen."

„O Herr! — o Herr!" fängt nun der, welcher am Tische sitzt, an und schreit dabei so laut, daß man augenblicklich versteht, er stelle den ganzen Singchor vor und müsse durch sein: O Herr! den Kalifen um Aufmerksamkeit bitten, daß er ein geneigtes Gehör dem schenke, was der Andere im Namen des Mufti zu melden habe.

Worin aber diese Meldung besteht, erfahren wir vor der Hand nicht; es bleibt im Dunkel des Gesanges, wie so Manches in einer wohlcomponirten Oper.

Der am Clavier läßt nun sein Notenblatt niedersinken,

blickt schwärmerisch gen Himmel, als wolle er auf den Flügeln des Gesanges empor flattern, und beginnt abermals und dieses Mal in so hohen Tönen, daß man fühlt, er sei an den Grenzen seiner Möglichkeit angekommen:

„Der Mu—u—u—sti—ti—ti — uns — be—foh—o—len — hat — zu—u — me—e—e—lden — de—em — Ka—li—i—i—isen — Alla—a—ah!"

„Gut, gut!" ruft der Andere; „famos! Du hast dein Allah mit dem ganzen Tone des Schreckens herausgesungen. — Weiter, weiter! — Allah, Allah!" brüllt er nun als Chor, worauf der am Clavier mit einem Schrei der unverkennbarsten Angst einfällt: „Allaaah!" und den letzten Ton so lange aushält, bis ihm die Augen hervortreten und er fast blau im Gesichte wird.

„Wenn du es heute Abend so singst," sagt der junge Mann am Tische, „so kann dir ein Applaus nicht fehlen. Nimm dich aber bei der Stelle in Acht, daß das dazu gehörige Spiel nicht in die Brüche geht. Es ist, wie du weißt, im entscheidenden Augenblicke. Du — Sidi-ben-Abenhamet, Oberhaupt der Ulemas, und wir, dein heiliges Collegium, sind gekommen, dem Kalifen zu melden, daß seine stumme Favoritsklavin ihn den Franken verrathen habe. — Du mußt das nicht leichtsinnig nehmen, guter Kerl. Das Auge des Herrn funkelt, und ich kann dir versichern, der Herr Benzenberger wird in diesem erhabenen Momente seine Augen nicht schlecht funkeln lassen. — Da thut sich der Vorhang neben dem Kalifen auseinander, und sie erscheint."

„Ja, sie erscheint," spricht der am Clavier seufzend, „in all' ihrer Schönheit, in all ihrem Liebreiz."

„Bumdurumdum du-dum! wirbeln die Pauken; — Trompetenfanfare, — sie stürzt in einem graziösen Pas zwischen dich und den Herrscher, den armen Sidi-ben-Abenhamet mit der Hälfte eines einzigen ihrer glühenden Blicke zu Boden schmetternd, und dann pantomimirt sie dem Herrscher auf ihre deliciöse Art eine ganze Geschichte, worin sie ihre Unschuld beweis't, sich wieder in Gunst setzt und dich mit jeder Bewegung ihrer süßen lieben Beine dem Stricke näher bringt. — Das siehst du voraus, so wie Zuleyma erscheint, also dein letztes Allaaah! muß Schrecken, Angst, unser ganzes zukünftiges Schicksal andeuten. Tritt demnach, ehe du zu diesem Allah ansetzest, unvermerkt mit dem linken Fuße ziemlich bedeutend zurück — so!" —

Bei diesen Worten war der junge Mann vom Tische aufgestanden und that gerade so, wie er gesagt.

„Siehst du, guter Kerl," fuhr er darauf fort, „dann hast du einen Halt und bist nun im Stande, deinen Oberkörper, indem du darauf den rechten Fuß weit nach hinten bringst, so kräftig zurückzuwerfen, als es die erhabene und furchtbare Situation verlangt. Du mußt in den Geist deiner Rolle eingehen, wie die denkenden Schauspieler zu sagen pflegen; du darfst um alles in der Welt in diesem Augenblicke nicht der angehende Sänger Carl Bander oder Carlo Banderi sein, wie du dich später zu nennen gedenkst, du mußt vielmehr ganz in Sidi-ben-Abenhamet aufgehen; du mußt den Strick um deinen Hals fühlen; du mußt mit einer Wahrheit zurückfahren, die das Publikum erwärmt und die, was dir am Ende die Hauptsache ist, dir einen dankbaren Blick aus den bewußten schwarzen Augen verschafft."

„O Gott ja, diese lieben schwarzen Augen!" seufzte der

junge Sänger am Clavier; „ich fürchte nur, wann ich sie erblicke, werde ich eher zum Entgegenstürzen als zum Zurückfahren geneigt sein. — Aber sage mir die Wahrheit, Richter, findest du mich bei Stimme oder nicht?"

„Ich finde dich vollkommen gut bei Stimme," erwiderte Richter, „nur halte ich es für nothwendig, daß du jetzt dein Instrument zuschließest und Noten und Stimme ruhen läß'st. Unser Kaffee ist fertig und, dem Geruche nach zu urtheilen, gelungen; setze dich also hieher, und dann denke so wenig wie möglich an den bevorstehenden Abend. — Wo hast du einiges Brod?"

Nachdem Carlo, nicht ohne einen leichten Seufzer, gethan, wie ihm sein Freund gesagt, schlurfte er in seinen weiten Pantoffeln an den Wandschrank hin, aus welchem der Andere vorhin die Spiritusflasche geholt, und nahm ein großes Stück Brod und ein Messer hervor, welches er Beides auf den Tisch legte, dann einen Stuhl heranzog und sich setzte.

Herr Richter schenkte den Kaffee in zwei defecte Tassen, schien sich alsdann nach Milch umzuschauen, und da er keine bemerkte, nahm er die Spiritusflasche und goß von deren Inhalt in seinen Kaffee.

„Hast du heute dinirt?" fragte er alsdann.

„Nein," entgegnete der Andere.

„Ich auch nicht," fuhr Herr Richter fort, nachdem er einen tüchtigen Schluck aus seiner Tasse gethan und sich ein großes Stück Brod abgeschnitten. „Ich pflege am Tage, wo ich singen muß, selten oder nie zu Mittag zu essen. Wenn man stark dinirt, ruinirt man sich die Stimme und verdirbt seinen Humor. — Was das letztere anbelangt," setzte er nach

einer Pause, während welcher er sein Brod verzehrend den Andern aufmerksam betrachtet hatte, hinzu, „so könnte man bei dir glauben, du habest immens stark gespeis't denn dein Humor scheint mir nichts weniger als rosig gefärbt."

„Und habe ich nicht Ursache dazu?" erwiderte der junge Sänger. „Setze ich nicht heute Abend mein Alles, meine Zukunft auf's Spiel, auf eine einzige Karte? Wenn es mir mißlingt, was bin ich alsdann?"

Herr Richter zuckte mit den Achseln. „Du bist üblen Humors," sprach er darauf, „und es beliebt dir nun einmal, alles schwarz zu sehen. Glaube mir, guter Kerl, ich hoffe, daß du reussirst, daß du Beifall erhältst, daß dich dann morgen Seine Excellenz, der Herr Intendant, auf die Theaterkanzlei bescheidet und dir einen Contract anbietet."

„Gebe es der Himmel!" seufzte Carlo.

„Ich hoffe, wie gesagt, so. Aber sage mir, was hast du alsdann für ein großes Glück errungen?"

„Und das fragst du noch?" sprach der junge Sänger heftig, — „du, der meine Gefühle kennt, du, der du weißt, wie ich für dieses göttliche Mädchen schwärme? Für diese wunderbare Künstlerin, für sie, die es mir angethan hat, die mich mit einem Zauber umstrickt, den zu brechen ich nicht im Stande bin!"

„Ja, ein Zauber," sagte der Andere kopfnickend, „der dich, wie der Dichter sagt, beständig in einem öden Kreise wandeln läßt, und rings herum liegt frische, grüne Weide."

„Und wenn es die Wüste selbst wäre, in der ich mich verloren! Wächs't in der Wüste nicht die Palme?"

„Ja, ja, die Palme!“ lachte Herr Richter. Dann sang er mit lauter Stimme:

Zu gnädig wäre sie
Für alle Welt, nur nicht für dich — dum! — dum!

„Und wenn ich selbst in der Wüste pfadlos umher irren muß,“ rief der Sänger enthusiastisch — er schien die Anspielung seines Freundes nicht verstanden zu haben oder nicht verstehen zu wollen — „verloren auf öder Fläche, schwebt sie nicht vor mir, eine reizende Fata Morgana —?“

„Unerreichbar wie diese?“

„Ja, unerreichbar für den, der schüchtern zurücktritt. Aber dem Muthigen gehört die Welt.“

Herr Richter hob seine Tasse zum Mund, während er leicht mit den Achseln zuckte. „Gut denn,“ sprach er nach einer Pause; „zugegeben, daß es dich glücklich macht, in dem Dunstkreis einer angebeteten Tänzerin zu leben. Betrachten wir aber nun einmal deine körperliche Wohlfahrt, um zu sehen, ob die dann im Falle des Mißlingens auch förmlich Fiasko machen müßte. Verzeihe mir, wenn ich das Gegentheil vermuthe.“

„Was bleibt mir übrig?“

„Dir? — Unendlich viel.“

„Und was, wenn's beliebt?“

„Drei wichtige Factoren im menschlichen Leben: Feder, Papier und Tinte, für wenige Pfennige anzuschaffen; und nebenbei hast du Talent genug, um durch Besudelung des Papiers dich geltend zu machen und ein unabhängiges Leben zu führen.“

„Habe ich das nicht schon versucht?“

„Teufel ja, du hast es versucht. Aber wie? Du hast

Gedichte an deine Angebetete gemacht, worüber diese vielleicht gespottet, die sie wenigstens ruhig bei Seite geschoben. Du hast Tragödien geschrieben, worüber die Regisseure des Hoftheaters in Verzweiflung geriethen."

„Also!" sagte der junge Sänger mit einem traurigen Blicke gen Himmel.

„Also?" fragte Herr Richter, wobei er einen Augenblick mit Kauen einhielt. — „Also? — Wir haben dadurch vielleicht gesehen, daß Gedichte machen für dich ein unfruchtbares Geschäft ist und daß du kein Talent zur Tragödie hast. Erinnerst du dich aber," fuhr er in bestimmtem Tone und sehr langsam fort, „eines Artikels, ich sage dir, eines deliciösen Artikels, den du mir einmal vorgelesen und der Furore gemacht hätte, wenn er gedruckt worden wäre?"

„Sprich nicht davon," gab Carlo mißmuthig zur Antwort.

„Natürlicher Weise handelt auch dieser Artikel von ihr; aber du hattest ihn in einem Anfalle von Wuth, von Eifersucht — was weiß ich! — geschrieben; er besprach ihre Leistungen als Künstlerin, freilich etwas rücksichtslos, aber wahr — sehr wahr — unendlich wahr."

Der junge Sänger machte eine ungeduldige Bewegung.

„Weißt du, was geschehen wäre, wenn man den Artikel hätte drucken lassen?"

„Sie hätte mich verachtet, sie hätte mich nie mehr eines Blickes gewürdigt."

„Im Gegentheil, mein guter Kerl," versetzte Herr Richter mit einem etwas malitiösen Lächeln, „sie hätte dich erst recht angesehen, sie hätte sich wahrscheinlich in ihren vier Wänden geärgert; sie hätte einen Vertrauten oder eine Ver-

traute, wenn dir das lieber ist, gefragt: Das hat Herr Bander geschrieben? Wie kann man Herrn Bander beikommen? Kann man vielleicht Herrn Bander dafür bezahlen, daß er anders schreibt?"

„Sie hätte mich einer solchen Prostitution für fähig gehalten!" rief Carlo entrüstet.

„Mein guter Kerl," sagte der Andere mit sehr kaltem Tone, „man hat dergleichen Beispiele; es muß auch solche Käuze geben. Ich selbst war schon ein paarmal in dem Falle, etwas dergleichen zu vermitteln."

„Also ein literarischer Kuppler, Herr Richter?"

„Wenn du ein reicher Schriftsteller wärest, würde ich mich über deine Aeußerung ärgern. Aber da du ein armer Teufel bist, wie ich, so gehe ich ruhig darüber hinweg. Setzen wir also den richtigen Fall, sie hätte erfahren, daß du ein Mann von Grundsätzen und nicht käuflich bist —"

„Ich hoffe, sie wird mir diese Gerechtigkeit widerfahren lassen."

„Gut denn — und hätte dich doch erkauft —"

„Wie so?"

„Durch ein freundliches Wort; hätte das nicht geholfen, durch einen Blick oder durch zwei Blicke, durch einen Blick der Theilnahme — durch einen Blick der Freundschaft — durch einen Blick der Liebe."

„Richter, du sagst mir da fürchterliche Dinge."

„Fürchterlich nicht, aber wahr," erwiderte ruhig der Chorist. „Versuch's doch noch einmal."

„Ich schreibe keine derartigen Artikel mehr."

„Nach deinen Erfolgen," sprach der Andere, wobei er einen verächtlichen Blick über die Bildnisse der Künstler und

Künstlerinnen gleiten ließ, „kann ich dir freilich so Unrecht nicht geben. Du, ein freundliches Gemüth, ein guter Kerl, träufeltest nur Wohlwollen und Milde in dein Dintenfaß, deine sanfte Feder schrieb das nieder, und die Betreffenden waren von deinen Arbeiten befriedigt, gerührt; sie belohnten dich fürstlich, sie sandten dir ihre verzerrten Physiognomieen, sogar mit der Unterschrift: dem verehrten Karl Bander der dankbare — Hol' ihn der Teufel. — Siehst du, Kerl, hätte ich dein Talent, glaube mir, ich wäre schon lange nicht mehr armer Chorist, der ich zu sein das Glück habe, ich würde fetirt, geschmeichelt, ich könnte ein Heidengeld verdienen; ich wäre ein stark besoldeter Mitarbeiter irgend eines Journals, ich wäre Doctor Richter."

Der angehende Sänger hatte seinen Kopf in die Hand gestützt und blickte finster vor sich nieder, wogegen Herr Richter mit vielem Behagen seinen Kaffee mit Spiritus trank, sich dann erhob und mit lauter Stimme zu singen begann:

„Der Mufti uns befohlen hat —
Befohlen hat, befohlen hat — der Mufti — Mufti — Mufti —

„Diesen interessanten Text habe ich nämlich in meiner Chorstimme," sagte er. Dann fuhr er fort:

„Zu melden, ha! zu melden,
Zu melden, melden, melden, — zu melden dem Kalifen.
Der Mufti — ja, — der Mufti — —

„Jetzt aber, edler Sidi-ben-Abenhamet, schlüpf' in deine Stiefel, zieh deine Unaussprechlichen an und folge mir in den Tempel des Ruhms. Es ist vier Uhr vorüber; zu deiner Rolle brauchst du Sammlung; der Chor würde, dich ermunternd, also singen:

Ja, Sammlung braucht er, Sammlung,
Sidi-ben-Abenhamet —
Sidi-ben-Abenhamet
Braucht Sammlung, Sammlung, Sammlung.

„Und das wäre noch nicht der schlechteste Text; ich habe schon manchen widerhaarigeren gesungen. Auf denn, edler Mufti, auf nach Valencia!“

Zehntes Kapitel.

Vor dem Theater.

Es war im Spätherbst, einer von den Tagen, wo am frühen Morgen die Nebel durch die Sonne nur theilweise herabgedrückt worden waren, wo sich diese, zwischen den Hügeln auf den Thälern lagernd, als ein großer wogender Landsee darstellen, oder wo sich die Hügel wie weite Krater mit wallendem Rauche ausnehmen, riesenhafte brodelnde Kessel bildend, an deren Rand der weiße gefährliche Qualm aufsteigt — gefährlich, weil sich eben dieser Qualm langsam an den Hügeln emporzieht und dort auf der für uns nur wenige Stunden klaren und tiefblauen Fläche hellgefärbte Wolken bildet, die von dem leider herrschenden Westwinde langsam gegen Osten getrieben werden.

Morgens, so wie auch den ersten Theil des Nachmittags blieb die gleiche Decoration am Himmel stehen; das Einzige, was einen Wechsel ahnen ließ, waren laue, dunstige Windstöße, welche für Augenblicke die noch ziemlich dicht belaubten Zweige schüttelten und durch sie hinflüsterten, so daß es klang

wie ein allgemeiner Seufzer, der durch die ganze Natur geht und auf eine baldige traurige Aenderung hindeutet. Und vor diesen Windstößen ängstigten sich die furchtsamsten der gelb und roth gewordenen Blätter; sie verließen den Ort, wo sie Frühjahr und Sommer über so frisch und lustig geprangt, und flatterten zu Tausenden und aber Tausenden auf den Boden herab, die Muttererde, die sie hervorgebracht, wenn auch nur für kurze Zeit, freundlich schmückend.

Ja, für recht kurze Zeit, denn am Horizonte steigen immer neue und neue Wolkenmassen auf, schräg über die Erde dahinziehend und so zusammengeballt und dampf- und rauchähnlich, daß man hätte glauben können, es stehe dort hinter den Gebirgen ein kolossaler Behälter voll irgend einer siedenden Flüssigkeit, durch unterirdische Feuer immer stärker erhitzt. Anfänglich sahen die Wolken so weiß, leicht, durchsichtig, so jugendlich aus; sie schifften hoch im blauen Aether, dem klaren Morgen einen klaren Abend verheißend. Bald aber folgten andere, dichtere, grauere Wolken, finster anzuschauen, näher an der Erde dahinstreichend, begleitet von jenen unheimlichen Windstößen, die zwischen den Häuserecken so eigenthümlich sausen und heulen und ordentlich einen Regengeruch mit sich führen.

Dieser unangenehme, verdrießliche, oft so pöbelhafte Geselle — der Regen, läßt denn auch nicht lange auf sich warten und erscheint in seiner unangenehmsten Gestalt, nicht wie ein nebelhafter Staub, vor dem wir uns nicht scheuen und der seinem Bruder am Boden das Lebenslicht auslöscht, auch nicht wie ein solider, charakterfester Landregen, der die dunkleren Bergpartieen, namentlich aber die schwarzen Fensteröffnungen der gegenüber liegenden Häuser regelmäßig schraffirt und vor dem wir den Regenschirm nur immer nach einer

Seite halten müssen, um uns zu schützen —, nein, das heutige Regenwetter ist wie ein junger unbändiger Mensch in den blühendsten Flegeljahren. Jetzt glauben wir schon, es sei genug für heute, wir schließen unseren Regenschirm — auf einmal aber braus't er wieder daher und von einer ganz anderen Richtung, vereint mit einem boshaften Winde, der das ungezogenste Spiel mit Röcken und Schirmen treibt. Man kann sich vor diesen Regenschauern nicht schützen; freilich verschwinden sie eben so schnell wieder, wie sie gekommen, ja, während wir die beiden tollen Gesellen in der Ferne noch wirthschaften sehen, zerreißt nicht selten über unserem Haupte auf Augenblicke die dichte Wolkenmasse und ein leuchtender Sonnenstrahl zuckt glänzend durch, vielleicht lächelnd über uns arme Erdenkinder, die wir wenigstens drei Viertel unserer guten, kostbaren, wenigen Zeit in Dunst und Nebel gehüllt zubringen müssen.

Es ist also ein herbstlicher kalter und scharfer Regen, dessen Tropfen ein heftiger Wind, oft von allen Seiten zugleich, auf den Dahinwandelnden peitscht, auf unangenehme Art ihr Gesicht treffend oder ihre Hände, wenn sie zufälliger Weise keine Handschuhe tragen, wie unsere beiden Freunde, die wir eben in der Wohnung des Einen besucht und die nun vor uns her gegen das Theatergebäude laviren.

Beider Anzug, ziemlich dünn und vielleicht für den hohen Sommer zweckmäßig, ist nicht für diese Jahreszeit geeignet. Das Aeußere des angehenden Sängers erscheint von Weitem noch am anständigsten, ja, man könnte sagen, sein dunkler Paletot habe einen fast eleganten Schnitt, wogegen bei näherer Besichtigung der Stoff an diesem eleganten Paletot sich als so dünn ausweis't, daß er seinen Träger un-

möglich vor den kalten Herbstregenschauern zu schützen oder ihn warm zu halten vermag. Um aber wenigstens den für ihn wichtigsten Theil des Körpers nicht all zu sehr Preis zu geben, hat er einen wollenen gestrickten Shawl um den Hals geschlungen und bedeckt mit dem Ende desselben sorgfältig seinen Mund. Er schreitet übrigens in sichtlicher Resignation dahin, weicht dem Wetter aus, indem er sich zuweilen wendet, um dem heranstürmenden Regen den Rücken zu bieten, duckt sich auch hie und da nachgebend und zieht die Schultern empor, wie um seinem Kopfe oder Halse einigen Schutz zu verleihen.

Herr Richter scheint dagegen trotz seines sehr mangelhaften Anzuges dem Wetter trotzig die Stirn bieten zu wollen; er wendet zuweilen sein Gesicht auffallender Weise mit einem verächtlichen Lächeln auf den ziemlich plumpen Zügen dem Regen zu; er knurrt und murrt wie ein böses Thier, und wenn ihn hie und da unvermuthet an irgend einer Straßenecke ein tückischer Windstoß trifft, so fährt er nicht selten gegen denselben herum und grins't mit den Zähnen, als wolle er den unsichtbar Dahinflatternden beißen.

Beide haben noch ein saures Stück Arbeit zu bestehen, als sie ihr Ziel, das Hoftheater-Gebäude, schon vor sich liegen sehen und noch über einen weiten Platz, der sich vor ihnen befindet, gehen müssen. Hier prasselt der Regen auf dem Pflaster, hier hat er schon ziemlich große Lachen gebildet, die man umgehen oder überspringen muß; hier hat der Wind ein Terrain, auf dem er Alleinherrscher ist, was er auch auf so unartige Art mißbraucht, daß sich unsere beiden Freunde durch sehr beschleunigte Schritte vor seinem Wüthen zu schützen suchen.

Das weite Portal des Hoftheaters hat sie jetzt schützend aufgenommen, und hier sieht man schon Collegen und Colleginnen, die Regenschirme schließend, mit den Füßen auf den Steinplatten auftretend, um die Stiefel und Schuhe einigermaßen von Erde und Feuchtigkeit zu säubern, dazu über das Wetter lästernd, wobei von Einigen jede Equipage, die im raschen Trabe der Pferde dumpf rollend und spritzend vorüberfährt, zum Gegenstande laut ausgesprochener Wünsche wird.

„Ha!“ ruft ein sehr langer und hagerer Chorist, dem sein kurzes Mäntelchen locker um die Schultern flattert, „ich hege nicht so vermessene Wünsche, Pferde und Wagen in meinem Stalle haben zu wollen; wenn ich nur das Zauberstäbchen einer Fee besäße, um jeden Morgen, sobald es mir gut dünkte, aus einem Apfel oder einer Rübe die nothwendige Equipage hervor zu zaubern.“

Während er das sagt, sieht er so entschlossen und finster aus, als habe er statt eines harmlosen Wunsches etwas ganz Entsetzliches ausgesprochen. Es ist das aber nur so eine Gewohnheit, die sich von der Bühne in sein gewöhnliches Leben hinüber gezogen hat; denn dort ist es, wahrscheinlich wegen seiner langen, dürren Gestalt, sein Amt, so oft im Chor irgend welche Verräther, Ankläger, Trabanten blutdürstiger Herzoge oder Leute vorkommen, die mit finsterem, abstoßendem Wesen unglückliche Schlachtopfer zum unsichtbaren Schaffot oder zum sehr sichtbaren Kessel voll siedenden Oeles zu führen haben, der Erste zu sein, der bei den erwähnten Veranlassungen thätig ist, der überhaupt bei allen auf der Bühne vorkommenden Schrecknissen, Blut und Gräuelthaten zuerst die Hand auf-

hebt und immer, wenn gleich nur um einen hundertstel Tact zu früh singt:

Seht hin und schaudert!

„Ja, eine Rübe oder einen Apfel," sagt er nun mit Grabesstimme.

„Wenn du aber weder das Eine noch das Andere hättest," entgegnet ihm lachend ein kurzer und dicker College, welcher die Hände in seine Hosentaschen gesteckt hat und nach Art verschiedenen Geflügels auf einem Beine steht, „dann würde dir der Zauberstab der Fee Quinquanquabizka, oder wie sie sonst heißen mag, nicht viel nützen."

„Es gibt Leute," sagt der lange Chorist mit dem kalten Lächeln eines Tyrannen, der so eben ein Dutzend köpfen ließ und darauf eine Prise nahm, „denen es an Phantasie oder sonst an noch etwas Höherem mangelt, die nicht im Stande sind, dem Schwung eines Geistes zu folgen, die mit ihrer Nase beständig im Erdboden umherwühlen." —

„Nach Rüben, allerdings," erwidert der Andere, indem er unter lustigem Sprunge sein Bein wechselt, „die ein leckeres Gericht sind, wenn man sie gut gekocht erhält, und die Mancher auch eher verspeisen würde, ehe er sich eine Equipage daraus machte."

Der lange Chorist zuckt mit den Achseln und zieht seinen Mantelkragen fester um sich.

„Er könnte das noch bequemer haben, mit der Equipage nämlich," sagte einer der Collegen in sehr trockenem Tone, der mit über einander geschlagenen Armen an einem Pfeiler des Portals lehnt. „Er soll erster Tenor werden, wozu er alle Anlagen hat, dann wird er bei solchem Wetter auch in das Theater gefahren."

„Oder noch besser, wenn er Tänzerin wird," lachte ein Anderer; die Beine geben aus. „Siehst du, Staude, wenn du Tänzerin wärst, da säßest du jetzt in dem Wagen da, der so flott daher kommt."

Der dürre Chorist begnügt sich damit, den beiden Spöttern den Rücken zu kehren, sieht aber dabei mit nachdenklichem Blick auf den Theaterwagen, der sich rasch nähert, an der Seitenthür hält und sich mit Beihülfe des Theaterdieners seines zahlreichen Inhaltes entledigt.

Der Theaterdiener ist gewissermaßen der väterliche Beschützer, der Oberaufseher, der Rathgeber und Freund der kleinen Tänzerinnen des Balletchors. Er öffnete den Schlag nicht sogleich, als der Wagen hielt, sondern er beschwichtigte das ungeduldige Volk mit den Worten: „Seht Ihr denn nicht, daß hier vor der Thür eine ganze Ueberschwemmung ist? Habt Ihr Lust in den Koth zu patschen? Wartet, ich will mich nach einem Brette umsehen."

„Du kannst uns auch hinüber heben, Lindenbach," versetzte eine der Tänzerinnen lustig; „das macht weniger Mühe und ist auch für uns bequemer."

Der alte Lindenbach brummte etwas in den Bart von übermüthigem Zeug und dergleichen, öffnete aber doch den Schlag, griff in den Wagen hinein und hob behutsam eine der leichten Figuren um die andere aus dem weiten Wagenkasten. Wenn man zusieht, muß man erstaunen, welche Menge von ihnen darin Platz hat, und dabei noch die Unzahl von Paketen und Schachteln, die nach dem lebendigen Inhalte nun ebenfalls heraus befördert werden. Dabei hört man Lachen, Plaudern, ja, zuweilen einen leisen Schrei, untermischt

mit den vielfältigsten Ermahnungen und Vorwürfen an den alten Theaterdiener.

„Lindenbach, ich habe noch ein Paket im Wagen."

„Lindenbach, ich noch eine Schachtel."

„Lindenbach, ich noch ein Umschlagtuch."

„Und ich meine Galoschen, Lindenbach."

Worauf Lindenbach der Letzteren zur Antwort gibt: „So, du hast Galoschen mitgebracht? Da wirst du also nachher nicht mit uns nach Hause fahren. Du gehst in dem Regenwetter zu Fuß? Na, mir kann das schon recht sein."

Es würde noch länger so fortgegangen sein, wenn nicht schon zwei oder drei andere Stimmen Lindenbach, Lindenbach! gerufen hätten.

„Du zerdrückst mir ja mein Paket!"

„Du läßt meine Schachteln naß werden!"

Endlich ist nichts mehr im Wagen; die wilde Schaar stürmt unter witzigen Bemerkungen über Lindenbach, der ihnen kopfschüttelnd nachsieht, die Treppen hinauf, und da sie ihm mit den Händen nicht mehr zuwinken können, da sie ja ihre Pakete und Schachteln tragen, so thun es die ausgelassensten mit den Füßen, worauf oben alles im zweifelhaften Dunkel verschwindet.

Lindenbach schließt den Schlag, und der Wagen fährt davon, um eine neue Ladung zu holen, wieder an dem Portale vorbei, wo noch die Choristen stehen und wo sich immer mehr einfinden, namentlich von den Damen des Chors, die häuslicher Beschäftigungen halber stets etwas später kommen und die nun eilfertig heranziehen, mühsam den Regenschirm balancirend, während sie verzweifelte und oftmals wenig loh=

nende Anstrengungen machen, ihre Kleider vor der Nässe des Bodens zu bewahren.

„Ah, guten Morgen Fräulein Semmelich! Gut geschlafen? Nach der gestrigen Oper waren Sie heute Morgen ohne Zweifel von der Probe dispensirt? Ja, wenn man Protectionen hat!“

So spricht vergnügt lachend der dicke Chorist, während er sich halb gegen Fräulein Semmelich, eine frische runde Person, umwendet, und bei dieser Bewegung gegen eine ältere Collegin bedeutungsvoll ein Auge zukneift.

„Kopfschmerzen, Herr Stern,“ entgegnete die Angesprochene; „da ist von Protectionen keine Rede. Wenn wir von der Probe wegbleiben, so thun wir's nur, indem wir ein ärztliches Attest beibringen.“

„Sie hat es auch mit dem Doctor,“ flüstert die ältere Choristin einer anderen, nicht jüngeren zu.

Worauf diese erwidert: „Es ist wahrhaftig wenig Ehre mehr, bei dem Theater zu sein.“

„Früher war das anders. Meinst du nicht auch, Pauke?“

„Ja früher war das ganz anders,“ seufzt Madame Pauke. „Zu unserer Zeit, Schelle!“

„Ja, zu unserer Zeit!“ gibt Madame Schelle seufzend zurück.

„Ah, bon jour, Richter!“

„Guten Morgen, Herr Bander!“

„Salutis!“ erwidert unser Bekannter vom vorigen Capitel, der unter die Halle tritt, sich schüttelnd wie ein Hund, so daß von ihm wie auch von einem solchen die Regentropfen wegfliegen. „Der Teufel hole das Wetter! Das Wetter — Wetter — Wetter! würden wir in einer neueren Oper sin=

gen. Der Teufel hol' das Wetter — der Teufel ja das Wetter! Aber was steht ihr hier alle und schaut in den Regen hinaus? — Ah, Fräulein Semmelich, habe die Ehre! Immer schön und frisch! Meinen Respect, Madame Pauke! Apropos, thun Sie mir den einzigen Gefallen und spielen Sie heute Abend nicht so verflucht natürlich, wie heute Morgen in der Probe. Wissen Sie, in der Scene des letzten Acts, wo wir als Kreuzritter in den Hof des Harems dringen, um die schöne Sklavin zu befreien. Sie sind heute Morgen auf mich eingefahren wie eine wilde Katze; ich sah schon den Moment kommen, wo meine arme Nase mit Ihren langen Nägeln in Berührung kam."

„Ich habe keine langen Nägel," sagt Madame Pauke entrüstet; „ich bin in dem Punkte —"

„Verleugnen Sie Ihre langen Nägel nicht," mischt sich der dürre Chorist mit dumpfem Tone in das Gespräch, „lange Nägel sind schön und modisch."

„Meinetwegen," erwidert die Pauke, indem sie sich mit einem geringschätzenden Kopfaufwerfen abwendet. —

Der angehende Sänger, Herr Bander, war nicht unter dem Portal stehen geblieben, sondern hatte sich an eine Seitenthür des großen Hauses begeben, wo er verschwunden war.

„Daß man bei schönem Wetter hier steht und auf die Straße hinaussieht," bemerkt nun Herr Richter, „bis es Zeit in die Garderobe ist, begreife ich allerdings; aber heute, bei dem Hundewetter, ist es doch, beim Himmel, droben besser — droben im Theater nämlich, meine ich. Wer mich lieb hat, der folge mir."

„Wenn nur die folgen sollen, welche ihn lieben," sagt

verächtlich die Pauke zur Schelle, so haben wir heute Abend gar keinen Chor. Das ist ein unausstehlicher Kerl."

„Ein schlechtes Subject!"

Herr Richter hatte diese Worte nicht gehört, denn er eilte mit raschen Schritten nach der Seitenthür, und wenn auch nicht aus Liebe, so folgten ihm doch alle Uebrigen, denen es unter dem Portal gar zu naß und windig war.

Da zogen sie ein durch die kleinste, unscheinbarste Thür des großen Hauses, alle die Helden und Heldinnen, die Ritter und Fräulein, die wilden Krieger, die ruhigen Bürger, die Diebe, Räuber und Mörder; da zogen sie ein, und als sie hinter der schmalen Thür verschwunden waren, lag das große Haus ringsum öde und leer, der Wind saus'te um die Ecke, der Regen schraffirte immer fort, in unregelmäßigen Linien, die dunklen Thür- und Fensteröffnungen.

Eilftes Kapitel.

Auf der Probe.

Wie alles in dieser doppelgesichtigen Welt, ja noch mit schärferem Contraste als bei hundert andern Gegenständen, hat auch das Theater zwei gänzlich verschiedene Seiten, die man hier am passendsten wohl mit dem Ausdruck „Licht und Schatten" bezeichnen kann. Die meisten unserer geehrten Leser kennen die erstere Seite ziemlich genau, haben aber von der letzteren nur ziemlich unvollkommene Begriffe. Schon im Aeußern des Theatergebäudes sind diese Contraste aufs deutlichste bemerkbar. Das große Portal mit seiner Anfahrt für die Wagen, mit dem gallonirten Portier, mit dem blendenden Lichterschein, der aus den hohen Thüren hervordringt, besonders wenn sich die schweren rothen Vorhänge bewegen, bildet schon einen schroffen Gegensatz zu der kleinen Thür, von der wir vorhin sprachen, vor deren ausgetretener Schwelle sich ein breiter Regenpfuhl gelagert hat, die uns schwarz und traurig anblickt, und wo wir bei näherem Betrachten statt des blendenden Lichtes, statt des breiten Vorhanges den trüben

Schein der Oellampe bemerken, die uns nasse und kothige Treppenstufen zeigt.

Kehren wir zurück und treten durch das Hauptportal in das Vestibul des Hauses. Eine behagliche Wärme umfängt uns, zahlreiche Gasflammen auf vergoldeten Wandleuchtern strömen ein fabelhaftes Licht aus, bei dessen hellem Scheine wir die breiten schönen Treppen sehen, und auf weichen Teppichstreifen aufwärts steigen, zugleich mit vergnügt plaudernden Menschen, mit elegant gekleideten Herren, deren Anzug tadellos ist vom lackirten Stiefel an bis zum feinen glänzenden Hute; mit Damen, welche der gewandte Lakai aus ihrer Equipage, wie aus einer weichen, parfumirten Putzschachtel genommen, deren vielfache Umhüllungen von feinen Pelzen und Shawls er oben vor dem Corridor der ersten Logenreihe in Empfang nimmt. Hier haben die Thüren so etwas Mysteriöses und dabei ungemein Behagliches; mit rothem Tuche überzogen, mit unzähligen glänzenden Nägeln beschlagen, hört man nie einen Ton, wenn sie noch so heftig zugeworfen werden. Auf dem Bodenteppiche herrscht eine angenehm erwärmte Luft, ein unbeschreiblicher, aber nicht widriger Parfum, — ein Parfum, zusammengesetzt aus den verschiedenartigsten Wohlgerüchen, der uns gerade dadurch so viel erzählt, der unsere Erinnerung wach ruft, der uns träumen läßt von irgend einer glücklichen, süßen Stunde der Vergangenheit oder der Zukunft.

In dem engen Corridor rauschen die schweren Seidenstoffe, flattern die Bänder, bauschen sich die leichten weichen Kleider, strahlen die Blumen, nicken die Federn, blitzen die Brillanten. Und jede der kleinen Logenthüren, die diensteifrig geöffnet wird, verschlingt ihr Opfer und zeigt, wenn sie sich

wieder geschlossen hat, verrätherisch die kleine Nummer, die, wenn sie uns bekannt ist, so verführerisch lächelt, als wollte sie sagen: ich weiß, was du suchst — hier bin ich.

Mittlerweile hat sich auch das Parterre gefüllt, sowie die Logen in allen Rängen, und überall bemerkt man vergnügt lachende Gesichter; fast überall sieht man Mienen, die uns deutlich sagen, daß ihre Träger hierher gekommen sind, um ein paar Stunden angenehm zu verbringen.

So ist es hier am Abend und wenn die Vorstellung beginnt auf der Lichtseite des Theaters, die wir nun aber verlassen wollen, um uns auch ein wenig auf der andern, der Schattenseite, umzuschauen.

Vielleicht bist du, geneigter Leser, dort oft vorübergegangen und hast einen schüchternen Blick durch jene kleine Thür geworfen auf die nasse und kothige Treppe, die schwach erhellt, dir flüsternd zu winken scheint, als wolle sie dir Wunderdinge erzählen. Aber du darfst sie nicht betreten; man hat dir gesagt, daß ein eigenthümlicher Bann, ein Zauber auf ihr ruhe, daß sie nur für die Eingeweihten gangbar sei. Und daran ist etwas Wahres. Wenn dich auch niemand hindert, durch die Thüre einzutreten und die erste Windung der Treppe zu ersteigen, so erblickst du doch mit einem Male, oben angekommen, das ernste Gesicht einer alten Hexe, die dich aus einem Ding, gleich einer Nische, mit stechendem Blicke anschaut — die Pförtnerin zum Himmel und zur Hölle, natürlich in Hinsicht auf den Ort gesprochen, wo wir uns gerade befinden. Betrachten wir sie uns etwas genauer. Obgleich sie denken, handeln und sprechen kann wie die übrigen Menschen, sind wir doch nicht recht überzeugt, ob die Alte nicht ein Phantom ist, das nur so lange seine Pflichten er=

füllt, als das Theater dauert, um alsdann in eine unbegreifliche Erstarrung zu verfallen. Wie sie heute da sitzt, so befindet sie sich hier allabendlich seit langen Jahren, seit unvordenklichen Zeiten, — niemand weiß das anders; sie scheint nach und nach hier eingerostet zu sein; sie müßte bei Tage eine der seltsamsten Erscheinungen geben, die man sehen kann, aber da hat sie ihr Gitter vor ihre Loge gezogen und schlummert wahrscheinlich bis zum Abend, wo sie wieder sichtbar wird. — Jetzt ist sie also sichtbar; sie drückt ihre Kneifbrille fester auf die Nase, sie öffnet ihren zahnlosen Mund, um dich in schnarrendem Tone auszuforschen, wer du bist, was du willst, wohin du willst, zu wem du willst, und dich noch mit einer Menge ähnlicher Fragen zu überhäufen, die so unverhofft auf dich einstürmen, daß du vielleicht mit dem besten Gewissen nur schüchtern, vielleicht stotternd eine Antwort zu geben vermagst, und gerade durch diese Schüchternheit, dieses Stottern verdächtig wirst.

Du wünschest Herrn A. zu sprechen.

Herr A. ist nicht anwesend.

Oder den Herrn B.

Herr B. ist dringend beschäftigt.

Oder Herrn C.

Herr C. hat ausdrücklich befohlen, niemanden in die Garderobe zu ihm zu lassen.

Du hast endlich in deiner Verwirrung die unglückliche Idee, nach dem Herrn Hoftheater-Intendanten zu fragen. Das Gesicht der alten Hexe verzieht sich zu einem höhnischen Lächeln; bei dieser verdächtigen Frage ist sie vollkommen überzeugt, daß du Contrebande bist. Du willst dich ohne Talisman in jenes Zauberland wagen, du willst vielleicht eine

Prinzessin entführen, oder du willst mit einer Tänzerin an der Garderobethür oder hinter der sechsten Coulisse plaudern. Wenn du wirklich diese Absicht hattest, so mußtest du wissen, daß der Herr Hoftheater=Intendant ein paar Stunden vor Beginn des Theaters gewiß nur in den allerseltensten Fällen auf der Bühne anzutreffen ist, und sollte je ein solcher Fall eintreten, er für dich, ja für die ganze Welt, vielleicht mit einer einzigen sehr schönen Ausnahme, unsichtbar ist. Du hast dich durch diese unvorsichtige Frage compromittirt, die alte Pförtnerin wünscht dir höhnisch einen guten Abend, du ziehst dich zurück mit den Gefühlen eines begossenen Pudels, du machst die Faust im Sacke, und wenn du unten angekommen nochmals rückwärts schaust, so scheint dir die Treppe noch dringender zu winken und verspricht dir die allerschönsten Wunderdinge.

Vielleicht kann man mit großer Routine die Eroberung dieses schwierigen Terrains praktischer angreifen, ohne aber dennoch eines Erfolges gewiß zu sein. Man steigt die Treppe mit schallenden Tritten hinan; man räuspert sich, man summt ein Stück von einer Arie, am besten aus der Oper, die am Abend selbst gegeben wird; man würdigt den Drachen in seiner Höhle keines Blickes, und wenn er seine Fragen stellt, sagt man in lautem und sehr nachlässigem Tone: Regisseur X. — ich soll ihn um diese Stunde finden. Wo kann er sein? — Vielleicht läßt sich die Pförtnerin durch diese Sicherheit bewegen, dir Auskunft zu geben, wo du den Herr Regisseur X. finden kannst. Hat sie aber ihren hartnäckigen Augenblick, so wird sie dir zur Antwort geben: Wenn Sie den Herrn Regisseur wirklich sprechen müssen, so warten Sie einen Augenblick, bis Jemand vom Personal kommt, der ihn heraus

ruft. Darauf nun kannst du vielleicht ziemlich lange warten müssen, und wenn endlich wirklich Jemand vom Personal kommt, und dir verspricht, deine Botschaft an den Herrn Regisseur X. auszurichten, so kannst du fünf Mal von zehn Mal gewiß sein, der vom Personal wird im Drange anderer wichtigerer Geschäfte deine Botschaft vergessen, und mit jeder Minute, welche dich der Herr Regisseur auf der Treppe stehen läßt, da er ja nichts von dir weiß, wächs't das Mißtrauen der Alten, sie brummt in ihren Bart — und das ist nicht figürlich gesprochen —: der soll mir wieder kommen.

Unter unserem Schutze, geneigter Leser, brauchst Du aber alle diese Winkelzüge nicht; die alte Hexe und wir sind gute Freunde; wenn sie uns sieht, lächelt sie, und sollte Dich vielleicht ihr Lächeln geniren, so treten wir unsichtbar in die kleine Thür, ersteigen unsichtbar die schmutzige Treppe und gehen unsichtbar bei dem Drachen vorüber, der vielleicht in diesem Augenblicke an einem groben wollenen Strumpfe strickt oder ein Glas Bier an die ewig durstigen Lippen setzt.

Ehe wir droben in einer kleinen Thür verschwinden, welche auf die Bühne führt, werfen wir noch einen Blick auf die schmutzige gewundene Treppe, die uns hier herauf geführt — die arme bescheidene Schwester jener breiten, prachtvoll mit Teppichen belegten Stiege, die wir vorhin betrachtet. Wie groß ist in allem der Unterschied zwischen beiden! Auf jener sehen wir strahlende, schöne Gestalten in elegantem Anzuge, umgeben und gekleidet mit allem Luxus der Welt; heitere Gesichter, glückliche Menschen, wenigstens dem Anschein nach von Vergnügen zu Vergnügen eilend. So eben ist das allerliebste pikante Diner beendigt; man wirft sich in die schwellenden Kissen des Wagens, um hieher in die Oper zu

fahren; man verläßt diese wieder, um zwei oder drei glanzvolle Gesellschaften zu besuchen. —

Und die Leute, die hier auf- und absteigen, die gleichen Geschöpfe, die gleichen fühlenden Wesen — mindestens drei Viertel von ihnen kommen nicht von einem guten Diner, kommen nicht in warmen Pelzen und Mänteln, kommen nicht fröhlich und guter Dinge. Wie viele von ihnen sind mit Kummer und Sorge beladen, wovon wir freilich nachher nichts mehr sehen, wenn sie heiter lächelnd auf die Lichtseite dieser eigenthümlichen Welt treten! Wer lies't es auf den Mienen jener armen Choristin, daß ihrer zu Hause vielleicht ein sterbendes Kind harrt, daß sie, die jetzt so freundlich lächelt, vielleicht nicht mehr das Lächeln ihres Kleinen sehen wird, wenn sie nach Hause zurückkehrt? Wer kann das Leid jener Tänzerin beschreiben, die in einer glänzenden Decoration mit den Gespielinnen die glückliche Braut umtanzt oder den Geliebten empfängt! Wer kann all' den Kummer, alle Trauer, alle Noth und Sorgen kennen, die sich hier unter strahlenden Gewändern, unter geschminkten Wangen, unter erheuchelter Lust und Fröhlichkeit verbergen! — Und doch sind sie heiter und lustig, diese armen Wesen, wenigstens beim geringsten Sonnenblick, der in ihr Leben fällt oder der golden an ihrem Horizont auftaucht. Es ist die Hoffnung auf ein Besserwerden ihrer Lage, die sie aufrecht erhält — die Hoffnung auf neues unbekanntes Glück, worauf alles, vom Lampenputzer an bis zur Primadonna, wie auf irgend eine Beförderung harrt — alles, mit Ausnahme der alten Pförtnerin in ihrer Nische, welche mit der Zukunft abgeschlossen hat, woher auch wohl ihre ewig mürrische Laune kommen mag. Dieser hofft auf eine Vergrößerung des täglichen

Lohns, Jener auf eine Gehaltszulage oder auf bessere Rollen, auf Beifall, auf Hervorruf; die erste Sängerin, obgleich schon in vorgerückten Jahren, auf eine glänzende Heirath, die ihr den Anblick der kleinen gewundenen schmutzigen Treppe auf immer entzieht, — die letzte Choristin, die Jüngeren des Ballets, die vielleicht keine Aussicht haben, auf der Leiter des Ruhmes in andere Regionen zu steigen, betrachten hoffend die reichen Treppen auf der Lichtseite des Hauses und sehen sich dort schon in Pelz und Sammt gehüllt auf- und absteigen. Es ist das schon öfters da gewesen, und warum sollte ein ähnlicher Fall nicht auch wieder einmal und zu ihren Gunsten eintreten können?

Doch lassen wir diese Betrachtungen, die mit ihrem ernsten, fast drohenden Hintergrunde doch nicht recht zu dem Orte passen wollen, auf dem sie folgerecht entsprungen sind. Sie hat etwas Eigenthümliches an sich, diese finstere Seite des Theaters; der hohe schwarze Raum der Bühne hat für die Eingeweihten trotz seiner theilweisen Düsterheit etwas Beruhigendes. Das seltsame Leben, das sich hier entfaltet, das geräuschvolle Treiben, die ewige Unruhe nimmt manches Herzeleid in sich auf, verwischt manche Thräne, übertüncht manches Leid. Oeffnen wir deßhalb getrost die kleine Pforte mit ihrem rasselnden Gewichte und treten wir in einen Raum, der für unser Auge, welches ans helle Tageslicht gewöhnt ist, in der ersten Zeit vollkommen finster erscheint. Es dauert eine gute Weile, bis wir beim Schein einer einzigen trüben Lampe, deren Licht zwischen Latten, Brettern, Seilen und dergleichen wie fernher durch die Stämme eines dichten Waldes leuchtet, anfangen, die Gegenstände um uns her zu erkennen. Und dann scheint es, als befänden wir uns in einem

völligen Chaos; von allem, was wir auf der Lichtseite des Theaters zu bewundern gewohnt sind, bemerken wir hier die Rückseite. Keine bunten Farben, keine Vergoldung, keine leuchtenden Vorhänge, keine Quasten und Schnüre. Rechts und links, in der Tiefe und in der Höhe sehen wir graue, staubige Balken, nacktes, geschwärztes Mauerwerk, ein Durcheinander von Stricken und gewaltigen Tauen, einen Wirrwarr von Bretterverschlägen aller Art, Leitern in den seltsamsten Gestalten, Walzen mit langen, unheimlichen Hebearmen, sonderbar geformte und gezackte Hölzer, über deren Verwendung wir uns unmöglich eine Idee machen können.

In diesem unheimlichen, fast gespensterhaften Raume huschen seltsame Wesen an uns vorüber, Gestalten junger und alter Männer, mit unhörbarem Tritt, denn sie tragen Filzschuhe an ihren Füßen, Leute, die wohl emsig arbeiten, ohne daß man sieht, was sie gerade thun, wogegen man es zuweilen etwas ziemlich derb zu fühlen bekommt, daß hier etwas geschieht, denn jeden Augenblick wird man gestoßen und angerannt. Man flüchtet sich hinter eine Coulisse, hinter einen Vorhang, um hier im Hintergrunde dasselbe zu entdecken, was man vorhin drüben auf der Seite gesehen: wieder Balken und ausgezackte Bretter, und Latten und Stricke und Walzen und Hebel, hier alles noch großartiger und wüster, beim Lichte einer röthlich brennenden und qualmenden Lampe erscheinend. Auch zeigt uns dieses Licht einen Wirrwarr von Farben an Decorationen, an Decken und Teppichen, an Möbeln, deren Vergoldung mit ungewissem Schein herüberblinkt, ohne uns jedoch irgend welche Formen deutlich erkennen zu lassen.

Von anderen Arbeitern, abermals in Filzschuhen — sie

scheinen uns ordentlich zu verfolgen — werden wir nun vorwärts getrieben; wir fühlen hinter uns eine schwankende Leinwand, die herabhängt, wir entdecken einen Ausschnitt wie eine Thür, wir treten hindurch und sehen uns mit einem Male in einem Raume, der fast noch dunkler ist, als der, welchen wir eben verlassen. Vor uns in der Tiefe entdecken wir ein wandelndes Licht, etwas wie einen Irrwisch, der bald hier, bald da erscheint, und wo er sich sehen läßt, beleuchtet er im engen Kreise um sich herum bunte Farben, Vergoldung, Draperieen und rothen Sammt. Jetzt flattert das Irrlicht aufwärts, bald erscheint es zu unserer Rechten, bald zu unserer Linken und senkt sich jetzt wieder herab, dicht vor uns andere Lichter entzündend, die sich alsdann mit Schirmen bedecken und bei deren Schein wir nach und nach Musikpulte erkennen, auch schlafende Violinen, verhängte Pauken, nachdenklich an der Wand lehnende Contrebässe — das Orchester. Wir sind auf der Bühne, der große Portal-Vorhang ist noch aufgezogen, wir haben das öde, gewaltige leere Haus vor uns. Dort erscheint auch das Irrlicht wieder, jetzt hoch auf der obersten Logenreihe, das Irrlicht hustet, und obgleich dies nur der heisere Husten eines alten Weibes ist, welches nachsieht, ob Sperrsitze und Sessel in gehöriger Ordnung sind, so klingt es doch in dem großen Raume, als huste der hochselige Stentor selber mit aller Kraft seiner gewaltigen Lunge.

Das ist die Dämmerung des Theatertages.

Und allmälig fängt es an, lichter und heller zu werden; hier und da flammt auf der Bühne eine Gasflamme auf, und auch vorn am Proscenium wird eine ganze Reihe angezündet, worauf das Haus vor uns aus seinem Schlafe zu er-

wachen scheint. Mit tausend funkelnden Augen blickt es zu uns herüber, die Sperrsitze stehen mit einem Mal aufrecht da und schauen uns mit ihren Nummern an; von den Logen sehen wir deutlich die bunt bemalten und vergoldeten Brüstungen, sie selbst aber scheinen angefüllt zu sein mit nächtlichen Schatten, mit geisterhaften Zuschauern, die nach und nach verschwinden werden, wie das Licht heller und heller wird. Der Kronleuchter hoch oben an der Decke scheint bereits seine Wichtigkeit zu fühlen, und auf seinen Glasschalen und seinen Krystallzapfen zittern tausendfache Lichtpunkte, so daß es aussieht, als sei dort in der Höhe ein leuchtendes und blitzendes Spitzengewebe aufgehängt.

Mit einem Mal verschwindet das alles vor uns; eine schwarze Wolke scheint sich herabzusenken — der große Portal-Vorhang, der uns den Anblick nimmt auf das erwachende Haus, auf die aufmerksamen Sperrsitze, auf die Schattengestalten in den Logen, auf die schlummernden Violinen und Contrebässe — wird herabgelassen. —

Dafür aber beginnt nun auf der Bühne selbst ein ganz neues und für uns interessantes Leben. Der Gaslampen haben sich immer mehr und mehr entzündet; der schwarze, unheimliche Raum, in dem wir uns befinden, verwandelt sich in einen dämmernden Palmenhain. Wir sind mit einem Zauberschlage von Europa nach Asien versetzt, wir sehen indische Krieger erscheinen, ernsthafte Muselmänner, Derwische in langen weißen Gewändern, Große des Reiches mit dicken Bäuchen und langen schwarzen Bärten. Einige von ihnen haben Brillen auf, andere verspeisen Aepfel und wieder Andere sieht man bei einer Gaslampe stehen und eifrig in einem Notenhefte studiren.

Mit einem Mal wird der Frieden, der bis jetzt über dem Palmenhain geruht, auffallend gestört. Wie ein anderes wildes Heer stürmen einige zwanzig Tänzerinnen auf die Bühne in phantastischer Kleidung; die weißen, kurzen, bauschigen Röcke lassen sehr viel fleischfarbene Tricots sehen, die reich verzierten, ziemlich tief ausgeschnittenen türkischen Jäckchen enthüllen dagegen einiges nicht Unbedeutende, wie es die Natur erschaffen, Beides ein nicht unangenehmer Anblick, was auch die Muselmänner zu fühlen scheinen, denn sie nicken den Bajaderen schmunzelnd zu und erhandeln für eine freundliche Begrüßung oder für einen leichten Klapps auf irgend eine weiße Schulter einen lachenden Dank oder ein mürrisches Gesicht.

Diesem wilden Heere, das hüpfend, springend, lachend und plaudernd augenblicklich den Raum der Bühne überflutet, folgt ein gesetzt und sehr bleich aussehender Tänzer; er ist noch nicht geschminkt, überhaupt noch nicht vollständig angekleidet. Während nämlich seine Beine schon in tadellosen Tricots stecken, ist sein Oberkörper mit einer weißen Piquéjacke bedeckt, und sein kohlschwarzes Haar, später bei Vollendung der Frisur ein Glanzpunkt des Künstlers, steckt noch in Papilloten und ist mit einem seidenen Faden rings am Kopf fest gehalten; seine Nase ist etwas scharf gebogen, wodurch sein Gesicht, und nicht mit Unrecht, einen ausgeprägten orientalischen Schnitt zeigt.

Der Tänzer, der zugleich Balletmeister ist, trägt eine Latte in der Hand, mit der er, in der Mitte der Bühne angekommen, dreimal heftig auf den Boden stößt, worauf augenblicklich das Plaudern und Lachen in der leichten Schaar verstummt und jede der Tänzerinnen unter gewissen Vorberei-

tungen an den Platz tritt, den sie während des Tanzes einzunehmen hat. Diese Vorbereitungen bestehen gewöhnlich in einem so heftigen Herabdrücken der Hüfte, daß man glaubt, die betreffende junge Dame wolle oben hinaus ihren eigenen Röcken entfliehen; andere, die sich vielleicht an eine Coulisse gelehnt oder auf einen hölzernen Stein gesetzt, um etwas an ihren Schuhen nachzusehen, schütteln hinten ihre Gazekleider aus oder suchen dieselben durch ein außerordentliches Hin- und Herwedeln wieder in die gehörige Lage zu bringen.

„Meine Damen," sagt der Tänzer, „es ist nothwendig, daß wir das Ensemble des letzten Aktes vor der Vorstellung noch einmal durchmachen. Es ließ in der Probe noch sehr Vieles zu wünschen übrig. Fassen Sie die Lage, in der Sie sich befinden, recht lebhaft ins Auge; es ist das nöthig, um etwas Außerordentliches zu leisten, denn der Künstler muß ein denkender Künstler sein, um wirklich als Künstler vor dem Publicum zu stehen. — Also Sie, meine Damen, befinden sich im Harem des Kalifen, — Sie haben, wie ich hoffe, eine schwache Idee davon, was ein Harem besagen will. — Gut also, Sie sind Odalisken, an blinden Gehorsam gewöhnt — Fräulein Fanny," unterbricht sich der Balletmeister, indem er sich an eine plaudernde Tänzerin wendet, „Sie scheinen diese Eigenschaft einer Odaliske noch nicht recht erfaßt zu haben — Gehorsam gegen mich, Ihren Lehrer."

Sechszehn von den zwanzig Tänzerinnen lachen laut auf, und man hört das Wort Harem einigemal bedeutungsvoll aussprechen.

„Ruhig, meine Damen," ruft der Balletmeister und stößt mit der Latte abermal dreimal auf den Boden. „Man sollte

wahrhaftig glauben, man habe es mit lauter unerfahrenen Kindern zu thun! Kein Ernst, keine Hingebung bei der Arbeit. Schämen Sie sich! — Also Sie sind an Gehorsam gegen den Kalifen gewöhnt, Sie sind Orientalinnen mit Leib und Seele; so wie Sie nur den Namen eines Christen nennen hören, ist Ihr Herz von Furcht und Abscheu erfüllt.

„Einen Juden darfst du also lieben," flüstert Mamsell Fanny ihrer Nachbarin zu.

Der Balletmeister begnügte sich mit einem verächtlichen Achselzucken, dem ein majestätisches Stirnrunzeln folgte, nach der Schwätzerin hinüber zu blicken. Dann fuhr er fort: „Das Christenheer hat die Stadt erstürmt, den Palast überrumpelt, weßhalb Sie, meine Damen, nicht lachend und mit den gewöhnlichen vergnügten Gesichtern auf der Bühne zu erscheinen haben, auch sich in diesem wichtigen Augenblick gefälligst enthalten wollen, nach allen Logen des ganzen Hauses zu kokettiren, wie das leider gewöhnlich geschieht. — Sie sammeln sich, Sie fliehen tanzend hierhin und dorthin aus einander, um sich beim Anblick der ungläubigen Krieger wieder schüchtern zurückzuziehen. Die ungeraden Nummern auf beiden Seiten werden von den Barbaren geraubt, aber ich bitte, sich erst nach großem Widerstreben rauben zu lassen und durchaus keine Hingebung zu zeigen. Die Anderen eilen zurück, händeringend, verzweifelnd, bis an die Stufen der großen Treppe, wo in diesem Moment der Kalife erscheint, zu dessen Füßen sie sich hülfesuchend malerisch gruppiren. Der Kalife singt seine große Arie, dann durchbohrt er seine Brust mit dem Dolche, und ehe er niedersinkt, gleitet eben dieser Dolch die Treppe hinab in Ihre Mitte. — Meine Damen, es ist das ein erhabener Augenblick, der seine Wirkung nicht

verfehlen kann. Sie, Mamsell Elise, ergreifen den Dolch, Sie haben dabei Gelegenheit, sich auszuzeichnen, Sie zucken ihn gegen Ihr Herz, die Anderen drängen sich mit aufgehobenen Armen heran; auch sie wollen lieber sterben, als in die Hände fallen jener christlichen Schaaren, die ob diesem Heroismus erschüttert stehen bleiben und dadurch ihrem Könige, der hinter den Coulissen den Purpurmantel umwerfen muß, Zeit lassen, herbei zu eilen und Sie vor Tod und Schande zu retten."

„Und ich falle als einziges Opfer!" lachte Mamsell Elise. „Gut denn, dadurch seid ihr Andern in meiner Schuld."

In der zweiten Coulisse ist unterdessen ein junger Mensch mit einer Violine sichtbar geworden, der nun auf einen Wink des Balletmeisters zu fideln anfängt, worauf das Lattenstück abermals gebieterisch auf den Boden pocht und der Tanz beginnt.

Der Tänzer ist auf einen Stein im Hintergrunde gesprungen und leitet das Ensemble mit lautem Zuruf. — „Eins! Zwei! Drei! Vier!" sagt er, „vorwärts, vorwärts! Lebhaft in den Vordergrund gestürzt! — Mehr Angst und Schrecken, meine Damen, wenn ich bitten darf! — Aufgepaßt! Die ungeraden Nummern rechts und links! — Sie werden von den christlichen Soldaten ergriffen. — So, ganz gut! — Mehr Widerstreben, Mamsell Emma! — Sie sind immer noch zu hingebend, Mamsell Fanny! — Die Anderen gut, die Anderen gut. — Jetzt aber rasch zurück mit allen Zeichen des Entsetzens — eins, zwei, drei, vier, — mehr Entsetzen! — Eins, zwei, drei, vier! — So ist's recht! — Zeigen Sie hierhin und dorthin. — Dum-durum-dum-dum-dum! — Werfen Sie Ihre scheuen Blicke in die Coulissen. — Jetzt zurück!

— So ist's gut — schnell zurück, die Musik geht zu Ende. — Brrrrum — die Thüren des Palastes öffnen sich — der Kalife tritt auf — Gruppirung. Stürzen Sie nieder, meine Damen! — Mamsell Pauline, Sie gehören nicht dahin, Sie sind an einem falschen Platze. — Recht so, Fräulein Elise, Sie bleiben aufrecht stehen. — Nun erscheint der Kalife auf der Treppe; auf Vier wenden Sie sich Schutz suchend ihm entgegen. — Eins, zwei, drei, — vier! — Gut so! Es ist ordentlich gegangen, ich danke Ihnen. Nachher bei der Aufführung noch etwas mehr Beweglichkeit, etwas mehr Feuer, und wir haben einen immensen Applaus. — Ich danke Ihnen."

Der junge Mensch mit der Violine hat sich sehr abgearbeitet, um das ganze Orchester würdig darzustellen, und jetzt, nachdem sich der Balletmeister zufrieden erklärt, geht er, wie zu seiner eigenen Belohnung, in eine lustige Polka über, von deren Tönen die unglücklichen Odalisken sogleich lebhaft ergriffen werden, um zu Zwei und Zwei von der Bühne abzutanzen und im Dunkel der Coulissen zu verschwinden.

Wie es während der Zeit in den Garderoben zugegangen ist, hoffen wir dem geneigten Leser ein anderes Mal erzählen zu können. So viel dürfen wir nur für heute berichten, daß der angehende Sänger, Herr Bander, in dem neuen türkischen Costume sehr hübsch aussieht, daß Herr Richter sich in einen wohlbeleibten Ulema verwandelt hat, und daß der lange dürre Chorist mit dem hageren ernsten Gesicht und dem kurzen Mäntelchen, der als christlicher Ritter erscheint, viel Aehnlichkeit mit dem scharfsinnigen Edlen von la Mancha hat. Was die Damen des Chors anbelangt, so sind diese nicht wieder zu erkennen; verschwunden sind neue und alte Mäntel, modische und zerknitterte Hüte, verschwunden der un=

entbehrliche Muff mit der Notenrolle, die unbedingt aus demselben hervorschauen muß; natürliche Vorzüge, auch Watte und Schminke haben das Ihrige gethan, um aus unscheinbaren Europäerinnen blühende Asiatinnen zu machen; Fräulein Semmelich sieht so verführerisch aus, daß manche der Choristen, bei denen sie vorüber kommt, ein gewisses Schnalzen mit der Zunge hören lassen, und selbst die alte Schelle und die alte Pauke sind so umgewandelt, daß man mit einiger Nachsicht wohl geneigt sein könnte, ihren ersten Chorgesang zu verzeihen, der in der heutigen Oper mit den Worten anfängt:

In der Jugend frischem Prangen
Sammeln Blüthen wir und Blumen.

Während sich alles, wie wir es eben berichtet, auf der Bühne und in den Garderoben begeben, lag der Zuschauerraum noch immer halb dunkel da, öde und leer. Wir hielten es für nothwendig, unserer Geschichte ein paar Stunden vorauszueilen, und müssen nun zu dem Augenblicke zurückkehren, wo von den Kirchthürmen die vierte Nachmittagsstunde schlug, wo die Choristen und Choristinnen durch die kleine Seitenthüre in das Opernhaus verschwunden sind, wo der Wind um die Ecken des großen Gebäudes saus'te, und wo der Regen in unregelmäßigen Linien immer und immerfort die dunklen Thür- und Fenstereinfassungen schraffirte.

Zwölftes Kapitel.

Françoise und Rosa.

Es ist ein außerordentlich behagliches Gefühl, wenn man sich bei naßkaltem Wetter von der schmutzigen Straße hinweg in einen sanft durchwärmten, elegant eingerichteten Salon zu versetzen vermag. Je kürzer die Uebergänge sind, die man zu machen hat, desto angenehmer wirkt auf uns das behagliche Gefühl, weßhalb in diesem Puncte niemand so vortrefflich daran ist, wie wir, geneigter und vielgeliebter Leser.

Um frischweg von der nassen, unheimlichen Straße in einem angenehmen, eleganten Salon zu erscheinen, brauchst Du, an unserer Hand, nicht erst nach Hause zu gehen, Deine Kleider zu wechseln und Dich in einen Wagen zu setzen, um da und dorthin zu fahren; Du wirst sehen, wir haben das viel bequemer. So eben erst haben wir Dir gezeigt, wie an einem kalten Herbst-Nachmittage der Wind um die Ecken des Theatergebäudes saus't, wie der Regen herunter plätschert und Tropfen um Tropfen die Wasserlachen vergrößert, die hier und da entstanden sind; kaum warst Du erst mitten

unter durchnäßten Tüchern und Mänteln, unter triefenden Regenschirmen, bist vielleicht von einer vorüberrollenden Equipage unsanft bespritzt worden und hast jetzt, bei der Zaubermacht, mit der wir begabt sind, nichts zu thun, als das Blatt umzuwenden und Dich in ganz anderen Regionen zu befinden.

Wir sind im reichen Vestibul eines kleinen, aber sehr behaglich aussehenden Hauses; wir befinden uns unten an einer breiten und schönen Treppe, deren Stufen mit Teppichen belegt sind, die zu unsern Füßen in einer dicken Franse von vielleicht zwei Fuß Länge auf dem Marmorboden auslaufen. Vestibul und Treppenhaus zeigt freundliches Grün von Sträuchern und Bäumen, doch nicht in der Art, wie die Decoration für einen einzigen Tag, vielmehr sind die eben genannten Piecen wie der Anfang eines Gewächshauses, wie der Aufgang zu demselben behandelt, denn wenn wir die Treppen langsam ersteigen, so kommen wir auf einen geräumigen viereckigen Vorplatz, dessen uns gegenüberliegende Wand aus Eisen und Glas besteht und welcher sich uns als der zierlichste Wintergarten darstellt, den sich eine frische Phantasie nur erdenken kann.

Oben, gerade gegenüber der Treppe, zeigte die Gewächshauswand einen kleinen ausspringenden Altan, aus fünf riesenhaften Scheiben von so klarem Glase gebildet, daß man unwillkürlich stehen bleibt und ins Freie zu blicken glaubt. Wo diese Scheiben zusammenstoßen, sind sie kunstvoll mit tropischen und andern Schlingpflanzen bedeckt, daß man keine Fugen sieht. Rings um diesen kleinen Altan läuft ein niedriger Divan, von türkischen Stoffen in den lebhaftesten Farben bezogen, und in der Mitte erhebt sich eine Marmorschale,

aus der ein klarer Wasserstrahl aufsteigt, um nach erreichter Höhe von vielleicht vier Fuß melodisch plätschernd wieder zurück zu fallen.

Der Boden des ganzen Glashauses, soweit er zwischen den Gesträuchen und Blumengruppen sichtbar, ist mit feinen indischen Matten belegt, die nach kleinen bequemen Etablissements führen, nach zierlichen runden Tischen, um welche Schaukelstühle stehen, nach einsamen Sophas oder weichen Fauteuils, über welch' letzteren immer irgend ein Korb angebracht ist, aus dem Blumen hervorquellen, oder eine Hängevase mit seltsamen Blättern und phantastischen Ranken angefüllt, die auf allen Seiten herabhängen und dem Auge ein Spielzeug bieten, während die Gedanken des hier ruhig Sitzenden vielleicht anderswo beschäftigt sind; vier Thüren von polirtem Eichenholze, führen von hier in die Wohngemächer.

Vor dem Springbrunnen auf dem Altan stehen zwei Lakaien in großem Anzug: kurzen Beinkleidern, weißen Strümpfen und Schuhen, weißen goldbesetzten Westen und hellblauen Livréeröcken, an deren Kragen man das Wappen des Hauses sieht: auf goldenem Grunde eine Lotusblume von einem schwarzen Pfeil durchbohrt. Der eine der Lakaien hat die Hände auf dem Rücken zusammengelegt und hält eine kleine Orange zwischen den Fingern, die wahrscheinlich von einem der Bäume herabgefallen ist und die er aufgehoben, während der Andere mit dem Daumen in dem Wasser der Marmorschale herumfährt und die Goldfische aufjagt, die sich dort befinden.

„Der Kammerdiener hat mir heute Morgen den vom Herrn Grafen eigenhändig geschriebenen Zettel gezeigt,“ sagte

der Lakai mit der Orange, „und ich will schwören, daß darauf stand: Ein Diner zu fünf Personen; wahrscheinlich hat er später selber sechs daraus gemacht, denn ich kann mir nicht denken, was der Kammerdiener für einen Grund haben sollte, ein Couvert mehr aufzustellen, als ihm befohlen ist."

„Also haben wir sechs?"

„Nein, fünf," versetzte der Erstere, „den Grafen, die Gräfin, Herrn von Scherra, den unvermeidlichen Lieutenant von Marlott und den Doctor Spanger."

„Der ist mir beinahe der Liebste," bemerkte der Lakai, welcher die Goldfische jagte. „Er ist so zufrieden mit allem, was man ihm servirt, bedankt sich häufig mit einem Augenblinzeln, nimmt sich nie etwas gegen Unsereinen heraus und vergißt nie, einem etwas mit großer Delicatesse in die Hand zu drücken, wenn man ihm den Paletot anziehen hilft."

„In der That ein charmanter Herr."

„Ja, ein sehr charmanter Mann. Und unterhaltend; ich stelle mich immer hinter seinen Stuhl und höre gar zu gerne, wenn er von seinen Reisen erzählt."

„Namentlich wenn er mit dem Herrn von Scherra disputirt, wo der Herr Graf dann seine kurzen trockenen Bemerkungen dazwischen gibt," stimmte der eine Lakai bei, indem er die Orange an seine Nase brachte. „Dabei habe ich mich aber oft gefragt," fuhr er nach einer Pause fort, „warum bei diesen kleinen Diners so häufig der Lieutenant von Marlott eingeladen wird. Hast du von dem nur ein einziges Mal irgend ein gescheidtes Wort gehört?"

„Er ist um des Contrastes willen da. Ich freue mich jedes Mal, wenn er sich untersteht, mit einer Bemerkung in das Gespräch hinein zu hageln, und ihn dann der Doctor

Spanger mit seinen großen Augen so sonderbar ansieht, bis der Herr Graf, wie er neulich gethan, ruhig sagt: Lieber Arthur, das geht über Pferde und Hunde. — Dann ist er ja auch ein Verwandter des Herrn."

„Und weiß das Genaueste zu sagen," fiel der Andere wieder ein, „wenn die gnädige Gräfin zufällig einmal das Gespräch auf die Toiletten des letzten Balles bringt oder von einem neuen Ballette spricht."

„Apropos vom Ballet," sagte der Goldfischjäger mit einem pfiffigen Lächeln. „Ich glaube, Herr von Marlott hat ernsthafte Absichten auf die Schwester der gnädigen Frau; es ist mir unbegreiflich, daß so eine gescheidte, geistreiche Dame, und schön, wie man nur etwas sehen kann, mit dem da fürlieb nehmen solle."

„Ja, es ist erstaunlich, aber die Liebe ist blind."

„Hier sollte man sagen, sie muß taub sein, denn was der Herr für dummes Zeug in den Tag hineinschwatzt, das ist gar nicht zu sagen."

„Aber es ist ein schöner Herr."

„Ah, das muß man ihm lassen. Wenn man ihn so auf einem seiner hübschen Pferde sieht, da begreift man, daß ihm die Mädchen mit Verlangen nachschauen."

„Nicht wahr, er hat kein Vermögen?"

„Sehr wenig. Was er hat, braucht er, um seine Pferde zu unterhalten, um die Zinsen seiner Schulden zu bezahlen und —"

„O je, o je!" rief der mit der Orange, wobei er die kleine gelbe Frucht in die Höhe warf und geschickt wieder auffing. „Wenn sich davon einmal was hören läßt, dann gute Nacht!"

„Aber sie hat Vermögen?"

„O ja, sie hat einiges, und dann legte die Frau Gräfin bei ihrer Vermählung mit dem gnädigen Herrn, mit dessen Bewilligung oder vielmehr auf dessen Wunsch, ein großes Capital auf Zinsen, welche ihre Schwester jetzt schon erhält mit der weiteren Bestimmung, daß ihr auch das Capital zufällt, so wie sie sich verheirathet."

„Da kann sie ja wählen, wen sie will."

„Das wird sie auch thun; aber ich fürchte, sie wählt den Lieutenant."

„Sind die Frauenzimmer verblendet!"

„Das weiß der liebe Gott!" —

„Ehe ich's vergesse, um noch einmal auf das Menu zurück zu kommen," sagte der, welcher bis jetzt die Goldfische gejagt hatte, und der nun den Daumen aus dem Wasser zog, wobei er die Tropfen von sich abschlenkerte, „hat's der Kammerdiener tüchtig abgekriegt?"

„Ja, es schien mir so; auf die Art des Herrn: mit wenigen Worten, aber fest."

„So war er schlecht gelaunt?"

„Es scheint; er warf schon heute Morgen mehrere Cigarren nach einander fort, und als er am Fenster stand, biß er sich häufig auf die Unterlippe."

„Ah, ich kenne das. Wahrscheinlich hat er schlecht geschlafen."

In diesem Augenblick vernahm man den leisen Ton einer Glocke, den aber das geübte Ohr der Lakaien augenblicklich hörte, weßhalb der eine seine Orange hastig in die Tasche schob und mit den Worten: „Bei der Gräfin!" nach der rechten Seite von dannen eilte.

Der andere blieb einige Sekunden an dem Springbrunnen stehen, schaute durch die großen Glasscheiben auf das Regenwetter draußen und zog alsdann seine Uhr hervor — sie zeigte die vierte Stunde. Mit einem leichten Gähnen ging er hierauf die Treppen hinunter.

Wenn wir uns nach rechts wenden, der Thüre zu, wo so eben der andere Lakai verschwunden, so öffnet sich diese geräuschlos vor uns. Wir treten in ein einfach gehaltenes Cabinet, das uns in ein Vorzimmer führt, von dem wir in das elegante Schreibgemach einer Dame kommen. Daß das Ameublement desselben, so wie die ganze Ausstattung mit dem gleichen Reichthum und feinen Geschmack des Besitzers behandelt ist, den wir schon im Treppenhaus und in dem kleinen Wintergarten bewundert, versteht sich von selbst. Dicke Teppiche liegen auf dem Boden, oft drei-, vierfach übereinander vor den Sophas und Fauteuils, in allen möglichen Gestalten; die Wände sind mit Kunstwerken aller Art geschmückt; in dem Vorzimmer sehen wir ausgezeichnete Oelbilder, in dem Schreibcabinet Aquarelle berühmter Meister in Rahmen von dunklem Palisanderholz, welche Holzart hier zu allen Mobilien verwandt ist.

Von da gelangen wir in das Boudoir der Frau vom Hause, — ein kleines, reizendes Gemach, an der Ecke des Gebäudes gelegen; es hat zwei große Fenster; jedes aus einer einzigen Scheibe bestehend; vor einem derselben sieht man einen Lese- und Arbeitstisch, unter dem andern wird die Wand von dem Kamin gebildet, der aus weißem Fayence besteht und dessen spielende Flammen einen wunderbar heimlichen Eindruck machen, um so angenehmer und behaglicher, da man über ihn hinaus in die weite Landschaft sieht, —

ein Ausblick, den wir dadurch haben, weil das Haus sich auf der Höhe der Straße befindet, über einem tiefer liegenden Stadtviertel, über dessen Häuser hinweg unser Auge in das Freie hinaus schweifen kann.

Heute ist die Landschaft freilich mit grauen Regenschleiern verhüllt; die Natur des Spätherbstes fängt schon an, sich trübe und farblos zu zeigen; aber gerade deßhalb kehren wir um so lieber in das freundliche Boudoir zurück, lassen uns behaglich an dem Kaminfeuer nieder und denken, während wir in die Glut desselben schauen, an die häuslichen Freuden des Winters, an trauliches Beisammenleben mit angenehmen und lieben Menschen.

In der Ecke des Zimmers befindet sich ein geräumiges Doppelsopha mit einem runden Tische, vor welchem kleine Fauteuils stehen, — ein allerliebster Winkel, über den sich eine Epheulaube rankt, deren leichte, broncirte Stäbe von Marmorfiguren gehalten werden, die neben dem Sopha auf zierlichen Postamenten von dunklem Holze stehen.

Die Dame des Hauses ist nicht in ihrem Boudoir; die Thüre des daran stoßenden Schlafzimmers ist halb geöffnet, und aus ein paar Worten, die wir dort sprechen hören, entnehmen wir, daß die Gräfin bei der Toilette zu ihrem kleinen Diner ist.

Da wir viel zu discret sind, um auf dieser Seite des Hauses weiter vordringen zu wollen, so hätten wir bis zum Erscheinen der Herrin Zeit genug, die Schätze dieses reizenden Boudoirs zu betrachten, selbst den Inhalt der Bücher und Mappen zu untersuchen, und würden uns auch damit beschäftigen, wenn wir nicht durch den Eintritt des Lakaien,

der vorhin die kleine Orange zwischen seinen Fingern gedreht, gestört würden.

Dieser trat nun behutsam in das Gemach, warf einen forschenden Blick auf die Thüre des Nebenzimmers und drückte dann auf die Feder einer kleinen Glocke, welche auf dem Kamin stand.

Augenblicklich erschien ein junges Mädchen, einfach gekleidet, das rasch auf den Eingetretenen zuging und ein paar Worte anhörte, die dieser flüsternd zu ihr sprach, worauf sie wieder in das Schlafzimmer zurückeilte. Dann vernahm man von dorther eine helle, wohlklingende Stimme: „Natürlich bin ich zu Hause; sie soll augenblicklich kommen. Warum denn diese Meldung?"

Wieder erschien das junge Mädchen im Boudoir und erläuterte die Worte ihrer Gebieterin dahin, daß diese nicht begreife, warum das Fräulein erst noch gemeldet werde.

„Sie haben es so verlangt," flüsterte der Lakai; „Sie wollten wissen, ob vielleicht Besuch da sei. Ich thue, was man mir befiehlt."

„Nun ja, dann beeilen Sie sich jetzt und bitten das gnädige Fräulein zu kommen," gab die Kammerjungfer mit sehr wichtiger Miene zur Antwort, worauf sie einen Blick in den Spiegel warf, ehe sie mit tänzelndem Schritt in das Schlafzimmer zurückging.

Einen Augenblick später öffnete der Lakai die Thüren des Boudoirs, man vernahm das Rauschen eines schweren Seidenstoffes, und eine junge und sehr schöne Dame trat mit einer außerordentlich graziösen Bewegung etwas hastig in das kleine Gemach, blieb aber wie erstaunt eine Sekunde stehen, als sie niemand darin gewahrte. Nur eine Sekunde, dann

wandte sie sich in schnellem entschlossenem Schritte gegen das Schlafzimmer, aus dem aber in diesem Momente die Herrin heraustrat.

Beide standen sich eine kleine Weile stumm gegenüber, dann trat die Gräfin Lotus ein paar Schritte vor, nachdem sie die Thüre des Schlafzimmers hinter sich zugezogen.

„Was ist's? Was ist's, Rosa?“ fragte sie mit leiser Stimme. „Dein Besuch vor dem Theater zu so später Stunde erschreckt mich. Was ist vorgefallen?“

„O nichts Schlimmes,“ entgegnete die andere Dame zögernd.

„Also doch etwas! — Ich beschwöre dich, Rosa! — Er —“

„Der Kleine ist ein bischen unwohl.“

„Er ist gefährlich krank?“

„Das nicht,“ sagte die junge Dame, die vorhin eingetreten war. „Wäre ich sonst hier? Wäre ich in dem Falle von ihm gegangen?“

„Ah! Du mußtest fort — die heutige Vorstellung!“

Die Lippen der jungen Dame zuckten eine Sekunde lang verächtlich. „Ich hätte mich eben entschuldigen lassen,“ sprach sie in geringschätzendem Tone. „Aber beruhige dich, Françoise, es ist bei dem Kleinen nicht mehr und nicht weniger, als wie es oft bei Kindern vorzukommen pflegt. — So sagt nämlich der Doctor.“

„Also der Doctor war bei ihm?“

„Versteht sich. Ich hatte das Kind auf dem Schooße.“

„O, wie glücklich du bist!“

„Und er sprach von einer leichten Indisposition, ohne die Quelle davon angeben zu können oder zu wollen. Mor-

gen, so meinte der Doctor, würde er wieder lustig herumspringen. Ich versprach dem Kleinen, wenn er recht folgsam sei, Spielsachen und einen großen Wagen zum Spazierenfahren. Da kannst du ihn sehen."

„Ja, ich muß ihn sehen," sagte die Gräfin wie zu sich selber mit gepreßtem Tone, wobei sie ihre Hand auf das Herz drückte, als wolle sie die wilden Schläge desselben beruhigen, während sie zugleich einen tiefen Athemzug that. „Setze dich ein wenig, Rosa," bat sie darauf, „wenn auch nur zwei Augenblicke. Du mußt noch ein Weilchen bei mir bleiben."

Die andere Dame warf einen raschen Blick auf die Uhr und erwiderte dann: „Einen Augenblick bleibe ich noch, aber laß mich stehen, es ist mir lieber. Setz' du dich nur, Françoise, meine Nachricht hat dich erschreckt, aber ich hielt es für meine Schuldigkeit, dich davon in Kenntniß zu setzen."

„Wofür ich dir innig danke, meine gute, gute Schwester," rief die Gräfin, während sich in ihrem Auge ein leichter Flor von Thränen zeigte.

Sie ließ sich in einem der kleinen Fauteuils nieder, die vor dem Kamin standen und blickte mit kummervollem Gesichte zu ihrer Schwester Rosa empor.

Ja, es waren die beiden Schwestern, die der geneigte Leser gewiß nicht vergessen hat, die Töchter armer Eltern, die längst gestorben waren, und die sich durch ungewöhnliches Talent zu der Stellung emporgeschwungen hatten, in der sie sich jetzt befanden. Françoise, noch vor wenig Jahren eine der gefeiertsten Sängerinnen, verließ die Bühne, um sich mit dem Grafen Lotus zu vermählen. Rosa war als erste Tänzerin die Zierde, ja, man könnte fast sagen, die Beherrscherin

des Hoftheaters, denn wenn man anderswo Ballette gewissermaßen als Nebensache betrachtet, um sie hier und da zwischen Opern einzuschieben, so war hier beinahe der umgekehrte Fall, und man hörte zuweilen von Enthusiasten sagen: „Schade, heute ist die und die Oper, es konnte leider kein Ballet sein."

Rosa, die Jüngere der Schwestern, mochte vierundzwanzig Jahre alt sein, und auch sie hätte schon mehrere Mal Gelegenheit gehabt, eine glänzende Verbindung einzugehen; doch hatte sie noch keine Lust, die Bühne zu verlassen. So sagte sie wenigstens und wies unter diesem Motiv die vortheilhaftesten Anträge zurück. Sie war ein eigenthümlicher, stolzer, fast harter Charakter. Die Bewunderung, mit der die Männerwelt sie anschaute, mit der man ihr Kränze und Huldigungen aller Art zu Füßen legte, nöthigte ihr höchstens ein oft sichtbar erzwungenes Lächeln ab, dem nicht selten ein finsterer Blick aus den glänzenden Augen folgte, oder das einem verächtlichen Zuge Platz machte, der alsdann häufig um die schönen Lippen spielte. Auch in ihrem Aeußern zeigte sich unverkennbar diese Festigkeit, diese Unbeugsamkeit. Man mußte diese schlanke, elastische Gestalt sehen, man brauchte nur zu beobachten, wie sie ihren Kopf zu tragen pflegte, wie sie um sich blickte, um zu wissen, welch' entschlossener Geist diesen schönen Körper regiere. Die Natur hatte ihr viel, fast alles gegeben. Leider, leider! seufzten ihre unglücklichen Bewunderer. — Sie war eine große Künstlerin, sie war von einer vollendeten Schönheit, und dabei zeigten die ernsten und edeln Züge ihres Gesichtes Geist und Verstand, — weniger Gemüth und Herz, hörte man häufig hinzusetzen, wenn alle diese Eigenschaften enthusiastisch gelobt worden waren; und

vielleicht hatten die, welche so sprachen, Recht, vielleicht war noch kein Zauberer erschienen, dem es gelungen war, diesem Marmor den belebenden Strahl entquellen zu lassen.

Françoise war etwa zwei Jahre älter als Rosa, in vielen Dingen aber der Gegensatz ihrer Schwester. Wenn auch die Züge ihres Gesichts denen von Rosa außerordentlich glichen, so zeigte sich, was dort Ernst und Strenge war, hier weich und lieblich. Françoise hatte blondes Haar, einen auffallend blendenden Teint, ihre Körperformen waren stärker, weicher, ihren kleinen Mund umspielte häufig ein freundliches, wohlthuendes Lächeln und ihre hellbraunen Augen glänzten in seltener Gutmüthigkeit und Heiterkeit. Freilich schien letztere leicht getrübt werden zu können, doch dauerte eine solche Umflorung ihres Blickes nie sehr lange und die hellen Zeichen ihres freundlichen Sinnes drangen bald wieder lebhaft vor.

Auch jetzt hatte sie mit ihrem Battisttuche kaum die Augen leicht berührt, so blickte sie vertrauensvoll, ja, schwach lächelnd zu der Schwester empor, indem sie sagte: „O, meine liebe Rosa, wenn ich weiß, daß du von ihm kommst, so ist es mir gerade, als hätte ich das Glück gehabt, ihn selbst zu sehen. Sage mir, hast du wirklich Befürchtungen gehabt?"

„Das gerade nicht, obgleich er mir heute Nachmittag während einer Stunde recht krank erschien. Als ich ihn aber in meine Arme genommen hatte und freundlich mit ihm sprach, da glaubte ich ordentlich zu fühlen, wie seine Leiden sich verminderten, wie er immer ruhiger wurde, bis er zuletzt auf meinem Schooße sanft entschlief."

Ein leichtes Beben fuhr bei diesen Worten der Schwester durch den Körper der Gräfin.

„Und das darf ich nicht empfinden!" sprach sie. „Auf

meinem Schooße darf er nicht einschlummern! — O, das ist hart, das ist entsetzlich! — Und ich darf mich nicht einmal in einen Winkel setzen und darüber weinen, ich muß vollkommen glücklich scheinen; mein Auge darf keine Spur einer Thräne zeigen, um nicht tausend lästigen Fragen ausgesetzt zu sein, was mir fehle, warum ich nicht heiter sei. — Und doch muß ich ihn sehen, bald, bald sehen," setzte sie so leise hinzu, daß Rosa, welche in diesem Augenblicke über den Kamin hinweg ins Freie sah, nichts davon zu verstehen schien. —

„Du hast Gesellschaft?" fragte nach einer Pause die Tänzerin.

„Wir haben ein kleines Diner, wie gewöhnlich," erwiderte die Gräfin. „Paul wollte dich bitten, doch fiel ihm ein, daß du zu thun habest. Du kommst dann nach der Vorstellung."

„Ist später noch jemand da? Muß ich Toilette machen?"

„Gewiß nicht," gab die Gräfin Lotus zur Antwort. „Sollte vielleicht jemand zum Thee kommen, so wäre es ein ganz genauer Bekannter, vor dem du dich in keiner Weise zu geniren hättest."

„Das ist mir lieb," sagte die Tänzerin, indem sie einen Blick an sich heruntergleiten ließ; „denn du siehst, ich bin zu keiner Soirée angezogen. — Deine Toilette ist schön, Françoise," fuhr sie nach einer Pause fort und nachdem sie die Schwester aufmerksam betrachtet. „Du hast alles von Paris?"

„Ich weiß das nicht genau, aber ich glaube so," versetzte die Gräfin. „Madame Henriette hat es mir wie gewöhnlich besorgt. Mein Mann ist einer ihrer besten Kunden."

„Dein Mann?" fragte Rosa lächelnd.

„Nun ja, er überhebt mich der Mühe, für meinen Anzug zu sorgen; es macht ihm Freude, für mich zu wählen,

und da man sagt, meine Toilette sei eben so reich, wie geschmackvoll, so habe ich Recht, ihm seinen Willen zu thun. — Aber sage mir, Rosa," unterbrach sie sich plötzlich, wobei ein trüber Strahl aus ihrem Auge trat, „kann man nicht heute Abend noch nach ihm sehen? O, was gäbe ich darum, wenn ich einen Augenblick fort könnte!"

Die Tänzerin warf einen Blick auf die Uhr. — „Jetzt schläft er," sagte sie, „und der Arzt hat befohlen, man solle ihn so ruhig wie möglich lassen. Auch kann ich nicht wohl mehr in meinem Anzuge hinfahren, ich würde bei den guten Leuten, die mich bis jetzt vollkommen als Ihresgleichen betrachten, als eine eifrige Schülerin, und die sich deßhalb in ihrem Betragen gegen das Kind, in ihren Reden durchaus nicht geniren, — Verdacht erregen. Dasselbe ist der Fall, wenn ich gleich nach der Vorstellung hingehe. Du kannst aber ruhig sein, ich habe meine Maßregeln so gut getroffen, daß mir alles Außergewöhnliche sogleich in meine Garderobe berichtet wird, und ich kann dir darüber später selbst Nachricht bringen. Im Falle ich nicht zu spät von dir nach Hause fahre, ist es mir vielleicht möglich, noch einen Augenblick nach ihm zu sehen. Und daß ich das thue, davon wirst du hoffentlich überzeugt sein."

„Gewiß, gewiß, meine gute Rosa!" rief Françoise in erregtem Tone. „Was wäre ich ohne dich! Ich müßte vor Angst und Unruhe vergehen."

Ihr Auge umflorte sich wieder leicht, doch schaute sie im nächsten Momente mit starrem Blicke auf ihre Schwester, die ihr mit der einen Hand hastig winkte, während sie horchend mit der anderen nach der Thüre zeigte, die ins Schreibzimmer führte.

Dreizehntes Kapitel.

Der Graf Lotus.

In der That vernahm man auch gleich darauf ein Geräusch wie von Schritten, die sich langsam näherten. Dann wurde die Thür geöffnet und Graf Lotus trat in das Boudoir.

„Ah, eine angenehme Ueberraschung," rief er mit freundlichem Tone, als er die junge Tänzerin gewahrte, welche sich neben dem Kamin, an dem sie gelehnt, emporrichtete und ihre Hand in die Rechte des Grafen legte, der sie herzlich schüttelte. — „Unsere liebenswürdige Schwägerin," sagte er; „vielleicht eine Ueberraschung? Kommst du noch zu unserem kleinen Diner?"

„Wo denkst du hin!" versetzte Rosa lachend. „Soll ich unsern Intendanten unglücklich machen? Ich komme nur in aller Geschwindigkeit vorbei, um Françoise einen guten Abend zu sagen. Habe ich sie doch seit zwei Tagen nicht gesehen."

„Rosa kommt später zum Thee," sagte die Frau des Hauses, wobei sie das Gesicht auf ihren Arm herabbeugte und dort ihre schweren Bracelets zu ordnen schien.

„Das freut mich in der That," erwiderte der Graf; „dann mußt du mir aus bester Quelle über die Vorstellung berichten. Ich kann nicht gut ins Theater gehen," setzte er mit einem traurigen Tone hinzu, und dabei hob er die Hand leicht an seine Stirn. „Ich spüre das abscheuliche Regenwetter wieder einmal in meinem Arme und auch hier oben."

Die Gräfin blickte besorgt in die Höhe, und Rosa sagte, während sie ihre Hand sanft auf die Schulter ihres Schwagers legte: „Um so lieber komme ich später zu Euch, wenn ich dir einen kleinen Gefallen damit erzeige."

Der Graf war ein Mann in den Fünfzigern, von hoher Gestalt, sehr schlank, fast mager, mit etwas gebeugter Haltung. Sein Gesicht hatte gewöhnlich einen ernsten Ausdruck, der indessen gemildert wurde durch geistreiche klare Augen, die meistens offen und nicht unfreundlich erschienen, häufig aber mit einem finsteren Blicke wechselten, wobei er alsdann die Lippen fest auf einander preßte. Die Ursache zu diesem öfteren Wechsel entdeckte man beim ersten Anblick des Grafen; er hatte nur einen vollständigen Arm, den rechten; vom linken fehlte ihm die Hand, und er trug diesen, da er überhaupt schwer verletzt war, in dem Aermel des Rockes, der vorn an den Knöpfen desselben befestigt war. Auch zeigte sich von der linken Seite der Stirn bis zu den Augenbrauen herab eine tiefe Narbe, beides Verletzungen, welche der Graf im Kriege erhalten. Auf seinen vielen und weiten Reisen war er auch in Indien gewesen und hatte dort an den Gefechten der englischen Armee gegen die Sikhs Theil genommen, wo ihn im Handgemenge der Säbelhieb eines feindlichen Reiters getroffen hatte, während ihm eine Flintenkugel die Hand zerschmetterte. Obgleich beide Wunden vernarbt und

geheilt waren, so litt er doch häufig, namentlich an dem Hiebe, der seinen Kopf schwer getroffen, so heftige Schmerzen, daß er sich alsdann in sein Zimmer zurückzog und dort in Stille und Dunkelheit Stunden lang verblieb. Der Graf hatte lange im heißen Süden gelebt, dort in seiner Jugend an dem aufregenden und darauf auch wieder um so mehr abspannenden Leben Theil genommen, und empfand bei seiner Rückkehr in die Heimat, daß sein Nervensystem bedenklich gestört sei. Ruhe und sorgfältige Pflege hatten ihn hier wohl wieder so ziemlich hergestellt, doch blieb ihm eine außerordentliche Reizbarkeit, die sich namentlich zu Zeiten zeigte, wo er, was häufig vorkam, die Nächte ohne festen, erquickenden Schlaf verbrachte. Da brauchte er alle Kraft seines Verstandes, um nicht bei den geringsten Widerwärtigkeiten in maßlose Heftigkeit auszubrechen, höchst unangenehm für ihn selber, oft unerträglich für seine Umgebung.

Nachdem er mehrere Jahre auf seinen Gütern in Deutschland gelebt, hatte er seinen Aufenthalt in der Residenz genommen und hier Françoise gehört und dann ihre Bekanntschaft gemacht. Die weiche, angenehme Stimme der berühmten Sängerin hatte seinem Gemüthe wunderbar wohl gethan; er versäumte weder eine Vorstellung, in der sie auftrat, noch eine Probe, in welcher sie beschäftigt war. Da saß er, in die Ecke seiner Loge gedrückt, den Kopf in die rechte Hand gestützt, oft die Augen geschlossen und lauschte den wunderbar milden Tönen, die sein Gemüth so zauberhaft beruhigten, die ihn in eine tiefe Wehmuth versenkten, die seinen Augen häufig Thränen entlockten. Da fühlte er nach und nach eine Ruhe sich über sein ganzes Leben ergießen, da empfand er eine angenehme, lange nicht gekannte Müdigkeit seines Geistes,

wenn er nach Hause zurückkehrte; da verschwanden nach und nach die wilden Bilder, die gleich zuckenden Blitzen sein Gehirn durchkreuzten, wenn er sich zur Ruhe legte; da lös'ten sich die zackigen, feurigen Linien, die seine tollen Träume einrahmten, allmälig in weiche, lichte Kränze auf, in Blumengewinde, die seine erhitzten Phantasieen mitleidig zu verdecken schienen; da drang durch alles hindurch der Ton ihrer lieblichen Stimme und bedeckte ihn wie mit duftenden Blüthen, mit einem, wenngleich leichten, so doch erquickenden Schlafe.

Er hatte sich der schönen Sängerin mehr und mehr genähert, er hatte ihr mit seiner Hand sein großes Vermögen angeboten, er hatte viele Schwierigkeiten zu überwinden gehabt; er hatte endlich sein Ziel erreicht, Françoise war seine Gattin geworden, die Welt war darüber erstaunt, man hatte sich in Vermuthungen erschöpft; man hatte sich darüber geärgert, daß er die allbeliebte Künstlerin der Bühne entzogen, man hatte sich in boshaften Bemerkungen darüber erschöpft, daß er das junge blühende Mädchen zur Gräfin Lotus gemacht; man hatte achselzuckend auf die Zukunft gedeutet; man hatte von sehr kurzer Dauer dieser Ehe gesprochen — man hatte sich geirrt.

Der Graf wußte wohl, welch' kostbaren Schatz er in seiner Gemahlin erworben; er bezwang seine tollen Launen, wenn diese zuweilen wieder hervorbrechen wollten, und es wurde ihm leicht, diese zu mäßigen, denn der Zauber, welchen Françoise mit ihrem weichen und milden Charakter, mit dem wunderbaren Klang ihrer Stimme auf ihn ausübte, schwächte sich nicht ab, er wurde vielmehr stärker und kräftiger.

Sie fand sich aber auch mit außerordentlicher Leichtigkeit, mit einem großen Geschick in ihre neuen Verhältnisse. Gut erzogen und gebildet, wie sie war, wurde es der Sängerin leicht, im vollen Umfange des Wortes die Frau des reichen, vornehmen Hauses, die Gräfin Lotus, zu sein. Manche der ehemaligen Bekannten des Grafen, die anfänglich abwartend entfernt geblieben waren, beeilten sich bald wieder, näher zu kommen, und da Françoise fortfuhr, auch von ihrem großen Talente den liebenswürdigsten Gebrauch zu machen, so galt es bald bei der sogenannten Gesellschaft für eine Gunst, für eine Auszeichnung, bei ihren kleinen Soiréen erscheinen zu dürfen.

Für den Grafen war und blieb, wie schon bemerkt, ihr stilles, angenehmes Wesen das beste und wirksamste Heilmittel, und sie benutzte diesen Einfluß auf ihn in zarter und rührender Weise. Wie oft schon war sie in der Nacht erwacht und hatte im Schlafzimmer des Grafen, welches an das ihrige stieß, dessen Schritte gehört, wenn er schlaf- und ruhelos auf- und abging. Wie war es ihr alsdann eine angenehme Pflicht, sich leise zu erheben, ihn mit sanfter Stimme nach seinem Befinden zu fragen und dann mit freundlichem Tone hinzuzusetzen: Wenn mein großes Kind artig zu Bette geht, so will ich es einschläfern. Darauf hatte er sich folgsam wieder niedergelegt, sie hatte sich alsdann neben sein Lager gesetzt und ihm mit ihrer zu Herzen gehenden Stimme ein einfaches Lied gesungen, das er gern hörte, dessen Klänge sanft seine Augen zudrückten und das seine finstere Miene in ein weiches Lächeln auflös'te, mit dem er wirklich einschlief.

Aber dann war es oft, als seien die finsteren wilden Gedanken, die ihn bis jetzt beunruhigt, tückisch über sie her-

gefallen. Wenn sie auch ihre weichen Melodieen fortsang, so trübte sich doch zusehens ihr Auge, so schlossen sich ihre Hände krampfhaft, so sah man, daß sie sich Gewalt anthun mußte, um nicht ihre Lippen plötzlich auf einander zu pressen, um statt den Ton des Liedes, das nicht mehr recht fortquellen wollte, einen wilden Schrei des Schmerzes zu unterdrücken. — Sie saß da an dem Lager ihres Mannes, den sie wohl achtete und schätzte, für den sie aber nicht die Liebe fühlte, die uns beglückt, die uns alles Andere vergessen läßt. Sie hatte nicht alles vergessen, sie hatte ihr großes Kind, wie sie ihn genannt, sanft in den Schlaf gesungen und starrte jetzt mit weit aufgerissenen Augen gerade aus, als sähe ihr Auge ein armes, kleines Kind, das vergebens darauf lauschte, etwas von der süßen Stimme der Mutter zu hören. — Entsetzlich! In solchen Augenblicken konnte sie aufspringen, mit beiden Händen wild ihr volles Haar aus der Stirn streichen und fast erschreckt das bleiche Gesicht des Grafen anstarren, der ihr alsdann wie ein Phantom erschien, wie ein Vampyr, der langsam ihr Herzblut sauge, wie ein böses Wesen, das sie aus ihrem Himmel entführt, in eine theilnahmlose, kalte Welt. Dann floh sie in ihr Zimmer, sie sank dort auf ihr Lager, und zwischen ihren Fingern hervor, mit denen sie krampfhaft ihr Gesicht bedeckte, quollen die heißen Thränen — lange — lange Stunden.

— — — — — — — — — — — — — —

Der Graf war ein paarmal in dem kleinen Boudoir auf und ab gegangen, während er zu gleicher Zeit bisweilen die Hand an die Stirn legte und dann einen mißmuthigen Blick in das Freie warf, wo der Regen noch immer, scheinbar bald von hier, bald von da kommend, bei den Fenstern

vorüberfuhr und häufig einzelne Tropfen auf die großen Scheiben spritzten.

Die beiden Schwestern hatten halblaut gleichgültige Dinge besprochen, und nun wandte sich die Tänzerin nach einem abermaligen Blicke auf die Uhr zum Fortgehen; sie zog ihren Shawl fester um und bot ihrem Schwager die Hand.

„Ich bedaure dich wahrhaftig, mein Kind,“ sagte dieser, „daß du bei so abscheulichem Wetter das Haus verlassen mußt.“

Worauf sie lachend erwiderte: „Sieh, so sind die Ansichten verschieden; unser Intendant, der vorhin ein paar Augenblicke mit mir sprach — er sah, wie mein Wagen unten an der Thür anfuhr — behauptete hinsichtlich des Wetters gerade das Gegentheil; er meinte, ich brächte ihm auch darin Glück, wenn ich aufträte — das vortrefflichste Theaterwetter. Und von seinem Standpunct aus hat er Recht: so ein grauer Himmel, ein naßkalter Abend treibt die Leute in die Oper. Es wird heute voll werden, und da es schrecklich wäre, wenn ich irgend jemand nur eine Sekunde warten ließe, so muß ich mich beeilen. Es wird im nächsten Augenblicke fünf Uhr schlagen. Adieu, Françoise! Adieu, mein lieber Freund!“

Sie reichte den Zurückbleibenden die rechte Hand, Einem nach dem Andern, da sie ihren linken Arm brauchte, um den Shawl fest zu halten. Dann verließ sie mit freundlichem Kopfnicken das Boudoir und betrat wenige Augenblick darauf, gefolgt von dem Grafen, der ihr das Geleite gab, den Wintergarten, wo sie aber in ihrem eiligen Gange abermals aufgehalten wurde.

Drunten war ein Wagen vorgefahren, die Thür des Treppenhauses öffnete sich und ein junger Mann in Husaren=

Uniform sprang eilig die ersten Stufen der Treppe hinauf und blieb dann wie überrascht stehen, als er droben die schöne Tänzerin sah.

„Ah, der Teufel!" rief er etwas überlaut. „Auf Ehre, das heiße ich ungeheures Glück haben! Da komme ich her, wie der alte Römer sagt, sehe und —"

„Wirst aber in keinem Falle siegen, theurer Vetter," unterbrach ihn ironisch lachend der Graf.

„Verdammt, wenn ich das sagen wollte!" fuhr der Husar in noch lauterem Ton fort. „In solchem Fall ist es sehr schlimm, wenn man Einen nicht ausreden läßt. Ich wollte nämlich bemerken: ich kam, ich sah und wurde besiegt. Das ist, wie ich mir schmeichle, keine ganz leichte Aenderung des immense langweiligen Sprichworts."

„Dann hättest du es," entgegnete Graf Lotus, „in der Ursprache von dir geben sollen, um Effect zu machen."

„In der Ursprache?" sagte der Offizier mit einem zweifelhaften Lächeln, das sich aber gleich darauf in ein sehr pfiffig sein sollendes verwandelte, wobei er sein rechtes Auge gegen den Grafen zukniff. „In der Ursprache? Du bist ein netter Kerl. Als wenn ich in der Ursprache so bewandert wäre!"

Beim ersten Erblicken des jungen Mannes war ein nicht unfreundlicher Zug auf dem schönen Gesichte der jungen Tänzerin erschienen, welcher aber bald darauf einem leichten Schatten Platz machte, der sich von ihren dunkeln Augen aus über die regelmäßigen Züge verbreitete.

„Aber ein wahres Sch — ein außerordentliches Glück habe ich doch in der That. Ich denke mir, wir finden heute Abend bei unserem kleinen Diner nur ein paar langweilige

Kerls, den Scherra und den alten Spanger, die mich beide gründlich ennuyiren, und nun sehe ich die schönste der Rosen vor mir erblühen."

„Doch kannst du dieses Mal, um in deine beliebte Redeweise einzugehen, mit dem Jäger aus dem Nachtlager singen:

„Ich muß sie einem Andern lassen,
Mir blühet diese Rose nicht."

„Alle Hagel!" rief der Husar erstaunt, während er noch ein paar Stufen aufwärts hüpfte und dort mit ausgebreiteten Armen stehen blieb, „ich muß wissen, wer dieser Andere ist. Eher lasse ich Sie nicht passiren."

„Das königliche Hoftheater, Herr von Marlott," sagte die junge Tänzerin mit einem, wenn gleich kaum sichtbaren, Zeichen des Unmuths. „Jetzt aber bitte, lassen Sie meinen Weg frei; ich habe wahrhaftig keine Zeit mehr zu verlieren."

„Und bei dir verliert man doch nur seine Zeit," fügte der Graf spöttisch bei.

„Oh!" machte der Offizier mit einem Gesichtsausdrucke, welcher deutlich anzeigte, daß er sich vergeblich bemühte, den richtigen Sinn dieser Worte zu ergründen. — „Zeit verlieren!" rief er alsdann lachend, „ich verliere nie meine Zeit und weiß sie schon zu benutzen."

Bei diesen Worten war er vollends die Treppe hinauf gesprungen und sagte nun mit einer in der That untadelhaften und vollendet eleganten Verbeugung, indem er dem jungen Mädchen seinen Arm bot: „Darf ich mir nun erlauben, Sie an Ihren Wagen zu führen?"

Die Tänzerin willigte lächelnd ein, und als Beide nun, der Offizier absichtlich langsam und zögernd, die Stufen

hinabstiegen, mußte man gestehen: die Beiden waren ein wunderschönes Paar.

Das mochte auch Graf Lotus denken, als er sich nun kopfschüttelnd zurückzog.

„Aber in Wahrheit, schönste aller Rosen," sprach der Offizier, „eigentlich sollte ich sagen: reizende Cousine, denn wenn auch auf einem ziemlich großen Umwege, so habe ich doch das Recht dazu. Ich hätte mich unsinnig gefreut, wenn wir zusammen dinirt hätten. Daß Sie auch heute gerade tanzen wollen!"

„Tanzen müssen, sollten Sie sagen," erwiderte Rosa.

„Ach, wer kann Sie zwingen! Beim Henker, den wollt' ich sehen! Sie, den Liebling des ganzen Publikums, Sie, graziös wie — wie — nun, wie Sie selbst!" rief er nach einer Pause, da er einen passenden Vergleich nicht alsbald fand.

„Und doch habe ich meinen Dienst eben so gut, wie Sie, Herr von Marlott," versetzte lächelnd die Tänzerin.

Worauf dieser erwiderte: „Dienst — sehr gut gesagt, famos gesagt! Aber das heißt: Dienst als General-Feldmarschall, als die Erste, welche das ganze übrige Corps kommandirt, ja, die alles kommandirt — grausam kommandirt, mindestens zwanzigtausend Herzen, alte und junge. Auch meines ist darunter — ein sehr liebenswürdiges Herz, das kann ich Ihnen versichern."

„An dem letzteren zweifle ich nicht, Herr von Marlott, und Ihr Herz ist jedenfalls ein sehr amusantes Herz." — Das sprach sie nicht ohne einen leichten Spott, der ihm aber durchaus nicht auffiel. — „Habe ich doch bei Ihrer Unterhaltung kaum bemerkt, daß wir schon die Treppen hinab und an meinen Wagen gekommen sind."

„Nicht wahr, mein Fräulein?“ versetzte geschmeichelt der schöne Husar. „Ich habe das schon oft von Frauen und Mädchen hören müssen, daß meine Unterhaltung amusant sei, und thue mir darauf etwas zu Gute. Man muß Unterschiede zu machen verstehen, und dafür, schöne Rosa, sind Sie gescheidt genug. Wissen Sie, über etwas Vernünftiges kann am Ende jeder Narr sprechen, aber über gar nichts eine Conversation führen, das ist keine Kleinigkeit.“

„Und das verstehen Sie,“ gab die Tänzerin zur Antwort, während ein finsterer Blick aus ihrem schönen Auge drang.

„Ja, das verstehe ich vollkommen.“

Er hatte den Schlag des Wagens geöffnet und Rosa warf sich in die Kissen desselben.

„Wenn Sie nicht ein Herz von Marmor hätten,“ sprach Herr von Marlott, „so würden Sie meine unglückliche Lage mit empfinden; Ihr plötzliches Verschwinden, nachdem ich kaum das Glück gehabt, Sie nur ein paar kleine Augenblicke sehen zu dürfen. Es ist auf Ehre unverantwortlich, gerade heute Abend das dumme Ballet!“

„Sie sind nicht sehr galant.“

„Muß ich es nicht verdammt hassen, da es Sie so plötzlich von hier wegreißt, und ich also heute Abend kein Wort mehr von Ihnen hören werde?“

Die schöne Tänzerin schien eine kleine Weile mit sich selbst zu kämpfen; aus ihren dunkeln Augen zuckte ein eigenthümlicher Blick auf das offene schöne Gesicht des jungen Offiziers, dann sagte sie mit einem Tone, als müsse sie sich zu ihren Worten zwingen lassen, langsam und zögernd: „Nach der Vorstellung werde ich noch eine Stunde hier sein.“

„Und ich werde mir von Vetter Paul die Erlaubniß ver-

schaffen, nach dem Theater eine Tasse Thee im Kreise der Familie nehmen zu dürfen.“ Er sagte das mit einem behaglichen Lächeln, wobei er auf äußerst wohlgefällige Art seinen Schnurrbart hinaufdrehte. Was übrigens unser heutiges Diner anbelangt,“ setzte er hinzu, indem er darauf mit einem affectirten Seufzer den Wagen schloß, „so wird meine Unterhaltung keine faule Bohne nutz sein.

„Mein Herz ist im Hochland,
Mein Herz ist nicht hier.

„Mein Geist wird bei Ihnen sein und was übrig bleibt, muß sich recht fade ausnehmen. Aber sobald es mir möglich ist, enthüpfe ich hier und werde in der Loge sichtbar. Darf ich alsdann auf einen einzigen Blick hoffen, grausame Schöne?“

„Bedaure unendlich,“ antwortete Rosa, „meine Blicke gehören heute alle meinem Herrn und Gebieter, dem mächtigen Kalifen.“

„Ah, wer auch so ein Kalif wäre! — Aber einen Kuß auf Ihre schöne Hand werden Sie mir doch erlauben, edle Cousine? Sie werden schon müssen, denn ich bin eigensinnig wie ein Pferd, und wenn Sie sich hartherzig bezeigen, so laufe ich neben Ihrem Wagen her wie ein Betteljunge. Das wird unendliches Aufsehen machen,“ setzte er außerordentlich wohlgefällig hinzu.

Rosa ließ die Spitzen ihres Handschuhes an dem Wagenschlage sehen, auf welche der junge Mann den blonden Schnurrbart drückte. Dann trat er einen Schritt zurück und grüßte militärisch, während der Wagen davon fuhr.

Die Tänzerin hatte sich in die Kissen gedrückt, zog ihren Shawl mit einer anmuthigen Bewegung fester um sich, preßte eine Minute lang die Lippen auf einander und stieß dann

unruhig und halblaut hervor: „Was würde ein Anderer darum gegeben haben, wenn ich ihm gesagt hätte, er dürfe heute Abend noch eine Stunde in meiner Gesellschaft sein! Welch unsägliches Glück hätte aus seinen Augen geblitzt! Und dieser nimmt es hin, wie eine Huldigung, die man ihm darbringen will.“ — Sie drückte heftig ihren Fuß auf den Boden und flüsterte dann, während sie die schönen Zähne auf einander preßte: „Fürchterlich, ich darf darüber nicht nachdenken, es ist zum wahnsinnig werden! Welche traurige Mischung in diesem Manne! So schön, so elegant und so — dumm!“

Wieder fuhr ein finsterer Schatten über ihre Züge, und unter dem Shawle preßte sie die Hand fest auf ihr Herz.

Vierzehntes Kapitel.

Bei einem kleinen Diner.

Der Husaren-Offizier war noch einen Augenblick vor der Hausthüre stehen geblieben, hatte seinen Schnurrbart wohlgefällig hinauf gedreht und darauf die Säbelkoppel so tief wie möglich in seine schlanke Taille hinabgedrückt. Er schien die Straße hinauf und hinab zu blicken, in Wahrheit aber blinzelte er nach einem gegenüberliegenden Hause, wo sich am Fenster der Kopf eines jungen Mädchens zeigte, das schon vorher über die Stickerei hinaus nach dem Wagen geschaut hatte und jetzt begreiflicher Weise einen flüchtigen Blick auf den Offizier warf.

Daß Herr von Marlott mit seiner unglaublichen Gewandtheit für dergleichen Dinge diesen Blick sogleich auffing, um ihn im nächsten Momente mit Zinsen heimzuzahlen, versteht sich von selbst.

Das junge Mädchen beugt sich hierauf tief auf ihre Stickerei nieder, doch war es bei dieser Arbeit gleich darauf sehr nothwendig, einen seidenen Faden gegen das Licht zu

halten, um dessen Farbe genau beurtheilen zu können. Dabei fiel ein zweiter Blick für den Husaren drunten ab, ein Blick, den freilich die gleichgültigste Miene begleitete, der aber Herrn von Marlott veranlaßte, sich das Haus und dessen Nummer genau zu betrachten, und für den er sich dadurch bedankte, daß er seine Hand abermals an den Schnurrbart brachte, sich irgend etwas mit demselben zu schaffen machte und dazu einen Blick hinauf lancirte, wie er, von einem schönen Lieutenant auf ein unerfahrenes, oder ein sehr erfahrenes Mädchenherz geschleudert, selten seine gute Wirkung verfehlt.

Auch dieser Blick wirkte, und mit einem Male war sie vom Fenster verschwunden.

Sie hat mich bemerkt, sagte wohlgefällig lächelnd Herr von Marlott, ça marche, nöthigen wir die Belagerten zu einem Ausfalle, indem wir uns in unsere Schanzen zurückziehen.

Darauf trat er unter die Hausthüre, blieb aber hier wieder stehen, indem er kokett seine Säbeltasche emporhob, ein feines Battisttuch daraus nahm, alles mit großer Umständlichkeit, und sich damit die Lippen wischte.

Ah! —

Das junge Mädchen erschien nach seiner richtigen Berechnung auf dem bekannten Terrain wieder, und zwar an einem Fenster, welches der Hausthüre, unter der er stand, fast gegenüber lag. Aber sie kam nicht, um nach dem Lieutenant drunten zu schauen — bewahre, gewiß nicht! Sie hatte dort nothwendig an einer Hängevase zu thun, die mit Schlingpflanzen gefüllt oben am Fenster hing. Sie ließ auch ihr Gesicht nicht sehen; das wurde durch eben diese Schlingpflanzen verborgen, zu denen sie beide Hände emporhob.

Sehr gut, sprach der Husaren-Offizier zu sich selber. Das ist eine famose Taille. Werfen wir noch eine Angel unserer Liebenswürdigkeit aus, und dann warten wir ab.

Schon in der Hausthüre verschwunden, wandte er sich plötzlich noch einmal um, legte die rechte Hand auf die Stelle der linken Brust, wo er sein Herz vermuthete, und trat dann in das Haus zurück nach einem der schmachtendsten Blicke, deren ein junger Lieutenant fähig ist.

Eine Sekunde lang zeigte sich der hübsche Mädchenkopf zwischen den grünen Ranken, und somit schien vor der Hand alles aufs beste eingefädelt zu sein.

Das mochte auch Herr von Marlott denken, denn ehe er die Treppen hinaufstieg, zog er seine Tabletten aus der Tasche des Attila und schrieb hinein: „Zu beachten und weiter fortzuführen: Fürstenstraße Nr. 44, 1. Stock; hübscher Kopf, dunkelbraunes Haar, vielversprechende Taille. Gab Appell und ist zu cultiviren.“ Nach dieser richtigen Buchung von Soll und Haben hüpfte der Husaren-Offizier leicht und gewandt die Treppe hinauf.

Der Lakai, der vorhin mit der Orange gespielt, öffnete ihm die Thüre auf der linken Seite des Wintergartens, wo das Appartement des Grafen begann und fast ebenso eingetheilt war, wie drüben das der Gräfin. Den Eintretenden empfing hier im dritten Zimmer der Duft einer feinen Cigarre, die vielleicht vor einer Stunde geraucht worden war, und doch noch das Appartement parfumirte.

Die Einrichtung der Zimmer war ebenfalls sehr geschmackvoll, reich, elegant, zeigte aber im ganzen Effecte, so wie in tausend Kleinigkeiten, die Wohnung eines Herrn so wie eines Mannes, der weite Reisen gemacht und von diesen

Reisen eine Menge der interessantesten und seltensten Dinge mitgebracht. Die Fußböden waren mit persischen Teppichen bedeckt, auf welchen in dem Salon, der mit dem Schreibzimmer der Gräfin correspondirte, vor türkischen und indischen Möbeln, so wie vor Ruhesitzen in seltsamen Formen stattliche Löwen-, Tiger- und Bärenfelle lagen. An den Wänden hingen nebst prachtvollen Aquarellen südlicher Landschaften Jagdtrophäen kälterer Zonen, der Kopf eines Sechszehnenders so wie der eines riesenhaften wilden Schweines mit gewaltigen blinkenden Hauern. In einem Glaskasten befand sich eine bemerkenswerthe Gewehrsammlung von der schwersten Kugelbüchse an bis zum feinsten und leichtesten Jagdzwilling. Auf Etagèren und Tischen sah man interessante Vasen, alte Broncen, seltene reiche Waffen, Statuetten und dergleichen. Ein Gestell in der Mitte des Zimmers, reich geschnitzt, von der Form eines Kirchenchorpultes, enthielt in der unteren Abtheilung eine Menge Kupferwerke, während eins auf dem Pulte selbst aufgeschlagen war.

Der Husaren-Offizier, der hier genau bekannt schien, legte in diesem Salon Säbel und Säbeltasche ab, die er auf einen türkischen Divan warf, darauf eine kleine Tapetenthüre öffnete, die sich neben dem Gewehrschranke befand, und von hier auf einem kleinen Gange mit Vermeidung des Wintergartens in den Salon trat, wo die zum Diner eingeladene Gesellschaft bereits versammelt war.

Der Hausherr warf lächelnd einen Blick auf die Standuhr vor dem Spiegel, als Herr von Marlott eintrat, worauf er sagte:

„Nun, das muß ich gestehen, Arthur, du begleitest die

Damen mit einer Umständlichkeit an ihre Equipage, die wahrhaft rührend ist."

„Er hat sich wahrscheinlich überzeugen müssen, ob der Kutscher auch glücklich über die nächste Ecke kommt," sagte Herr von Scherra, ein wohlbeleibter älterer Herr, dessen Gesicht von ziemlich dunklem Teint um so schärfer abstach, da sein Kopf von dichtem, etwas struppigem weißem Haar bedeckt war. „Der fragliche Wagen ist nämlich schon lange weggerollt, so viel wir hörten."

„Ja, unsere schöne Rosa kann schon fast im Theater sein," erwiderte der Offizier, in gleichgültigem Tone. „Daran ist nicht zu zweifeln. — Schöne Cousine," wandte er sich an die Frau des Hauses, „ich habe die Ehre, Ihnen einen guten Tag zu sagen. Sie sehen wie immer wunderbar aus. Auf Ehre! ganz wunderbar, wie — wie —"

„Auf das Wie kannst du dich nach der Suppe besinnen," meinte der Graf. „Sie ist schon lange servirt."

„Wir werden sie kalt essen müssen," sprach Herr von Scherra."

„Teufel ja! Es ist wirklich schon zehn Minuten nach Fünf!" rief Herr von Marlott. „Bitt' tausend Mal um Entschuldigung. Aber man muß doch trotzdem gestehen, daß ich in jeder Lage viel Anregendes habe. Komm ich einmal zu früh, so heißt's: ich müsse entsetzliche Langeweile gehabt haben, komme ich einmal zu spät, so ist man besorgt wegen meines Ausbleibens. Ich finde das sehr schmeichelhaft. — Herr Professor Spanger, darf ich Ihnen meinen Arm anbieten? Sie allein werden mir Dank wissen, denn ich hörte Sie zwei Mal sagen, eine kühle Suppe sei dem Magen weit zuträglicher. Vielleicht dient eine kalte Suppe auch gleich

dem kalten Kaffee: man wird schön danach, und das können wir alle brauchen."

Der Professor, ein kleiner dürrer Mann mit einer nicht besonders elegant gemachten Perrücke hätte allerdings in dieser Beziehung viel kalten Kaffee gebrauchen können. Seine Stirne war übermäßig breit und vortretend, und der untere Theil des Kopfes, Wangen und Kinn dagegen so zugespitzt, daß der Kopf fast die Gestalt eines gleichseitigen Dreiecks hatte; er trug eine weiße Halsbinde, einen schwarzen, schlottrigen Frack und im Knopfloche desselben ein rothes Ordensband.

Herr von Scherra führte die Gräfin in das Eßzimmer; die Anderen folgten.

Auch hier in diesem Gemach sah man die Vorliebe des Grafen für Licht, Blumen und murmelndes Wasser, — Anklänge an die langen Jahre, welche er im Süden zugebracht.

Der Speisesalon hatte kein Fenster, wurde aber aufs sinnreichste beleuchtet durch ein daneben liegendes Cabinet, welches mit demselben durch eine Oeffnung in Verbindung stand, die fast die eine Seite der Wand einnahm. Dieses Nebenzimmer zeigte eine kolossale Glaswand, die ins Freie führte und war ebenfalls ein Pflanzenhaus. Hier sah man kleine Palmen, phantastische Farrenkräuter, etwas von der üppigen Vegetation der Tropen; ein plätscherndes Wasser war auch hier hörbar, und alles dies zusammen genommen: der Duft der Pflanzen, die angenehme, beinahe feuchte Wärme, das Murmeln des Springbrunnens, das gedämpfte Licht, machten diesen Salon außerordentlich heimlich.

„Wir werden Lichter brauchen," sagte übrigens der Graf, nachdem die Gesellschaft Platz genommen. „Die Jahreszeit

ist leider schon so weit vorgerückt — es kommen die trüben Tage des Winters," setzte er leise hinzu.

„Befehlen Eure Erlaucht Lichter?" fragte flüsternd der Kammerdiener.

„Was meinst du, Françoise?"

„Ich wäre sehr für das Licht!" rief Herr von Marlott, indem er sich behaglich die Hände rieb. „Man sitzt dann fester bei seinem kleinen Diner und wird durch keine Geschichten von außen belästigt."

Die Gräfin machte ihrem Gemahl ein zustimmendes Zeichen mit den Augen.

„Ich habe immer gedacht, mein lieber Marlott," meinte Herr von Scherra, „Sie ließen sich bei einem guten Diner durch gar keine äußern Eindrücke stören."

„O, man denkt doch an dies und das, wenn man vor sich diese komischen Pflanzen sieht, das Wasser hört und so ein Stück von dem grauen Regenhimmel bemerkt, welchen ich da vor mir zu sehen die Ehre habe."

„Die beiden erstern erinnern mich an angenehme Tage," bemerkte der Professor. „Es war in der Heimat jener Palmen, als ich die Ehre hatte, Euer Erlaucht zum ersten Mal zu sehen."

„Auch mir erzählen sie viel Schönes," sprach Herr von Scherra nach einer Pause. „Wenn ich sie so sinnend betrachte, oder die wunderbaren Farrenkräuter und dazwischen die üppigen, schlingenden Ranken, so ist es mir gerade, als schlüge ich mein Skizzenbuch auf; jedes Blatt, jede Ranke, jede Blüthe hat für mich ihre Geschichte. Und erst das murmelnde Wasser! Erinnerst du dich noch, Paul, an die liebens-

würdigen Fontainen in den Gärten von Schubra bei Kairo? Das war ein reizender Ruhepunkt für uns."

„Ja, ja," erwiderte der Graf, „ich erinnere mich wohl."

„Es ist wahrhaftig schade," sagte der Husaren-Offizier, indem er sich an die Gräfin wandte, „daß wir Beide, schöne Cousine, keine solchen Erinnerungen haben. — Aber was schwatz' ich da!" unterbrach er sich; „Sie haben ja allerdings auch das herrliche südliche Klima genossen, Palmenblätter und Farrenranken und Schlingkräuter, was weiß ich?"

„Ja, etwas davon," versetzte lächelnd die Frau des Hauses. „Auf Sicilien."

„Ah! Sicilien muß ein famoses Land sein!" rief Herr von Marlott, indem er mit beiden Händen gesticulirte. „Palermo — immense! Der Monte Pellegrino mit seinen verfallenen Klöstern; — dort," recitirte er,

„Erhebt das Grabmal sich
Der heiligen Rosalia,
Das eine Schaar verdammter Geister hütet.
Schrumm! Schrumm!"

„Ja, Herr von Marlott, so singt Bertram im Robert der Teufel, und es ist gut, daß er uns so au fait gesetzt hat, wo das Grabmal eigentlich zu suchen ist. Es ist das ein Gewinn für die Wissenschaft."

Unterdessen hatten die Lakaien den Vorhang an der Wand herabgelassen, der in das Pflanzencabinet führte, und der Kammerdiener eine schwere silberne Girandole mit brennenden Kerzen auf den Tisch gesetzt.

„Da kommt Marlott's Skizzenbuch!" sagte Herr von Scherra lachend, indem er auf die brennenden Kerzen wies.

„Ja, ja," erwiderte der Husaren-Offizier, „da haben Sie

ganz Recht: beim Anblick solcher Lichter fallen mir allerhand Dinge ein, wie Ihnen, wenn Sie Palmen und wie das Zeug alles heißen mag, sehen. Wahrhaftig, wenn ich mein Skizzenbuch öffnen wollte, da könnte ich Ihnen einige ganz famose Geschichten zum Besten geben. — Auf einer meiner Reisen —"

„Also sind Sie auch gereis't, Herr Lieutenant?" fragte der Professor, gewiß nur in der Absicht, auch einmal sein Scherflein zu einer gewöhnlicheren Unterhaltung beizutragen.

Herr von Marlott machte eine Miene, als nehme er die Frage des gelehrten Professors für eine Neckerei. Doch zeigte dessen offener Gesichtsausdruck, die gänzlich harmlose Miene, daß er sich in vollem Ernste und in der besten Absicht erkundigt. Trotzdem aber antwortete der junge Offizier mit einem etwas scharfen Tone: „allerdings bin ich auch gereis't, Herr Professor, habe auch viel Interessantes mit nach Hause gebracht, wenn auch keine Steine und Schmetterlinge."

„Von der letzten Species nur sich selbst," sagte Graf Lotus.

Der Husar trank mit Behagen einen Kelch Madeira und schloß seine Augen leicht, wobei ein Lächeln des Selbstbewußtseins um seine Lippen spielte. Nach einer Pause sprach er: „Was meine Reisen anbelangt, so könnte ich manches Interessante davon erzählen; ja, es wäre darin Stoff zu Novellen enthalten, wenn ich einmal den Versuch machen wollte, eine solche zu schreiben. Da war zum Beispiel bei meinem Aufenthalt in Verona eine ganz wunderbare Geschichte, die ich vielleicht mit einigen Modificationen zum Besten geben könnte."

„Halt!" rief Herr von Scherra, indem er sein Tafelmesser gegen den Offizier ausstreckte. „Du wirst meiner Ansicht sein," wandte er sich an den Hausherrn, „daß bevor

Marlott seine Geschichte zum Besten gibt, er den Titel sagt, den er ihr als Schriftsteller geben würde."

„Ja, ja, du hast ganz Recht," erwiderte der Graf mit einem Seitenblick auf seine Frau.

„Ein Titel — ein Titel?" fragte der Offizier. „Wozu einen Titel? Habe ich je nach einem Titel verlangt, wenn Sie, Herr von Scherra oder der gute Professor, von euren Reisen erzählten, von Pflanzen und Blumen, von Steinen und allerhand kriechendem Gezeug?"

„Ah! Das ist etwas ganz Anderes," gab Herr von Scherra zur Antwort. „Wenn wir von unseren Reisen erzählen, da weiß man, um was es sich handelt. Deßhalb brauchen wir auch unsere Erlebnisse durch keinen Titel einzuführen."

„Den wir ihm auch erlassen können," meinte der Hausherr, „wenn er uns versichert, daß seine Geschichte ebenfalls von Pflanzen, Blumen, von Steinen oder allerhand kriechendem Gezeug handelt."

„Nein, beim Teufel! Das thut sie nicht," entgegnete fast entrüstet Herr von Marlott. „Meine Thema's sind nicht so langweilig. — Es war also in Verona —"

„Den Titel, den Titel!" rief Herr von Scherra mit komischem Pathos.

„Oder geben Sie auf andere Weise dem billigen Verlangen dieser Freunde nach, mein lieber junger Herr," sagte bedächtig der Professor. „Sagen Sie, um was sich diese Geschichte dreht."

„Drehen? — Von Drehen ist gar keine Rede."

„Nun denn, Arthur," sprach der Herr des Hauses lachend, „was für Personen kommen in deiner Geschichte vor?"

„Nun — nun, das ist doch ganz einfach, ich — und eine junge Dame. Ich meine, das verstände sich von selbst.“

„O weh, o weh!“ machte der Professor.

„Arthur, ich muß auf dem Titel bestehen,“ lachte Herr von Scherra.

„Der Teufel hole euch mit eurem Titel! Was kann ein Titel nützen?“

„Er ist das Gesicht der Geschichte, die wir nach und nach kennen lernen werden.“

„Ihr seid wirklich bodenlos langweilig. Nun meinetwegen denn! Was kann ich Einzelner gegen drei obstinate Menschen machen? Der Titel meiner harmlosen Erzählung würde heißen: Smorzate il lume.“

„Oh, — oh!“ machte Herr von Scherra, indem er laut lachte. „Habe ich Recht gehabt, Paul, daß ich von diesem jungen Menschen den Titel seiner Geschichte verlangte? — Verzeihung, Gräfin, für mein lautes Lachen, aber ich glaube nicht, daß wir ihm erlauben dürfen, eine solche lichtscheue Geschichte hier zu erzählen.“

„Es war ja nur Scherz von ihm,“ entgegnete die Frau des Hauses, indem sie sich mit ihrem milden, freundlichen Gesichtsausdruck gegen den Husaren-Offizier wandte, der sie ein paar Augenblicke verwundert anschaute.

„Natürlich war es ein Scherz,“ sagte auch der Graf, „und ein ganz famoser Scherz. Der Titel wäre in der That nicht so übel.“

„Hm!“ machte der Husaren-Offizier, wobei er bald den Einen, bald den Andern ansah, besonders den Professor, der nun sagte: „Ein schöner Titel, aber —“

„Stoßen wir an auf Verona,“ sprach der Herr des Hau-

ses, indem er seinen gefüllten Champagnerkelch dem Offizier darhielt, „deine Geschichte ein anderes Mal," setzte er flüsternd hinzu, worauf er nach einer kleinen Pause laut fortfuhr: „Erinnerst du dich auch noch des Tages, Scherra, wo wir zusammen von Indien zurückkehrend in Suez landeten und den köstlichen Aufenthalt in Kairo machten?"

„Gewiß, Paul, ein wunderbarer Frühlingstag im Februar. Glaubte ich doch in meinem Leben noch kein so saftiges Grün gesehen zu haben."

„Da fanden wir unsern guten Professor; er war einer von den gewissenhaften Leuten, welche die große Sphinx am Fuße der Pyramiden von Ghize zum Gott weiß wie vielten Male abmessen und immer gegen den Vorgänger eine kleine Differenz herausbringen."

„Ein glücklicher Tag für mich," meinte der Professor, „denn ich durfte darauf unsern theuern Freund, den Herrn von Scherra, nach Nubien begleiten, wo wir außerordentlich viel Schönes und Neues sahen und aufzeichneten."

„Du gingst von Aegypten nach England," sagte Herr von Scherra zum Hausherrn, „und von da in die deutsche Heimat. Ich habe oft an dich gedacht; wir sprachen viel von dir, wenn wir Beide, der Professor und ich, Abends am heiligen Strome unter unserem Zelte lagen."

„Und wie oft erinnerte ich mich dieser letzten Monate in Kairo! Ich habe heute noch eine Sehnsucht darnach und Françoise schon oft bestimmen wollen, mit mir das Wunderland Aegypten zu sehen."

„Würden sich die gnädige Gräfin nicht vor einer solchen weiten Reise scheuen?" fragte der Professor.

„Gewiß nicht," entgegnete diese; „das Meer hat mir bis

jetzt nie etwas gethan, und wenn man dort nicht leidet, so ist eine Reise nach Aegypten wohl die interessanteste Tour, die man mit Comfort und Behaglichkeit machen kann."

„Wie wäre es also, Professor," rief Herr von Scherra launig, „wenn auch wir uns nochmals ein Rendezvous in Kairo gäben?

„Sie können das wohl," versetzte der Gelehrte bedächtig, „aber ich — ah!" setzte er seufzend hinzu, „es war damals für mich eine große, wunderschöne, eine in ihrer Schönheit niemals wiederkehrende Zeit."

„Professor! Professor!" meinte die Gräfin, indem sie leicht drohend ihren Zeigefinger emporhob. „Wenn Ihre Hausgötter diesen Seufzer gehört hätten!"

„Sie würden mir verzeihen, vielleicht sogar Recht geben, denn es ist eine nicht zu läugnende Wahrheit, daß alles, was wir genossen haben, uns in rosigem Lichte erscheint, während sich die Gegenwart meistens minder farbig anläßt."

Der Herr des Hauses sah träumend vor sich nieder, dann sagte er, während er sanft mit der Hand hinter dem Stuhle seines Nachbars die Schulter seiner Frau berührte: „Das läßt sich auch umkehren und paßt dann ebenfalls häufig. Bei mir wenigstens."

Herr von Scherra hob sein Glas empor, verneigte sich gegen die Gräfin und sprach mit Beziehung auf die Worte seines Freundes: „Eine Wahrheit, die man in der That nie so sehr empfindet, als wenn man in diesem freundlichen Hause ist."

Die Gläser klangen zusammen, und Herr von Marlott, der mit Leib und Seele bei jedem Toaste war, stieß mit sämmtlichen Anwesenden an, wobei er, ohne genau zu wissen,

um was es sich handle, mit Wärme ausrief: „Famos, außerordentlich famos!“

„Auch deiner gedachten wir oft,“ sprach Herr von Scherra nach einer Pause zum Grafen, „und sahen dich im Geist zu Hause die gewonnenen Schätze aufstellen und ordnen, während wir uns zu Pferd und Kameel immer noch damit beschäftigten, Neues aufzufinden und einzusammeln. Glaube mir, Paul, nicht ohne einen gewissen Neid dachte ich daran, stellte mir dein behagliches Leben vor, wie du so mit begreiflichem, unendlichem Wohlbehagen eine Kiste um die andere öffnetest und dich beim Auspacken dieses oder jenes Gegenstandes, des Tags, der Stunde, wo du sie erworben, aufs lebhafteste erinnertest. Ich hörte gewissermaßen deine Besprechungen mit Künstlern und Handwerksleuten, und wenn ich so im Geiste dein kleines Museum entstehen sah, so dachte ich auch an das meinige, und wie ich es einrichten würde. Und dieses Bauen und Einrichten in der Phantasie hat mir damals oft viel mehr Vergnügen gemacht als später die Wirklichkeit.“

Graf Lotus hatte vor sich nieder geblickt und in tiefem Nachsinnen mit der Hand auf dem Tischtuch getrommelt.

„Und ich,“ sagte er nach einem kurzen Stillschweigen, „dachte oft mit gleicher Sehnsucht an euch, an eure neuen Erwerbungen, an die Vervollständigung eurer Sammlungen, während die meinigen nur schwache Bruchstücke waren und sind.“

„Paul hat mir oft aus jener Zeit erzählt,“ meinte die Gräfin. „Damals gingen Sie nach Nubien, und als Sie in Jahresfrist nach Kairo zurückkehrten, durchforschten Sie Arabien und Syrien.“

„So ist es, Gräfin,“ erwiderte Herr von Scherra. „In

Damaskus verweilte ich vorzugsweise gern und lang, und als ich dort die Bauten der Araber ziemlich genau studirt, drängte es mich, die Spuren von dem Zuge dieses intelligenten Volkes nach Westen aufzusuchen und zu verfolgen, und ich kann Ihnen versichern, daß meine Bereisung der Nordküste Afrika's von Kairo über Barka, Tripolis, Tunis nach Algier mit zu den interessantesten Touren gehört, die ich überhaupt gemacht. Von Tanger schiffte ich nach Gibraltar über und verfolgte hier Schritt für Schritt den Zug der Mauren durch ganz Spanien, deren Erbe noch heute überall sichtbar ist und zu dem Interessantesten und Schönsten gehört, was das Königreich aufzuweisen hat. Da ich direct aus Syrien kam, voll der gewaltigen Eindrücke, die Damaskus auf mich gemacht, so war ich empfänglicher und befähigter als mancher Andere, die Spuren der Mauren noch im heutigen Leben der Spanier, namentlich der Andalusier, so unverwischt wiederzufinden in Kleidung, in Worten, hauptsächlich aber im Liede. Die reichverschnürte und mit zahlreichen Knöpfen besetzte Jacke des Majo würde heutzutage im Libanon sehr wenig Aufsehen erregen; manche Worte und Ausdrücke der spanischen Sprache verstände man wohl jetzt noch in Syrien, und was die sehr verwandten Gesangsweisen anbelangt, so hörte ich oft genug, wenn ich Abends spät auf der wunderbar prächtigen Alameda von Granada lustwandelte, Töne, Lieder, die ich in ganz gleicher Art von dem platten Dache meines Nachbarhauses in Damaskus gehört."

„Granada muß schön sein?" fragte die Frau des Hauses, nachdem Herr von Scherra einige Augenblicke geschwiegen.

„Es ist das Paradies der Erde," versetzte der alte Herr leidenschaftlich. „In einer der malerischsten Gegenden, die

sich eine glühende Phantasie nur erdenken kann, finden sich alle Reize des Nordens und Südens vereinigt. Unten im Thale, das vom herrlichsten Wasser durchströmt wird, haben Sie Granaten und Orangen; an den Höhen aufwärts steigend, finden Sie die sonst so kahle Natur des Südens seltsam verwandelt: Sie gehen unter hochstämmigen Ulmen und Eichen, Sie haben um sich die üppigsten Rosenbüsche; der Boden ist im Frühjahre mit unzähligen duftenden Veilchen bedeckt, und wo Sie hinblicken, rieseln und sprudeln Ihnen klare Quellen entgegen."

„So ist der Berg, auf welchem das Maurenschloß, die Alhambra, liegt," bestätigte gedankenvoll der Professor.

„Ja, gewiß," fuhr Herr von Scherra begeistert fort, „und eben diese Alhambra, diese gewaltige, phantastische Ruine, mit ihren rothen Thürmen aus dem dunkeln Grün hervorblickend, wie herrlich schmückt sie die Gegend, wie sie da liegt, trotzig auf breiter Basis, die alte Königsburg! Und wie schweift von ihr aus der Blick so gern zum lieblichsten Punkte in der Umgebung von Granada — zur Xeneralife, die mit ihren Arkaden und Terrassen schneeweiß aus dem fast schwarzen Grün der Cypressen hervorsieht und hoch überragt wird von den schneebedeckten blitzenden Kämmen der Sierra Nevada."

Alles schwieg einige Augenblicke nach der Schilderung des alten Herrn, die er im Tone der Begeisterung gegeben. Herr von Marlott war der Erste, der seine Theilnahme an dieser Schilderung in Worte kleidete, indem er sagte: „Ich wette Eins gegen Hundert, daß nicht bloß die spanische Natur unsern Herrn von Scherra so enthusiasmirt; ich bin gewiß, daß er auch an einige reizende Andalusierinnen denkt, die

ihm zwischen Rosen und Veilchen erschienen. Ah, man sagt viel Schönes von den Damen von Granada!"

„Ganz gewiß, man sagt das," versetzte der alte Herr mit einem spöttischen Lächeln, „und wenn Sie einmal nach Spanien kämen, Herr von Marlott, da hätten Sie vielleicht die Güte, in dieser Richtung meine Tagebücher zu vervollständigen."

„Aber die Spanierinnen sind im Durchschnitt sehr geistreich," meinte trocken der Professor, ohne zu bedenken, daß sein unschuldiges „Aber" diese Bemerkung nicht eben schmeichelhaft für den Husaren-Offizier an die Worte des Herrn von Scherra anknüpfte.

Alles lachte, weßhalb sich der junge Offizier begnügte, mit einem etwas strengen Blick auf den Professor die Achseln zu zucken. Er besann sich auf eine Entgegnung, die vielleicht etwas derb ausgefallen wäre, wenn ihm nicht der Graf dieselbe mit der Frage an Herrn von Scherra vom Munde weggeschnitten hätte, wie lange er eigentlich in Spanien zugebracht.

„Fast zwei Jahre," entgegnete dieser. „Ich begab mich von Gibraltar auf einem englischen Kriegsschiffe nach Malta und von dort über Sicilien nach Neapel."

„Das war gewiß ein angenehmer Ruhepunkt für dich," meinte der Herr des Hauses. „Neapel ist wie gemacht um sich für die Mühseligkeiten einer längeren Reise zu entschädigen und um, nachdem man Mappen und Bücher geschlossen, seines Lebens im behaglichen Flaniren froh zu werden."

„Das habe ich auch redlich gethan," erwiderte Herr von Scherra; „da mir aber der beständige Lärm der großen Stadt, namentlich Morgens, nicht behaglich war, so acceptirte ich

eine Wohnung auf dem Schlosse eines Bekannten bei San Jorio am Fuße des Vesuvs."

„Bei wem wohntest du dort?" fragte der Graf.

„Bei der Wittwe eines vor Jahren verstorbenen Freundes von mir," gab der alte Herr zur Antwort, „bei der Marchesa Fontana, einer würdigen, hochbejahrten Dame."

Wer von dem Augenblicke an, wo der Erzähler Neapel nannte, die Frau des Hauses genau beobachtet hätte, müßte bemerkt haben, wie sich ihre Aufmerksamkeit verdoppelte, und einem sehr scharfen Beobachter wäre es vielleicht nicht entgangen, daß diese Aufmerksamkeit nicht viel mehr als eine Maske war, hinter welcher sie eine kleine Aufregung verbarg. Als aber Herr von Scherra San Jorio nannte und darauf den Namen Fontana aussprach, da schrack die Gräfin sichtlich zusammen, ohne daß übrigens einer der Anwesenden dieses Zusammenschrecken wahrgenommen hätte.

„Mein damaliger Aufenthalt in Neapel," fuhr der alte Herr fort, „wird mir unvergeßlich bleiben; denn ich war Zeuge einer Begebenheit, so tragisch, so erschütternd, daß sie mir nie aus dem Gedächtniß schwinden wird."

„Davon hast du mir nie erzählt," sagte der Graf. „Wovon handelt es sich?"

Es war in diesem Augenblicke für die Gräfin, deren sonst so ruhige Züge unverkennbar ein Ausdruck des Schreckens überflog, nicht unangenehm, daß sich Herr von Marlott mit Eifer und ziemlich viel Geschrei in das Gespräch mischte, indem er sagte: „Da sehe Einer die Ungerechtigkeiten dieser Welt, die Parteilichkeit von sogenannten guten Freunden gegen einander! Als ich vorhin eine äußerst pikante Geschichte erzählen wollte, da fiel alles über mich her und ich

sollte mich mit einem Titel legitimiren. Kaum aber will Herr von Scherra eine Geschichte aus Neapel erzählen, so macht niemand Einwendung und alles scheint begierig darauf zu sein. Liegt darin auch nur eine Spur von Gerechtigkeit?"

„Dieses Mal hat Arthur nicht ganz Unrecht," sprach die Frau des Hauses, indem sie sich gewaltsam zu einem Lächeln zwang. „Wir sind alle gewiß sehr dankbar für das Interessante, das uns Herr von Scherra zum Besten geben wird, aber —"

„Bravo, schöne Cousine, bravo!" rief der junge Husaren-Offizier. „Aber — wollten Sie sagen, er soll auch vorher den Titel seiner Geschichte angeben, das ist nicht mehr als billig. Und hol mich — hm! Wenn hier Gerechtigkeitsgefühl waltet, so muß er ebenfalls sagen, wie seine Geschichte heißt. — Danach wollen wir entscheiden," setzte Herr von Marlott mit großer Wichtigkeit hinzu, wobei er seinen Schnurrbart aufdrehte, „ob seine Geschichte zulässig ist, oder nicht."

„Ich habe ja meine Geschichte, wie Sie es nennen, gar nicht erzählen wollen," bemerkte der alte Herr lachend. „Lieber Marlott," wandte er sich an diesen, „beruhigen Sie sich, ich werde sie für mich behalten."

„Nein, nein," sagte der Graf entschieden, „davon hätten wir alle den Schaden. Sei gescheidt, Arthur."

„Gewiß nicht," erwiderte dieser eigensinnig, „ich will zuerst den Titel hören, und dann soll die schöne Cousine entscheiden."

Die Gräfin bezwang gewaltsam ihre Aufregung, doch wenn man ihre kleine Hand genau betrachtete, welche ein Blumenbouquet ergriffen hatte, das sie mit zu Tisch genommen, so konnte man sehen, wie ihre Finger zuckten.

„Das kann ich mir schon gefallen lassen," versetzte Herr von Scherra, „und wenn meine harmlose Mittheilung auch durchaus keinen Anspruch auf den Rang einer Geschichte machen kann, so ist es mir doch möglich, einen Titel dafür zu finden."

„Den Titel, den Titel!" rief der Lieutenant.

„Nun denn — eine dunkle Stunde."

„Ah," machte Herr von Marlott in sehr nachläßigem Tone. „Da werden mir die verehrten Anwesenden zugeben, daß mein Titel mindestens pikanter war und nicht so viel Schauerliches versprach, als der unseres verehrten Freundes. Eine dunkle Stunde, das klingt wie Mord und Todtschlag. Meinen Sie nicht auch, schöne Cousine?"

„Es ist allerdings ein düsterer Titel," sagte diese, „und — ich weiß nicht, ob die Begebenheit zu unserem heiteren kleinen Diner passen wird."

„Ah, was können uns Geschichten von Personen erschüttern, die wir gar nicht kennen!" sprach lächelnd der Graf. „Ich möchte wahrhaftig etwas von der dunklen Stunde hören."

„Man soll den Teufel nicht an die Wand malen," wandte Herr von Marlott ein, der es gern gesehen hätte, wenn auch Herr von Scherra durchgefallen wäre. „Aber, wie schon vorhin gesagt, die schöne Cousine soll entscheiden."

„Ja, ja, Françoise," rief der Herr des Hauses mit lauter Stimme, wobei er seine Frau heiter ansah. „Fehlt dir etwas?" flüsterte er ihr gleich darauf hinter dem Stuhle seines Nachbars zu; „du siehst etwas bleich aus."

„Mir? — Durchaus nichts," erwiderte die Gräfin, während sie ihre ganze Kraft zusammen raffte. „Im Gegentheil, ich bitte Herrn von Scherra um Mittheilung der Begeben=

heit. Ich will auch etwas von der dunklen Stunde erfahren," setzte sie mit leiserem Tone hinzu.

„Parteilichkeit, nichts als Parteilichkeit!" sagte der Lieutenant. Darauf trank er seinen Champagnerkelch aus und fing an, in seinen Zähnen zu stochern, während er sich in seinen Stuhl zurücklehnte und dabei noch eine Zeitlang von der gegen ihn begangenen Ungerechtigkeit murmelte.

Fünfzehntes Kapitel.

Eine dunkle Stunde.

„Wir sind also in Neapel,“ sagte der Graf.

„Ja, oder um mich ganz richtig auszudrücken,“ versetzte Herr von Scherra, „wir sind auf Castel Fontana, einer Besitzung der Marchesa, mit prachtvoller Lage. Oberhalb San Jorio an den Ausläufer des Vesuv gelehnt, liegt es so erhaben, daß man von der Terrasse des Haupthauses all' die großen und kleinen reizenden Ortschaften übersieht, welche diese wunderbare Küste malerisch umgürten. Portici, Resina, Torre del Annunciata, Torre del Greco mit ihren grauen, scharfkantigen Häusern, mit den flachen Dächern, mit den zackigen Zinnen, die man an verschiedenen dieser Gebäude bemerkt, so scharf abstechend gegen das dahinter hervortretende tiefblaue Meer mit seinen leichten, schneeweißen Segeln, und gegen die klare Luft, die so krystallhell ist, daß sie uns nicht nur die pittoresken Formen von Ischia und Procida aufs deutlichste zeigt, sondern auch unserem Auge erlaubt, fern an

den Steinmassen der Insel Capri, welche am Horizonte in röthlichem Dufte aufsteigt, Risse und Sprünge so deutlich zu entdecken, daß wir glauben könnten, nur eine Viertelstunde davon entfernt zu sein. Ein kleiner Park, mühsam dem steinigen Boden abgerungen, umgibt das Schlößchen und hinter diesem Parke geht es unmittelbar zum Vesuv hinan, dessen Kegel mit seiner grauen unbeweglichen Wolke in Form einer Pinie man deutlich sieht, und der Einen nie vergessen läßt, wo man sich befindet, und fast drohend die schwarzen Lavafelder erklärt, die unmittelbar hinter dem grünenden Garten beginnen.

„Wie ich schon bemerkte, bin ich in früheren Jahren mit dem Marchese sehr liirt gewesen; er war ein sehr unterrichteter Italiener, der es sich zur Aufgabe gemacht hatte, den vulcanischen Boden, auf dem er geboren war und lebte, mit all seinen Zufälligkeiten und all seinem Wechsel genau zu beobachten und zu studiren. Er führte ein glückliches, beneidenswerthes Familienleben, aber auch seine dunkle Stunde kam, die Stunde, von der Horaz so schön singt:

„Omnes eodem cogimur; omnium
Versatur urna, serius ocius
Sors exitura et nos in aeternum
Exilium impositura cymbae.“

„In seiner Ode an Dellius,“ sagte der Professor.

„Und das heißt in unsere Sprache übersetzt?“ fragte etwas pikirt der Husaren-Offizier, wobei er gegen die Frau des Hauses gewendet hinzusetzte: „Man kann doch wahrhaftig nicht verlangen, daß Unsereiner sein einmal so mühsam gelerntes Latein bei einander halten soll.“

„Das heißt,“ sagte der Professor pathetisch:

„All' Eine Straße müssen wir; allen rauscht
Die Urn' im Umschwung; früher oder später fällt
Das Loos des Schicksals, uns zum ewig
Währenden Bann in den Kahn zu setzen."

„So ungefähr, ja, wird es heißen, jetzt erinnere ich mich," meinte wichtig der Lieutenant.

„Eine schöne Umschreibung meines Titels," bemerkte Herr von Scherra lächelnd, dann fuhr er fort: „Der gute Marchese also starb, während wir in Indien waren, und hinterließ einen einzigen Sohn, der damals sechszehn Jahre alt sein mochte — ein angenehmer, hoffnungsvoller junger Mann, er hatte uns damals auf unseren Excursionen begleitet — Gaetano — er war zuvorkommend, liebenswürdig und wißbegierig. Da er das einzige Kind war, konnte man sich denken, wie seine Erziehung von dem gewissenhaften Vater geleitet wurde und mit welcher Liebe und Sorgfalt das Auge der Mutter über ihm wachte. Nicht, als ob man ihm dadurch die Freiheiten geschmälert hätte, die einem jungen Manne zu seiner Ausbildung nothwendig sind, im Gegentheil, er lebte in gewissen Beziehungen vollkommen frei und unabhängig, und der Marchese konnte dies bei seinem großen Vermögen dem Sohne schon gestatten. Gaetano hatte im Schlosse sein eigenes Appartement, er hatte seinen Bedienten und eine kleine leichte Equipage, mit der er auf den breiten Lavaplatten des herrlichen Weges in unglaublich kurzer Zeit nach Neapel fuhr."

Wie alle am Tische, so war auch die Frau des Hauses eine aufmerksame Zuhörerin, doch hatten die Blicke, mit welchem ihre Augen an dem Erzähler hingen, etwas Fremdartiges, Starres, ja, Unheimliches; zuweilen holte sie tief

Athem, den sie dann in kleinen Pausen, wie um keine Aufmerksamkeit zu erregen, aus gepreßter Brust von sich stieß. Uebrigens war niemand bei dem Diner, der sie so genau beobachtet hätte, um diese kleinen Auffälligkeiten an ihrem Aeußern zu bemerken, am wenigsten der Graf, der in seinem Stuhle lehnte und das Gesicht mit der rechten Hand verdeckt hielt, scheinbar, weil seine ganze Aufmerksamkeit auf die Erzählung gerichtet war, in Wahrheit aber, weil er an der rechten Seite der Kopfes und an seiner Stirn ziemlich heftige Schmerzen fühlte. Zuweilen fuhr die Gräfin aus ihrem Hinstarren auf, blickte mühsam lächelnd um sich und benetzte alsdann ihre Lippen mit ein paar Tropfen Wasser aus dem Glase, welches vor ihr stand.

„Als ich nun damals," erzählte Herr von Scherra weiter, „nach vorheriger Anfrage im Castel Fontana erschien, wurde ich von der Marchesa aufs herzlichste, aufs zuvorkommendste empfangen. Begreiflicher Weise zitterte eine Thräne in ihrem Auge, als sie zum ersten Mal wieder nach ihrem Trauerfalle den Freund ihres verstorbenen Gatten vor sich sah. Andererseits aber gewährte es ihr auch eine Beruhigung, daß ich häufig von ihm sprach, seiner Liebenswürdigkeit, seiner vortrefflichen Eigenschaften erwähnte — ein trauriger Trost zwar, aber gewissermaßen doch ein Trost. — Und Gaetano? Ich sah ihn nicht bei meiner Ankunft, doch fragte ich gleich nach ihm. — ‚Er ist in Neapel,‘ sagte mir die Marchese, und sie setzte mit einem eigenthümlichen Tone hinzu: ‚er ist jetzt sehr viel in Neapel,‘ wobei sie einen leichten Seufzer ausstieß und dann fortfuhr: ‚Wie freue ich mich auch um Gaetano's willen, daß Sie eine Zeitlang bei uns verweilen.‘

„Ihn sah ich nun am andern Tage beim Frühstück; aber mit Erstaunen bemerkte ich, daß es nicht mehr der heitere, glückliche, frohe junge Mann war, als den ich ihn vor ein paar Jahren verlassen.“

„Hatte sich etwas in seiner Lage verändert?“ wagte die Gräfin mit zuckenden Lippen zu fragen.

„In seiner Lage eigentlich nichts.“

„Nichts?“ wiederholte Françoise fragend mit tonloser Stimme und mit nicht verkennbarem Schrecken in den Zügen. Sie trank darauf hastig den Rest ihres Wassers, und als sich der Kammerdiener ihr näherte, um frisches einzugießen, sagte sie ihm flüsternd: „Ich wünsche einen Lichtschirm, meine Augen schmerzen mich.“

Der Lichtschirm wurde alsbald vor ihr aufgestellt, worauf sie sich so in ihren Stuhl zurücklehnte, daß ein tiefer Schatten auf ihr Gesicht fiel.

„Was aber mit Gaetano vorgegangen war,“ sprach Herr von Scherra weiter, „erfuhr ich durch die Marchesa nach einigen Tagen, während welcher Zeit ihr Sohn für uns wenig sichtbar war. Es hatte ihn eine unselige Leidenschaft erfaßt zu einer fremden Künstlerin, die damals, wie man mir sagte, außerordentliches Aufsehen in Neapel machte.“

„Wie man dir sagte?“ warf der Graf in das Gespräch; „denn so viel ich mich erinnere, hattest du damals schon deine Aversion gegen das Theater und gegen alle dergleichen Productionen?“

„Leider hatte ich sie und leider habe ich sie nicht verloren,“ entgegnete lächelnd Herr von Scherra. „Hat sie mich doch unter Anderem des Glücks beraubt, unsere liebens=

würdige Gräfin ihrer Zeit als Stern erster Größe bewundern zu dürfen."

„Er war also verliebt, dieser junge Herr?" sagte der Husaren-Offizier leicht hin. „Zum Teufel, was brauchte ihm denn das so großen Kummer zu verursachen!"

„Er war nicht nur verliebt," sprach ruhig Herr von Scherra, „sondern er liebte, ja, er liebte mit aller Kraft eines frischen jugendlichen Gemüthes, eines reinen, unverdorbenen Herzens."

„Also eine erste Liebe!" meinte geringschätzend Herr von Marlott. „O, darüber kommt man auch hinaus. Wer hat das nicht schon erlebt!"

Françoise hatte sich schon ein paarmal vornüber gebeugt gegen den Erzähler und die Lippen geöffnet, wobei der Ausdruck ihrer Augen zeigte, daß sie eine Frage thun wolle. Immer aber hatte sie wieder geschwiegen und sich zurückgelehnt, ohne dabei ihre starren Blicke auch nur eine Sekunde lang von dem Gesichte des alten Herrn abzulenken.

„Die Künstlerin, eine Fremde, wie mir die Mutter sagte, eine berühmte Sängerin — ich glaube wenigstens so — war ein braves, unbescholtenes Mädchen und wenig geneigt, eine Liebschaft nach gewöhnlichen Begriffen mit dem jungen Marchese einzugehen."

„Ah, sie speculirte auf eine Heirath!" lachte Herr von Marlott. „Und das nahm die alte würdige Mutter so gewaltig übel? Ich hoffe aber, daß Signor Gaetano seine Unabhängigkeit gezeigt hat, und daß die gnädige Marchesa sich am Ende fügen mußte."

Da sprach die Gräfin mit leiser Stimme, wie aus einem

Traume heraus: „Das ging nicht wohl an, denn Gaetano war verheirathet.“

„Habe ich das gesagt?“ fragte Herr von Scherra erstaunt. „Nein, nein, davon sprach ich nichts. Ich sagte im Gegentheil, in seiner äußeren Lage habe sich durchaus nichts geändert.“

„O, mein Gott, mein Gott!“

Das sprach die Gräfin so leise, daß es nur der verstand, an den sich ihr Herz in furchtbarstem Weh in diesem Augenblicke wandte, der ihr die Kraft gab, scheinbar ruhig zu bleiben und nichts von dem zu verrathen, was in wildem Schmerz ihre Brust zerriß. Nur brach sie für einige Sekunden in sich zusammen, preßte ihre Hand vor das Gesicht und ließ ein paar Thränen, die ihrem Auge entquollen, in ihrem Taschentuche verschwinden.

„Nein, verheirathet war Gaetano nicht,“ fuhr Herr von Scherra fort, „aber er hatte in einer Unterredung mit seiner Mutter dieser seinen festen Entschluß kund gethan, sich mit jener Künstlerin zu vermählen, worüber die alte Frau außer sich war.“

„Lächerlicher Hochmuth!“ sagte der Husaren-Offizier achselzuckend.

„Lächerlich vielleicht, aber wenn man jene alten Familien kennt, die ihre unverfälschte Abkunft von Gott weiß welchem alten sicilianischen Könige aufs klarste documentiren, so kann man sich am Ende den Kummer einer alten Dame denken, deren Sohn unter Prinzessinnen wählen kann und doch eine fremde Künstlerin von unbekannter Familie heirathen will.“

Während Herr von Scherra die letzten Worte sprach, warf er zuweilen einen Blick auf die Gräfin, und da er sah,

daß sie, den Kopf in die Hand gestützt, regungslos da saß, so bedauerte er, eine Erzählung begonnen zu haben, die, wenn auch nur in unbedeutenden Einzelheiten, doch eine gewisse Aehnlichkeit mit derjenigen der ihm so hoch verehrten Frau hatte. Er unterbrach sich deßhalb rasch und entschlossen, indem er lächelnd sagt: „Verzeihung, ich bin für ein kleines heiteres Diner zu ernst geworden. Wenn es mir gestattet ist, will ich meine Geschichte ein andermal beendigen.“

Françoise richtete sich bei diesen Worten etwas in die Höhe, doch rief der Husaren-Offizier überlaut: „Nein, nein, Herr von Scherra, so kommen Sie nicht durch. Sie nöthigten mich, eine wunderbare Geschichte für mich zu behalten, und jetzt, da die Ihrige anfängt, ein ganz klein wenig pikant zu werden, wollen Sie sich zurückziehen? Ich kann das nicht dulden.“

Dieses Mal kam der Kammerdiener des Hauses, ohne es zu wissen, der Gräfin zu Hülfe. Das Diner war beendigt, im Nebenzimmer warteten Kaffee und Liqueur schon ungebührlich lange, weßhalb er, die Bewegung der Frau vom Hause als einen Befehl zum Aufstehen betrachtend, durch einen nur für die Lakaien sichtbaren Wink diese anwies, sich hinter die Stühle der Gäste zu begeben.

Die Gräfin zauderte noch einen Augenblick. Sollte sie das Ende dieser Geschichte verlangen — einer Geschichte, die allein durch den Ausspruch: er war nicht verheirathet! für sie so entsetzlich zu werden versprach und deren Ende doch wieder ganz interesselos gegen den Anfang sein mußte? — Konnte das möglich sein? Gaetano nicht verheirathet? — Und doch, und doch! Hatte sie nicht Beweise für seine Treulosigkeit? Hatte er sich nicht geweigert, mit ihr in jener furcht-

baren Nacht Neapel zu verlassen? — O, die unglückliche Frau fühlte nicht die Kraft in sich, die Erzählung zu Ende zu hören. Oder sollte sie sich gewaltsam zusammen nehmen, um alles zu erfahren? —

Doch zitternd vor dem Gedanken, sich vielleicht durch eine Miene verrathen zu können, erhob sie sich mit einem Mal rasch entschlossen, reichte dem Grafen nach einer Verbeugung gegen die Herren mit einem sich mühsam abgerungenen Lächeln die Hand und verließ den Eßsalon, um sich in ihr Zimmer zurückzuziehen, wo sie heftig athmend ruhelos auf und ab schritt. Sie drückte ihr Taschentuch in der Hand zusammen, sie stieß zuweilen einen Seufzer aus, der wie ein unterdrückter Schrei heftigen Schmerzes klang, dann warf sie sich in einen Fauteuil, vergrub das Gesicht in ihre Hände, und blieb so lange, lange liegen.

Die Herren hatten sich in den Salon des Grafen begeben, nahmen dort Kaffee und Cigarren und machten es sich jeder auf seine Art bequem, wobei der Husaren-Offizier nicht zu kurz kam, denn er streckte sich auf einem Fauteuil aus und legte die Beine auf ein Tabouret. Als er sich so in eine bequeme Lage gebracht, zeigte dieser junge Mann eine große Neugierde, Verlauf und Ende der Geschichte des Herrn von Scherra zu erfahren.

Selbst der Professor schien begierig darauf, und Graf Lotus, obgleich er, seine ihn schmerzende Stirn mit einem Tuche reibend, auf und ab schritt, bat den alten Herrn, seine dunkle Stunde zu vollenden.

„Ihr stellt Euch unter dieser Geschichte eigentlich mehr vor, als wirklich daran ist," sagte dieser. „Mich hat sie damals allerdings erschüttert, weil ich um die Betreffenden war

und so fast jedes Detail mit erlebte. — Nachdem sich die Marchesa überzeugt, daß der Entschluß ihres Sohnes, jene Künstlerin zu heirathen, bei ihm feststand, und daß keine Bitten, keine Ermahnungen ihrerseits ihn vermochten, ihren Worten Gehör zu geben und jenem Mädchen zu entsagen, wandte sie alle Mittel an, um die Beiden zu trennen. Da sie den festen Charakter Gaetano's kannte und es ihr Leben verbittert haben würde, wenn jene Verbindung zu Stande gekommen wäre, so war sie gerade nicht scrupulös in der Wahl ihrer Mittel, und das ist's, was ich ihr verdachte und worüber ich ihr auch meine Meinung durchaus nicht verhehlte."

„Ich bin beim Teufel neugierig, ob sie nicht am Ende das arme Mädchen vergiften ließ," sagte Herr von Marlott. „Woher war sie?"

„Ich glaube, sie war eine Deutsche."

„Ah, pfui, Herr von Scherra! Gegen eine Landsmännin Partei zu nehmen, sie nicht zu schützen!"

„Und du sahst sie nie?" fragte der Herr des Hauses.

„Nie," erwiderte der Erzähler. „Davor habe ich mich wohl gehütet. Sie soll außerordentlich schön und liebenswürdig gewesen sein; und da ich in der That, wie sich unser junger stürmischer Husar dort ausdrückte, Partei gegen sie nehmen mußte — war ich doch der Gast der Marchesa und konnte ihr nicht Unrecht geben — so nahm ich mich wohl in Acht, in den Fall zu kommen, mich von jener Zauberin, welche ganz Neapel die Köpfe verrückte, bestricken zu lassen. Daß ich aber deßhalb so blind für die Handlungsweise der Mutter Gaetano's gewesen wäre, um die Mittel, welche sie zur Trennung der Beiden verwandte, gut zu heißen, braucht Ihr darum doch nicht zu glauben. Und diese Mittel bestan-

den darin, daß sie der Fremden von den verschiedensten und unverdächtigsten Seiten die Nachricht zukommen ließ, der junge Marchese sei verheirathet, er habe seine Gemahlin zu Verwandten nach Sicilien geschickt, um bei seiner Bewerbung freie Hand zu haben. — Ob sie diesen Nachrichten geglaubt, weiß ich nicht; ich muß aber annehmen, daß sie denselben nach und nach Gehör schenkte. Gaetano war verstimmter, aufgeregter, heftiger als je; er ließ bittere Worte gegen die Mutter fallen; er sah mich, der ich doch gänzlich aus dem Spiele blieb, mit unfreundlichen Blicken an, er that manch Geheimnißvolles, wovon aber die Mutter durch gut bezahlte Späher unterrichtet wurde; er erhob bedeutende Gelder bei einem Banquier, er verschaffte sich einen Paß — alles Umstände, die darauf hindeuteten, daß er entschlossen sei, nächstens einen entscheidenden Schritt zu thun.

„Auf solche Weise ging die Staggione zu Ende; es war am Tage der letzten Vorstellung in San Carlo, als die Marchesa bei Tische den Wunsch aussprach, heute das Theater zu besuchen. Sie war in Jahren nicht mehr dort gewesen. Auch mich engagirte sie dazu, doch bewog mich ein richtiges Gefühl, mich fern zu halten. Eine kleine Begebenheit, von der ich ein paar Tage vorher unfreiwilliger Zeuge war, hatte mich einen Blick in die Mittel thun lassen, welche die Marchesa anwandte, und die ich, wie schon bemerkt, unmöglich billigen konnte. Ich befand mich nämlich eines Nachmittags im kleinen Park der Villa, und saß in einem Buche lesend in einer dichten Laube von Lorber, als ich die Marchesa daher kommen sah in Begleitung eines jungen Mädchens, von dem ich auf den ersten Blick überzeugt war, daß es keine

Italienerin sei. Nach ein paar Worten, die sie in sehr gebrochenem Italienisch sprach, fand ich auch meine Vermuthung bestätigt: es mußte eine Französin sein. Es dauerte nun die Unterredung der Beiden nicht lange, so hörte ich, wie das Mädchen der alten Dame eine Frage im besten Französisch beantwortete, worauf diese die Unterhaltung in dieser Sprache fortführte. Und um was es sich handelte, erfuhr ich nach den ersten Worten. Das junge Mädchen war die Kammerfrau jener Künstlerin, und wenn ich auch gestehen muß, daß sie eine Zeit lang leidenschaftliche Einwendungen machte gegen das, was die Marchesa von ihr wünschte, so schien sie doch endlich nachzugeben; sie war gerührt, sie führte ihr Taschentuch an die Augen, sie rief mit Heftigkeit aus: „Ah! c'est donc un scelerat! — ah, c'est infame! — ah, c'est détestable — infame!“ Darauf schluchzte auch die Marchesa, und ich hörte, wie sie sprach: ‚kann man es einer Mutter verargen, wenn sie so großes Unglück von ihrer Familie abwenden will? — Gewiß nicht, gewiß nicht!‘ — ‚Aber es ist unmöglich,‘ erwiderte das junge Mädchen, ‚unmöglich! Man hat uns das Gegentheil versichert.‘ — ‚Wer denn?‘ fragte heftig die Marchesa. — ‚Er selbst.‘ — ‚Ah! das finde ich begreiflich; sehen Sie denn nicht ein, daß ich auch für das Glück Ihrer Dame sorge, wenn ich meinen Sohn verhindere, einen Entschluß auszuführen, der sie beide grenzenlos unglücklich machen muß? Er will Neapel mit ihr verlassen, seine alte Mutter, seine arme Frau! Wird er es ihr, an die ihn keine heiligen Bande fesseln, nicht in Kurzem ebenso machen? Und daß ich das verhindere, muß mir die Signora Dank wissen. Und Sie, die mich darin unterstützen, verdienen den Lohn des Himmels.‘“

„Scherra, Scherra!“ unterbrach diesen der Graf, indem er leicht mit dem Finger drohte, „du mußt in einer peinlichen Lage gewesen sein, als du das hörtest.“

„Das war ich auch, ich kann's nicht leugnen. Ich ging ernstlich mit mir zu Rathe, ja ich schwankte eine Zeitlang in der Absicht, die Fremde aufzusuchen und offen mit ihr zu reden, oder Gaetano von den Schritten seiner Mutter in Kenntniß zu setzen. Aber denkt euch in meine Lage: ich kannte jene Fremde nicht, im Hause der Marchesa war ich befreundet; ich mußte es am Ende billigen, daß sie alles anwandte, um einen jungen Mann, ihren Sohn, von einem Schritte abzuhalten, der seine ganze Zukunft zu zerstören drohte. Ich ließ der Sache ihren Lauf, aber ich fühlte mich geängstigt, gedrückt; ich war in einer Stimmung, wie wir sie im Süden oft erfahren vor dem Ausbruche eines großen Sturmes.

„Daß Gaetano nicht angenehm von dem Wunsche seiner Mutter überrascht war, ihn nach San Carlo zu begleiten, sahen wir deutlich an seinen Mienen; er gab sich auch gar keine Mühe, das zu verhehlen; er sprach unverhohlen von fruchtlosen Schwierigkeiten, die man ihm mache, auch von seinen bestimmten Entschlüssen, die nichts zu erschüttern im Stande sein würde.

„Die Beiden fuhren im Coupé der Marchesa nach Neapel; ich ließ mir ein Pferd satteln, ritt zum Eremiten hinauf und bestieg da wieder einmal den Krater des Vesuv. Es wurde mir leichter da oben; wie die Städte und Dörfer zu den Füßen des majestätischen Berges allmälig in sich zusammensanken, während ich hinaufstieg, und mit den Büschen und Bäumen, die sie umgaben, zuletzt nur noch eine graue,

undeutliche Verzierung um die gewaltige Bucht bildeten, da verschwanden auch nach und nach die kleinen Leiden menschlicher Herzen, die mir vor wenig Stunden noch so tief und schmerzlich erschienen waren; da ebneten sich all die Widerwärtigkeiten, die mir vordem betäubend und groß erschienen, sie verschwanden, sie verglichen sich, sie gingen für mich unter, beim Anblick des unendlichen Meeres, das mit seinem leichten Wellenschlage gleichförmig und ruhig athmend wie etwas Ungeheueres, Lebendiges, riesenhaft zu meinen Füßen lag.

„Es war schon spät, als ich die Höhe des Berges erstiegen, der Abend kam mit leichtem Duft heran, die Sonne sank nieder, übergoß die Spitzen der nahe liegenden Sommat mit ihren letzten Strahlen und zauberte dort im zerklüfteten Gestein ein unendliches Farbenspiel hervor. Capri, Ischia und Procida lagen vor mir wie zusammengeballte Massen eines zauberhaften, violetten Stoffes, der von innerlichem Feuer erglüht, welches hie und da in Rissen und Spalten durch die duftige Oberfläche gewaltsam zu Tage treten will. — Dann war die Sonne verschwunden und reflectirte nur noch auf der unbeweglichen Rauchsäule des Vesuv, der auf Augenblicke wie ein leuchtender Feuerbusch erschien.

„Die Nacht kam; bald hier, bald dort schimmerte das Meer, überall an den Ufern glänzten Lichter auf — bei Neapel wurde es heller, durchsichtig, silbern, die leuchtenden Häusermassen machten die Wirkung, als wolle dort der Mond aufsteigen. Ich blieb droben auf einem Steine sitzen, ich hüllte mich in meinen Mantel, betrachtend all' diese wunderbaren Schönheiten, sie in mich aufnehmend, in feierlicher Stimmung — andächtig. Es wurde spät, sehr spät; vom Hafen herüber vernahm ich den dumpfen Knall einer Kanone.

Es mußte ein Dampfer sein, der das Signal zur Abfahrt gab; es folgte ein zweiter Schuß, dann ein dritter. — Richtig: nach einiger Zeit sah ich einen schwach leuchtenden Punct durch das Meer dahinziehen. — Was mochte das Schiff bergen? Welche Gefühle, wie viel Glück, wie viel Lust, wie viel erfüllte Hoffnungen, wie viel getäuschte Erwartungen mochte es in seinem Schooße mit sich davon nehmen! —

„Ich hatte den Weg den Berg hinauf so oft gemacht, daß mir das auch in der Nacht keine Schwierigkeiten verursachte. Doch war es spät, als ich im Castel Fontana ankam, — eigentlich früh: es schlug die zweite Stunde nach Mitternacht. Im Schlosse war alles dunkel und still; nur aus den Fenstern der Zimmer, die Gaetano bewohnte, drang ein Lichtschein. Ich erstieg geräuschlos die Treppen, konnte aber nicht so leise gehen, daß er mich nicht gehört hätte. Der junge Mann öffnete die Thüre, als ich an seinem Zimmer vorbei gehen wollte, und bat mich, einzutreten. Er sah erschreckend bleich aus, schien aber ruhig; doch bemerkte ich nach den ersten Worten, die er sprach, daß seine Ruhe nur eine erkünstelte war, daß jeder Nerv, jede Fiber an ihm zuckte und bebte. Eines der Fenster des Gemaches, von wo man auf das Meer gegen Neapel blicken konnte, war geöffnet, und während er mit mir sprach, trat er in großer Aufregung oft an dasselbe und blickte hinaus.

„‚Herr von Scherra,‘ sagte er, ‚Sie waren der Freund meines Vaters, Sie bewiesen sich immer lieb und freundlich gegen mich; Sie sind ein zu aufmerksamer Beobachter, als daß Ihnen entgehen konnte, was mit mir vorgegangen, was mich veranlaßte, gegen meine Mutter, die ich liebe und verehre, zum ersten Mal ungehorsam zu sein. Wenn ich Ihnen

sage, daß ich jenes Mädchen liebe,' fuhr er leidenschaftlich fort, ,mit einer Raserei liebe, die es mich als das kleinste Opfer erscheinen läßt, alles hier zu verlassen, alles, alles, so werden Sie vielleicht über mich lächeln. — Und doch nicht; Sie waren ja auch jung, Sie haben wahrscheinlich selbst geliebt, Sie werden es begreifen, was es heißt, ein Wesen so anzubeten, daß wir den Boden küssen möchten, auf dem sie wandelt, daß wir die Luft beneiden, die sie einathmet, daß uns der geringste Gegenstand heilig, heilig erscheint, den sie mit ihrer Hand berührt, auf dem ihr Auge geruht. Und so liebe ich, und so werde ich wieder geliebt.'

„Als er das gesagt, drückte er eine Hand vor seine Augen und seinen Körper durchfuhr ein krampfhaftes Zittern. Ich wußte in der That nicht, was ich ihm zur Antwort geben sollte; er riß mich aus dieser Verlegenheit, denn ehe ich noch etwas sagen konnte, fuhr er ruhiger fort: ,Ich hätte mich Ihnen schon lange gern anvertraut, aber ich achtete Ihre Stellung als Gast meiner Mutter; ich wollte Sie nicht in eine Lage bringen, wo Sie hätten wählen müssen und wo Ihnen diese Wahl vielleicht schwierig geworden wäre. Jetzt aber,' sagte er, nachdem er sich heftig auf die Lippen gebissen, ,bin ich am Ende jeder Vorsicht, am Ende jedes Ueberlegens. — Ich habe in der heutigen Nacht,' setzte er weicher hinzu, ,schreckliche Stunden verlebt. Mein Gemüth ist so erregt, mein Herz so voll, daß ich nothwendig jemand brauche, dem ich mich mittheilen kann, jemand, der mir ein gutes, tröstliches Wort sagt, denn sonst riskire ich, daß ich noch, ehe der Morgen kommt, den Verstand verliere.' — Das sprach er mit einem so traurig schrecklichen Tone, daß es mich in innerster Seele ergriff. — ,O könnten Sie fühlen,' fuhr er

nach einer Pause fort, ‚wie es in meinem Blute tobt, wie jeder Schlag meines Herzens gleich dem Streiche eines Hammers in meinem Gehirne wiederklingt. — Luft! Luft! Ich muß das Meer sehen, ich muß nach Neapel hinüber blicken können. Dort, wo sie weilt, sie, die für mich die Welt ist, meine Angebetete, mein Alles, mein geliebtes Weib!' Er eilte wieder ans Fenster, faßte dann mit den Händen krampfhaft den Stein der Brüstung, und ich hörte ihn mit dumpfer Stimme murmeln: ‚Wenn sie aber nicht mehr dort wäre! — O doch, o doch!' rief er alsdann zu mir zurückkehrend, ‚sie muß da sein, so kann mich der Himmel nicht verlassen haben!'

„Daß ich ihn nun, so viel es in meinen Kräften stand, zu beruhigen suchte, könnt ihr wohl denken, aber eben so gut, daß ich nur allgemeine Sätze für ihn hatte; wußte ich ja nicht, was vorgefallen war. Endlich vermochte er mir zu sagen, was geschehen sei. Seine aufgeregte Art, zu erzählen, seine leidenschaftlichen Ausbrüche bin ich nicht im Stande wiederzugeben; für uns genügt ja auch ein einfacher Bericht."

Der Herr des Hauses hatte sich leise in einen Fauteuil niedergelassen und lauschte mit großer Aufmerksamkeit; selbst den Professor schien die Sache einigermaßen zu interessiren, und sogar der Husaren-Offizier war auf seine Art von Mitleid durchdrungen, denn er sagte: „Ich kann mir denken, daß der arme Teufel in einer verdammten Position war. — Ja—a—a, man muß so was selbst erlebt haben."

„Mutter und Sohn waren nach Neapel gefahren," fuhr Herr von Scherra nach einem ziemlich langen Stillschweigen fort; „sie hatte angefangen, über die bewußte Angelegenheit zu sprechen, sie hatte sich scheinbar milder gezeigt, sie hatte gesagt, sie wisse ganz genau, Gaetano habe die Absicht, nach

beendigter Theatervorstellung mit der Signora Neapel, sein Vaterland, seine Mutter zu verlassen. Er hatte das nicht geleugnet und fest hinzugesetzt: nichts vermöge seinen Entschluß zu erschüttern. Bei dieser Freimüthigkeit hatte er aber nicht bedacht, welche Kraft die Thränen, die Bitten einer Mutter haben. Dabei ließ diese durchblicken, wie sie selbst erschüttert sei, wie sie am Ende geneigt wäre, unter zwei Uebeln das kleinste zu wählen, wie sie sich vielleicht entschließen könne, eine unangenehme Schwiegertochter aufzunehmen, statt den einzigen Sohn zu verlieren.

„So kamen sie in die Oper und während der Vorstellung blieb sie an seiner Seite, ihm beständig zuflüsternd, hinter dem Vorhange ihrer Loge sitzend; den Zuschauern unsichtbar konnte nur ein Theil ihres Kleides von der Bühne aus bemerkt werden.

„Gaetano ließ sich erweichen.“

„Ah! Das ist sehr ungeschickt von ihm!“ rief der Husaren-Offizier, wobei er sein großes Interesse an der Erzählung dadurch verrieth, daß er das Tabouret unter seinen Füßen wegschob und sich in seinem Fauteuil aufrichtete. — „Verdammt ungeschickt! Ich sehe deutlich, was da kommen wird.“

„Er versprach der Marchesa,“ begann Herr von Scherra wieder, „heute Nacht Neapel nicht zu verlassen, wenn sie ihm erlaube, seiner Verlobten — denn als solche hatte er die Fremde der Mutter feierlich genannt — die frohe Hoffnung zu bringen, daß nun eine heimliche Entfernung nicht mehr nöthig sei.

„Diese Erlaubniß hatte die Marchesa ihm ertheilt und sich dadurch eines großen Unrechts schuldig gemacht. Da sie

aber trotzdem noch nicht genau von der Folgsamkeit ihres Sohnes überzeugt schien, so hatte sie darauf bestanden, ihn nach der Vorstellung an das Haus der Fremden zu begleiten und dort in ihrem Wagen auf seine Zurückkunft zu warten. Berauscht von der glücklichen Zukunft, die ihm aufzudämmern begann, hatte er nach einigen Einwendungen dies zugestehen müssen und hatte gänzlich arglos der alten Dame einen feierlichen Schwur geleistet, in kurzer Zeit zu dem Wagen zurückzukehren, in dem sie wartend saß."

„Man muß für diesen jungen Menschen Partei nehmen!" rief Herr von Marlott, „denn man sieht ihm bei allem, was er thut, die Unerfahrenheit an. Die Signora müßte ja kein Weib gewesen sein, wenn sie nicht Argwohn geschöpft hätte, da er, statt mit ihr, wie es verabredet war, davon zu gehen, nur auf ein paar Augenblicke erscheint, schon verlegen gemacht durch die gnädige Mama, die draußen wartet, die ihn wie ein Kind nicht aus dem Gesichte läßt, um anzuzeigen, daß Hoffnungen vorhanden seien. — Hundert gegen Eins wette ich, das ist keine erbauliche Unterredung gewesen."

„Darin hat unser junger Freund Recht. Gaetano gestand mir, er sei wie betäubt zu seinem Wagen zurückgekommen, nachdem ihm die Signora ganz anders als bisher erschienen. Es war ihm vorgekommen, als wenn sie seine Freude über die Hoffnungen, die er hegte, nicht genugsam theile. Sie hatte Aeußerungen gethan, die er im ersten Augenblicke nicht recht beachtet, aus denen ihm aber, als er sie sich beim Nachhausefahren wieder ins Gedächtniß zurückrief, ein furchtbarer Sinn hervorzuleuchten schien. Sie war ihm in ihrem Aeußeren sehr zerstört vorgekommen, so, als suche sie sich über etwas Unvermeidliches mit übermenschlicher An=

strengung zu fassen. Alles: Blicke, Worte, Aeußerungen, hatte er sich auf der Fahrt nach Hause und während er jetzt ruhelos in seinem Zimmer auf und ab schritt, in den grellsten Farben zusammen gesetzt und schauderte, als ihm diese Zusammenstellung ein entsetzliches Bild gab.

„Wie konnte ich ihn trösten, ihm rathen? — ‚Und was befürchten Sie denn eigentlich?‘ fragte ich ihn. — ‚Daß sie mich für treulos hält,‘ gab er mir zur Antwort, ‚und Neapel und mich verlassen wird.‘ — ‚Und woher sollen ihr denn diese Vermuthungen kommen? Ah, man hat Sie bei dem jungen Mädchen verdächtigt!‘ Ich hatte kaum den Muth, das zu sagen, denn ich wußte ja darum. — ‚Allerdings hat man mich bei ihr verdächtigt,‘ entgegnete mir Gaetano leidenschaftlich. ‚Denken Sie, man hat ihr das Schrecklichste gesagt, was man über mich sagen konnte: ich sei verheirathet.‘ — ‚Aber wird sie das glauben?‘ — ‚Ich hoffe nicht, und wenn sie es glaubte, so wären wir Beide die unglücklichsten Geschöpfe.‘

„So ging unsere Unterredung fort und dauerte ein paar Stunden; ich sah schon, wie sich im Osten der Himmel heller färbte, als sich der arme junge Mensch leidenschaftlich an meine Brust warf und ausrief: ‚Dieser Tag bringt mir nichts Gutes! Wie war ich gestern beim ersten Strahl der Sonne so glücklich! Ich ordnete meine Papiere, ich packte meine Effecten.‘ — ‚Mit dem Vorsatz, Ihre Mutter heimlich zu verlassen,‘ unterbrach ich ihn, worauf er mir erwiderte: ‚Ja, so ist es, aber um ihr zu folgen, der einzig Geliebten, gegen die ich heilige Verpflichtungen habe.‘

„Darauf schieden wir,“ fuhr Herr von Scherra nach

einer längeren Pause fort, „und darnach habe ich Gaetano nicht wieder gesehen.“

„Das heißt, in jener Nacht sahst du ihn nicht wieder?“ fragte fast besorgt der Herr des Hauses. „Aber den anderen Tag, in der nächsten Zeit?“

Der alte Herr schüttelte den Kopf, blickte eine Weile sinnend vor sich nieder und sagte dann: „Ich habe ihn nie wieder gesehen — niemand, weder seine Mutter noch einer seiner Freunde sah ihn wieder, hat je weiter etwas von ihm gehört. Was wir nach sorgfältigen Nachforschungen erfuhren, war, daß Gaetano bei Anbruch des Tages nach Neapel gefahren, wohin, war leicht zu wissen. Aber auf San Antonio, wo die Künstlerin gewohnt, ging jede weitere Spur von ihm verloren. Sie selbst war mit ihrer Dienerschaft den Abend zuvor abgereis't, wahrscheinlich auf jenem Dampfer, dessen Lichter ich von der Höhe des Vesuv gesehen.“

Damit schwieg Herr von Scherra; der Graf schritt kopfschüttelnd auf und ab, der Professor ließ ein Wort des Mitleids hören, und Herr von Marlott meinte: „Wer weiß, ob Gaetano so sehr zu beklagen ist; ich meines Theils nehme an, er hat den schönen Flüchtling wieder gefunden, hat sich mit ihm verglichen, lebt irgendwo heiter und vergnügt und würde über uns lachen, wenn er erführe, welch' wehmüthigen Antheil wir an seiner vermeintlich so entsetzlichen Geschichte genommen. — Aber,“ unterbrach er sich plötzlich, indem er auf die Uhr schaute und dann mit gleichen Füßen von seinem Fauteuil in die Höhe sprang, „bei allen Teufeln, es ist sieben Uhr lange vorüber, ich werde nicht mehr zur ersten Scene in die Oper kommen; ich werde das Auftreten der göttlichen Rosa versäumen, ich werde von ihr keinen Blick der Liebe

erhalten. Ich Unglückseligster aller Menschen! Ich fürchte, Herr von Scherra, Ihre dunkle Stunde wirkt ansteckend. — Adieu, Paul! Leben Sie wohl, meine Herren!“

Damit schritt er zur Thür hinaus, um draußen den Säbel und seinen Tschako zu nehmen. Er schien sich jedoch plötzlich auf etwas besonnen zu haben, denn er stürmte wieder zum Zimmer herein und rief: „Apropos, Paul, deine Frau wird vielleicht erlauben, daß ich heute Abend nach der Vorstellung eine Tasse Thee bei Euch nehme; ich werde dir aufs famoseste erzählen, was ich in der Oper gesehen.“

Der Graf zuckte lächelnd mit den Achseln, als er erwiderte: „Meine Frau wird so wenig wie ich etwas dagegen haben; ob du aber unserer Schwägerin willkommen bist, die ebenfalls erscheinen will, das ist eine andere Frage.“

„Wenn sie mich aber in ihrem Wagen mit hieher nimmt?“ sprach der Lieutenant mit großem Selbstgefühl.

„Dann habe ich durchaus nichts dagegen einzuwenden.“

„So werden wir also kommen,“ versetzte der Husaren-Offizier mit der Miene eines Siegers. — „Adieu denn! Auf Wiedersehen, Paul!“

Er hüpfte die Treppen hinab und blieb einen Augenblick unten an der Thür stehen, um nach dem gegenüber liegenden Hause zu blicken. Dort war das Fenster, wo er vorhin das hübsche Mädchen gesehen, schwach erleuchtet, die Töne eines Pianoforte drangen auf die Straße hinaus; man vernahm die Melodie des Liedes:

„Ach, wenn du wärst mein eigen,
Wie lieb sollst du mir sein!“ —

welche dem Offizier ein leichtes Lächeln entlockte.

„Wenn die da oben das mit Beziehung singt, so ist es nicht so übel, erklärlich auf alle Fälle, denn wir sind gewohnt, keinen Blick umsonst zu vergeben. Auch sind wir kein undankbares Gemüth, das soll die, hoffe ich, noch erfahren."

Mit diesen Worten sprang Herr von Marlott in den Fiaker, der auf ihn wartete, und fuhr in behaglicher, angenehmer Stimmung nach dem Hoftheater.

Sechszehntes Kapitel.

In der Garderobe der ersten Tänzerin.

An einem Theaterabend wie der heutige, wo Oper und Ballet zusammenwirkt, wo das ganze Personal beschäftigt ist, und wo von der ersten Sängerin an bis zur letzten Choristin und Figurantin jedes weibliche, dem Theater angehörige Wesen irgend ein fühlendes Herz unter dem Publikum weiß, das sich für seine Leistung oder auch nur für sein bloßes Erscheinen aufs lebhafteste interessirt — an einem solchen Abend hatte die Pförtnerin in der kleinen Nische an der engen, feuchten gewundenen Treppe alle Hände voll zu thun, was jedoch nur figürlich gesprochen ist, um Contrebande und Ueberlästige vom Eingang jener geheiligten Räume abzuhalten. Die Alte brauchte in Wahrheit aber nur ihre scharfen Augen und ihre flinke Zunge, höchstens einmal ihre rechte Hand, um ihre Kneifbrille fester auf die Nase zu drücken.

Sie hatte in der That außerordentlich viel zu thun, denn die, welche wider Fug und Recht die Bühne betreten wollten,

waren unermüdlich in sinnreichen Erfindungen, um sich einzuschwärzen. Aber alle scheiterten schmählich auf der Mitte der engen Treppe, und mancher, der mit selbstzufriedener, triumphirender Miene hier heraufstieg, schlich einen Augenblick später ganz demüthig die Treppe hinab — die Alte war eine Klippe, an welcher der kühnste Muth, die kälteste Entschlossenheit Schiffbruch litt.

„Ei siehe da, Herr Baier," konnte sie einem Choristen sagen, der mit drei bis vier Collegen, den Anfang einer Arie pfeifend, die Treppe hinanstieg. „Wen haben wir da? Habe nicht die Ehre, diesen Herrn zu kennen."

„Ein angehender Sänger, Frau Beil," versetzt der Chorist, indem er vorüber eilen will. Doch geht es dem angehenden Sänger nicht besser, als schon einigen Andern, die das gleiche Mannöver versucht.

Die Pförtnerin schüttelt mit einem boshaften Lächeln ihr Haupt und gibt zur Antwort: „Müssen was Schriftliches vom Chordirector haben, der angehende Sänger. Ah, Herr Baier," sagt sie achselzuckend und mit einem Tone der Geringschätzung. „Sie sollten doch so etwas bei mir nicht versuchen. Gehen Sie in Frieden," wendet sie sich an den Andern, der etwas verblüfft drein schaut, „und kommen Sie mir nicht wieder."

Herr Baier declamirt vielleicht etwas, wie: „Mit des Schicksals Mächten ist kein ew'ger Bund zu flechten!" und der angehende Sänger verschwindet schnell.

Glücklich, wer endlich oben angelangt ist, auf einem erhellten Vestibul, wo es schon behaglicher aussieht, wo viele Thüren sind, wo eine Menge Corridors einmünden, einige halb erhellt, andere ganz dunkel, sich unabsehbar weit in das

Haus hineinziehend, an ihrem Ende mit einer kleinen Lampe besetzt, die sich von hier wie ein Irrlicht ausnimmt.

Dieses Vestibul ist, wie man sagen könnte, das erste Vorzimmer der Bühne, die Thüren, die wir sehen, führen fast alle in die Garderobe der Herren, eine etwas größere auf einen Vorplatz, von dem man dann unmittelbar zu den Coulissen gelangt. Aus den Garderoben hören wir kräftige Stimmen Scala singen, solfeggiren und sich so zur nächsten Arie vorbereiten.

In dem Vestibul befinden sich einfache Holzbänke, auf denen Krieger des christlichen Heeres sitzen, deren fleischfarbene Tricots eine etwas sehr röthliche Nuance zeigen, auch verdächtige Falten werfen, und deren meistens pechschwarze Bärte mit Schnüren um ihre Ohren befestigt sind. Zuweilen sitzen diese Bärte etwas schief auf der Seite, was dem grell roth geschminkten Gesicht ein ziemlich komisches Ansehen gibt.

Hier herrscht die friedlichste Gemeinschaft, denn neben dem tapfern Kreuzfahrer, der die wuchtige Hellebarde zwischen den Knien mit beiden Fäusten hält und auf diese Fäuste sein Haupt stützt, gelegentlich vor sich auf die Erde spuckend, sitzt ein biederer Saracene mit unterschlagenem Arme, und beide unterhalten sich mit einer christlichen Jungfrau aus der Jetztzeit, die, eingehüllt in ein wollenes Umschlagtuch, einen Waschkorb am Arme hat und vor ihnen steht.

Aus den Garderoben kommt hier und da einer der Choristen oder auch wohl der Solosänger und schreitet durch das Vestibul auf die Bühne, Tänzerinnen in umfangreichen Röcken und mit schlanken Taillen, die sie so kokett und gewandt hin und her bewegen, daß man glauben könnte, sie hätten dort ein ganz besonderes, den übrigen Sterblichen nicht verliehe-

nes Gelenk, erscheinen unter einer anderen Thür und hüpfen auf die Bühne.

Folgen wir ihnen.

Im Vorplatz, der uns noch von der Bühne trennt, haben wir es, die Alte auf der gewundenen Treppe als Charybdis angenommen, noch mit einer Scylla zu thun, die sich uns in der Gestalt eines Portiers mit Bandelier, Degen und silberbeschlagenem Stocke präsentirt. Der Mann hier aber ist umgänglicher und drückt ein Auge, nach Befinden auch beide zu. Die hellen und dunkeln Gänge, von denen wir vorhin sprachen, führen zu den Sperrsitzen und zur ersten Galerie, und dort befinden sich schon ein paar Glückliche, die es wagen können, sich im Zwischenact auf der Bühne zu zeigen. Hier hilft ein gewisses ungezwungenes Benehmen, auch ein gewählter Anzug schon dazu, von dem Portier eingelassen zu werden. Junge Offiziere in glänzender Uniform huschen hier zuweilen verstohlen ein, auch wohl ältere Herren mit Stern und Ordensband, diese dem Mann im Bandelier herablassend, jene ihm vertraulich zunickend.

Wir sind nun auf der Bühne, da es aber mitten im Acte ist, so wollen wir es vermeiden, mit dem grimmigen Inspicienten, der, so lange der Portalvorhang in der Höhe ist, nicht den geringsten Spaß versteht, zusammen zu treffen, und beeilen uns deßhalb, bis zur achten Coulisse zurück zu gehen, wo sich die Helle, die vorn herrscht, in ein angenehmes Halbdunkel verwandelt hat. Vom Orchester herauf brausen die Musikklänge mächtig auf uns ein, die Stimmen der Sänger und Sängerinnen auf der Scene klingen uns erschreckend nah, und wir blicken schüchtern um uns, ob nicht

irgendwo eine Spalte offen ist, durch die wir das Publikum sehen und von diesem vielleicht wieder gesehen werden könnten.

Doch ist alles in bester Ordnung; von der ersten Coulisse bis zur vierten ist eine lebendige Mauer, hinter der wir ungesehen vorüberschlüpfen. Kreuzfahrer und Türken, Odalisken und gefangene Christinnen, lauter junges, gesprächiges Volk, das vor Begierde brennt, einen Blick ins Haus hinaus zu werfen, und immer ermahnt werden muß, nicht über den schwarzen Strich zu treten, der sich am Boden von Coulisse zu Coulisse hinzieht.

Diese Ermahnungen, jetzt in freundlichem, jetzt in ärgerlichem Tone gesprochen, gehen vom Regisseur aus, einem alten, würdigen Herrn mit einem warmen Paletot; er trägt den Hut etwas auf dem Hinterkopfe, sein Hals ist mit einem dicken Shawl umwickelt und seine Füße sind mit Filzschuhen bekleidet, der kalten Luft wegen, die aus dem Podium hervorkommt.

Weiter zurück hinter der fünften Coulisse sehen wir Christen und Christinnen, auf Rasenbänken und Felsstücken sitzend, die das hier alles schon zu lange mitgemacht haben, um noch einen Blick auf die Scene zu werfen, wenn sie nicht gerade in den nächsten Takten auftreten müssen.

Hier sitzen Madame Pauke und Madame Schelle; Beide befinden sich, nicht vorgerückten Alters halber, sondern als Opfer schreiender Ungerechtigkeit, im grauen unscheinbaren Gewande gefangener Christensclavinnen, während unreifes, nichtswissendes Volk, wie zum Beispiel die unproportionirte, dicke Semmelich als junge Türkin in sehr ausgeschnittenem knappem Mieder einherstolzirt.

Die Pauke und die Schelle strickt jede an einem wollenen Strumpfe, und die Eine sagt zur Anderen mit einem geringschätzenden Achselzucken: „Geht das nicht da herum, wie ein Pfau? Gott der Gerechte, das war früher doch anders, und wer nichts im Hintergrunde zu thun hatte, der blieb hübsch vorn, wo es hell ist.“

Beide nicken in innigster Uebereinstimmung mit den Köpfen und stricken fort, daß die Nadeln klappern.

Wir gehen gerade hier vorüber, geneigter Leser, und vernehmen mit einem Mal eine Stimme, die uns unwillkürlich zwingt, stehen zu bleiben. Es ist eine dünne und zitternde Stimme, die Stimme eines Bekannten aus früherer Zeit, und da wir so nahe sind, daß wir die Worte, welche jene Stimme spricht, verstehen können, so wissen wir auch, wer zusammengebückt dort auf den Stufen des großherrlichen Thrones sitzt.

„Ihr habt etwas gehört und wißt nicht, was!“ sagt die Stimme. „Leuchtkäfer gibt es allerdings in Australien, Kerls wie meine Hand so groß; aber das ist das wenigste. Ich bin einmal Nachts von Melbourne weggeritten — auf einem Reitkameel — es machte seine zwanzig Meilen in der Stunde.“

„Doch englische Meilen, will ich hoffen?“ fragte eine andere Stimme lachend.

„Was englische? — australische Meilen — zwei deutsche sind gleich einer australischen Meile. Es war finstere Nacht, als ich wegritt, und auf einmal komme ich auf eine weite Ebene, die taghell beleuchtet ist.“

„Von Leuchtkäfern, Schellinger?“

„Nein, von Leuchtbüffeln; jedes dieser merkwürdigen

Thiere hat auf dem Kopfe eine hörnerne Laterne von zwei Fuß Höhe und einer Leuchtkraft von zwanzig Gasflammen."

„Die sollte man aber der Ersparniß halber beim Theater anstellen, diese Leuchtbüffel."

„Würden sich mit den anderen nicht vertragen," entgegnete der Theaterschneider in seinem ruhigen, näselnden Tone. —

Gehen wir ruhig vorüber an dieser Gruppe, es sind meistens Zimmerleute, die den Erzählungen Schellinger's lauschen und die plötzlich aus einander stieben werden, so wie die Glocke zur Verwandlung ertönt. Dann steigt der Eine auf einem der großen Wagenzüge empor zum Theaterhimmel, dem Schnürboden, während der Andere unter das Podium zur Hölle hinabfährt.

Wie gesagt, schreiten wir vorüber, aber leise, drücken wir uns dort vorsichtig in den tiefen Schatten jener tropischen, kunstvoll gemalten Blätterverschlingung, über welche einzelne schlanke Kokospalmen emporragen, um so dem spähenden Blicke des Inspicienten zu entgehen, der selbst einen Habitus der Bühne während des Actes nicht duldet, der selbst jenem alten Herrn mit dem Stern auf der Brust und den jungen Offizieren, die zuweilen hier geduldet werden, keinen freundlichen Blick schenkt und ihnen vorkommenden Falles mit scharfer Stimme sagen wird: „Sie erlauben mir, zu bemerken, daß der Zwischenact vorüber ist."

Der Inspicient ist eine eigenthümliche Figur im Theater, originell in seinem ganzen Thun. Was kümmert ihn der Inspector und Verwalter, von den einzelnen Künstlern gar nicht zu reden! Was fragt er nach den Regisseuren, ja, selbst nach dem General-Intendanten, wenn er seinen Kommandostab, d. h. die kleine hellklingende Glocke, in der Hand hat? Für

ihn gibt es nur einen Willen, einen Befehl, ein Gesetzbuch — das Summarium — so heißt das Buch, welches er sich während mühevoller Proben angelegt und in dem er verzeichnet hat: wann, wo, wie und mit welchem Stichwort ein Jeder auftreten muß, wo es Tag sein soll oder Nacht, wo heitere Lüfte wehen oder dumpfer Donner grollt, wo Kerzenlicht oder Mondschein ist, wo der Blitz einschlägt oder der Hagel niederprasselt.

Zwischen der dritten und vierten Coulisse sehen wir ein kleines Stehpult; auf demselben liegt das erhabene Buch, von dem wir sprachen, so wie eine Klingel. Das alles ist Tabu — geheiligt, wie einzelne Indianerstämme von dem zu sagen pflegen, was ihr großer Häuptling berührt hat; es ist unverletzlich, unangreifbar, es wird von den unternehmendsten Charakteren des Künstlerstandes hier auf den Brettern mit Scheu betrachtet, niemand wird wagen, ein Blatt dieses Buches umzuwenden oder die kleine Klingel zu berühren. Ja, selbst die angehenden kleinen Mimen, welche mit der größten Fertigkeit gottlose, alles verhöhnende Straßenbuben spielen — kleine Schlingel, welche keinen Anstand nehmen, selbst die Posaunen der Priester der Isis und des Osiris als Spucknäpfe zu gebrauchen oder auf dem Divan des Großsultans oder dem Ruhebette der Valentine von Saint-Bris eine Balgerei zu veranstalten — selbst diese gehen schüchtern um das Pult des Inspicienten herum und betrachten das Wirken dieses gewaltigen Mannes aus der Ferne mit Ehrfurcht und Hochachtung.

Von der linken Seite der Bühne wird der wüthende Liebhaber, überzeugt von der Untreue der Geliebten, herausgelassen. Er dreht seinen Schnurrbart in die Höhe, er fährt

durch sein Haar, daß es sich emporsträubt, seine Blicke funkeln, er tritt mit dem rechten Fuße vor. — „Noch nicht," sagt ihm der Inspicient mit der größten Seelenruhe, indem er auf die Bühne horcht, wo der Nebenbuhler gerade noch beschäftigt ist, einen Brief zu lesen.

„Sie wissen, was Sie zu sagen haben?" flüstert der Beamte, indem er seine Brille fester auf die Nase drückt, und dann spricht er in näselndem Tone: „Ha, Verruchte, es ist noch nicht so spät, wie du gewähnt — du bist entlarvt, Heuchlerin! — So jetzt gehen Sie."

Der Liebhaber stürzt hinaus, nachdem er sich noch einmal geräuspert, vor das gespannte, erschreckte Publikum. „Ha, Verruchte!" knirscht er, und so weiter, während der Inspicient auf die andere Seite der Bühne eilt, um dort gegenwärtig zu sein, damit die treulose Geliebte, welche ihren Edgardo in den Garten treten sah, nicht den richtigen Moment verpaßt, um ihm mit verabscheuungswürdiger Heuchelei entgegenzufliegen.

„Laßt die Thür nicht so hastig hinter mir zufallen," sagt sie zu den Zimmerleuten, die dort stehen; „das wäre ein schöner Scandal, wenn mir meine Schleppe eingeklemmt würde, wie es gestern der Grippenberger geschehen. Seh' ich blaß genug aus, Franzel?" wendet sie sich an eine der Ankleiderinnen, welche hinter ihr steht und beschäftigt ist, die besprochene Schleppe in anmuthig bauschende Falten zu legen. „Ist mein Haar anständig derangirt?"

„Alles in Ordnung," versetzt das junge Mädchen, nachdem es einen prüfenden Blick auf die Künstlerin geworfen. „Ich will die rechte Locke noch mehr zerzausen." — „Ha, da ist er," murmelt die treulose Geliebte für sich, und ihr Busen wallt

in künstlicher Erregung, als wolle er über seine Ufer von weißem Atlas treten. „Doch Fassung, o mein Edgardo!"

Der Inspicient, der neben ihr steht, wiederholt diese Worte, aus dem Buche lesend, nochmals auf die eintönigste Weise von der Welt: „Ha, da ist er, doch Fassung, o mein Edgardo!"

„So — hinaus!"

Und so ist er überall gegenwärtig, jetzt an den Seitenthüren, dann im Hintergrunde, und gleich darauf wieder an einem offenen Fenster, um hier auch zuweilen mitspielend in den Gang der Handlung einzugreifen.

Sie steht z. B. am Fenster, ihn erwartend.

„Bst, bst!" Hört man draußen, — die Stimme des Geliebten? — O nein, es ist der Inspicient, der hier für ihn eintritt, während sich der Andere noch in der Garderobe seinen Schnurrbart kräuselt.

Es ist ein anderes Stück, eine andere Scene, ein kleines harmloses Lustspiel, wo er, da er den Weg durch die Thüre nicht wagen kann, sich genöthigt sieht, zum Fenster hinaus zu springen. Aber, o weh! Schon steht er zum Sprunge gerüstet da, auf einmal hört man das wuthentbrannte Bellen eines bösartigen Kettenhundes. — Eines wirklichen Kettenhundes? — Nein, es ist das Organ des Inspicienten, welcher auch hierin Unglaubliches leistet, denn wirkliche lebendige Thiere werden nur bei ganz besonderen Veranlassungen auf der Bühne geduldet.

Und so gehen seine Leistungen ins Unglaubliche: er begeht vier Handlungen nacheinander, die in der Wirklichkeit von vier besonderen Wesen ausgeführt werden müßten. — Morgengrauen — im einsamen Schloßhof, rechts im Kerkerthurm, durch eine Spalte der dicken vergitterten Mauern

schimmert das letzte Flackern eines ersterbenden Lichts, dumpf wie aus einer Tiefe von hundert Fuß vernimmt man Kettengeklirr — der Inspicient. Ein herzbrechender Seufzer folgt darauf — der Inspicient. Eine Uhr zeigt mit gellendem Schlage die vierte Morgenstunde an — der Inspicient. Um uns in die gehörige Frühsituation zu versetzen, hören wir in der Ferne einen Hahn krähen — der Inspicient kräht mit einer wahren Virtuosität. Es wird an das Burgthor gepocht, drei schwermuthsvolle dumpfe Schläge — der Inspicient hat es gethan. Dann klirrt die Kette abermals, und hierauf sagt eine Stimme hinter dem Burgthor: ‚O Gott, noch immer verschlossen!‘ — ebenfalls der Inspicient, denn der fromme Pilger, welcher seinen Herrn suchend, von Jerusalem herpilgerte, — das ist nämlich der mit Ketten klirrende und im Burgverließ Seufzende — kommt im ganzen Stück nicht mehr vor.

Und so stellt er nicht nur Thierstimmen und menschliche Leidenschaften aller Art vor, läßt nicht nur aus dem Boden oder aus schauerlichen Felshöhlen blitzen, wenn die Teufel über eine gefallene Menschenseele jubeln — nein, er schwingt sich auch hinauf in die reinen Lüfte, er läßt den Mund der Glocken ertönen, jetzt zu friedlichem Geläute, jetzt zu Brand und Kriegsnoth, er läßt regnen und Winde wehen, blitzen und donnern. Und was das Letztere anbelangt, so kann er sich nicht genug in Acht nehmen, daß die rohe Hand der Zimmerleute, denen er die Ausführung in der Höhe anvertrauen muß, nicht den Einschlag-Donner regiere, wenn es nur in weiter Ferne frühlingsartig murren und grollen soll. Und wie verfinstert sich seine Miene, wenn der Donner nicht auf sein Stichwort einfällt!

„Antworte, bei dem Gott, der da droben donnert,“ sagt der alte Thibaut, und das Publikum wird diese Worte schaudernd mitfühlen, wenn nun wirklich der Donner murrt. Aber vergebens lauscht der Inspicient, vergebens blickt er in die Höhe, die Lippen finster zusammengebissen, vergebens klopft er mit seinem Buche die magern Lenden — der Zimmermann droben, der eine Prise genommen und heftig genies't hat, kommt eine Minute zu spät. Die Jungfrau drunten benutzt ihre größere Pause zu einer ausdrucksvollen Pantomime und der alte Thibaut, dessen effectvolles Spiel durch die fehlende Mitwirkung des Donners abgeschwächt wird, murmelt leise, aber doch so laut in den Bart, daß es die allerchristlichste Majestät mit allerhöchstem Gefolge, so wie die Volksmassen von Rheims deutlich hören können: „Diese verfluchten Esel!“

Aber auch der Zimmermann entgeht seinem Schicksale nicht, mag er sich im Zwischenact noch so weit hinten befinden, um harmlos, als sei nie etwas geschehen, lange Drahtstifte gerade zu klopfen — der Inspicient wird ihn finden, er wird sich zu ihm hinab beugen und ihm mit verhaltener Wuth ins Ohr flüstern: „So, Knuber, du hast so vortrefflich gedonnert?“ worauf Knuber sich entschuldigend sagt: „Aber, Herr Inspicient, ich donnere doch sonst gerade nicht so schlecht.“

Daß ein Mann, der alle diese Macht hat, im Himmel, auf Erden, ja tief hinab, wo die Teufel und Kobolde hausen, der, wenn er einen Künstler oder eine Künstlerin veranlaßt, zu früh oder zu spät heraus zu treten, den Effect einer ganzen Rolle stört, der das Publikum bei der wirksamsten Scene zum Lachen bringen kann, wenn z. B. der ruchlose Bösewicht sein Opfer erlauernd, schaudernd aufbrüllt: Ha, Mitternacht!

aber die Uhr hartnäckig schweigen läßt — daß ein Mann, dessen Gewalt in die höchsten Sphären hinaufreicht, der durch ein zu frühes oder zu spätes Anfangen der Ouverture sogar einen feierlichen Empfang Allerhöchster Personen zu schmälern im Stande wäre, daß ein solcher Mann gefürchtet ist, daß ihn alle Mitwirkenden um sein Wohlwollen ersuchen, ist leicht begreiflich. Aber in diesem Punct ergeht es ihm, wie man es von den Leibkutschern des Czaren erzählt, welche so oft sie die Staatscarosse erkletterten, zu hohem Rang emporstiegen. Unten auf der Erde ganz gewöhnliche Stallbedienstete, hatten sie, so erzählt die Sage, beim ersten Tritt auf das Rad Lieutenantsrang, gingen dann vom Capitain zum Major über, um sich auf dem breiten Sitze mit dem Charakter als Oberst nieder zu lassen.

So ist der Inspicient außer Dienst einfach der Herr Bärenbläser, ein gemüthlicher harmloser Mann, der seinen Schoppen Bier dort trinkt, wo ihn auch die gewöhnliche Menschheit genießt, und der erst gerade dann, wie der russische Leibkutscher, zur Macht emporsteigt, wenn er die Theatertreppe hinaufgeht. Die Pförtnerin grüßt ihn noch ziemlich mürrisch, der Portier aber schon respectvoller, die Zimmerleute reißen ihre Mützen herunter, wenn er an ihnen vorbeigeht, und ist er erst an seinem kleinen Stehpulte angekommen, so ist er mit einem Male zu einem unerhörten Range emporgestiegen; denn er darf sich unterstehen, dem jugendlichen König von Frankreich, Ludwig XIV., zu sagen, ohne dabei nur an seine Sammtmütze zu rühren: Sie haben es, wie mir scheint, vergessen, daß Sie aus dem Hintergrunde zur Mittelthüre hereinkommen. — Unerhört!

Und doch gibt es Orte auf dem Theater, denen sich

selbst der barsche Inspicient milde und freundlich nähert, die abgezogene Sammtmütze in der Hand, wo er bescheiden anklopft und auf freundliches Herein! nicht nur demüthig an der Thüre stehen bleibt, sondern ganz ehrerbietig fragt: „Erlauben Sie, daß man das Zeichen zum Anfang geben kann?“

Das Gemach, zu welchem der Inspicient also herein spricht, ist ein kleines, aber elegantes Zimmer. Das Ameublement besteht aus einem großen Spiegel, der in angemessener Breite von der Decke bis zum Fußboden reicht, und welchen, so wie das ganze Gemach, Gasflammen, auf bronzenen Armleuchtern brennend, taghell erleuchten. In der Ecke stehen ein paar zierliche Fauteuils, hie und da einige Sessel und auf einem Tischchen neben der Thüre liegen nach Umständen ein bis sechs kolossale Blumenbouquets. Auf dem Boden in der Nähe des Fensters befindet sich ein zierlich geflochtener großer Korb mit blauer Seide ausgeschlagen, die Decke desselben ist halb zurückgeworfen und läßt uns ein duftendes Durcheinander gewahren von Battist, Mousseline, Spitzen und Bändern.

Neben dem Spiegel lehnt ein älterer Herr in schwarzem Frack und einen Stern auf der linken Seite und lies't in einem Papier, welches ihm der Theaterdiener übergeben, der nun draußen vor der Thür auf die Befehle des Intendanten und Theaterchefs wartet. Auf einem der Fauteuils sitzt der Lieutenant von Marlott in einer Haltung, wie jemand, der sich hier sehr zu Hause fühlt. Er hat das rechte über das linke Bein geschlagen und dehnt sich in der Erinnerung, in die ihn das gute Diner, von welchem er eben kommt, versetzt zu haben scheint, behaglich aus, wobei er ein kleines aber

äußerst zierliches Blumenbouquet mit der rechten Hand hoch emporhebt.

Von diesem Gemache führt eine halb offen stehende Thüre in ein Nebenzimmer — die Garderobe der ersten Tänzerin. Zuweilen hört man von dort her ein von weiblichen Stimmen leise gesprochenes Wort, auch dann und wann einen eigenthümlich schleifenden Ton, so wie das Rauschen von Seide oder das Krachen eines atlassenen Gewandes.

„Schönste Cousine,“ sagt der Offizier, wobei er sich über den Fauteuil zur Seite beugt, um einen Blick in das Nebenzimmer werfen zu können, was ihm aber nicht gelingt, „es ist wahrhaftig nicht meine Schuld, daß ich den ersten Act versäumt habe. Sie wissen wie vortrefflich die Diners bei unserm guten Paul sind, aber auch wie langsam servirt wird, was allerdings seine guten Seiten hat, und als wir endlich fertig waren, kamen Erzählungen aufs Tapet, dabei war denn Herr von Scherra wieder unerschöpflich wie immer, wenn er auf Neapel zu sprechen kommt. — Aber zum zweiten Acte bin ich auf meinem Platze, und das ist doch die Hauptsache. Nicht wahr, Baron?“

Diese Frage galt dem Intendanten, welcher sein Papier zusammenfaltete, nachdem er mit Bleistift einige Worte darauf geschrieben.

„Was nennen Sie die Hauptsache?“ entgegnete dieser lächelnd, „daß Sie auf Ihrem Platze sind? Oder wollen Sie sagen, der zweite Act sei die Hauptsache der Oper?“

„Ich kann Sie versichern, Baron,“ versetzte der junge Offizier, „daß Sie wahrhaftig der Einzige sind, der an meiner Redeweise immer etwas auszusetzen hat. Ich bin über-

zeugt," fuhr er mit lauter Stimme fort, „meine schöne Cousine hat mich verstanden — nicht wahr?"

„Nein," hörte man im Nebenzimmer eine klangvolle Stimme.

„Nicht? — Beim Himmel, es ist doch sehr einfach, daß ich sagen wollte, der zweite Act mit Ihrer großen Scene sei die Hauptsache."

„Aber dieser zweite Act wird bald beginnen und es wäre schade, wenn Sie eine Note davon verlören," klang es aus dem Nebenzimmer zurück.

„Wir scheinen heute nicht gut gelaunt zu sein," sagte Arthur mit leiser Stimme, wobei er lächelnd auf den Intendanten blickte. Dann fuhr er in seinem gewöhnlichen Tone fort: „Ich verstehe vollkommen, schöne Rosa, und würde dieser verblümten Aufforderung gemäß augenblicklich das Zimmer verlassen, wenn ich nicht außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister Höchstdero Frau Schwester wäre."

Dies Wort schien magisch zu wirken, denn es rauschte im Nebenzimmer stärker und einen Augenblick später trat die Tänzerin in ihren kleinen Salon. Sie sah blendend schön und reizend aus; das Atlasjäckchen ihres türkischen Costumes, mit unzähligen Knöpfen besetzt, von silberfarbener Seide und rosa Verzierungen, so einfach, wie geschmackvoll, zeigte wahrhaft blendend ihren vollen und doch so schlanken Oberkörper. Sie trug eng anliegende, unten weite Aermel, unter denen der runde Arm zwischen einer Unmasse von Spitzen hervortrat. An den Handgelenken hatte sie ächt türkische Armbänder, und die Broche vor ihrer Brust bestand aus einem jener herzförmig geschnittenen mit arabischen Schriftzügen bedeckten Edelsteine, die als Amulet im Orient sehr hoch geschätzt wer-

den. Ihr Kleid war lang und reichte fast bis an die Knöchel, doch so, daß der feine Fuß in seiner ganzen Form sichtbar blieb.

Der junge Offizier war emporgesprungen und rief mit einem ungekünstelten Erstaunen: „Bei Gott, Rosa, Sie sind wunderbar schön!“

Ein leichtes, fast schmerzliches Lächeln fuhr über die edeln und ernsten Züge der Tänzerin, als sie zur Antwort gab: „Sie wissen, wie wenig Werth ich auf ein solches Wort lege; am allerwenigsten von Ihnen, der das so häufig gebraucht. — Guten Abend, Herr Baron,“ sagte sie zu dem Intendanten, während sie ihm ihre kleine Hand reichte. „Und nun,“ sprach sie rasch zu Herrn von Marlott, „was wünscht meine Schwester?“

Jeden Andern hätte die auffallend kalte Art, mit der die Künstlerin den jungen Mann behandelte, etwas aus der Fassung gebracht. Bei Arthur war dies aber durchaus nicht der Fall. Er lächelte außerordentlich selbstgefällig, schlug seine Sporen klirrend zusammen und präsentirte sein Bouquet, nachdem er vorher mit demselben auf der Brust salutirt hatte, wobei er sagte: „Zuerst erlaube ich mir, als außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister mein Creditiv zu überreichen.“

„Schickt es mir Françoise?“ fragte die Tänzerin, indem sie die Blumen aus der Hand des jungen Mannes nahm und gegen ihr Gesicht erhob.

„Bei Gott, nein,“ gab dieser zur Antwort, „unsere theuere Gräfin schien mir heute Abend nicht in der Laune zu sein, Blumen, die doch gewöhnlich ein Sinnbild der Freude sind, durch ihren Gesandten überreichen zu lassen. Das Bouquet kommt von Ihrem ganz gehorsamen Diener.“

„Und meine Schwester?" fragte Rosa, nachdem sie das Bouquet mit einer leichten Handbewegung auf den kleinen Tisch hatte fallen lassen. „Was sollen Sie mir von Françoise sagen?"

„Parbleu, schöne Cousine," sprach der Offizier erstaunt, „Sie haben sich heute Abend schon so sehr in Ihre Rolle hineingelebt — ganz Favoritsultanin, ganz unbeschränkte Herrscherin. Es sind seltene Blumen, die ich Ihnen gebracht, Veilchen, die Sie so sehr lieben, und die in der jetzigen Jahreszeit nicht leicht zu bekommen sind — doch beuge ich mich vor Eurer Hoheit," setzte er lachend hinzu, indem er sich tief verneigte und seine Arme über der Brust kreuzte. „Ich denke, auf Regen folgt Sonnenschein.

„Und nun?" fragte Rosa ungeduldig, während ein eigenthümlicher Blitz aus ihren Augen fuhr.

„Die Frau Gräfin Françoise," sprach Arthur mit komischem Ernste, „wünschen Fräulein Rosa heute Abend nach dem Theater bei sich zum Thee zu besitzen. Es wird niemand da sein, als der unterthänige Sklave, der vor Ihnen steht, wenn Sie demselben nämlich ein ganz kleines Plätzchen in Ihrem Wagen gönnen wollen."

„Ich bin nach dem Theater müde und will keine Toilette machen."

„Wozu das auch, schöne Cousine?"

„Wenn Fremde da sind."

„Gehöre ich denn zu den Fremden?"

Die Tänzerin preßte einen Augenblick ihre Lippen auf einander und unter ihren herabgesenkten langen Wimpern sah man ihre Augen aufleuchten, dann sagte sie: „Zuweilen — ja. Und so heute Abend."

„Sehen Sie, Baron," wandte sich der Offizier lachend an den Intendanten, „so geht es uns armen jungen Leuten. Will man still und ordentlich sein, will man seine Stunden angenehm und behaglich im Familienkreise zubringen, so wird man verstoßen! — Mein Schicksal komme über Ihr Haupt, Grausame," fuhr er nach einer Pause in komischem Pathos fort; „so muß ich denn sehen, wo ich heute Abend bleibe."

Die Augenbrauen des jungen Mädchens hatten sich finster zusammengezogen und sie ließ ihm widerstrebend ihre Hand, die er ergriff, um sie langsam und feierlich an seine Lippen zu führen, und dann seinen krausen blonden Bart bedächtig darauf zu drücken.

Sie zuckte leicht zusammen, um gleich darauf ihre Finger rasch wegzuziehen. „Possen!" sagte sie finster, und trat dann rasch zu dem Intendanten hin, der ihr das Papier überreichte, auf das er vorhin einige Worte geschrieben.

„Wir müssen das Repertoir ändern," sagte er, nachdem sie gelesen, „und wenn Sie so freundlich sein wollten, die Woche noch zwei Mal zu tanzen, so würden Sie mir einen rechten Gefallen erzeigen.

Die Tänzerin schaute, ohne eine Antwort zu geben, über das Papier hinweg, denn sie bemerkte, wie die Thüre auf dem Corridor langsam geöffnet wurde und sich draußen eine ärmlich gekleidete Frauensperson zeigte, die aber die Thüre rasch wieder zudrückte, als sie im Zimmer die glänzende Dame und die beiden Herren erblickte. Rosa trat rasch einen Schritt vor, doch erschien im nächsten Augenblick der Theaterdiener mit einem Brief in der Hand.

„Es wurde mir dies," sagte der Mann schüchtern, „für eine der Ankleiderinnen, Jungfer Rosa gegeben, ich wußte in

der Garderobe keine dieses Namens." Er sah fragend den Intendanten an, welcher mit den Achseln zuckte.

„Es ist für mein Mädchen," sprach die Tänzerin in so bestimmtem Tone, daß ihr der Theaterdiener mit einer Verbeugung das Billet augenblicklich übergab. Rosa nahm es in sichtbarer Bewegung, welche aber den beiden Herren entging, da sich Arthur in diesem Augenblick dem Intendanten näherte, um ihn zu fragen, wo er nach dem Theater seinen Abend zubringen würde, während das junge Mädchen rasch in ihre Garderobe ging, dort das Papier hastig aufriß, und seinen Inhalt, der in wenigen Linien bestand, überflog, wobei sich ihre Züge sichtlich erheiterten. Dann sagte sie leise zu ihrer Kammerfrau: „Nimm diesen Brief so in die Hand, daß man ihn draußen sieht, als hättest du ihn selbst gelesen, und sage dem Theaterdiener es sei recht, du würdest morgen kommen."

Die Kammerfrau that, wie ihr befohlen, und als sie im nächsten Augenblick wieder zurückkehrte und das Papier ihrer Herrin wieder gab, trat diese in den kleinen Salon hinaus, sich mit einer Bitte um Entschuldigung an den Intendanten wendend.

„Verzeihen Sie mir, Herr Baron," sagte sie mit ihrer gewinnenden Stimme, „ich habe mir überlegt, was ich Ihnen übermorgen im Zwischenakte tanzen könnte. Was meinen Sie zu einer Madrilena? Es braucht ja nicht lang zu sein, dann könnten wir Freitag, wenn es Ihnen so gefällt, die Satanella haben."

„Ich bin entzückt über Ihre Bereitwilligkeit," versetzte erfreut der Intendant. „Sie helfen mir aus einer wahren Verlegenheit. Zählen Sie bei Gegendiensten ganz auf mich."

„Ja, ja," warf Arthur dazwischen, „gefällig ist sie wohl für alle Welt, nur nicht für mich, sagt jener arme Page, der von der Königin noch nicht zum Thee eingeladen wurde. Nun, wie schon bemerkt, schöne Cousine, Sie haben mich auf dem Gewissen."

„Also ich ändere so das Repertoir?" fragte der Intendant.

„Gewiß, ich stehe mit größtem Vergnügen zu Diensten."

„Nun denn bis nach dem nächsten Akte. Ich werde Ihnen nachher von oben herab ein sehr freundliches Wort mitzutheilen haben."

Der Intendant reichte seiner ersten Tänzerin die Hand, und verließ das Zimmer.

Der junge Offizier hatte sich ebenfalls der Thüre genähert. Dort legte er die rechte Hand auf den Drücker des Schlosses und sagte in nachlässigem Tone: „Schöne Sultanin, werden Sie mein Bouquet dort auf dem Tische liegen lassen, oder wird es Ihre Kammerfrau, die Rosa heißt, ohne viel Umstände in einen Ihrer Körbe packen?"

„Und dann?" fragte die Tänzerin mit einem scharfen Tone, wobei sie unmuthig den Kopf empor warf.

„Dann wäre es schade für meine schönen Veilchen, und ich wüßte eine bessere Verwendung dafür."

Ihre Brust wurde durch einen tiefen Athemzug geschwellt, dann hob sie ihre Oberlippe etwas spöttisch empor, während sich ihre Wimpern so tief herabsenkten, daß man kaum noch etwas vom Glanze ihres dunkeln Auges sah, als sie sagte: „Dort auf dem Tische liegen die Blumen, ich habe sie nicht verlangt."

Herr von Marlott zuckte leicht mit den Achseln, doch wandte er sich um und schritt langsam dem Tischchen zu, auf

dem das Veilchenbouquet lag. — „Gut,“ meinte er lächelnd, „es ist wenigstens ein Glück, daß es noch dankbare Gemüther in der Welt gibt, und nicht schwer zu finden.“

Die Tänzerin schaute seinen Bewegungen zu, wie er sich langsam dem Tische näherte, und wie er die Hand hob, um die Blumen zu ergreifen, und während dessen that sie einen tiefen Athemzug um den andern; man hätte den Atlaß ihres türkischen Leibchens können krachen hören. Sie öffnete ihre Augen weit und wieder leuchtete ein heller Blitz in denselben, ein eigenthümliches Feuer, etwas wild Leidenschaftliches. Dabei hatte sie ihren Mund wie unter einem leichten Lächeln geöffnet, so daß man ihre weißen Zähne sah, aber es war kein angenehmes Lächeln, es war etwas Starres, Gezwungenes darin, man hätte erwarten können, diese feinen Lippen würden sich im nächsten Augenblicke zu einem heftigen Worte öffnen oder sich stumm und finster verschließen.

„Halt!“ rief sie plötzlich, ehe noch seine Finger das Bouquet berührt hatten, „es ist einmal da, es gehört mein, und ich allein habe das Recht, es zu verschenken, wenn ich will.“

Als sie so in heftigem Tone gesprochen, blickte sie vor sich nieder auf den Boden.

Der junge Offizier zeigte trotz seines gewöhnlichen Gleichmuthes in diesem Augenblicke doch eine Miene des Erstaunens, fast des Aergers, doch machte er eine so tiefe Verbeugung, daß die Ironie derselben unverkennbar war, und schritt wieder der Thüre zu, während er vor sich hin murmelte: „Es sind wohl noch Veilchen zu finden.“

Sie wandte langsam den Kopf nach ihm hin und ihr Auge hatte gänzlich den harten Ausdruck von vorhin verloren; es blickte weich und milde, obgleich im Gegensatze zu

diesem Blick ihre rechte Hand die Schärpe ergriffen hatte, welche um ihre Hüften herabhing, und sie heftig zerknitterte.

„Arthur,“ sagte sie mit leiser Stimme, „da Sie heute Abend so folgsam sind —“

„Das bin ich Ihnen gegenüber leider viel zu viel,“ entgegnete er lachend.

„So will ich Sie nach dem Theater mit zu meiner Schwester nehmen, wenn —“

„Ich nichts Interessanteres vorhabe,“ fiel er ihr mit seinem gewöhnlichen Leichtsinn in die Rede.

Sie warf mit einer trotzigen Miene den Kopf in die Höhe und sagte, als hätte sie seine Bemerkung vollkommen überhört: „Wenn Sie nach der Vorstellung unten auf mich warten wollen; hieher dürfen Sie heute nicht mehr kommen.“

„So sei es, hohe Sultanin,“ erwiderte er, indem er rasch und vergnügt vor sie hintrat, „Ihr Sklave wird da unten warten — diesen Handkuß zum Pfande, daß ich dich wiedersehe, sagt Schiller in der Schweizer-Familie.“

Er hüpfte davon, und als sich die Thüre hinter ihm geschlossen, blickte sie ihm einige Sekunden nach, wobei ihr Auge einen heißen, leidenschaftlichen Ausdruck annahm. Sie drückte ihre Linke auf die Brust, dann aber wehrte sie mit beiden Händen wie etwas Schreckliches von sich ab und rief: „Nie, nie! Es wäre das unerträglich!“

Siebzehntes Kapitel.

Vor der Oper.

Während in der Garderobe der ersten Tänzerin im Zwischenakt der Oper das vorging, was wir so eben zu schildern versucht, hatte sich auch die Bühne draußen, sobald nach dem ersten Akte der Portalvorhang gefallen war, mit all den Leuten gefüllt, welche bisher ruhig oder auch leise plaudernd zwischen den Coulissen gestanden. Die Zimmerleute stellten das Theater für den nächsten Akt, der Hintergrund des großherrlichen Palastes rutschte herab; es stellte eine offene Halle dar, durch welche hinaus von weiter rückwärts man in reizende Gärten schaute, wo die Theater-Zimmerleute einen Springbrunnen festschraubten, welcher bald darauf einen wirklichen Strahl in die Höhe senden sollte. Schwarze Sklaven trugen dicke Polster herbei, welche zum Thronsitz des großen Sultans zusammengelegt wurden. Seine Pagen, seine Waffen- und Pfeifenträger, sein Janitscharen-Aga, die wilden Mameluken und sonstigen kriegerischen Horden mit Schwert und Spieß, ausgesucht schöne Leute in

reichen glänzenden Costumes, die Köpfe mit dichten, trotzigen Bärten verziert, wurden vom Statisten-Anführer, der auch Schlachtenlenker genannt wird, neben und hinter dem Throne gruppirt, und dieser, ein zartes, hustendes Männlein, zeigte den wilden Kriegerhorden, welche kecke und herausfordernde Haltung sie anzunehmen hätten, um gewaltig imponirend und schützend den Sultan zu umgeben, mit ihren kriegerischen Leibern eine lebendige Mauer in Waffen bildend. Dabei nahm es sich komisch aus, wenn der kleine Mann zuweilen einen riesenhaften Spieß ergriff, um einem der himmellangen Janitscharen zu zeigen, wie man ihn wirkungsvoll halten müsse, oder wenn er einem derben Mameluken den Kopf in die Höhe hob, damit er grimmig und herausfordernd ausschaue.

Der Tänzerinnen leicht geschürztes Corps flutete von allen Seiten durch die nun aufgestellten Galerien, Thorbogen und Palmengruppen herein, und dem Balletmeister gelang es nur mit Mühe, sich einen kleinen Platz auf der Bühne zu erobern, um etwas, was in der letzten Probe nicht besonders gut gegangen war, nochmals durchzumachen. Natürlich befahl er jetzt mit heller Stimme, und wenn er zum Takte des Tanzes zuweilen seinen Stock aufstieß, so geschah dies mit der größten Discretion, denn von dem Treiben auf der Bühne war das zahlreich versammelte Publikum draußen ja nur durch den dünnen Leinwandvorhang getrennt.

Der Regisseur in seinen Filzschuhen, im warmen Paletot, stand mitten in diesem bunten, schillernden, verwirrenden Leben, hier Beifall nickend, dort einen Tadel aussprechend und die unzählig an ihn gerichteten Fragen nicht immer mit großem Gleichmuth beantwortend. Es ist aber auch keine Kleinigkeit, noch im letzten Augenblicke vor der Schlacht neue

Verhaltungsbefehle zu geben, diesem zu sagen, wie er seine Waffen tragen soll, jenen daran zu erinnern, daß er seinen Helm verkehrt aufgesetzt, einem dritten einen Verweis zu geben, der seinen Bart schief aufgeklebt, und einem vierten aufs strengste zu befehlen, das Rückenstück des Harnisches an seinen gehörigen Platz zu bringen, statt es auf den Bauch geschnallt zu tragen.

Intendant und Capellmeister gehen auch unter den Gruppen umher, und während der erstere als Ober-General, der mit der Haltung seiner Truppen wohl zufrieden ist, seiner Primadonna und dem ersten Tenor etwas Schmeichelhaftes sagt, sich dann theilnehmend nach den Wünschen einer jungen Sängerin erkundigt, die ihm schüchtern in den Weg tritt, dabei im Vorübergehen einer kleinen vielversprechenden Tänzerin freundlich zuwinkt, eilt der Capellmeister bald hierhin, bald dorthin, spendet hier ein: „Vortrefflich gegangen!“ dort ein: „Ganz gut, ganz gut!“ warnt den Chor vor dem Ensemble Nummer vier im nächsten Akt als einer gefährlichen Klippe, wo man sich sehr zusammen nehmen muß, um nicht schmählich zu scheitern, und tritt schließlich zur ersten Sängerin, indem er ihr versichert, daß sie so frisch bei Stimme sei, wie nie, daß sie im ersten Akt außerordentlich gut gesungen habe, daß es im zweiten aber noch brillanter gehen werde und daß sie am Schlusse alles unbedingt mit sich fortreißen müsse. „Gewiß, meine liebe Frau,“ sagt er, „morgen eine wunderbare Vorstellung — heute, wollt' ich sagen, sehr gut, sehr gut! Man findet nirgends eine solche Oper, wie bei uns. Sehr gut, sehr gut! Können wir anfangen, Herr Bärenstecher?“ wendet er sich an den Inspicienten.

Doch schüttelt dieser würdige Beamte mit dem Kopfe,

zieht seine Uhr hervor und sagt: „Der Zwischenakt wird wohl noch zehn Minuten dauern, da mehrere vom Chor noch nicht umgezogen sind und der Benzenberger in der Garderobe noch mit Schminken beschäftigt gewesen."

„Erlauben Sie," sprach eine tiefe Baßstimme hinter den Beiden, „Benzenberger läßt nie auf sich warten. Da bin ich und stelle immer meinen Mann."

Der Inspicient greift wie zur Entschuldigung leicht an seine Mütze, und der Capellmeister, der sich rasch herumwendet, sagt zu dem Herrn Benzenberger: „Nicht wahr, mein lieber Herr Bärenstecher —"

„Benzenberger, Herr Capellmeister," meint der Künstler mit der Baßstimme.

„Ja wohl, gleichviel, Herr Benzenberger, thun Sie mir nur den Gefallen, in dem Ensemble Nummer zwei — Sie wissen wohl: Ha! wer wagt es, so vor meinem Blicke zu erscheinen? um Gottes willen nicht so zu eilen, damit der Chor nachkommen kann."

„Gewiß, Herr Capellmeister, ich werde das, trotz der Wuth, welche die Situation bedingt, gelassen und majestätisch singen; nicht nur jeder Zoll ein König, wie der selige Lear, sondern jede Linie ein Kalife."

„So ist es recht," versetzt der Capellmeister, indem er darauf im Dunkel eines Palmenwaldes verschwindet, der zur Damengarderobe führt.

Herr Benzenberger, Kalif Soliman, Gott weiß der wievielste, steht mitten auf der Bühne, eine riesenhafte Gestalt, namentlich jetzt, wo er angethan ist mit den weiten faltigen türkischen Gewändern und dem lang herabwallenden Mantel. Sein Costume zeigt in den Farben eine große Neigung für bren-

nendes Roth und tiefes Gelb, bespickt ist er mit so vielen Waffen, wie möglich; sein Gürtel beherbergt ein paar Dolche von verschiedenen Formen, einen Yatagan mit silberner Scheibe, den er von einem Freunde zu dieser Rolle zu entlehnen pflegt, und ein paar große Pistolen, deren gekrümmte Hälse mit Silber beschlagen sind. Außerdem schaukelt an seiner Linken ein mit falschen Steinen besetzter Damascener, auf dessen Griff er gelegentlich die Hand stützt, weniger des Stützpunktes wegen, als um vor dem Publikum seine zahlreichen Brillantringe in gehörigem Lichte erscheinen zu lassen.

Auf die Pistolenhälse hat der Regisseur lächelnd mit dem Zeigefinger getippt und gesagt: „Lieber Herr Benzenberger, das ist eigentlich ein Anachronismus, denn zur Zeit der Kreuzfahrer war das Pulver noch nicht erfunden."

„Pah," erwidert der Kalif Soliman mit finsterem Stirnrunzeln, „Sie wissen auch wohl nicht so genau, wann das Pulver erfunden worden ist! Ich habe viel darüber gelesen; die arabischen Fürsten kannten die Kraft des Pulvers schon lange vorher, ehe die Abendländer noch eine Ahnung davon hatten."

„Aber Kuchenreuter mit Steinschlössern waren damals doch wohl noch nicht Mode," erwidert der Regisseur, worauf er sich achselzuckend entfernt.

Dieses Achselzucken wollte andeuten, daß man nach Umständen einem ersten Sänger schon etwas zu gut halten müsse.

Herr Benzenberger legt zur Abwechslung seine linke Hand auf die Läufe der fraglichen Pistole, hebt den Kopf hoch, drückt die Brust und intonirt in der ersten Octave C E G C und rückwärts G E C, worauf er bis zum dreigestrichenen G abwärts geht. Dabei stand er majestätisch auf der Bühne,

in seinem leuchtenden Costume anzusehen, wie jener Nordlandskönig im blut'gen Nordlichtschein.

Doch brach er plötzlich diesen Ton ab, indem er ziemlich deutlich ausrief: „Bomben und Granaten, wie kann man vergeßlich sein! Ich wollte ja mit Fräulein Rosa die große Scene geschwind durchmachen. — Ist unsere liebenswürdige Tänzerin fertig?“ fragte er den Inspicienten.

Dieser nickte mit dem Kopfe.

„So werde ich sie her bitten müssen,“ sagt der große Kalife mit so lauter Stimme, daß es das ganze Balletchor hören mußte, indem er überzeugt ist, daß sogleich ein halbes Dutzend kleiner Tänzerinnen in die Garderobe stürzen würden, um Fräulein Rosa von den Wünschen des Herrn Benzenberger in Kenntniß zu setzen, was denn auch seiner Berechnung nach augenblicklich geschieht.

„Ha, und wo ist denn der junge Debutant, Herr Bander?“ rief er nun, sich auch an diesen erinnernd, mit einem Mal aus, wobei er sich rings umschaute.

Wo Herr Bander war, — sein Freund, der Chorist, Herr Richter wußte es wohl, und man sah diesen nach dem Rufe des Kalifen augenblicklich zwischen den Palmenwäldern verschwinden.

Gegenüber dem Vorzimmer der ersten Tänzerin gelangte man mittels eines kleinen Ganges auf die Bühne, und wenn man sich am Ende dieses Ganges zwischen die Coulissenwagen drückte, so konnte man, ohne selbst gesehen zu werden, bei geöffneter Thür in jenes Vorzimmer blicken.

Da stand Sidi-ben-Aben-Hamet, Herr Bander, freilich mit seiner Notenrolle in der Hand, die er aber keines Blickes würdigte, sondern er starrte in das kleine Zimmer, wo der

junge Offizier soeben von der schönen Tänzerin Abschied genommen hatte. Bander hatte wohl bemerkt, wie jener die zierlichen Finger an seine Lippen drückte, und ihm war auch der lange Blick nicht entgangen, welchen Rosa dem Davoneilenden nachsandte. O, was hätte er für den tausendsten Theil eines solchen Blickes gegeben! Welche Opfer hätte er gebracht, um der Angebeteten, der Heißgeliebten die Fingerspitzen küssen zu dürfen! — Ja, heiße Liebe, Anbetung für die schöne Tänzerin, das waren die Gefühle, welche sein Herz durchströmten, das waren die unsichtbaren Mächte, welche ihn, einen jungen Mann voll Phantasie und Talent, auf die Bühne getrieben. Den Freunden hatte er wohl gesagt, eine unüberwindliche Neigung zum Theater bewege ihn hierzu — mochte er sich doch selbst den andern und wahren Grund nur in stillen Augenblicken gestehen. Ja, er liebte dieses stolze, strenge, unnahbare Mädchen, er liebte sie mit aller Kraft seiner jugendlichen Seele, und wohl um so mehr, je größer die Kluft war, die ihn von ihr trennte. So viele Proben er auch schon in ihrer Nähe mitgemacht, hatte er doch noch nie die Veranlassung finden können, ein Wort mit ihr zu reden, sie anzusprechen, wie es andere Unbefangene seiner Collegen thaten; dazu hatte er nicht den Muth, auch mochte er ihr nicht eine ganz gewöhnliche Bemerkung machen, eine alltägliche Frage stellen, und wenn er sich dagegen, wie er häufig gethan, fest vorgenommen hatte, den Versuch zu wagen, mit ihr in ein Gespräch zu kommen, so konnte er doch das rechte Wort nicht finden, wenn er in ihrer Nähe war. Da blickte sie so stolz, so vornehm und doch wieder so unbefangen über ihre ganze Umgebung, für ein freundliches Wort, für ein Compliment wohl mit einem Lächeln dankend, aber mit

einem Lächeln, das wieder jede weitere Bemerkung von selbst abschnitt.

Und trotzdem, daß, je häufiger er in ihre Nähe kam, um so schmerzlicher das tiefe Weh einer hoffnungslosen Liebe mit nicht zu beschreibenden Qualen in seinem Herzen wühlte, konnte er es doch nicht lassen, immer gerade da zu sein, wo Rosa auftrat oder abging.

Da stand er mit starren, brennenden Blicken in der Coulisse, die richtige hatte er sich bei der Probe genau gemerkt, und wußte sich so aufzustellen, daß der schönen Tänzerin gerade so viel Platz blieb, um bei ihm vorüber zu kommen, wobei es denn nicht anders möglich war, als daß er von ihrem Kleide gestreift wurde, ja, daß zuweilen ihr heißer, süßer Athem sein Gesicht berührte. — Einmal — o des unaussprechlichen Glückes — eilte Rosa nach einem langen, anstrengenden Tanze von der Bühne ab; sie war athemlos, erschöpft und blieb einen Augenblick mit halb geschlossenen Augen in der Coulisse stehen, wobei ihre Hand einen Gegenstand suchte, um sich fest zu halten; da hatte sie dieselbe auf seinen Arm gestützt, da hatte sie ihm lächelnd gesagt: „Erlauben Sie einen Augenblick, es hat mich furchtbar angestrengt!“ und da fühlte er ein paar Sekunden durch sein dünnes Gewand hindurch den heißen Druck ihrer zierlichen Finger.

Diese Glut immer fort fühlend, war er darauf wie mit einem eroberten Schatze in den dunkelsten Winkel der Bühne gegangen, hatte scheu um sich geblickt und dann innig seine Lippen auf die Stelle des Gewandes gedrückt, wo soeben ihre Hand geruht. Ja, er hatte sich das ärmliche baumwollene Kleid unter einem Vorwande von dem Garderobe-Ver-

walter für einige Tage geliehen, um eine kurze glückliche Zeit hindurch etwas in seiner Wohnung, in seiner Nähe zu haben, was von dem geliebten Mädchen berührt — geheiligt worden war.

Den jungen Offizier, der so eben von ihr fortging, der ihre Hand küssen durfte, dem sie mit einem langen Blicke nachgeschaut, kannte er wohl; er hatte ihn ja schon oft und mit allen Qualen rasender Eifersucht in ihrer Nähe gesehen, hatte sich nach ihm erkundigt und zu einigem Trost erfahren, daß derselbe ein Verwandter der Tänzerin sei, ein ziemlich unbedeutender, fader junger Mensch, dessen Unterhaltung ihr, dem gebildeten, geistreichen Mädchen — dafür war sie bekannt, unmöglich genügen konnte. Hatte er doch auch sonst seinem Leben nachgespäht und von diesem und jenem Verhältnisse erfahren, das er ziemlich offenkundig betrieben, von dem auch Rosa wissen mußte, und das nicht dazu gemacht war, bei ihr, dem als streng bekannten Mädchen, Sympathieen für den jungen, leichtsinnigen Offizier zu erwecken.

Aber der Blick, mit dem sie ihm nachgeschaut? Hatte sein von Eifersucht geschärftes Auge nicht gesehen oder wenigstens zu sehen geglaubt, wie sich der Ausdruck ihres Gesichtes verändert, wie sie sich vorn übergebeugt, nach ihm hinstrebend, als wolle sie ihn, der, ein lustiges Lied auf den Lippen, davontänzelte, zurückrufen, noch für einige Augenblicke in ihrer Nähe behalten? Hatten sich nicht ihre Lippen geöffnet und ihre Brust gehoben, von einem langen und tiefen Athemzuge geschwellt?

Er biß die Zähne in seine Lippen, denn es drückte ihm krampfhaft das Herz zusammen; doch gleich darauf lös'te er gewaltsam die Kette glühender, entsetzlicher Gedanken, die

seine Seele zu umschlingen drohten, und zwang sie, anderen, freundlicheren und versöhnlicheren Bildern Platz zu machen. War das, was er von eigenthümlichen Blicken an dem geliebten Mädchen bemerkt, nicht wieder ein Spiel seiner lebhaften Phantasie gewesen? Hatte sie nicht dem jungen Offizier nachgeschaut, wie man gewöhnlich jemand nachblickt, der sich entfernt, und lag nicht viel eher ein Ausdruck der Langenweile auf ihrem Gesichte, als der Spannung? Gewiß, es mußte so sein, denn er, Bander, hatte schon so viel von der Unterhaltungskunst des Offiziers gelegentlich erfahren, um zu wissen, daß dieselbe für sie nicht genügen konnte.

Eine bekannte Stimme störte ihn in seinen Betrachtungen.

„He, Sidi-ben-Aben-Hamet!“ rief der Chorist Richter, nachdem er vorsichtig um die Waldcoulisse herumgeschaut, hinter welcher Bander stand. „So, da steckst du, während der edle Kalif seine Nasenlöcher gewaltig aufbläht und nach dir, einem seiner niedrigsten Sklaven lebhaft verlangt? Komm aus deinem Lugwinkel heraus auf die Bühne. Herr Benzenberger wünscht, so viel ich gemerkt habe, in aller Geschwindigkeit mit dir noch eine kleine Vorprobe zu halten, was dir im Grunde gar nicht schaden kann.“

Der junge Sänger fühlte, wie sein Herz in diesem Augenblicke rascher schlug. Die Thür zu der bewußten Garderobe wurde nämlich in diesem Augenblicke geöffnet und Rosa trat heraus, die kleinen, jüngeren und älteren Colleginnen des Ballets, welche sich dort versammelt hatten, freundlich begrüßend. Dann schritt sie mit erhobenem Haupt auf die Bühne.

Der gewaltige Kalif trat ihr rasch ein paar Schritte entgegen und neigte sich tief vor ihr, indem er sagte: „Der

große Sultan beugt sich demüthig vor seiner Sklavin. Sie sehen das Morgenland zu Ihren Füßen, wie Sie vom Abendlande längst gewohnt sind."

„Das wollten Sie mir sagen?" fragte die Tänzerin lächelnd; „deßhalb ließen Sie mich aus der Garderobe rufen?"

Der Kalif trat einen Schritt zurück, legte die Hand mit den vielen Ringen wieder auf den Griff seines Säbels und sprach in tiefstem Tone: „Beim Propheten, ohne wichtigeren Grund, als um ein schon oft gehörtes Compliment bei Ihnen vorzubringen, würde ich es wahrhaftig nicht gewagt haben, die Ruhe Ihres Boudoirs zu stören. Mahomed sei mein Zeuge, gewiß nicht! — Hier handelt es sich aber darum, schönste aller Rosen, unsere große Scene in aller Geschwindigkeit noch einmal durchzuprobiren." Er trat einen Schritt näher und fuhr in vertraulichem Tone fort: „Es ist mir wegen Sidi-ben-Aben-Hamet, des jungen Debutanten, eines sehr gebildeten, anständigen Menschen von guter Familie. Bis jetzt ist er nur das Zwielicht während der Proben gewohnt, und wenn nun mit einem Mal die Helle der Gasflammen auf ihn einwirkt, während obendrein vor seinen Augen — Sultan Soliman neigte sich abermals tief vor seiner Sklavin — plötzlich eine solche Sonne aufsteigt, da könnte ihm schwindlig werden und er unsere ganze große Scene verderben. Wir haben noch ein paar Minuten, nicht wahr, Herr Bärenstecher?"

„Leider, leider," gab der Inspicient mürrisch zur Antwort, „das türkische Costume zwingt uns zu unerträglich langen Zwischenakten."

„Recht gern," sagte die Tänzerin und fragte dann freundlich: „Wo ist denn Ihr Sidi-ben-Aben-Hamet?"

Der Kalif Benzenberger setzte den rechten Fuß vor den linken, dehnte seine gewaltige Brust aus und indem er mit majestätischem Blicke um sich schaute, machte er mit der rechten Hand jene horizontale Bewegung, welche im Morgenlande zu den guten alten Zeiten ein pantomimischer Befehl zum Kopfabschlagen war. Hier aber bezweckte sie, den jungen Debutanten herbeizurufen, der denn sogleich in der Gestalt unseres Freundes Karl Bander mit einer Verbeugung gegen die Tänzerin vortrat.

„Ah, wir haben uns schon öfters gesehen," sagte diese mit ihrer gewinnenden, so sehr zu Herzen gehenden Stimme. „Sie werden heute in einer Solopartie debutiren?"

„Ich habe nur wenige Takte zu singen," gab Sidi-ben-Aben-Hamet zur Antwort, und so fest er sich auch vorgenommen hatte, ihr frei ins Auge zu schauen, so konnte er doch diesen hellen und glänzenden Blick nicht lange ertragen, und indem er sich an den Bassisten wandte, sagte er: „So klein meine Rolle ist, so schwer erscheint sie mir, weßhalb ich für eine Probe sehr dankbar wäre."

„Nun denn," sprach Rosa. — „Herr Capellmeister," rief sie diesem zu, „geben Sie das Tempo an, wir wollen die dritte Scene probiren, ich bin hinter dem Vorhang und warte, bis Herr —"

„Herr Bander," sagte der Sultan.

„Bis Herr Bander gesungen hat: zu melden dem Kalifen; dann fällt die Musik in der Ferne rauschend ein, die beiden Schwarzen öffnen den Vorhang und ich trete auf. Wenn es also gefällig ist, meine Herren, so machen wir das geschwind." — Sie wandte sich auf ihre graziöse Art um

und trat mit so leichten, elastischen Schritten hinter den Vorhang, daß ihr alle voll Bewunderung nachschauten.

Bander fühlte seine Kehle so zusammen geschnürt, daß er sich nur durch ein leichtes Husten etwas Luft verschaffen zu können glaubte.

„Pah, mein guter Kerl," flüsterte ihm Richter zu, „laß dich das nicht so sehr angreifen, nimm dein Herz in beide Hände und singe deinen Part halb so gut wie heute Morgen, so werden wir Ehre mit dir einlegen."

„Hier sitze ich," sagte Herr Benzenberger, nachdem er sich, von zwei Schwarzen unterstützt, würdevoll auf seine schwellenden Polster niedergelassen.

„Wünschest du, daß die Ulemas mit herauskommen?" fragte der Chorist Richter und winkte schon ein paar der Collegen, die auch bereitwillig aus der Couliſſe herantraten.

„Es kann nicht schaden," meinte der Kalif, „wenn wir die Situation so richtig wie möglich machen. Also — —"

„Tudum — dudumdum," sang der Capellmeister, worauf er taktirte: „Eins — zwei — drei —"

Bei vier fiel Soliman ein und intonirte: „Man lasse sie, man lasse sie — vor uns erscheinen!"

Herr Richter mit dem langen hageren Choristen waren so freundlich, die jetzt folgende einleitende Musik mit halber Stimme zu murmeln, während welcher der Chor der Ulemas mit über der Brust gekreuzten Armen langsam und demüthig vorging. Sidi-ben-Aben-Hamet schritt voraus.

Der Kalif hatte den rechten Arm in die Seite gestemmt und ließ unter der buschigen Braue hervor sein Auge blitzen und funkeln, so viel es nur immer möglich war.

„Der Mufti uns befohlen hat,“ sang Herr Bander mit halber Stimme, doch brachte er die Töne ziemlich ordentlich hervor — „zu melden dem Kalifen —“

Dieser richtet sich mit zornigem Ausdruck in die Höhe, doch sagt er dabei mit freundlicher Miene: „Jetzt sechs Takte der Janitscharen-Musik hinter der Scene, dann kommt Fatime und Ihr ‚Allah‘ mit dem Ausdruck des Schreckens. Also — eins — zwei — drei — vier — fünf —“

Der Vorhang hinten wurde aus einander gerissen und die Sklavin erscheint, jetzt nicht mehr die Tänzerin Rosa mit dem ruhigen Gesichtsausdruck, nein, ihr Auge flammte, ihre leicht geöffneten Lippen zeigten ihre zusammen gebissenen weißen Zähne, und in der blitzschnellen Bewegung, mit der sie plötzlich zwischen dem Kalifen und dem zurückprallenden Chor der Ulemas stand, lag etwas erschreckend Ueberraschendes, etwas unheimlich Schlangenartiges.

„Allah!“ klang es im Tone tiefen Entsetzens aus der Brust Sidi-ben-Aben-Hamets, ein Allah, aus dem man deutlich heraushörte: wir sind verloren!

„Bravo, bravo, junger Freund!“ sagte Herr Benzenberger kopfnickend; „Sie haben das ganz gut gemacht, müssen aber Fräulein Rosa zum Dank die Hand küssen, denn sie mit dem schrecklich schönen Ausdruck ihres Gesichts hat Ihnen Ihr Allah als wahren Schreckensruf ausgepreßt. Wunderbar,“ wandte er sich an die Tänzerin, „Ihr Blick schüchtert sogar mich, den blutdürstigen Kalifen, ein.“

„Das soll ja auch sein,“ sprach die Tänzerin, jetzt wieder mild lächelnd, „denn da ich als Stumme keine Worte zu meiner Vertheidigung habe, so muß ich meinen Blick zu Hülfe nehmen.“

„Und eine mächtige Hülfe, bei Gott!“ versetzte Sultan Soliman mit einem affectirten Seufzer, „beim Propheten, Sie thun es jedem an, der in Ihre Nähe kommt. Ha, mit welcher Lust werde ich diese verfluchten Kerls, diese Ulemas, hängen und spießen lassen! Doch da kommt Herr Bärenstecher, die Sache kann angehen. So nimm, Gerechtigkeit, denn deinen Lauf.“

„Platz auf der Bühne!“ ruft der Inspicient mit leiser, aber eindringlicher Stimme. Und wie fortgeweht von einem Zauberstabe verschwindet alles nach rechts und links in Gebüsche und Palmenwälder. Die Bühne, so eben noch angefüllt mit dem buntesten Getreibe, liegt nun mit einem Mal öde und leer; statt des schimmernden, glänzenden Lebens, das hier eben noch geherrscht, sehen wir nun eine einsame Halle, zu der auf beiden Seiten Palmen hereinnicken, im Mondschein da liegen, und das einzige Geräusch, das wir vor der Hand hören, ist das Plätschern des Springbrunnens, der sein Wasser in die Höhe wirft.

Achtzehntes Kapitel.

Sidi=ben=Aben=Hamet's dunkle Stunde.

Vor dem Portal=Vorhange drunten setzt der Souffleur seine Brille auf, nachdem er sie vorher sorgfältig abgewischt; das erste Zeichen mit der Klingel ertönt, alle vom Publikum, welche während des Zwischenaktes aufgestanden waren, lassen sich ziemlich geräuschvoll auf ihre Sitze nieder; dann hören wir das zweite Zeichen, und nachdem der Capellmeister einen Augenblick seine rechte Hand mit dem Taktirstocke, wie Aufmerksamkeit fordernd, ausgestreckt, sinkt Hand und Stock nieder und die einleitende Musik zum zweiten Akt fängt mit einem Pizzicato der Streich=Instrumente an, das Saitenspiel zu einer Serenade darstellend, welche gleich darauf in den mondbeglänzten Hallen der Kalifenburg ertönen wird.

Herr Bander hatte seinen gewöhnlichen Platz hinter den Coulissen eingenommen, das heißt so nahe als möglich bei ihr, und da er nachher mit der Tänzerin zu gleicher Zeit aufzutreten hatte, so war es durchaus nicht auffallend, wenn

er sich heute unmittelbar in ihrer Nähe hielt. Wie gern hätte er sie angesprochen, und seine Blicke hingen unausgesetzt an ihrer schlanken Gestalt, um, wenn sie zufällig einmal umschaute, es durch ein rasches Vortreten möglich zu machen, ihre Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, und darauf hin ein paar Worte wagen zu können.

Jetzt hatte der Kalif draußen eine große Scene, an deren Schluß er gerade abtrat, wo die Tänzerin und Sidi-ben-Aben-Hamet standen. Kaum hinter den Coulissen angekommen, legte er seinen kaiserlichen Anstand und seine großherrliche Miene ab, um zu seiner reizenden Collegin zu sagen: „Wenn man in einer Scene vor Ihnen auftritt, so ist das undankbare Publikum noch undankbarer, als gewöhnlich; ich finde es aber auch begreiflich, daß sich alsdann keine Hand rührt. Sie sparen das für was Besseres auf."

„Sie sind undankbarer, als das Publikum," gab Rosa lächelnd zur Antwort. „Das nennen Sie keine Hand rühren? Hören Sie doch! Wir armen Tänzerinnen sind für Ausnahmefälle mit dem Beifall vollkommen zufrieden, den Ihr für gewöhnlich dahinnehmt."

„O schöne Heuchlerin! — Doch Scherz bei Seite!" fuhr er nach einer Pause fort, „ich sage auch nur zu Ihnen so etwas, einer Dame, von der ich weiß, wie wenig ihr an dem rauschenden Beifall von da unten gelegen ist; aber kalt sind sie schon, die da draußen. Es ist gut, wenn sie sich bei Ihrem Anblick etwas erwärmen. Ah, edler Sidi," wandte er sich an Herrn Bander, der sich schüchtern am Ende der Coulisse hielt. „Sie thun recht daran, sich hier in dieser gefährlichen Nähe zu halten; man muß sich an alles gewöhnen, damit ein armes Herz, das doch vergebens schmach-

tet, von dem süßen Gift aus diesen Augen nicht zerstört wird."

„Sie sind wahrhaft unverbesserlich," sagte die Tänzerin, indem sie lächelnd sich umblickte, und während der Kalif nach den oben gesprochenen Worten stolz und mit majestätischem Stirnrunzeln durch die zurückweichenden Reihen der Gartenwachen, Janitscharen, Ulemas und Verschnittenen aller Art dahinschritt, sagte sie zu Herrn Bander: „Sie werden finden, es ist hier eine ganz eigenthümliche Sprache, die man sich, um sie zu verstehen, zuerst ins Genießbare übersetzen muß."

Dies war der Augenblick, wo Sidi-ben-Aben-Hamet es wagen konnte, vorzutreten.

„Und dies ist sehr begreiflich, mein Fräulein," sagte er, „herrschen doch hier dieselben Gefühle und Leidenschaften, wie in der anderen Welt, nur zuweilen vielleicht etwas schärfer ausgeprägt, und deßhalb ist die Sprache hier auch wohl bilderreicher — phantastischer, wenn auch diese Phantasie nicht immer am rechten Orte angewandt wird."

Sie blickte ihn erstaunt an, und ein leichtes Wohlwollen überflog ihr Gesicht. Sie war es so wenig gewohnt, aus den Kreisen, denen auch Herr Bander angehörte, ein außergewöhnliches Wort in so ruhigem, ja, edlem Tone aussprechen zu hören, daß sie sich nicht enthalten konnte, den jungen Mann aufmerksam zu betrachten und das Gespräch fortzusetzen, indem sie sagte: „Ich möchte Ihnen widersprechen, daß hier dieselben Gefühle und Leidenschaften, wie in der andern Welt herrschen; hier tauchen welche auf, von denen man jenseits dieser Mauern gar keinen Begriff hat."

„Andere Leidenschaften wohl nicht," gab Herr Bander in ruhigem Tone zur Antwort, „aber, wie ich mir vorhin

erlaubte zu bemerken, Leidenschaften leidenschaftlicher aufgefaßt und wiedergegeben."

„Ein Unterschied, der mir nicht ganz klar ist."

„Den man sich vielleicht erklärlich machen kann, wenn man zugeben will, daß alles, was uns hier umgibt, so viel Schatten und so viel Licht, so viel Pracht und Herrlichkeit, welche von Musik, Talent und Schönheit getragen, in unmittelbarer Nähe auf ein empfängliches Gemüth gewaltig einwirkt und das Herz leidenschaftlicher fühlen läßt."

„Ein gefährliches Gefühl," erwiderte nachdenkend die Tänzerin, „wenn es hervorgerufen ist durch diese blendende, aber so falsche Theaterwelt. Denken Sie, nach einem so schillernden, brillanten Abendleben, wie Sie es eben geschildert, an die Nüchternheit des andern Morgens. Wir müßten uns ja alle wie Gespenster vorkommen, die beim ersten Hahnenschrei unsichtbar werden, wenn wir ja nur etwas von der Welt auf diesen Brettern für die wahre Welt halten wollten."

„Ich gebe zu, daß beim Licht des Tages manches abgebleicht, fahl erscheinen würde, das heute Abend schimmernd und frisch vor uns steht. Aber," setzte er mit einem flammenden Blicke auf das schöne Mädchen hinzu, „ist denn hier alles Schein und Trug, gibt es hier nicht auch ein Leben, das sich im natürlichen Kleide ohne Flitter und Gold, ohne Schminke viel herrlicher zeigt, wenn es all den falschen Glanz abgestreift hat? Verzeihen Sie mir, mein Fräulein, Sie haben dort vor Ihrer Brust eine einzige, ächte, eben erst aufgeblühte Rosenknospe, die sich schüchtern versteckt zwischen den golddurchwirkten Bändern. Würde sie sich weniger schön ausnehmen, wenn sie morgen früh an einem einfachen weißen Kleide sichtbar wäre?"

„Wenn auch ein klein wenig Wahrheit in Ihren Worten liegt,“ versetzte Rosa, die anfing, sich für den Sprecher zu interessiren, „so gehen Sie doch von einem falschen Fundamente aus, und was Sie als Regel geltend machen wollen, sind allenfalls spärliche Ausnahmen.“

„Ja, Ausnahmen sind es,“ rief er enthusiastisch aus. „Bei Gott, darin haben Sie Recht! Und hier bei diesem Theater vielleicht nicht einmal Ausnahmen, sondern nur Eine Ausnahme — Sie, mein Fräulein!“

Rosa hatte den Arm auf ein hervorstehendes Palmblatt gelegt und den Kopf unendlich anmuthig an denselben zurückgelehnt. Dann sagte sie lächelnd in freundlichem Tone: „Ich wäre wahrhaftig geneigt gewesen, Sie den ersten Worten nach auch für eine Ausnahme von der hiesigen Regel zu halten, aber nun fallen auch Sie auf einmal in den alten bekannten Ton zurück. Das müssen Sie vermeiden, wenn wir künftig zusammen plaudern sollen.“

In seinem Auge flammte es auf, er richtete sich empor und indem er die Hand auf sein Herz legte, gab er zur Antwort: „Ich bin vom Stamme der Ulemas, mein Fräulein, denen etwas prophetische Gabe zugeschrieben wird. Wenn ich nur gewußt hätte, daß Sie mir auf meine, wenngleich wahre, doch etwas triviale Bemerkung die Antwort geben würden, ja, wenn ich diese Antwort heiß gewünscht hätte —“

„Und was würden Sie dadurch gewinnen?“ fragte die Tänzerin nicht ohne Theilnahme in Blick und Stimme.

„Die entfernte, mich beglückende Hoffnung, vielleicht später noch einmal mit Ihnen reden zu dürfen,“ sagte der Ulema, indem er sich verneigte, leise, aber doch verständlich.

In diesem Augenblicke segelte Herr Bärenstecher um die

Ecke des Palmenwaldes herum, sein Buch in der Hand und sprach mit seiner näselnden Stimme: „Ihre Scene wird sogleich kommen, Fräulein Rosa. — Sie, Herr Vander, kommen zwischen der dritten und vierten Coulisse heraus, die Anderen sind schon auf ihren Posten. Sie thäten auch gut daran, junger Mann," setzte er murmelnd hinzu, „sich nicht all zu sehr zu zerstreuen. Gott der Gerechte, wie ist die Welt geworden! Wenn man früher zum ersten Mal auftrat, so wartete man zitternd vor Aufregung hinter der Coulisse, bis seine Scene kam, ließ die Nase nicht aus dem Notenblatt. Es wäre einem solchen Dilettanten gar nicht eingefallen, seine Zeit mit der ersten Tänzerin zu verplaudern."

Rosa hörte von diesen Worten nichts mehr; sie war mit einer freundlichen Neigung des Kopfes nach dem Hintergrunde gegangen. Bei Herrn Vander aber riefen sie eine peinliche Stimmung hervor; er war durch das unverhofft gekommene Glück, mit dem angebeteten Mädchen reden zu dürfen, so völlig der Wirklichkeit entrückt worden, daß er, wie aus einem süßen Traume auf barsche Art wach gerüttelt, nun sehr unsanft auf den Boden der Wirklichkeit zurückfiel. Ihn überfiel ein leichtes Frösteln, denn im ersten Augenblicke wußte er so wenig mehr von seiner Rolle, daß er sich kaum noch erinnerte, es gebe überhaupt einen Sidi-ben-Aben-Hamet auf der Welt.

„Nun, alter Ulema," rief Herr Richter lachend unter einem Palmenblatt hervor, „sind wir zum Dienst der Musen gerichtet, nachdem wir vorher mit der gefährlichsten Sklavin des Großherrn Worte gewechselt? Guter Knabe, nimm dich in Acht. Wenn es kalte, herzlose Sirenen gibt, die den Sinn bethören und das Herz ermatten lassen, so ist es diese, trotz-

dem sie nicht mit der Stimme wirkt, sondern nur mit ihren gefährlichen Augen und ihrem unvergleichlichen Körper."

Bander wandte sich unmuthig ab. Diese Worte aus dem Munde des leichtfertigen Collegen verletzten ihn. Wie durfte es jemand wagen, so von ihr zu sprechen? Jede derartige Bemerkung erschien ihm eine Entweihung, und wenn er sich sagen mußte, daß vielleicht die Mehrzahl der Tausende, die ihrem Auftreten mit Spannung entgegen sahen, etwas Aehnliches denken würden, so ballte er seine Hände zusammen und haßte die schaulustige rohe Menge.

Doch weg mit diesen Gedanken! Er zog seine Rolle aus den Falten des Gewandes und überschaute sie noch einmal flüchtig. Sonderbar, sein Herz schlug heftig und den Athem mußte er fast mit Gewalt in die Brust ziehen.

„Sie müssen sich an die Spitze des Chores stellen," sagte Herr Bärenstecher, „wir haben von dem Augenblick an, wo die Janitscharenmusik einfällt, noch vierundzwanzig Takte. Geben Sie Acht, junger Mann, es handelt sich um Ihre Zukunft, doch seien Sie nicht verzagt," setzte der gutmüthige Beamte hinzu, „gestern in der Probe und vorhin ist es ganz gut gegangen. — Also vierundzwanzig Takte! Zählen Sie ein bischen mit, Richter!"

„Das versteht sich von selbst," gab dieser zur Antwort, „und beim zwanzigsten Takte werde ich ihm einen Pfuff appliciren. Dann gehst du los, machst vier große Schritte gegen Herrn Benzenberger und sperrst den Schnabel auf."

Wenn Du, geneigter Leser, auf der Bühne einen Anfänger herauskommen siehst, der zu melden hat: Gnädiger Herr, so eben wurde dieser Brief für Sie abgegeben, so begreifst Du nicht, wie es möglich ist, daß dieser Anfänger bei

der so unbedeutenden Sache sich so linkisch benehmen kann, und daß er statt mit einem decidirten Schritte aufzutreten, nur hereintrippelt, und statt mit ruhiger Miene laut und deutlich zu sprechen, zuerst nach Luft schnappt, wie ein Fisch auf trockenem Sand, und dann vielleicht sagen wird: Gnädiger Brief, dieser Herr da draußen, oder etwas mehr oder minder Gelungenes. Du würdest das natürlicher Weise besser machen. So lies't man wenigstens aus manchem Achselzucken und manchem mitleidigen Lächeln aus der Masse der Zuschauer. Glaube mir aber, geneigter Leser, es ist für Manchen ein furchtbarer Augenblick, so zum ersten Male vor die gewissen Lampen treten zu müssen, die in der Wirklichkeit in einer schönen geraden Linie am Proscenium flammen, für den aber, welcher sie in diesem entscheidenden Augenblicke sieht, ganz besondere Schlangenlinien beschreiben und mit einer erschreckenden Lebhaftigkeit auf und ab zu hüpfen scheinen, hinter sich das Publikum beleuchtend, Kopf an Kopf, wogende, murmelnde Massen, ein wild bewegtes Meer, das so gerne geneigt ist, ein neues Opfer zu verschlingen.

Für Herrn Bander war dieser furchtbare Augenblick gekommen, und als er dicht an der Scene, an der Couliße stehend, hinausschaute, kam ihm alles so ganz anders vor als auf der Probe oder als noch vor wenigen Augenblicken. Jedes der alten bekannten Gesichter von den Sängern und vom Chor schien einen andern Ausdruck angenommen zu haben, hatte etwas Fremdartiges, schien mit starren Augen nach der Couliße zu blicken, wo er stand, und sich mit dem Vorgefühl zu beschäftigen, es müsse sich im nächsten Augenblicke etwas Schreckliches begeben.

„Eins, zwei, drei, vier!“ zählte Herr Richter.

Selbst der Kalif, der bis jetzt in finsterem Gleichmuthe dem Tanze der Odaliskenschaar zugeschaut, schien einen bangen Blick auf Herrn Vander zu werfen — so kam es diesem wenigstens vor — und fuhr mit der Hand über die Stirne, als fühle er sie auffallend heiß werden.

„Fünf, sechs, sieben, acht!“ zählte der pünktliche College weiter, und das Herz Sidi-ben-Aben-Hamet's, welches den Takt der lebhaften Musik in halben Noten begleitet hatte, schlug auf einmal Viertel und ging, während jener fortfuhr: neun, zehn, elf, zwölf zu zählen in hastigen Achteltakt über.

Wenn nur die Janitscharenmusik hinter der Scene nicht gar so toll gelärmt hätte! So aber übertönte sie förmlich die Musik des Orchesters und ließ ihn kaum die Tonart unterscheiden, in welche er im nächsten Augenblicke einsetzen mußte.

Von der Stirne des Debutanten rieselte der Schweiß herab und verlor sich tropfenweise in dem dicken schwarzen Barte, den man um sein Kinn und seine Wangen geklebt, das fühlte er wohl, und trotz der großen Aufregung, welche sein ganzes Nervensystem erschütterte, stieg auf einmal ein Gefühl in ihm auf, als ob dieser falsche Bart sich loslösen müsse und von ihm herabfallen, so wie er vor Soliman stände.

Dieser schreckliche Gedanke raubte ihm fast den letzten Rest seiner Sinne, und es war noch ein Glück für ihn, daß er seinen treuen Richter hinter sich hatte — zwanzig! zählte dieser nun, und darauf fühlte Vander den angekündigten leichten Puff, der ihn vorwärts schob.

„Hinaus, hinaus!“ flüsterten die Ulemas, und er sprang von einem tausend Fuß hohen Thurme in ein wild brausendes, an Klippen schäumendes Meer hinab. So war das

Gefühl, mit welchem er nach vier schlecht ausgeführten Schritten vor den grimmig blickenden Kalif Soliman trat.

Im Schauspiel, kann man schon eine Pause riskiren, man kann, ehe man eine Anrede herausbringt, wohl einen Augenblick stumm dastehen. Ist der, mit welchem man zu thun hat, ein routinirter Schauspieler und dabei ein wohlwollender Mensch, so wird er uns durch eine Pantomime unterstützen, durch eine Handbewegung, welche zum Beispiel so viel sagt als: Sprich mein Sohn! Ja er kann noch mehr thun, er kann für uns sprechen: ich verstehe deine Miene, ich lese aus den verzerrten Zügen deines bleichen Gesichtes, daß die Feinde vor den Thoren sind.

Bei einer Oper aber, wo der Takt der Musik unerbittlich fortschreitet, ist kein Anhalten, kein Verweilen möglich; die Violinen klingen, die Hörner schmettern, der Contrebaß brummt, das tobt und rauscht durch einander, und es ist das gerade, als triebest du auf wild bewegtem Strome einem Wassersturze zu, der dich in der nächsten Sekunde mit hinabreißen muß in seine unergründlichen Tiefen. Selbst der Capellmeister, der Mann, der mit sicherer Hand und hochgeschwungenem Taktirstock das Ganze regiert und leitet wie der Reiter ein wohldressirtes Pferd, muß geschehen lassen, was da geschieht, und wenn ihm selbst eben so gut wie dem Sänger da droben der helle Angstschweiß auf der Stirne perlt. — Es ist wie in der Schlacht:

„Die Pferde schnauben und setzen an,
Liege, wer will, mitten in der Bahn,
Sei es mein Bruder, mein leiblicher Sohn,
Zerriß' mir die Seele sein Jammerton,
Ueber seinen Leib hinweg muß ich jagen,
Kann ihn nicht sachte bei Seite tragen."

Und hinter dem Orchester sitzt das Publikum, und lacht und zischelt und reckt die Hälse und lies't den Zettel und richtet seine tausend gläsernen Augen gegen das Opfer, welches nun auf der Bühne erschienen ist. Das ist also der angehende Sänger? flüstert ein Nachbar dem andern zu, bleich genug sieht er aus. — Und schlecht angezogen ist er. — Wie er mit den Armen schlottert und mit gebogenen Knieen geht. — Da erleben wir etwas. — Ein schönes Oberhaupt der Ulemas; er hat furchtbare Angst, wie ein schlechter Soldat in der Schlacht — der hinter ihm ist, muß ihn ordentlich vorschieben. — Jetzt öffnet er den Mund.

„Der Mufti uns befohlen hat,“

hätte nun der unglückliche Sidi-ben-Aben-Hamet singen sollen, da er aber nur den Mund öffnete und keinen Ton hervorbrachte, so erbarmte sich der Chor der Ulemas seiner und sang Solo und Chorstimme alles durcheinander, doch richtig wie es geschrieben stand, und so wäre diese Scene auch ohne besondere Störung vor sich gegangen, wenn sich nicht der unglückliche Debutant etwas Weniges ermannt hätte, um so wie er den Vorhang im Hintergrunde sich bewegen sah, sein Allah! heraus zu schreien. Leider aber verfehlte er den Takt und irrte sich auch, wie man in der musikalischen Welt zu sagen pflegt, um eine dicke Schwingung in der Tonart.

Im Publikum wurde gelacht, und selbst ein zischender Ton drang zu den Ohren des unglücklichen Oberhauptes der Ulemas.

Da erschien Fatime, und das Publikum empfing seinen Liebling mit einem rasenden Applaus.

Hätte sich der Debutant, durch diesen Beifallssturm gedeckt, leise zwischen die Reihen der Ulemas zurückgezogen, so

wäre noch alles gut gegangen, doch konnte er es nicht ertragen, so vor ihren Augen gänzlich zu verunglücken, und was er im Sange gefehlt, hoffte er durch ein ausdrucksvolles Spiel wieder gut zu machen. Deßhalb als er sein Allah! hinaus schrie, trat er, so viel Schrecken und Entsetzen auf seinen Mienen zeigend, als ihm nur möglich war, mit dem linken Fuße einen so ungeheuren Schritt zurück, und trat seinen Freund Richter so furchtbar auf ein Hühnerauge, daß dieser, obgleich im Singchor an Selbstüberwindung gewöhnt, doch ein halblautes: Kreuzdonnerwetter! ertönen ließ und seinen schmerzenden Fuß so heftig zurückzog, daß er den armen Sidi-ben-Aben-Hamet nothwendiger Weise aus dem Gleichgewicht bringen mußte. Da dieses unglückliche Oberhaupt der Ulemas im selben Augenblicke aber auch schwunghaft mit seinem Oberkörper zurückwich, so verlor er das Uebergewicht und stürzte mit einer entsetzlichen Behendigkeit, den Kopf rückwärts voran, in die Tiefen der Ulemas, die für ihren Chef in diesem furchtbaren Augenblicke nicht das Geringste thun konnten. An ein Aufhalten dieser niederstürzenden Bombe war nicht im Geringsten zu denken, und erst als der unglückliche Debutant unter dem kränkenden Gelächter des Publikums zur Ruhe gekommen war, scharten sich die Ulemas dicht um ihn herum, und Herr Richter, so wie der lange hagere Chorist griffen lebhaft zu, um ihn vom Boden emporzuheben und mit so wenig Aufsehen wie möglich hinter die Coulissen zurück zu schleppen.

Es war noch ein Glück für ihn, so wie für die ganze Vorstellung, daß Rosa gerade auf der Bühne stand. Einen Augenblick zuckte etwas wie die Idee von einem Lächeln über ihr schönes Gesicht, nicht sowohl hervorgerufen durch den

Fall des jungen Mannes als durch den furchtbar verzerrten Gesichtsausdruck des Kalifen Soliman, welchen er zu zeigen genöthigt war, um ein lautes, für den großen Sultan sehr unanständiges Lächeln darunter zu verbergen.

Später sagte Herr Benzenberger zu dem unglücklichen Debutanten: „Und wenn Sie mein Bruder wären, so müßte ich Ihnen gestehen, daß ich nie etwas Komischeres sah, als das förmliche Rad, welches Sie rückwärts zwischen die Ulemas hinein schlugen."

Das Publikum benahm sich wie häufig bei solchen Fällen; ein großer Theil lachte, Wenige zischten, aber eine noch geringere Anzahl fühlte ein Mitleiden mit dem jungen Mann, dessen Laufbahn wenigstens vor der Hand durch diesen Fall jählings unterbrochen worden.

„Ich habe nie so was Hölzernes gesehen," sagte ein junger Lieutenant, der selbst aussah, wie ein bunt angemaltes Bleistift, und ein Anderer setzte hinzu: „Stürzt das Scheusal in die Wolfsschlucht!"

Damit war die Sache abgemacht, denn Fatime trat nun in ihrer entschiedenen Haltung vor das Publikum, und der halb lächelnde halb spöttische Ausdruck ihrer großen dunkeln Augen, mit dem sie während einiger Sekunden das ganze Haus überschaute, ließ in allen dessen Theilen die gewohnte Ruhe und gespannte Aufmerksamkeit wiederkehren.

Schon nach den ersten so eleganten, wie graziösen Bewegungen, die sie machte, war die Scene von vorhin vergessen, und das ganze Publikum wandte Augen und Gedanken seinem Lieblinge zu.

Die dunkle Stunde.

Zweiter Band.



Die

Dunkle Stunde

von

F. W. Hackländer.

Zweiter Band.

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1863.

Schnellpressendruck der J. G. Sprandel'schen Buchdruckerei in Stuttgart.

Inhalt.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Dreißigstes Kapitel.

Einunddreißigstes Kapitel.

Zweiunddreißigstes Kapitel.

Dreiunddreißigstes Kapitel.

Die dunkle Stunde.

Neunzehntes Kapitel.

Nach der Oper.

Als Herr Vander hinter der Scene wieder auf seine Füße zu stehen kam, befand er sich vor dem Inspicienten Herrn Bärenstecher, welcher gelassen den Deckel seiner Schnupftabaksdose zuklappte und mit einem viel wohlwollenderen Tone der Stimme, als man von ihm gewohnt war, sagte: „Das ist ein Mißgeschick, mein lieber junger Freund, welches Sie nicht zu schwer nehmen müssen. Wenn es Sie trösten kann, so will ich Ihnen von einer Anzahl unserer größten Künstler Beispiele von ähnlichen verunglückten Debuts erzählen. Das thut alles nichts, wenn man nur den wahren Funken in sich fühlt und eine unüberwindliche Lust zu diesen fürchterlichen Brettern. Ist die aber vielleicht bei Ihnen nicht besonders groß, so könnten Sie wohl auch nicht übel daran thun, diesen Vorfall als einen kleinen Fingerzeig zu benutzen. Gott der Gerechte! Sie sind jung und die Welt ist groß — Herr Löffler," unterbrach er sich selbst, indem er mit halber Stimme

einem Zimmermann zurief, „sagen Sie den Andern da hinten, daß man nicht den Platz in der achten Coulisse versperrt, da wird ja das ganze Balletchor hinausrasen.“

Bander dankte für die gut gemeinte Rede des Inspicienten und stammelte ein paar Worte der Entschuldigung gegen den Regisseur, der auf ihn zutrat.

Dieser zuckte mit den Achseln und sagte: „Es ist schlimm, wenn man zum Lachen Anlaß gegeben hat. Was das falsche Singen anbelangt, so würde ich mir daraus nichts machen, aber —! — Nun, lassen Sie sich keine grauen Haare darüber wachsen, ziehen Sie sich aus, Sie dürfen doch heute nicht mehr auf die Scene.“

Diesem Befehl gemäß ging Bander in die Garderobe und machte dort unter widerstreitenden Gefühlen seine Toilette. Unglücklich fühlte er sich wohl, daß ihm dieser Unfall gerade vor ihren Augen geschehen war, daß er sich vor ihr lächerlich gemacht, und gerade ein paar Minuten nachher, da sie so freundlich mit ihm gesprochen. Was den ächten Funken anbelangte, den Herr Bärenstecher berührt, so mußte er sich selbst eingestehen, daß er diesen nicht so sehr in sich verspürte, um hoffen zu dürfen, ihn in gewaltiger, heiliger Lohe emporflammen zu sehen. Ihm war sein Betreten der Bühne nur Mittel zum Zweck gewesen, und oft, wenn ihn sein Freund Richter auf ein anderes Talent, welches in ihm schlummerte, aufmerksam gemacht, mußte er ihm Recht geben und fühlte wohl die Kraft in sich, auf diesem andern Gebiete der Kunst etwas Tüchtiges leisten zu können. Aber Rosa, sie, die er so unbeschreiblich liebte, daß es Augenblicke gab, wo er sich mit seiner lebhaften Phantasie ausmalte, es müsse irgend ein Zauber sein, der auf ihn eingewirkt und der ihn nur dann

ruhig und glücklich sein ließ, wenn er sich in ihrer Nähe befand! Wie oft schon hatte er sich in der Garderobe des Theaters etwas zu thun gemacht, wenn er in Wahrheit nichts dort zu thun hatte, wie oft war er dem Inspicienten, dem Garderobier, dem Hausverwalter in kleinen Dingen nützlich gewesen, nur um mit ihr, die an solchen Abenden beschäftigt war, die Luft unter einem Dache athmen zu können. Wie konnte er sich Stunden lang vor dem glänzenden Hause aufhalten, wo sie wohnte, Abends an die erleuchteten Fenster hinaufschauen und oft von Weitem dem Wagen folgen, wenn sie in Gesellschaft fuhr, um sich alsdann, nachdem die raschen Pferde längst verschwunden waren, an einer Straßenecke nieder zu setzen und zu träumen von dem dumpfen, behaglichen Rollen eines Wagens, welcher jeden Lärm der Außenwelt abschnitt und der es bei seinem einförmigen Getöne so angenehm machte, ein heimliches Gespräch an ihrer Seite zu führen, wenn seine Hand an dem feinen Gewebe ihres Shawls streifte, wenn seine Wange den duftigen Hauch ihres Mundes spürte.

Seine ärmliche, in dem Viertel des arbeitenden Volkes gelegene Wohnung gewährte ihm häufig eine angenehme Ruhe, ein unbeschreibliches Behagen. Hier war es ihm oft, wenn er in tiefes Sinnen versunken in dem alten Lehnstuhle saß, als könnten seine mächtigen Gedanken, die gewaltsam an ihrer Sphäre zogen, sie in seine Nähe zaubern, da schien es ihm, wenn er sein Auge schloß, als vernehme er den Klang eines leichten elastischen Schrittes auf der Treppe, als höre er an den Wänden des engen Corridors draußen ihre Gewänder rauschend anstreifen, als erschalle in seiner Nähe ihre tiefe, wohlklingende Stimme. Ja, oft schon hatte es ihn in solchen Augenblicken aus seinen Träumen aufgeschreckt; er war aus

seinem Zimmer gegangen in das vordere Haus und hatte dort geschaut und gelauscht, um nichts zu sehen, als vielleicht eine der ärmlichen Arbeiterinnen seines Nachbars, des Damenkleidermachers Daniel Schweizer, oder dessen dünnes, zwirnfadenähnliches Organ zu vernehmen. Die Zeit ist vorbei, sprach er dann zu sich selber, wo holde Feen einen armen Sterblichen, wenngleich incognito, beglücken, wo irgend eine Blumenkönigin erscheint, mit holder Stimme sprechend: Deine stille Liebe zu mir, deine Verehrung für die Rosen hat mich gerührt, laß uns glücklich sein die wenigen Augenblicke, die mir vergönnt in der Sphäre zu leben, der ich nicht angehöre.

Dies und Aehnliches bewegte auch jetzt wieder den Geist Bander's, als er in der Garderobe Stück für Stück seines Ulema-Costumes ablegte, und er dachte mehr und mehr, daß sein heutiges Mißgeschick wohl der Fingerzeug einer gütigen über ihn wachenden Macht sein könne, die ihn vor anderem größerem Mißgeschick bewahren wolle. Noch ehe er sich gänzlich in den gewöhnlichen Menschen umgewandelt hatte, war er mit sich selbst im Reinen und sagte, als er das letzte Stück seines Costumes ablegte: „Gute Nacht, Herrendienst; hoffen wir auf das Glück, noch zwei Worte mit ihr reden zu können!"

Daß er so mit sich ins Reine gekommen war, gab seinem Geiste die Spannkraft wieder, und so war es ihm möglich, sich im Zwischenact den Collegen auf der Bühne mit lächelndem Munde zu präsentiren, ja, auf die Scherze mit einzugehen, die sich dieser oder jener minder zarte Charakter erlaubte.

Der lange und hagere Chorist mit der Gräberstimme, der einen Kreuzfahrer darstellte, stand da in malerischer Haltung an eine riesenhafte Banane gelehnt und sagte: „Laßt

Euch diese Kleinigkeit nicht anfechten, guter Bander; was kümmert's einen großen Geist, ob das vielköpfige Ungeheuer da unten, welches sich Publikum nennen läßt, witzelt oder spöttische Bemerkungen macht? Der Eleganteste unter ihnen soll es versuchen, einen Brief heraus zu bringen, oder was noch schlimmer ist, singend zu melden, wie ich im Robert dem Teufel: ‚Zu dir, Robert der Normandie, bringt diesen Ruf zur Fehde —‘ ha, beim Styx, sie würden sich schön ausnehmen! Wenn sie sich dann so selbst sehen könnten in ihres Nichts durchbohrendem Gefühle!"

„Komisch war es bei alledem, lieber Kerl," meinte Richter lachend, „als du so kopfüber unter die entsetzten Ulemas hineinschlugst."

„Ja, ja, komisch!" meinte ein Dritter, der hinzutrat.

„Und recht komisch," sagte der lange Kreuzfahrer, „und so ist's Recht; was man thut, muß man ganz thun; aber die feine Nuancirung in Ihrem Spiel," setzte er etwas boshaft lächelnd hinzu, „verstand doch Keiner von denen da unten. Sie wollten pantomimisch zeigen, daß jeder zu Boden geschmettert wird, der es wagt, dem Strahl der Augen der göttlichen Fatime entgegentreten zu wollen. Glaubt mir, da ist schon mancher Sterbliche unterlegen, dafür aber auch zehntausendmal glücklich der, dem er einst in heißer Liebe zulächelt. — Ah, dort kommt sie wieder, seht nur hin, Kameraden, ob das nicht eines der prächtigsten Wunderwerke der Natur ist, ein herrliches Stück Arbeit, auf das der Schöpfer stolz sein kann. Bei meinem Schwert!"

Er hatte diese Worte sehr poetisch gesprochen und legte seine Rechte an den Griff seines langen Ritterschwertes und blickte dabei so herausfordernd um sich, als warte er nur auf

ein mißbilligendes Wort, um einem solchen Frevler gleich den Ritterhandschuh zuschleudern zu können.

Aber die Männer, die umherstanden, waren alle der Ansicht ihres hageren Collegen und wandten ihre Augen mit Vergnügen der leuchtenden Erscheinung zu, die aus ihrer Garderobe trat und sich der Bühne näherte. Nur eine weibliche Stimme, die der Madame Schelle nämlich, welche hinter der Banane saß und an ihrem wollenen Strumpfe strickte, ließ sich vernehmen.

„Gewiß, Pauke, wie ich ja schon vorhin sagte, es ist nächstens keine Ehre mehr, bei dem Theater zu dienen. Jetzt schaut mir einmal die wieder an, könnte sie nicht gerade so gut den leichten Fetzen, den sie noch anhat, an die Coulisse hängen und so herauskommen? Damit wäre ihr und Manchem da unten noch besser geholfen."

Worauf die Pauke entgegnete: „Weiß Gott, daß Sie Recht hat, Schelle; ich wäre nicht dazu zu bringen, so hinaus zu treten."

„Was auch entsetzlich für das Publikum wäre," bemerkte der lange Chorist, indem er um die Ecke schaute nach den beiden Colleginnen hin, die aber beruhigt fortfuhren, zu stricken, und durchaus nicht so thaten, als gäbe es überhaupt Kreuzfahrer in der Welt.

Ja, da schritt sie hin, und Vander's Auge hing in kaum verdeckter Glut an ihr. Eigentlich schritt sie nicht, sondern sie ging mit festem Schritte, ruhig und majestätisch, aber jeden Austritt des Fußes durch eine unbeschreiblich elegante Bewegung markirend. Dabei wiegte sie sich leicht und elastisch in den Hüften und schaute mit dem schönen edlen Gesicht freundlich nach allen Seiten, während sie die Lippen leicht geöffnet

hatte und sie nur zuweilen schloß, nachdem sie geathmet. Einige dunkel blühende Granatblüthen in ihrem schwarzen Haar waren der einzige Schmuck, den sie an sich trug.

„Was meint Ihr, Richter," sagte der lange Kreuzfahrer, „um dieses wunderbare Mädchen da, wie es geht und steht, einen reichen feinen Pelz geschlungen und nun fort mit ihr in einem dicht verschlossenen Wagen, um sie ans Ende der Welt zu entführen? — Wie?"

Richter nickte lächelnd mit dem Kopfe, worauf er zur Antwort gab: „Wenn du deine üppige Phantasie nur mit deinen übrigen Gaben in Einklang bringen wolltest! Du bist mir ein rechter Don Quixote, schwärmst für die Dulcinea von Toboso und kannst glücklich sein, wenn dich ein geringes Schenkmädchen mit einem zweifelhaften Blicke beehrt."

„Bah, so habe ich doch wenigstens meine Phantasie! —"

„Ja, und Andere die Wirklichkeit."

Bander biß sich heftig auf die Lippen, als er diese Aeußerung hörte, und war schon im Begriff, mit bebender Stimme eine Frage zu thun, als ihm der Chorist mit der üppigen Phantasie zuvorkam und lachend sagte: „Kannst Recht haben, mein Junge, es ergeht mir wie dem kleinen Bettelbuben, der sein Stück trockenes Brod behaglich vor dem Küchenfenster des Restaurant verzehrt, wo ihm die pikantesten Speisedüfte in die Nase steigen. Eine edle Phantasie, wie die meinige, ist etwas Göttliches und frei von allem Egoismus. Wenn ich nachher im Regen nach Hause patsche und ihr Wagen bei mir vorüberfährt, so bin ich im Stande, ohne Neid den Traum von dem reichen Pelze fortzuträumen."

„Das können Sie freilich ohne Egoismus thun," mischte sich Bander in das Gespräch, wobei er sich Mühe gab, den

Ton seiner Stimme vollkommen gleichgültig erscheinen zu lassen, „denn daß die in ihrem Wagen allein fährt, darauf würde ich Gift nehmen.“

„Aber sehr geringes Gift,“ versetzte der Andere mit einem verschmitzten Lächeln, „sonst würde es Ihnen unbedingt schaden.“

„Sie glauben?“

„Wenn ich etwas glaube, so brauche ich doch darum meinen Glauben nicht auszusprechen. Was das Auge sieht, glaubt das Herz.“

„Na, du wirst auch nicht viel gesehen haben,“ warf Richter leicht hin. „Madame Pauke hat Recht,“ sprach er mit einem Blick auf die Bananengruppe, „daß sie mich vor dir warnt, du hast eine glatte Zunge. Nicht wahr, Madame Pauke?“

„Ob ich Sie vor dem da gewarnt habe,“ entgegnete die würdige Choristin, „weiß ich mich in der That nicht zu erinnern, was aber den erwähnten Fall anbelangt, so möchte ich mir erlauben, zu sagen, daß Sie es so wenig wie ich schriftlich haben, daß die da nach der Vorstellung allein nach Hause fährt. Wenn wir nur reden wollten, nicht wahr, Schelle?“

Diese hob ihre Achseln so hoch empor, als es ihr möglich war, worauf sie mit einigem Geräusch eine neue Nadel anstrickte und sich zu sagen begnügte: „Darüber schweigt man besser.“

Ein wilder Beifallssturm, Händeklatschen und der Ruf: Bravo, bravo! schallte aus dem vollen Hause hinter die Coulissen.

„Der, welchen wir meinen, meine verehrten Damen,“ sagte schmunzelnd der lange hagere Chorist, „schaut und hört

jetzt mit Entzücken zu und denkt an die nächste Stunde, wo sie erhitzt und noch bebend von der gehabten Anstrengung an seine Seite geschmiegt mit ihm durch die dunkeln Straßen fliegen wird."

Mehr konnte Bander nicht hören, er schützte Kopfweh vor, preßte die Hand vor seine Stirn und ging nach dem Hintergrund der Bühne, wo er sich in einem dunkeln Winkel bei der Requisitenkammer auf das Polster niederließ, welches vor einer halben Stunde während seines unglücklichen Debuts dem Kalifen zum Sitze gedient, das Polster, vor welchem sie geknieet, auf das sie während eines Augenblickes ihre kleine liebe Hand gedrückt.

Bander stützte seinen Arm auf seine Kniee und vergrub den Kopf tief zwischen die Finger. — — Ah, wenn er vorhin glücklich gewesen wäre, wenn er seine kleine Rolle glänzend durchgeführt, wenn man ihm applaudirt hätte, wenn ihr Auge ihn darauf wohlgefällig angeblickt und sie ihm ein paar freundliche Worte gesagt! — Das hätte ja so kommen können, wenn ein großes, eminentes Talent aus seiner kleinen Rolle durchgeschillert, wenn ihm die Collegin ein Wort der Anerkennung gezollt, wenn der Intendant im Zwischenacte zu ihm tretend gesagt hätte: Vortrefflich gelungen, Herr Bander, melden Sie sich morgen um 10 Uhr bei mir, man wird Ihnen eine große Rolle zutheilen. — Dabei hatte sie freundlich gelächelt und — — — im Traume fliegt man rasch und hoch — er hatte die große Rolle erhalten, und schon ehe er auftrat, war's im Publikum bekannt geworden, daß man etwas Außerordentliches zu erwarten habe. Das Haus erschien angefüllt in allen Theilen. — Er trat heraus, nicht mehr befangen, wie damals bei seinem ersten Debut, nein,

er war sich seines Sieges bewußt, und mit einem Lächeln auf seinen Lippen begann er den ersten Ton seines großen Recitativs. Drunten hielten sich die Tausende, die diesen gewaltigen Tönen entzückt lauschten, todtenstill, bis im Gesang und Musik eine Pause eintrat, dann —

Ein wiederholter verdoppelter Beifallssturm durchbraus'te abermals das Haus — — — — ihr geltend — — und ließ ihn weiter träumen. In der Leichtigkeit, mit der er sang, war es ihm auch möglich, gänzlich unbeirrt von Angst und Spannung ruhig das ganze Haus zu beobachten. Ah, wie viele schöne weibliche Köpfe lehnten lauschend in der Logenbrüstung, wie viel schöne Augen blickten mit angestrengter Aufmerksamkeit auf die Bühne, auf ihn. — Was waren ihm all diese glühenden Blicke! Er, der große Sänger, scherzte mit ihnen, wie mit Musik und Spiel; er schaute triumphirend, gleichgültig an den Tausenden vorbei, um immer an einer gewissen Loge schüchtern umzuwenden oder dorthin noch einen schnellen Blick zu wagen. Da saß sie nämlich, für die er allein sang und spielte, welcher all die Glut galt, die mit den Tönen seiner Brust entströmte. Zuweilen mitten im Spiele wagte er es, ihr ein kleines Zeichen zu geben; er legte die Hand auf seine Brust und bemerkte alsdann mit unaussprechlichem Entzücken, wie sie ihre Rechte erhob und leicht ihr dunkles Haar aus der Stirn strich. Dann wieder überbot er sich selber, und wenn es am Schluß einer großen Scene Blumen und Kränze regnete, so war das nur der schuldige Tribut seiner außerordentlichen Leistung. Was kümmerten ihn aber all die reichen Kränze und Blumenbouquets? Er hob von alle dem nichts vom Boden auf, als einen kleinen Strauß Veilchen, deren feiner, angenehmer

Duft ihm eine süße Erinnerung war, denn es waren ihre Lieblingsblumen, ihr Lieblings-Odeur.

Das alles träumte er in dem dunkeln Winkel neben der Thür der Requisitenkammer, indem er seinen Kopf tief in beide Hände vergrub.

Die Oper ging zu Ende, die seiner Einbildung nämlich, und ehe er sich in seine Garderobe zurückzog, trat er in das nun schon leere Vorzimmer, von wo eine Thür auf den Corridor führte, der mit den ersten Logen zusammenhing. Dort wartete er einen Augenblick, und dann kam sie, in ihren weichen Pelz gehüllt, blieb eine kleine Weile stehen und reichte ihm ihre Hand, die er heftig an seine Lippen drückte, mehrere Mal heiß und innig, bis sie dieselbe sanft zurückzog und lächelnd sagte: Bis morgen, mein Freund, schlaf wohl!

Ah, mit welchem Bewußtsein ging er in sein Zimmer, um sich umzukleiden. Sie setzte sich drunten in ihren Wagen und fuhr allein nach Hause, sein Bild im Herzen — sein Bild ganz allein — allein im Herzen — und sie allein in ihrem Wagen — — — —

Warum entrang sich jetzt seiner Brust ein tiefer, schmerzlicher Seufzer? Warum drückte er die Nägel seiner Finger so fest in seine Haare, daß es ihn ordentlich schmerzte? — Sein Traum war zu Ende; er wurde jetzt gewaltsam zerrissen durch einen wahrhaft betäubenden, nicht enden wollenden Beifallssturm, der vom Hause heraufdröhnte. Ja, seine glänzenden Phantasieen zerplatzten wie Seifenblasen; für ihn rührte sich kein Mund zu einem freundlichen Worte, er hatte keinen glänzenden Abend verlebt, er fuhr nicht nach Hause, Triumph und Glück im Herzen. Von ein paar seiner Bekannten, die es gut mit ihm meinten, wahrhaft bemitleidet, von anderen mit

höhnischen Blicken verfolgt, mußte er das Haus verlassen, um in kaltem Regen seine dunkle Straße zu ziehen, während sie in ihrem dumpf rollenden Wagen nach Hause fuhr, gehüllt in den weichen Ueberwurf; — aber allein — o gewiß, allein — Tod und Hölle! Ja, allein, sonst wäre es ja zum Wahnsinnigwerden, neben ihrem Wagen zu stehen, von dem Schmutze ihrer Räder bespritzt zu werden, während sie und ein Anderer, traulich zusammen dahinfuhren, träumerisch an einander geschmiegt! — Und doch die marternde Seligkeit, wenn es so wäre, sich davon überzeugen zu können. — Und mit welchem Rechte? — O, mit dem Rechte, das ihm tausend qualvolle Stunden gegeben, in denen er schmerzlich gerungen, die sein Herz verbittert, zerrissen.

Ja, die Vorstellung war zu Ende; die Statisten und Choristen strömten bei ihm vorüber eilfertig den Ausgängen zu, um in der Garderobe in ihre gewöhnlichen Kleider zu gelangen, in ihr kleines Wirthshaus oder auch wohl nach Hause in den Kreis einer oftmals sehr ärmlichen Familie. Einige verließen schweigend die Bühne, verdrießlich nachsinnend, Andere mit einer Melodie des Finales auf den Lippen; Herr Richter, als er an seinem Freunde, ohne ihn zu sehen, vorüberschritt, sang auf irgend eine Melodie der Oper:

„So wär' vorüber dieses Stück,
Vorüber, ja, vorüber,
Ins Wirthshaus zieh'n wir uns zurück
Je länger, um so lieber,
Je länger, ja, je lieber."

Draußen hörte man das Publikum murmelnd und geräuschvoll die weiten Räume verlassen. Die Gaslichter in den Coulissen erloschen bis auf wenige, die noch zum noth-

dürftigen Beleuchten der Bühne blieben, dann auch die Prosceniums-Lampen mit Einem Drucke des Gas-Inspectors an dem betreffenden Hahnen, und nun wurden auch die hundert Lichter am großen Kronleuchter mit einem Male von der Dunkelheit des weiten Raumes verschlungen — ein fetter Bissen für die gefräßige Finsterniß.

Bander verließ die einsame Bühne, ging durch die Vorzimmer und Corridore, auf der engen und finstern Treppe hinab, wo die alte Pförtnerin immer noch saß mit den unheimlich leuchtenden Brillengläsern. Man wußte eigentlich nicht, ob die Alte jetzt, nachdem das Theater geschlossen, bis morgen Abend in einen Zauberschlaf versunken hier sitzen bleiben würde, und konnte annehmen, dem sei so, denn bis jetzt hatte sie weder jemand kommen noch gehen sehen. — —

Drunten war es Nacht, eine finstere unbehagliche Nacht. Der Regen in dicken schweren Tropfen schlug schräg hernieder und spottete der mühsam gehaltenen Regenschirme. Die Gaslichter flackerten zuweilen in ihren Glasgehäusen und dann spiegelte sich ihr Licht in breiten Wasserlachen wieder, die stellenweise den aufgeweichten Boden bedeckten.

Die Zuschauer, die zu Fuß nach Hause gingen, schritten bedächtig auf dem Trottoir dahin, paarweise hinter einander, oder machten auch wohl große, hastige Sprünge, wenn eine eilige Equipage daher rollte.

Bander ging dicht am Theatergebäude hin, wo er von dem breiten Dache etwas gegen den Regen geschützt war, und trachtete, einen der größeren Eingänge zu gewinnen, welcher nicht weit von der kleinen Treppe für das Personal lag. Dieser Eingang hatte ein Vordach, von zwei Säulen getragen, an deren eine er sich anschmiegte, um einigermaßen

vor der Nässe geschützt, doch in der Nähe bleiben zu können, um einen der abfahrenden Wagen genau zu beobachten.

O, sie fuhr gewiß allein!

Als Vander ein paar Sekunden in seinem Versteck war, hörte er, daß auch noch Andere es für gut befunden hatten, sich dieses Verstecks zu bedienen. Er vernahm eine schüchterne Mädchenstimme, welche sagte: „Aber jetzt bitte ich Sie herzlich, lassen Sie mich gehen. Mama hört ganz gut an dem Rollen der Wagen, daß das Theater aus ist, und berechnet sehr genau, wann ich zu Hause sein kann.“

„Himmlische Emma,“ hörte der Lauscher die Stimme eines Mannes, „nur noch einen süßen Augenblick. Mama wird so gescheidt sein, zu denken, daß man bei dem schlechten Wetter nur langsam gehen kann. Wenn ich Sie nur nach Hause begleiten dürfte!“ setzte er zögernd hinzu.

„Nein, nein!“ versetzte sie angstvoll.

„Wie war ich so glücklich,“ sprach er nach einer Pause, während welcher man sie seufzen hörte, „heute Abend von der Straße aus Ihren Gesang zu hören. O, wie gern wäre ich hinaufgeeilt, um aus der Nähe zuzulauschen.“

Herr Vander erkannte jetzt die Stimme, welche sprach, es war die des jungen Offiziers, den er vorhin während der Vorstellung aus der kleinen Garderobe hatte kommen sehen, desselben, dem sie, wie ihm schien, einen langen Blick nachgesandt. — O, sie wird allein fahren! dachte er mit einem dankenden Blick, den er an den dunkeln Nachthimmel emporsandte.

„Darf ich nicht einmal kommen?“ bat Arthur schmeichelnd.

„Nein, nein, gewiß nicht! — — — — Das muß wohl überlegt sein,“ sprach sie zögernd.

„Aber nur nicht zu lange überlegt, schönste Emma," sagte er in etwas leichtfertigem Tone. „Wer lange überlegt, verliert die beste Zeit. O, laß mich nicht vergebens bitten!" — —

„Nein, nein," hörte man sie leise mit gepreßtem Tone sagen, „nein — — nein — — nein! Aber jetzt muß ich fort, gewiß muß ich fort. An der Ecke steht mein Dienstmädchen im Regen und erwartet mich."

„O, noch einen kleinen Kuß, Emma!" — —

„Nein," versetzte sie; doch verging eine etwas lange Zeit zwischen seiner Bitte und ihrer Antwort. Dann riß sie sich aber los und eilte mit raschen Schritten über die Straße dahin.

Dies hier unten waren die Vorbereitungen zu einer süßen dunkeln Stunde.

Jetzt trat der Offizier zwischen die Säulen, und nachdem er dem dahineilenden Mädchen ein paar Sekunden nachgeschaut, lachte er vergnügt in sich hinein und murmelte zwischen den Zähnen: „Was das für ein kleines, wildes, widerspenstiges Ding ist! Glück, ich danke dir, daß ich hier zufällig wartend sie traf, die schöne Emma muß mir das bei solchem Hundewetter hoch anrechnen. — — Aber der Wagen bleibt verdammt lang!" —

Bander, der diese Worte deutlich hörte, fühlte ein krampfhaftes Zucken in seiner Brust und biß seine Zähne in die Lippen.

Dem Theater gegenüber, wo sich ein kleiner, freier Platz befand, hielt eine Equipage mit zwei leuchtenden Laternen. Jetzt erschallte von der Thür, auf welche die uns bekannte kleine Treppe mündet, der Ruf eines Theaterdieners — der

Wagen mit den Laternen lenkt scharf auf das Haus zu, und Bander sah eine Dame einsteigen. O, er erkennt sie wohl.

„Der Teufel," murmelte der Offizier zwischen den Zähnen, „es sähe ihr ähnlich, mich im Stiche zu lassen, und das hieße zwischen zwei Stühlen niedersitzen. — Doch nein, sie vergaß mich nicht."

Er hatte Recht, der Wagen fuhr im Schritt längs dem Gebäude an das Portal mit den beiden Säulen, wo die zwei Männer standen, bewegt von den verschiedensten Gefühlen. Während sich Bander, von rasender Eifersucht durchzuckt, in den tiefen Schatten des Vorsprungs zurückwarf, trat der Offizier rasch auf die Straße, schwang sich leicht in den Wagen und zog den Schlag hinter sich zu.

„Also doch!" stöhnte der Andere, und von einem Gefühle der Wuth ergriffen, schnellte er aus seinem Versteck hervor, um den Wagen zu erreichen, was ihm auch nach einigen raschen Sprüngen gelang, da die Straße eine Biegung machte, während er, quer über den kleinen Platz eilend, schneller die nächste Ecke erreichte. So gelangte er auch an die Seite, wo sie saß.

Er knirschte mit den Zähnen. „Ah, welch marternde Wollust wäre es, den ersten glühenden Kuß der Beiden zu erlauschen! Und wer hindert mich daran? Ja, ich will ihn sehen," keuchte er, „und so auf meine Art mitgenießen, will mir das Messer bis ans Heft ins Herz stoßen."

Der Wagen rollte eben an ihm hin und war jetzt dicht neben ihm. Bander legte die Hand auf den glänzenden Metallbeschlag an der Thür; das Glück schien ihm günstig: das Fenster des Wagens war herabgelassen. Er schwang sich auf den Tritt, er sah — — das von ihm angebetete Mädchen

nicht, wie er geglaubt und gefürchtet, ja, im gegenwärtigen Augenblicke gehofft, in den Armen des jungen Mannes, sondern ruhig in ihrer Ecke lehnend und sich nun bei dem Anblick des fremden Gesichtes, das mit starren Augen hereinblickte, entsetzt und mit einem lauten Aufschrei auf die Seite werfend.

Dieser Schrei erschütterte ihn, brachte ihn zu sich, er fuhr zurück, und als er abspringen wollte, glitt sein Fuß von dem schlüpfrigen Wagentritte, seine Hand ließ den Metallbeschlag der Thür fahren, und von den rasch rollenden Rädern gestreift, ward er auf die Seite geschleudert, wobei sein Kopf mit einem heftigen Anprall auf das Straßenpflaster niederschmetterte.

Ein Sekunde lang rollte und saus'te es in seinen Ohren, wie das Getöse einer Legion davon rollender Wagen, dann zuckten seine Finger rechts und links, irgend etwas zu fassen, und einen Moment darauf lag er leblos da, benetzt von dem herabströmenden Regen, der sich mit seinem rieselnden Blute vermischte.

Zwanzigstes Kapitel.

Ein Werk der Barmherzigkeit.

Das Gesicht, welches so plötzlich am Wagenfenster erschienen war und eben so rasch wieder verschwand, hatte die Tänzerin einen Augenblick erschreckt, so daß sie, welche sich bis jetzt fest in ihre Wagenecke gedrückt, nun sich plötzlich gegen Arthur neigte, der als junger Mann voll großer Geistesgegenwart in ähnlichen schwierigen Lagen des Lebens, sogleich seinen Arm um sie schlang und sie sanft an sich drückte. Obgleich sie sich im nächsten Moment wieder von seinem Arm befreite, so hatte sie doch ein paar kostbare Sekunden verloren, während welcher der Wagen, von den raschen, unruhigen Pferden gezogen, schon wieder um die nächste Ecke flog und die Straße hinabeilte.

Sie wollte dem Kutscher ein Zeichen geben, sie wollte augenblicklich halten lassen, sie faßte mit der Hand an die Schnur, welche zu diesem Zwecke von draußen hereinging, doch ergriff der junge Offizier rasch ihre Hand und sagte in unmuthigem Tone: „Was wollen Sie thun, schöne Cousine?“

Sich doch nicht um diesen unverschämten Kerl kümmern, der, wie ich hoffe, beim Herabstürzen tüchtig etwas abgekriegt hat — oder soll ich halten lassen, um ihn der Polizei zu übergeben, wenn bei diesem Hundewetter jemand von der heiligen Hermandad auf der Straße ist?“

Rosa hatte zuerst an irgend eine Frechheit, an ein Attentat auf ihre Person gedacht, als jene starren Blicke so plötzlich vor ihrem Gesichte erschienen, dann aber durchzuckte sie mit einem Male ein Strahl der Wahrheit, als sie sich plötzlich jener Augen erinnerte, die den ganzen heutigen Abend, wie sie wohl bemerkt, und auch schon früher manches Mal auf ihrem Gesichte, auf ihrer Gestalt geruht.

Was konnte den Unglücklichen bewogen haben, ihren Wagen zu verfolgen und sich ihr aufzudrängen? Hatte ihn der Schmerz um sein verunglücktes Debut so alle Schicklichkeit vergessen lassen — hatte er vielleicht eine Hülfe von ihr verlangt — er hätte ja oben im Hause auf sie zutreten können — sie mit ihrem guten Herzen würde ihn angehört haben — sonderbar! Er war ihr als ein so ruhiger, stiller und anständiger Mann geschildert worden, es mußte etwas ganz Außerordentliches sein, das ihn zu dieser seltsamen That veranlaßt. — Sie dachte nach und strich dann plötzlich, wie von einer großen Unruhe befallen, ihr Haar von der Stirne zurück — ja es fiel ihr ein, daß sie einmal gehört hatte, er wohne in jenem ärmlichen Stadtviertel, das ihr so genau bekannt war — wenn er vielleicht eine Botschaft an sie auszurichten gehabt? —

Jetzt rasselte der Wagen in jenem eigenthümlichen Tone von dem weichen Mittelwege auf das Pflaster neben den breiten Trottoirplatten des Hauses, wobei er eine leichte

Schwingung machte und dann plötzlich hielt; der Schlag wurde geöffnet, Arthur sprang hinaus und streckte dann seine Hand hülfreich unter ihren Arm empor.

Rosa blieb auf dem Tritte stehen, wobei sie einen der Lakaien, der am Schlage stand, fragte: „Was war das vorhin mit dem Manne, der so plötzlich zu mir hereinschaute? Du hast es doch wohl gesehen?“

„Gewiß, gnädiges Fräulein,“ gab der Bediente zur Antwort, „sprang er doch wie wahnsinnig vom Trottoir weg gegen den Wagen hin. Er muß aber den Tritt verfehlt und dafür die Achse des Hinterrades erreicht haben, denn ich sah ihn gleich darauf auf das Pflaster niederstürzen, daß ich meine, er müsse Arm und Bein gebrochen haben.“

„Gott wolle das verhüten! Sahst du ihn nicht wieder aufstehen?“

„Nein, gnädiges Fräulein, er blieb ausgestreckt liegen.“

Rosa preßte ihre Lippen auf einander und sagte zu sich selber in entschlossenem Tone: ich muß nach ihm sehen, wenn ich nur nicht die Indiscretion meines Begleiters zu fürchten hätte.

— „Arthur,“ sagte sie mit lauter Stimme, „Sie könnten mir einen Gefallen thun. Gehen Sie zu Françoise hinauf, und sagen Sie ihr, ich käme im Augenblick, ich hätte etwas vergessen, was ich ihr hätte mitbringen wollen, ich fahre zum Theater zurück und werde in weniger als einer Viertelstunde wieder hier sein.“

„In dem Falle werden Sie mir doch erlauben, Sie zu begleiten,“ erwiderte der junge Offizier; „das Theatergebäude wird schon geschlossen sein und Sie können doch nicht bei

dunkler Nacht allein den Hausverwalter auffuchen und Ihre Garderobe öffnen lassen."

„Die ist noch nicht geschlossen," erwiderte die Tänzerin, „Jeanette braucht eine gute halbe Stunde, um meine Sachen zusammen zu packen."

„Gut," versetzte Arthur, „aber auf alle Fälle, und wenn Sie auch einen noch so geringen Begriff von meiner Galanterie haben, werde ich Sie doch nicht allein fahren lassen."

„Wenn ich Sie aber ausdrücklich darum bitte?" entgegnete sie in ruhigem, aber sehr bestimmtem Tone.

„Aber — schöne Cousine —!" Die dringenden Vorstellungen, welche dem jungen Offizier auf den Lippen schwebten, verstummten plötzlich, nicht sowohl weil sich Rosa schon in die Kissen des Wagens zurückgeworfen hatte und den Schlag zugezogen, als weil er auf der anderen Seite der Straße ein Dienstmädchen mit einer Laterne sah, die ihrer Herrschaft, einer jungen Dame, voranleuchtete, welche letztere sehr langsam und sehr sorgfältig die Fußspitzen aufsetzend über die nassen Trottoirplatten dahinschritt.

„Wenn Sie denn durchaus befehlen, so muß ich als Ihr unterthäniger Sklave, der gewöhnt ist, sich Ihren oftmals seltsamen Launen zu fügen, willenlos gehorchen — aber ich kann Ihnen versichern, schöne Rosa, mit gebrochenem Herzen."

„Nach dem Theater, rasch!" sagte sie, und der Bediente hatte kaum Zeit, sich neben den Kutscher zu schwingen, so rasch wandten die Pferde und eilten den Weg, den sie gekommen, zurück.

Einen Augenblick schaute der junge Offizier lächelnd dem Wagen nach, wobei er leicht an seinem Schnurrbart strich, und dann sagte er vor sich hin: „Wer wagt, gewinnt und

ich wäre einer der größten Tölpel auf der ganzen Erde, wenn ich einen solchen Fingerzeig vorübergehen ließe." Er nahm seinen Säbel unter den Arm, daß er nicht klirrte, und sprang leicht und gewandt über die Straße hinüber zwischen das Dienstmädchen mit der Laterne und die nachfolgende junge Dame.

Rosa warf beim Wegfahren rasch ihren seidenen Mantel ab, nahm einen einfachen, grauen Plaid, der auf dem Rücksitze lag, über die Schulter und zog die dunkle Capuze, die sie auf dem Kopfe trug, tiefer in ihre Stirne, dann ergriff sie die Schnur, die der Kutscher draußen um seinen Arm befestigt hatte; der Wagen stand augenblicklich still und der Bediente, welcher rasch hinabgesprungen war, öffnete den Schlag.

„Ich will zu jener Stelle hinfahren, wo jener Mann gestürzt ist," sagte die Tänzerin, „man kann den Unglücklichen nicht sich selbst überlassen. Wenn aber dort vielleicht Leute stehen, so laß etwas weiter fahren, dann will ich aussteigen."

Der Schlag schloß sich wieder, die Pferde zogen abermals an, um wenige Minuten später zu halten, worauf der Bediente die Herrin aussteigen ließ.

Regen und Wind fegten noch immer durch die Straßen und die zuckenden Gasflammen in den Laternen warfen zitternde Streiflichter auf die Wasserlachen am Boden. Dort lag das massenhafte Gebäude des Theaters dunkel ohne eine Spur von Beleuchtung, und Rosa, welche um sich blickte, erkannte augenblicklich den kleinen Platz vor demselben, über welchen sie gefahren war, wo jetzt ihr Wagen stand, und dort die Hausecke, wo jener niedergestürzt war. Ihrem Befehle gemäß war der Kutscher eine kleine Strecke weiter gefahren,

weil dort bei dem Gefallenen einige Leute standen, die eben im Begriffe waren, ihn aufzurichten.

Die damit Beschäftigten schienen Polizeibeamte zu sein und eine ältliche Frau. Letztere hatte sich auf das Pflaster nieder gekauert und unterstützte das Haupt des am Boden liegenden, während sie in keifendem Tone sprach: „Das kommt von dem schnellen Fahren dieser vornehmen Leute; nicht genug, daß sie uns, die wir zu Fuß vorübergehen, mit Wasser und Koth bespritzen, nein, sie machen sich gar kein Gewissen daraus, uns umzufahren, wenn wir auch den Hals brechen. Den armen Teufel hier hat's nicht schlecht hingeschlagen; da hinten an seinem Kopfe, wo ich meine Hand halte, fühle ich ordentlich das Blut zwischen meinen Fingern durchrieseln. — Wofür seid denn Ihr von der Polizei eigentlich auf der Welt," fuhr sie lauter fort, indem sie aufblickte, „als um dem Straßenunfug Einhalt zu thun? Ja, ja, aber man weiß wohl, wo man Euch hat und wo Ihr niemals zu finden seid."

„Statt Eures dummen Geschwätzes," gab der Polizeisoldat verdrießlich zur Antwort, „solltet Ihr dafür sorgen, dem da eine Binde um den Kopf zu machen, ich will unterdessen laufen und nach einer Tragbahre suchen, es scheint mir wahrhaftig auch nicht, als ob der da, wie ich geglaubt, sich von selbst aufkrabbelt."

„Binde machen?" murmelte das alte, ärmlich gekleidete Weib, „möcht' wissen, wovon? Springt nach einer Tragbahre und laßt ein paar Binden mitbringen."

„Kann das da vielleicht für den Augenblick helfen?" sagte eine leise Stimme, und als der Polizeisoldat rasch in die Höhe blickte, sah er eine weibliche Gestalt neben sich stehen,

die der Frau ein Taschentuch und eine lange seidene Schärpe darreichte.

Diese nahm das feine Gewebe in die Hand und sagte kopfschüttelnd: „Das ist so dünn, daß es als Charpie dienen kann, schade darum. Nun, im Nothfall thut sich's schon, die Binde kann schon besser helfen — seht nur, daß wir eine Tragbahre kriegen!"

„Könnt Ihr nicht auch einen Wagen gebrauchen?" sagte rasch die verhüllte Dame, „hier wäre wohl einer, der den Unglücklichen nach Hause brächte."

„Wo ist um diese Zeit und bei solchem Wetter eine Droschke zu finden?" murmelte die Alte, „ja die sind nur zu haben, wenn die Sonne scheint."

„Gleichviel," sagte die Andere dringend, „es ist ein Wagen da; meint Ihr, man könne den armen jungen Mann aufrichten?"

„Ich glaube wohl, denn ich fühlte so eben, wie er tief aufathmet. Da Ihr so mitleidig seid, was Euch Gott lohnen möge, so helft mir auch die Binde um seinen Kopf befestigen, während Ihr," sprach die Alte zu dem Polizeisoldaten, „ihn bei den Schultern festhaltet, — so ist's recht."

Wer diese seltsame Gruppe bei Tage hätte sehen können! Der tiefaufathmende junge Mann von dem Polizeisoldaten aufgerichtet und unterstützt, die alte Frau in ihrem verblichenen, fadenscheinigen Anzuge, beschäftigt ein feines Battisttuch auf das blutige Haar zu drücken und die junge schöne Tänzerin, sonst umgeben von allem erdenklichen Comfort des Lebens, jetzt hier in finsterer Nacht im seidenen Kleide, mit dem weichen verwöhnten Knie auf dem nassen Pflaster

knieend und mit ihren feinen Fingern die seidene Schärpe zusammenknüpfend.

Sie erkannte wohl ihre seltsame Situation, worin sie ein unerklärlicher Drang ihres Herzens gebracht; sie hätte lächeln mögen, wenn nicht Thränen in den Augen sie daran gehindert hätten — Thränen des innigsten Mitleids, die aus ihren langen Wimpern hinabtroffen, als sie in das bleiche Gesicht des jungen Mannes sah, den sie gut erkannte, und dessen Herz wohl heute Abend von einem tiefen Weh erfüllt war. Jetzt schlug er die Augen auf und sie wandte rasch ihren Kopf auf die Seite; dann stieß er einen tiefen Seufzer aus, versuchte, sich aufzurichten, sank aber wieder in die Arme des Polizeisoldaten zurück und sein blutiges Haupt berührte in diesem Augenblick die Schultern des jungen Mädchens. Doch war es gerade, als habe ihm diese Berührung neue Kraft gegeben, denn er stützte seine rechte Hand auf den Boden, während seine linke langsam an seine Stirne fuhr. Rosa hatte sich rasch erhoben und war hinter ihn getreten, während sich auf ihren Wink der Wagen langsam näherte. Der Bediente hatte den Schlag geöffnet und sagte nun zu dem Polizeisoldaten, als er bemerkte, daß sich seine Herrin etwas zurückzog: „Wenn wir nur erst aus ihm herausgebracht haben, wo er wohnt.“

„Dazu brauchen wir kein Kopfzerbrechen und kein Fragen,“ sagte die alte Frau; „ich kenne den Herrn Vander wohl, wohnt er doch in meiner Nähe in der Balkenstraße bei der Wurstkönigin, wißt Ihr das? — Armer Herr Vander,“ setzte sie mitleidig hinzu. „Habe ich ihn doch heute Nachmittag noch so wohlgemuth nach dem Theater gehen sehen! Es soll ihm da schlecht gegangen sein, wie mir mein Vetter

der Chorist, vorhin sagte; es ist aber ein Jammer, wenn so gutes Blut auf's Theater geht."

„Hört doch auf mit Eurem Geschwätz," sagte barsch der Polizeisoldat, „er scheint mir wieder ganz bei sich zu sein, und wenn wir also den Wagen da benutzen dürfen, so wollen wir ihn hineinbringen, wenn er nur nicht von dem nassen Pflaster so gar naß und schmutzig geworden wäre — sollen wir also?" wandte er sich fragend an den Bedienten.

Dieser schaute seine Herrin an, welche sehr entschieden mit dem Kopf nickte.

„Vielleicht könnte er aber auch zu Fuße gehen."

„O ja," sagte nun Herr Vander mit matter Stimme, „ich kann schon wieder gehen," und damit machte er einen wankenden Schritt vorwärts.

„Nein, nein," rief die alte Frau eifrig, während sie empor sprang und ihn unterstützte, „er kann sich ja kaum auf seinen Füßen halten! Nur nicht lange gefragt; kommen Sie, Herr Vander. Da ist eine gute mitleidige Dame, die will Sie in ihrem Wagen nach Hause fahren lassen. Gott möge es ihr lohnen!"

Der junge Mann griff mit beiden Händen nach seinem Kopfe, und versuchte, um sich zu schauen, doch schien ihn bei dieser Bewegung ein Schwindel zu befallen und er stützte sich auf die Schultern der alten Frau, welche ihn sorgsam an den Wagenschlag führte. Hier faßte der Polizeisoldat und der Bediente ihn unter den Arm, hoben ihn empor und ließen ihn sanft auf die weichen Kissen des Wagens niedergleiten, worauf die Tänzerin rasch an die Seite der alten Frau trat und ihr etwas in die Hand drückte. „Fahrt mit ihm nach

Hause, da Ihr wißt, wo er wohnt, und sorgt für ihn, man wird sich morgen sorgfältig erkundigen."

Der Bediente, welcher hinter der Alten den Schlag geschlossen hatte, griff fragend an seinen Hut und schwang sich dann auf eine hastige Handbewegung seiner Herrin neben den Kutscher, worauf der Wagen augenblicklich davon fuhr.

Rosa blieb noch einen Augenblick auf der Straße stehen, dann zog sie ihren Plaid fester um ihre Schultern, blickte mit einem eigenthümlichen Lächeln nach dem Theatergebäude hinüber und schritt dann langsam dem Hause ihrer Schwester zu.

Der ganze Vorfall, den wir eben erzählt, hatte kaum die Zeit einer Viertelstunde in Anspruch genommen, kaum fünfzehn Minuten, welche Arthur auf seine Weise auf's vortrefflichste benutzt hatte. Seine neue kleine Eroberung, welche mit vollem und warmem Herzen aus dem Theater kam, wo der schöne, glänzende Offizier es nicht unterlassen hatte, ihr von seiner Loge aus alle erdenklichen Aufmerksamkeiten zu erweisen, in deren Ohren noch süß und berauschend die flüchtigen Worte nachklangen, welche er ihr nach beendigter Vorstellung unter dem Portale zugeflüstert, war wohl erstaunt, aber leider auch erfreut, ihn, dessen Bild sie sich auf dem Heimweg lebhaft vergegenwärtigte, wieder so plötzlich vor sich hintreten zu sehen. Wie gerne glaubte sie seinen Worten, daß er Sturm und Wetter nicht achtend, vorausgeeilt sei, um noch für ein paar Augenblicke den Klang ihrer lieben Stimme zu vernehmen.

„Mama ist ruhig in ihrem Zimmer oben," flüsterte das gefällige Dienstmädchen, als Emma mit einem kleinen Erschrecken an dem Hause emporblickte und dabei nur schwach den Versuch machte, sich dem Arme des jungen Offiziers zu

entwinden, der schnell und kühn seine Hand um ihre schlanke Taille gelegt.

„Schöne Emma, nur eine Minute!“ bat er schmeichelnd. „Sie sind so furchtbar rasch gegangen, daß Sie noch unmöglich zu Hause sein können; gönnen Sie mir ein paar süße Augenblicke, wer weiß, ob mir ein glücklicher Zufall bald wieder so günstig sein wird. Oder versprechen Sie mir, dem Zufall nachzuhelfen? So lange habe ich mich gesehnt, Sie zu sehen und zu sprechen. Wenn Sie wüßten, wie lange ich mich vergeblich bemüht, Ihre schönen Blicke auf mich zu ziehen.“

„Wer soll Ihnen das glauben?“ entgegnete sie kopfschüttelnd mit einem freundlichen Lächeln. „Wo nehmen Sie die Zeit her, nach mir zu schauen? Nein, nein, glauben Sie nicht, mir solche Märchen aufzubinden. Gute Nacht, schlafen Sie wohl!“ Damit machte sie sich von ihrem Begleiter los und sprang auf die erste Treppenstufe ihres Hauses, wo sie aber lachend stehen blieb.

Es ist das nun aber von allen Stellungen eines Mädchens gegenüber einem jungen Manne, dem sie sich entziehen möchte, die allergefährlichste, auf der ersten Stufe zu stehen, während er noch auf dem Trottoir bleibt; da sieht man sich so plötzlich und so nah Aug' in Auge, da braucht es nur eines kleines Nachgebens von ihrer Seite, um fast willenlos an seine Brust zu sinken, da ist ein Entkommen fast unmöglich, namentlich wenn ein unvorsichtiges Dienstmädchen das schützende Licht der Laterne auslöscht, und da vermag man sich nur gewaltsam loszureißen, nachdem man gezwungen worden ist, mit Hand und Mund die Versicherung eines baldigen Wiedersehens zu geben.

Hier war es aber vielleicht ein glücklicher Zufall für

Emma, der es ihr auch nach dem gegebenen Versprechen möglich machte, in ihrer Hausthüre zu verschwinden, und dieser Zufall trat in Gestalt einer verhüllten Dame auf, welche, dicht vorüberschreitend, einen raschen Blick unter der tief herabgezogenen Capuze auf die Beiden warf, um dann, geräuschlos die Straße überschreitend, in der Nacht zu verschwinden.

„Nicht um eine Million blieb ich länger hier an der Thür," sagte das zitternde junge Mädchen, indem sie sich jetzt ernstlich bemühte, ihre Hände denen des jungen Offiziers zu entziehen, „wer weiß, wer es war, der mir einen so leuchtenden Blick zugeworfen. Sie konnten die Gestalt freilich nicht sehen."

„Wer könnte das gewesen sein?" lachte der leichtsinnige junge Mann. „Jemand, der absichtslos so dicht an uns vorüberging. Süße Emma, nur noch einen kleinen, süßen Augenblick."

„Nein, nein, gute Nacht!"

„Aber auf baldiges Wiedersehen?"

„Vielleicht."

Die Thür schloß sich geräuschlos, und Arthur fühlte jetzt erst wieder, daß der Regen noch immer herabrieselte. Er wandte sich unmuthig nach dem Hause seiner Cousine und sagte fast in vollem Ernste: Nun, wenn das nicht unverantwortlich ist, mich hier im Regen warten zu lassen, während sie, Gott weiß wo, in der Welt herumfährt, so gibt es gar nichts Unverantwortliches mehr; bin ich doch auf Ehre so naß wie ein begossener Pudel, und wenn sie jetzt zurückkäme, ich könnte sie nicht einmal mit Anstand mehr hinaufbegleiten. Ah, das soll sie mir büßen, und wenn sie mir wieder einmal sagt: ich komme sogleich wieder, so werde ich ihr zur Antwort

geben: ja, ja, wie nach jener Theater-Vorstellung, schöne Rosa; ich verstehe alles, wie ein Mensch — wahrhaftig, man kann sich auf niemand mehr verlassen, kaum mehr auf sich selber.

Unter diesen halblaut gemurmelten Worten vorwärts schreitend, blickte Herr von Marlott noch ein paarmal nach dem Hause zurück, das er so eben verlassen und meinte, stille vor sich hinlächelnd: Das ist ein angenehmes, warmes Mädchen, gut und hingebend, wir müssen diese Bekanntschaft cultiviren. Wenn auch Rosa sehr liebenswürdig sein kann, so weiß doch der Teufel, woher es kommt, daß sie die Theaterprinzessin nie ganz verleugnen kann; wenn ich einmal denke, jetzt geht ihr das Herz weit auf und ihre Liebe zu mir — denn daß sie mich liebt, daran ist gar kein Zweifel — trägt die erwarteten Früchte, so blickt sie mich plötzlich mit ihren großen Augen an und macht eine Bewegung, wie die Herrin zu ihrem Sklaven. — Auf Ehre, zuweilen ganz Theaterprinzessin! Dabei thut dann, setzte er stehen bleibend hinzu, indem er sich halb umwandte und seine Fingerspitzen gegen das Haus küßte, so eine frische Natürlichkeit Einem so unbeschreiblich wohl — wenn ich nur in dem verfluchten Regen nicht so pudelnaß geworden wäre; ich muß wahrhaftig nach Hause gehen und mich umkleiden. —

Die verhüllte weibliche Gestalt, welche vorhin das junge Mädchen an der Treppe erschreckt, hatte, von Herrn von Marlott ungesehen, das gegenüber liegende Haus des Grafen Lotus erreicht und sich dort rasch in den tiefen Schatten einer der Säulen gestellt, welche das Vorbach trugen. Von hier warf sie einen Blick auf die Straße, sah, wie sich der junge Offizier entfernte, und drückte dabei ihre Hand heftig auf das pochende Herz. Wer ihr nahe gewesen wäre, hätte ihre leuch-

tenden Augen sehen müssen und bemerken, wie sie ihre Zähne fest auf einander biß und sich dabei ihre Lippen wild und trotzig öffneten; ihr ganzer Körper bebte, und wenn sie sich zuweilen etwas vorbeugte und sich dann wieder stolz aufrichtete, so hatten ihre sonst so schönen Züge einen so wilden Ausdruck, daß man hätte glauben können, sie habe die so leise gemurmelten Worte des Davoneilenden verstanden, was doch unmöglich war; vielleicht aber mochte sie, die ihn genau kannte, etwas von seinen Gedanken errathen.

So blieb sie hier stehen, nicht nur, bis er in der Dunkelheit verschwunden war, sondern bis sie auch nichts mehr von seinem klingenden Tritt und seinem klirrenden Säbel vernahm. Dann wandte sie sich gegen die Hausthür und zog heftig an der Klingel.

Augenblicklich wurde geöffnet, und sobald der alte Portier nicht ohne einiges Erstaunen die Dame erkannt, zog er rasch eine Klingel, die im ersten Stocke zweimal anschlug. An der Treppe öffnete sich sogleich die Thür, welche in das Vestibul und den kleinen Wintergarten führte, und der Kammerdiener des Grafen, durch das zweimalige Anschlagen der Glocke benachrichtigt, daß jemand gekommen sei, der besondere Aufmerksamkeit beanspruche, huschte rasch die Treppen hinab und machte dann eine tiefe Verbeugung, als er der Schwester der gnädigen Gräfin ansichtig wurde. Auf seinem Gesichte zeigte sich trotz des in Unordnung gerathenen Anzuges der Dame durchaus keine Veränderung, kein Erstaunen; er war dafür zu gut geschult, und wenn der Herr Graf vielleicht einmal im Schlafrocke hätte ausgehen wollen, würde er kaum gewagt haben, lächelnd die Bemerkung zu machen, daß der Thermometer kaum sechs Grad Wärme anzeige.

„Meine Schwester ist zu Hause?“ fragte die Tänzerin.

„Zu Hause wohl,“ entgegnete der Kammerdiener, „doch werden das gnädige Fräulein die Güte haben müssen, ein paar Augenblicke im Boudoir zu warten; der Herr Graf zog sich in seine Zimmer zurück, da er einige Schmerzen fühlte, und die gnädige Gräfin lesen ihm, wie gewöhnlich in solchen Fällen, etwas vor.“

Rosa nickte mit dem Kopfe und stieg rasch die Treppen hinauf. Oben öffnete einer der Lakaien geräuschlos die Thür und, minder wohl erzogen, als der Kammerdiener, zog er seine Augenbrauen hoch empor, als er die junge Dame in ihrer Capuze, mit durchnäßtem Plaid und bespritztem Kleide an sich vorbeieilen sah. Es war derselbe, der vor dem Diner mit der Orange gespielt und die kleine Frucht, da er jetzt nichts Besonderes zu thun hatte, aus seiner Tasche hervorgesucht. Er kniff sein linkes Auge gegen seinen Collegen zu, und als der Kammerdiener die Treppe langsam wieder heraufstieg, sagte er mit einem bezeichnenden Lächeln: „Draußen scheint es stark zu regnen.“

Der Kammerdiener nickte statt aller Antwort ernsthaft mit dem Kopfe und ging links nach dem Zimmer seines Herrn, während die junge Dame auf der rechten Seite verschwunden war.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Françoise und Rosa.

Das zierliche Vestibul sah jetzt am Abend noch gemüthlicher, ja noch reizender aus, als am Tage. Vor den großen Glasscheiben des Wintergartens waren grüne Vorhänge herabgelassen und zwischen den Blumengruppen in den Ecken standen Carcel-Lampen, deren matte Kugeln ein angenehmes Licht rings umher verbreiteten. Von draußen her hörte man zuweilen den Wind um die Ecke des Hauses sausen und vernahm auch wie die schweren Regentropfen gegen das Glasdach des Wintergartens schlugen.

Bei der Stille, die im Hause herrschte, vernahm man das Plätschern des kleinen Springbrunnens deutlicher, wie am Tage.

„Ich muß schon gestehen,“ sagte der Lakai, indem er kopfschüttelnd nach links blickte, „es ist das ein eigenes Vergnügen, im Regen zu gehen, wenn man einen Wagen zur Verfügung hat.“

„Besonders,“ meinte der andere Bediente, „den Wagen zu verlassen, wenn man einmal warm darin sitzt. Diese Damen haben doch ganz eigene Gelüste.“

„Hm,“ sagte der Erste, „wenn der Kammerdiener das Wort hörte, so würde er dir eine Bemerkung dafür nicht ersparen. Vornehme Personen, würde er sagen, haben keine Gelüste, man nennt dies in diesem Falle Phantasieen. Merke dir das, junger Anfänger.“

Der junge Anfänger mochte vielleicht ein halbes Dutzend Jahre älter sein als der Andere, doch war er erst seit einigen Monaten aus dem Stalle in das Vorzimmer befördert worden und bedurfte deßhalb noch einer sorgfältigen Erziehung.

„Eigentlich hätte auch ich den Regen nicht scheuen sollen,“ fuhr der Andere fort, nachdem er sich auf dem niedrigen türkischen Divan niedergelassen, der die hintere Wand einnahm, „es ist heute Abend hier verdammt langweilig und mich hätte der Kammerdiener schon ein paar Stunden fortgehen lassen können. Oh—oh—oh—oh,“ machte er, sich dehnend, und streckte sich hintenüber in die weichen Kissen.

Außer den beiden Lakaien war noch eine dritte Person anwesend von so eigenthümlichem Aeußern, daß wir es für unsere Pflicht halten, dieselbe dem geneigten Leser etwas näher zu beschreiben. Es war dies ein nicht großer, aber schlank gebauter Mann von vielleicht dreißig Jahren, der neben dem Divan mit untergeschlagenen Beinen auf dem Bodenteppiche gesessen. Er hatte den rechten Ellenbogen auf das Knie gestützt und blickte, während er den Kopf auf der Handfläche ruhen ließ, ohne eine Miene zu verziehen, in die spielenden Wasserstrahlen des kleinen Springbrunnens. Sein Gesicht

war dunkelgelb oder hell broncefarben, jenachdem der Schein des Lichtes darauf fiel; die Stirne breit, über die lang geschlitzten, tief liegenden Augen wölbten sich feine, hochgeschwungene Brauen, und an die glatten, etwas mageren Wangen schloß sich ein voller krauser Bart von einer Schwärze, wie man ihn nur bei den Orientalen findet.

Jussuf war ein Indier, den der Graf Lotus mit nach Europa gebracht, der ihm in gefährlichen Lagen seines wildbewegten Lebens mit seltener Treue und Umsicht zur Seite gestanden und der die glänzendsten Anerbietungen zu einer sorgenfreien Existenz in seiner Heimat zurückgewiesen und es vorgezogen hatte, seinem hochverehrten Herrn Tausende von Meilen nach dessen fernem Vaterlande zu folgen.

Der Graf behandelte ihn auch hier mehr als Vertrauten denn als Diener. Er war der eigentliche Haushofmeister, ohne daß ihm diese Stelle ausdrücklich übertragen worden war, und sorgte dabei für das Interesse seines Herrn verständig und so taktvoll, daß er mit der übrigen Dienerschaft durch keine Veranlassung in eine schiefe Stellung kam. Wie meistens die Südländer, sprach er sehr ruhig, nur in gewählten, oftmals sogar in poetischen Ausdrücken, und wenn auch keiner seiner Collegen ihm nachsagen konnte, er habe je ein hartes oder verletzendes Wort von ihm gehört, so wußte er sich gerade durch dieses feste und ruhige Auftreten so in Achtung zu setzen, daß sie allen seinen Worten und Winken unbedingt folgten und es auch sogar in seiner Abwesenheit nicht wagten, von ihm anders als dem „Herrn Jussuf" zu reden.

Daß er seine sanfte und gute Herrin fast noch mehr verehrte als den Grafen selbst, mochte wohl darin liegen,

daß er, der so häufig um die Person desselben war, wohl bemerkte, welche sanfte und mildernde Gewalt sie auf dessen oft wilde und heftige Laune äußerte, und weil er mit fast schaudernder Ehrfurcht die Kraft ihres himmlischen Gesanges mit empfand, wenn er sah, wie diese wunderbaren Töne im Stande waren, den finsteren Unmuth von der Stirne seines Herrn zu bannen, ja seine schmerzhaft zusammengepreßten Lippen zu einem milden Lächeln zu kräuseln.

Wenn er sie singen hörte, blieb Jussuf wie eine Bildsäule stehen, kreuzte die Arme über seine Brust, schaute mit dem blitzenden Auge tiefsinnend vor sich hin, gedankenvoll wohl in die weite, weite Ferne, wo Palmen rauschen und sich im stillen Strome der Lotus auf schwankem Stengel wiegt, und dabei murmelte er, allen unverständlich, jene geheimnißvollen Worte, die von den Lippen der knieenden Indier ertönen, wenn sie am Ganges betend ihre heiligen Gebirge von den ersten Strahlen der aufgehenden Sonne beschienen sehen.

War sie doch die lebende Sonne seines Herrn, die Sonne des Hauses, seine eigene Gnaden spendende Sonne. Konnte er doch in der Frühe sagen, wenn jemand nach der Gebieterin fragte: ‚Das Gestirn des Tages ist noch nicht sichtbar!‘ oder Abends spät, wenn sie zur Ruhe gegangen war: ‚Unsere Sonne ist verschwunden!‘ — Blitzten doch seine Augen unwillig, wenn er im Anhören der wunderbaren Töne ihrer Stimme durch einen rauhen Fußtritt gestört wurde, und er konnte mit tiefem strengen Tone sagen: ‚Störe nicht den Frieden des Hauses, hörst du nicht den Engel des Herrn?‘

Neu eintretende Diener unterließen es wohl im Anfange nicht, über das eigenthümliche Betragen des Indiers

zuweilen ihre unpassenden Bemerkungen zu machen, die er mit dem Ausdruck der tiefsten Verachtung hinnahm; doch achteten in kurzer Zeit auch die leichtsinnigsten Kameraden sein ruhiges Walten im Hause, lernten wohl auch seine tigerartige Gelenkigkeit und riesenhafte Körperstärke kennen, von welcher er bisweilen spielend, aber ohne jemand ein Leid zuzufügen, die erstaunlichsten Proben ablegte. Und dann war es noch etwas anderes, was die unbändigsten Charaktere veranlaßte, den Indier mit Furcht und scheuer Ehrfurcht zu betrachten. Der eine der Lakaien nämlich, der schon sehr lange im Hause war, hatte bei einem kleinen Souper servirt, wo der eben erst von seinen Reisen zurückgekommene Herr von Scherra anwesend war, und dort eine abgebrochene Unterhaltung aufgelesen, wo von Jussuf die Rede gewesen und wo der Graf, so behauptete er nämlich, zugegeben, daß Jussuf den Thugs oder dem indischen Mörderorden angehört habe. Leider konnte der Bediente den Faden der Unterhaltung nicht fortspinnen hören, da er ab- und zugehen mußte, doch war er so glücklich, eine Aeußerung des Grafen zu erlauschen, als dieser sagte, ein Angehöriger dieser eigenthümlichen Verbrüderung, deren Existenz historisch nachgewiesen sei, und er ganz besonders bezeugen könne, vollführe nach Art der alten Assassinen unbedingt jeden Mord, der ihm von seinem Herrn befohlen werde, mit Dolch oder Schlinge, wie es ihm gerade am passendsten erscheine. — Dazu kam noch, daß Jussuf, wenn er übler Laune war, den Andern zuweilen seine Geschicklichkeit in der Handhabung seines langen zugespitzten Messers zeigte und den Lasso mit einer Geschicklichkeit warf, bei deren Anblick ein furchtsamer Zuschauer allerdings unwillkürlich an seinen Hals greifen konnte.

Der deutschen Sprache war der Indier nicht sehr mächtig; er gab sich wenigstens den Anschein, als achte er nie auf Gespräche, welche Andere in seiner Gegenwart führten und die nicht besonders an ihn gerichtet waren, oder als verstände er sie nicht. Der Graf sprach mit ihm in seiner Landessprache und die Gräfin brauchte ihm selten ihre Befehle oder Wünsche mitzutheilen, denn er schien in ihren Augen zu lesen und überreichte ihr oft schon das Verlangte, ehe sie nur die Lippen öffnen konnte.

Wie er aber solchergestalt seine Sympathieen kund gab, so konnte oder wollte er auch seine Antipathieen nicht verbergen. Zu den Personen, die er im besten Falle mit einer eiskalten Gleichgültigkeit betrachtete, über die er aber nicht selten aus seinen dunkeln Augen einen Strahl des Hasses hingleiten ließ, oder deren Fragen er, Unkenntniß der Sprache vorschützend, häufig ein finsteres Stillschweigen entgegensetzte, gehörte vor allen der junge Reiter-Offizier, Herr von Marlott. Dessen leichtfertige Art, sich zu benehmen und zu reden, so wie auch seine an sich vielleicht harmlosen Späße, die er sich gegen den ernsten Indier erlaubt, hatten im Letzteren eine Empfindung des Widerwillens hervorgerufen, die er sich auch gar nicht zu verbergen strebte. Jussuf ging dem jungen Manne einfach aus dem Wege, wann er ihn kommen sah, und auch dieser schien gerade nicht besonders Lust zu haben, nach seinen ersten übel aufgenommenen Scherzen, sich weiter mit dem Indier einzulassen. „Bah," pflegte er zu sagen, „so ein Kerl ist wenig mehr als eine wilde Bestie, und wenn mich ein böser Hund anknurrt, so bin ich der Gescheidtere, wenn ich ihm aus dem Wege gehe." Jussuf kam auch nur

ins Zimmer, sobald Herr von Marlott anwesend war, wenn er ausdrücklich gerufen wurde.

Eine andere Angehörige des Hauses, welcher der Indier nie Beweise von Sympathie, höchst selten von Anhänglichkeit, wohl aber von Unterwürfigkeit gab, war Fräulein Rosa, die Schwester der Gräfin. Sie, das schöne, junge Mädchen von guter Familie, reich und unabhängig, war eine Tänzerin — unbegreiflich in den Augen des Indiers; eine Tänzerin, die öffentlich auftrat, um sich von der schaulustigen Menge bewundern zu lassen. Der erste Eindruck, den das auf den Indier gemacht, war unverwischbar; wenn er es auch nicht unterlassen wollte, der jungen Dame als Schwester seiner angebeteten Herrin, als so gerne gesehenem Mitglied des Hauses seine Dienstwilligkeit und seine Ehrfurcht zu bezeigen, so betrachtete er sie doch dabei mit einem scheuen Widerstreben, mit einem mühsam unterdrückten Widerwillen, daß es Rosa verletzt haben müßte, wenn sie nicht die Quelle seiner Abneigung gekannt hätte, und wenn nicht oft sein zurückschreckendes Benehmen durch einen Zug von Theilnahme und Anhänglichkeit gemildert worden wäre, ja durch unverkennbares Mitleiden, welches er ihr, der so schönen, reizenden, liebenswürdigen Dame, nicht vorenthalten zu können schien, obgleich sie nur eine Tänzerin war.

Als sie vorhin ins Zimmer trat, hatte er sich rasch und ehrerbietig vom Boden erhoben, denn er würde sich nie unterstanden haben, eine äußere Achtungsbezeigung gegen sie zu unterlassen. Dabei fuhr sein blitzendes Auge über ihre ganze Gestalt hin, und was keiner der Lakaien bemerkt, das sah er sogleich mit seinem scharfen Blick: einen kleinen Blutflecken an ihrem weißen Halse. Er schüttelte leicht mit dem Kopfe,

zog seine Augenbrauen finster zusammen, und ließ dann nach einem langen Athemzug, den er that, einen Augenblick zwischen den dünnen Lippen hindurch seine großen schneeweißen Zähne sehen; dabei hatte er den Kopf wie zum Gruße gesenkt, und als er ihn wieder emporhob, war die junge Dame hinter der Thüre verschwunden. —

Sie ging durch das Vorzimmer und das Schreibgemach ihrer Schwester geräuschlos auf dem weichen Teppiche nach dem Boudoir der Gräfin, wo sie an der Thür einen Augenblick lauschend stehen blieb und schmerzlich bewegt um sich her blickte, wobei ihre Lippen zuckten und sich zu einem Lächeln zu zwingen schienen, als wollte sie gewaltsam die finstern Schatten von ihrem bleichen Gesichte verjagen. Doch wenn ihr das auch zu gelingen schien, so drückte sie doch vergebens ihre Hand auf das heftig pochende Herz, und schon ihr tiefes und schweres Athemholen zeigte deutlich den Sturm in ihrem Innern. Dabei war das Lächeln, welches jetzt um ihre Lippen erschien, ein so unaussprechlich schmerzliches, daß sie nach einem raschen Blick in den Spiegel selbst davor zu erschrecken schien und mit beiden Händen ein paar Sekunden ihr Gesicht verdeckte. Dann schüttelte sie leicht mit dem Kopfe, entfernte die dunkle Capuze und trat näher vor das Spiegelglas, um ihr Haar ein klein wenig zu ordnen und aus der Stirn zu streichen. Ihren Plaid legte sie nicht ab, sondern zog ihn noch höher am Halse zusammen.

Mit einem Mal blieb sie regungslos horchend stehen. Sie vernahm die Stimme ihrer Schwester, welche durch das Nebenzimmer gedämpft in leisen Tönen an ihr Ohr schlug. Françoise sang ein Schlummerlied, das verstand sie wohl, und wenn Rosa nun starr vor sich hin auf den Boden blickte,

so sah sie die Schwester am Lager ihres Mannes sitzen, wie sie ihm mit ihrer zu Herzen gehenden Stimme ihr einfaches Lied sang, dessen Klänge er so gern hörte und die ihn weich und milde einwiegten, so daß er mit einem sanften Lächeln auf den Lippen einschlief.

War die eigene weiche Stimmung der Tänzerin schuld daran, die ihr jenes einfache Lied heute so besonders rührend erklingen ließ, oder war es der Gedanke, der sie unwillkürlich beschlich, wie noch ganz anders Françoise am Lager eines kleinen Wesens singen würde, das mit frischen, erhitzten Wangen und glühenden Lippen auf seinen Kissen vor ihr läge, vielleicht auch noch selig beschaut von einem andern Augenpaar, das mit demselben Stolze, derselben Lust auf die blühende Mutter des reizenden Kindes schauen würde.

„Warum kommen mir gerade heute diese Bilder?“ murmelte Rosa, welche sich auf einen der kleinen Fauteuils am Kamin niedergelassen hatte und, den Kopf in die Hand gestützt, in die spielenden Flammen blickte. „Will diese Glut mit ihren eigenthümlichen Figuren und Bildern das Bild jenes leuchtenden Berges in mir wach rufen, den wir noch so schön an jenem schrecklichen Abend gesehen, oder sind es die Töne des Liedes, welches Françoise so eben singt? — — Ja, ja, es sind die bekannten Klänge, und ich begreife nicht, wie sie dazu kommt, ihr armes Herz aufs neue zu zerreißen, indem sie dieses einfache Fischerlied singt mit jenem für sie so entsetzlichen Refrain:

„Jo ti voglio bene assai,
Ma tu non pensi a me.“

„Ja, ja,“ fuhr sie nach einer Pause in ihrem tonlosen Selbstgespräch fort, „du denkst nicht mehr an sie, du hast nie

ehrlich an sie gedacht!“ Sie drückte beide Hände vor das Gesicht, dann durchflog ein heftiges Zucken ihren Körper, und sie sagte mit tiefer, gewaltsam unterdrückter Stimme: „Sei verflucht, falscher Italiener! — —

„Oh, ich kann mir nicht anders helfen,“ fuhr sie empor, wild um sich blickend, „wenn es auch eine Sünde ist, so muß ich's doch hundertmal wiederholen, wenn die Erinnerung an jene furchtbare Zeit über mich kommt: Sei verflucht, falscher Italiener! — —

„Oh, wir hätten glücklich sein können,“ fügte sie nach längerem Nachsinnen bei, „oh, sehr glücklich! Françoise, das arme Kind, und sogar ich, — wären wir doch gewiß nicht mehr zurückgekehrt hieher nach dem kalten Norden, wo die Menschen nur sprechen, aber nicht empfinden, nur berechnen, aber nicht fühlen, wo es gegen Anstand und gegen alle Sitte ist, ein volles, warmes Herz zu zeigen, wo man Gefühle heuchelt, ohne zu fühlen, wo man sich hingibt, ohne zu lieben.

„Jo ti voglio bene assai,
Ma tu non pensi a me.“

„Ja, ja, er denkt nicht an mich, aber auch ich will ihn aus meinem Herzen vertilgen, und wo sein Bild stand, soll Haß und Rache erglühen — nein, nur Haß,“ fuhr sie nach einem verächtlichen Lächeln fort; „warum auch Rache, warum ein so schönes, wohlthuendes Gefühl an jemand verschwenden, der dieses und jedes anderen Gefühles unwerth ist?

„Still, mein Herz, sprich nicht für ihn,“ flüsterte sie in einem entschlossenen und doch schmerzlichen Ausdruck, und dabei drückte sie beide Hände gegen ihre Brust.

Ein leichter Schritt im Nebenzimmer ließ sie aufschauen, und da sie die Schwester erkannte, strengte sie sich an, sie

ruhig und lächelnd anzuschauen; doch verschwand dieser erkünstelte Ausdruck augenblicklich wieder von ihrem Gesichte, als sie sah, wie Françoise so entsetzlich bleich war, wie ihre Augen Spuren von Thränen zeigten, wie ihr zerstörtes, dichtes blondes Haar Spuren ihrer eigenen Finger zeigte, welche darin gewühlt, — als sie sie mit wankenden Schritten näher kommen sah, und als sie erschreckt sehen mußte, wie die geliebte Schwester, nachdem sie mit tonloser Stimme gesagt: „er schläft," das Haupt langsam auf die Stirn Rosa's niedersinken ließ, und dann zusammenbrechend und krampfhaft weinend auf den Teppich des Bodens niederglitt.

„Um Gottes willen, was ist dir, meine liebe Françoise, was ist dir begegnet?"

Statt zu antworten, umklammerte die Gräfin mit ihren Armen die Schultern der Schwester, welche sich tief herabgebeugt hatte, und drückte ihr Gesicht fest an deren Brust.

„Du hast dich wieder selbst aufgeregt," sagte Rosa nach einer längeren Pause mit weicher Stimme, „ich habe es hier wohl gehört, wie du jenes Lied gesungen, das du doch suchen wolltest, zu vergessen, wie du mir auch fest versprochen."

Françoise schluchzte krampfhaft.

„Warum riefst du auch jene Zeit hervor und machtest die alten traurigen Geschichten lebendig durch den Klang jenes Liedes? Zuweilen denke auch ich jener Zeit, aber ich verjage jene Gedanken und lasse sie nicht zur Geltung kommen. — Sage mir, Schwester, ist dir etwas begegnet, das dich wieder so lebhaft an jene Zeit erinnert?"

„Ja, Rosa, ja, entsetzlich lebhaft."

„So hast du wieder in Briefen gelesen, in Briefen, die ich dich schon so oft, so dringend bat, zu vernichten?"

„O nein, o nein.“

„Oder hast du gar,“ setzte sie vorwurfsvoll hinzu, „sein Bild wieder hervorgesucht und betrachtet? — Ja, Françoise, das ist es, ich fühle es ja hier, wie deine wildbewegte Brust sich gegen die meinige drückt. Arme Françoise, dieser kalte, trübe, trostlose Herbstabend war wohl dazu gemacht, um Erinnerungen an warme, duftige Mondscheinnächte in dir wach zu rufen, aber du darfst das nicht, du mußt vergessen, du hast es dir und mir und — setzte sie mit leiser Stimme hinzu — dem armen Kinde heilig gelobt.“ —

Die Gräfin zuckte heftig und schmerzlich zusammen.

„Wie kannst du auch nur so an ihn denken, an einen falschen Meineidigen, der so viel Unglück über dich gebracht, an einen feigen Verräther — er sei verflucht!“

„Halt ein, Rosa, halt ein, mit deinen entsetzlichen Reden!“ fuhr die Gräfin heftig empor und blickte dabei wild ihrer Schwester ins Gesicht, während sie sich zu bemühen schien, ihre Haare hastig aus der Stirn zu streichen, dabei aber dieselben durch ihre krampfhaft zuckenden Finger noch mehr verwirrte — „halt ein, fluche ihm nicht!“

Waren es diese Worte oder war es der entsetzlich jammervolle Anblick Françoisens, welche auf Rosa's Zügen plötzlich einen so gewaltigen Schrecken erscheinen ließen; sie öffnete ihre Augen starr und weit, sie legte die rechte Hand auf die Stirn der Schwester, während sie ihren Hals mit dem linken Arm umschlang, als wolle sie dieselbe im gleichen Augenblicke von sich stoßen und an sich ziehen. „Du bist im Begriffe,“ murmelte sie, „mir etwas Fürchterliches zu sagen. Wie jetzt, habe ich dich nur einmal gesehen, du weißt wohl, damals.“

„Und heute ist mein Herz zerrissener,“ rief das unglück-

liche Weib, laut weinend. — „Doch was ist mit dir geschehen, Rosa," fuhr sie nach einer Pause im Tone des Schreckens fort.

Der umhüllende Plaid war bei der heftigen Bewegung von den Schultern der Tänzerin gefallen und zeigte an ihrem Halse, so wie an dem weißen Kragen über ihrem blauseidenen Kleide und an diesem selbst unverkennbare Blutspuren.

„Es ist nichts, Françoise," sagte Rosa dringend, „sprich, was du mir zu sagen hast, kümmere dich nicht um mich, es ist wahrhaftig nichts."

„Doch, doch, du verheimlichst mir etwas Furchtbares. O sieh meine entsetzliche Aufregung, fühle, wie mein Blut stürmt, quäle mich nicht."

„So beruhige dich, Françoise," gab Rosa zur Antwort, indem sie ihre Schwester an sich zog und sie innig küßte, „beruhige dich nur, mir ist wahrhaftig nichts Schlimmes widerfahren, und wenn du mir versprechen willst, ruhiger zu werden und mir mit Ueberlegung mitzutheilen, was dir widerfahren ist, so will ich dir vorher rasch mein kleines Abenteuer erzählen. Ich war Samariterin," fuhr sie, mühsam lächelnd fort, als sie sah, wie Françoise heftig mit dem Kopfe nickte. „Doch horch, vernahmst du kein Geräusch im Nebenzimmer?"

„Nein, nein, es kann auch niemand sein, der Graf ist ruhig und fest eingeschlafen; es war Wind und Regen, welche gegen die Fenster schlagen. Erzähle mir!"

„Als ich aus dem Theater fuhr," begann die Tänzerin, doch sprach sie leise und machte Pausen zwischen ihren Worten, während sie nach dem Nebenzimmer horchte, wo sich aber nichts mehr hören ließ, — „streifte mein Wagen einen armen

Fußgänger und warf ihn nieder. Ich erkannte ihn, denn er gehörte zum Theater und hatte heute Abend schon bei seinem ersten Debut Unglück gehabt. Daß er mich dauerte, kannst du dir denken, Françoise. Herr von Marlott, der bei mir im Wagen war —"

„Arthur?"

„Ja, Herr von Marlott, verhinderte mich daran, den Kutscher sogleich halten zu lassen und zu sehen, ob der arme junge Mensch keinen bedeutenden Schaden genommen. Als ich aber hier ans Haus kam und den Bedienten sagen hörte, er sei auf dem Pflaster liegen geblieben, so eilte ich augenblicklich zurück, um ihm wo möglich Hülfe zu verschaffen, obgleich ich dir versichern kann, daß der Kutscher nicht im geringsten an dem Unfalle schuld war; er warf sich wie absichtlich zwischen die Räder des Wagens."

Françoise schien nur mit halbem Ohre zu hören. Sie hatte ihren Arm auf die Kniee der Schwester gestützt und ihren Kopf auf die Hand gelegt.

„Ich fand ihn noch auf der Straße," fuhr Rosa fort, „und da ich in Gemeinschaft mit einer alten Frau Hand anlegte, um ihn aufzurichten, so kam es, daß sein Blut diese traurigen Spuren zurückließ. Ich sah es übrigens erst, als ich hier vor den Spiegel trat, und wenn du mir erlaubst, gehe ich zu deiner Toilette, um sie zu entfernen — sie fangen wahrhaftig an, mir fühlbar zu werden," setzte sie mit einem leichten Schauder hinzu, nachdem sie mit ihren Fingerspitzen ihren Hals berührt.

„Nein, nein," rief Françoise, „bleibe jetzt, ich fühle, daß ich mich so weit gesammelt habe, um dir, wie du es verlangt,

mit Ueberlegung das Entsetzliche mittheilen zu können, was ich gehört, was mich niedergeworfen. — Gaetano —"

„Nenne den Namen nicht," erwiderte die Tänzerin mit einer abwehrenden Bewegung der Hand, „denke nicht an ihn; und wenn dir in tiefer, stiller Nacht dieses unheimliche Bild erscheinen will, so bete, bete, und er wird vor deinem Gebete verschwinden, wie der Böse selbst."

„So war es bis jetzt, meine Rosa. Ich dachte fast über ihn, wie du, fast so strenge. O, mein Gott," sagte sie mit weicher Stimme, „ein Band, welches uns verknüpfte, ließ sich ja doch von kalter Ueberlegung, vom Gefühle seiner Schuld nicht gänzlich zerreißen. O, meine geliebte Schwester," fuhr sie in steigender Heftigkeit fort und dabei ergriff sie Rosa's beide Hände, schlang sie um ihren Hals und drückte sich dann fester an ihr Herz. „Blicke nicht so ernst und finster auf mich nieder, durchbohre mich nicht so mit deinen leuchtenden Blicken, meine Rosa, wie ich es gethan!" Und als sie das sagte, tropften ihre Thränen unaufhaltsam aus den weit geöffneten Augen, ihren sonst klaren Blick verwirrend.

„Gaetano —"

Die Tänzerin, erschreckt von dem unerklärlichen Benehmen der sonst so ruhigen Frau, zog sie hastig an sich und blickte sie gespannt, fragend an, beinahe willenlos das gleiche Wort wiederholend: „Gaetano?"

„Hat nicht so furchtbar an mir gehandelt, als wir geglaubt," rief Françoise schluchzend in wild ausbrechendem Schmerz, „hat mich nicht betrogen — Gaetano war nicht verheirathet."

„Françoise, du bist wahnsinnig!"

„O, wäre ich es, Gott verzeihe mir die Sünde, wäre

ich es! Spräche die Phantasie des Wahnsinns oder des Fiebers aus mir — mir gleich, ich sähe ein Ende vor mir, wenn auch ein entsetzliches Ende; aber ich bin nicht wahnsinnig, meine liebe Schwester, es klingt auch keine Fieberphantasie aus meinen Reden. Was ich dir eben sagte, ist einfache und furchtbare Wahrheit."

„So ist er wieder erschienen, so hat er gewagt, zu dir zu dringen?"

„O nein, ich würde ihn nicht vorgelassen haben oder vor ihm geflohen sein."

„So hast du Briefe von ihm erhalten und gelesen?"

„Ich würde seinen Betheurungen nicht geglaubt haben."

„So gab er dir sonst irgend ein Lebenszeichen?"

Françoise schüttelte mit einem schmerzlichen Blicke gegen den Himmel das Haupt.

„Kann er wohl noch leben," sagte sie in einem Tone, der, obgleich ruhig und gefaßt, der Schwester doch tief ins Herz schnitt, „da er im Gefühle seiner Unschuld Jahre lang stumm blieb, stumm wie das Grab, in welchem er ruht?"

„Wenn du nicht wahnsinnig bist, Françoise," stieß die Tänzerin mühsam hervor, so sind deine Reden danach, mir den Verstand zu verwirren. — Du sahst ihn nicht, du erhieltest keine Briefe von ihm, auch sonst kein Lebenszeichen, was ist dir denn begegnet, Schwester? Todte erscheinen nicht, oh nein, oh nein," sie zuckte schaudernd zusammen — „fühle ich nicht, wie du?" fuhr sie nach einem tiefen Athemzuge fort. „Warum mich denn so entsetzlich quälen mit deinen verwirrten Reden, mit deinen abgerissenen Ausrufungen? Um des Himmels willen beschwöre ich dich, fasse dich, sei ruhig und sage mir, was ist dir begegnet?"

Nachdem Françoise mehrmals vergeblich versucht, ihrer Stimme zu gebieten, die sich bei jedem Versuche in ein krampfhaftes Schluchzen auflös'te, nachdem Rosa ihr Gesicht auf das Haupt der Schwester gelegt und deren weiches blondes Haar mit reichlichen Thränen benetzt, und nachdem sie dabei ihrer Schwester mit weicher, inniger Stimme wie einem hülflosen Kinde zugesprochen und ihr gesagt, daß sie auch ferner wie bisher alles mit ihr theilen werde in treuer, schwesterlicher Anhänglichkeit — Freud' und Leid, und daß es ja nur durch ruhige Ueberlegung und Besprechung möglich sei, etwas so Entsetzlichem, wie sie eben erwähnt, zu begegnen, da erst fing die unglückliche Frau an, ruhiger zu werden, und war im Stande, ihrer Schwester zu erzählen, was sie bei dem heutigen Diner von Herrn von Scherra gehört, was dieser alte zuverlässige Mann mitgetheilt von einer jungen deutschen Sängerin in Neapel, die zu dem Marchese Gaetano Fontana in einem Verhältniß gestanden, welches zu stören und aufzulösen die Mutter des Marchese alle Schritte gethan, wie ihr dies auch gelungen sei, da sie wahrscheinlich die Nachricht verbreitet, Gaetano sei bereits verheirathet, und auf diese Art das Band zwischen ihm und der Geliebten zerrissen.

Rosa's Hände, mit denen sie die ihrer Schwester hielt, zitterten heftig, und: „Gaetano war nie verheirathet?" fragte sie mit kaum vernehmlicher Stimme.

„Nie, sagte Herr von Scherra, der ihn genau kannte."

„Und jene Dame, die ich in jener Nacht mit eigenen Augen in seinem Wagen sah, wer war sie denn, was sagte Herr von Scherra?"

„Darüber vernahm ich nichts von ihm; oh, meine Rosa, wie hätte ich können ruhige Zuhörerin bleiben bei einer Geschichte, deren Anfang mich gleich so Ungeheures wissen ließ!“

„Aber Herr von Scherra erzählte seine Geschichte ruhig zu Ende?“

„Gewiß, und eine lange Geschichte. Mir schien die Zeit eine Ewigkeit zu sein, während sie drüben in dem Zimmer des Grafen blieben und ich hier in diesem kleinen Gemach fast vergeblich nach Fassung ringend mit zusammengepreßten Händen auf- und abschritt. Ich durfte ihn ja keine trübe Miene, keine Thränenspur im Auge sehen lassen.“

„Arme, arme Schwester! — — Oh warum war ich nicht anwesend! Glaube mir, ich hätte lächelnd ausgehalten, um alles zu erfahren — und wir müssen alles erfahren,“ setzte sie mit einem entschlossenen Tone hinzu. „Wer war sonst noch bei dem Diner anwesend?“

„Arthur.“

Rosa machte eine wegwerfende Bewegung mit der Hand, wobei sie mit finsterem Blick einen Moment die Lippen fest auf einander preßte. — „Nichts von ihm, wie könnte ich über eine so furchtbar ernste Begebenheit auf eine so leichtsinnige Art mir von ihm berichten lassen? Schade, daß er es angehört.“

„Oh, Arthur hat das bald wieder vergessen.“

„Wie alles! — Aber Herr von Scherra muß meine unschuldige Neugierde befriedigen,“ sagte sie mit festem entschlossenem Tone. „Er muß mir unsere eigene Geschichte erzählen, und ich werde ihm mit großer Ueberraschung zuhören. — O, das kann ich, Françoise, wenn ich will.“

„Ja, du kannst es, aber mich traf jedes Wort wie ein Dolchstoß, ich glaubte, zu vergehen."

„Meine arme Françoise," versetzte die Tänzerin schmeichelnd, während sie ihrer Schwester die verwirrten Haare aus der Stirne strich, „fasse dich, nimm all deine Kraft zusammen; bedenke deine Stellung. Wenn es dir auch schrecklich ist, dich mit dem Gedanken vertraut zu machen, den du vorhin gegen mich aussprachst, daß den armen Unglücklichen das stille Grab deckt, so ist es doch der einzige, aus dem für dich ein Trost erwächs't. Die Zeit wird kommen, wo du ruhiger an ihn denkst, wo du ihn beweinen darfst, und dabei, meine Françoise, will ich dir redlich helfen, — glaube mir, so furchtbar es mir auch im ersten Augenblicke erschien, ihn schuldlos zu wissen, so athme ich doch jetzt schon freier auf, wenn ich an ihn denke, und wenn mir sein Bild nicht mehr als etwas Verabscheuungswerthes vorschwebt, sondern als ein Wesen, das mit Milde auf uns herabblickt, und das alles Unrecht vergessen wird, beim Anblick deines grenzenlosen Schmerzes, beim Anblick meines tiefen Leides." —

„Amen!" hauchte es flüsternd durch das kleine Gemach. —

Rosa fuhr entsetzt empor und sagte wild um sich blickend mit gepreßter Stimme: „Sprachst du das Wort, Françoise?"

„Welches Wort? ich hörte nichts."

„Sagtest du Amen, — meine Schwester?"

„Ich dachte so bei deinen tröstenden Worten, vielleicht sprach ich es auch unbewußt aus, wenn du es nicht selbst sagtest."

„Nein, nein, ich nicht," erwiderte eifrig die Tänzerin, und dabei blickte sie forschend um sich und setzte nach einer Pause hinzu, während welcher sie die umschlingenden Arme

ihrer Schwester sanft gelöſ't und sich langsam erhoben: „Laß mich einen Augenblick in deinem Nebenzimmer nachsehen, ich weiß wohl, es ist kindisch, daß ich mir einbilde, von dort her ein Geräusch gehört zu haben, da der Graf schläft, aber laß mich nachsehen, es beruhigt mich.“

Françoise, die sich ebenfalls erhoben hatte, nickte schmerzlich lächelnd mit dem Kopfe, als sie ruhig entgegnete: „Sieh nach, Rosa, wenn es dir gefällt, du wirst dort alles lautlos und still finden.“

Darauf ließ sie durch eine Feder, auf welche sie drückte, den Vorhang über dem Kamin in die Höhe schnellen, und es schien ihr wohl zu thun, in die stürmische Nacht hinaus zu schauen, zu sehen, wie die wild aus einander gerissenen Wolken vom scharfen Wind östlich gejagt wurden, zu hören, wie der Wind sauſ'te, und wie er die fliehenden Regentropfen an die Scheiben des Fensters jagte, wo sie dann thränengleich an der glatten Fläche hinabrannen.

Oh, es war eine trübe Nacht, ein Nacht voll Thränen!

Rosa kam leisen Schrittes aus dem Schlafzimmer zurück und sagte: „Du hattest Recht, Françoise, es ist in deinem Schlafzimmer und im angrenzenden Gemach alles ruhig und still. Gott sei Dank, daß er wenigstens schläft — laß auch uns jetzt Ruhe suchen. Lege dich nieder, liebe Schwester, und thue dir Gewalt an, deine wilden finstern Gedanken niederzukämpfen. Denk an morgen, und daß man dich fragen wird, warum du so bleich aussiehst, woher die Thränenspuren kommen, woher deine gerötheten Augen.“

„Oh, hätte ich dein Temperament, deine Ruhe, deine Fassung!“

„O ja,“ versetzte Rosa mit einem eigenthümlichen Lä-

cheln, „äußerlich erscheine ich oftmals sehr ruhig, sehr gefaßt, ich kann mich bezwingen und das solltest auch du noch lernen, Françoise; es ist das so nothwendig in dieser traurigen Welt. — Gute Nacht, mein Herz, gute Nacht, meine liebe Schwester!"

„Ich sehe dich doch morgen in der Frühe?" erwiderte diese fast ängstlich; „du mußt zu mir kommen, du mußt um mich sein, mit mir sprechen, mich nur mit deinem ruhigen, entschlossenen Blick anschauen, sonst fürchte ich mich." Sie warf einen scheuen Blick nach dem Nebenzimmer, fügte dann aber rasch hinzu, als wollte sie keine Antwort ihrer Schwester hören: „Du hast doch deinen Wagen unten?"

„Ausdrücklich wieder herbestellt habe ich ihn nicht; finde ich ihn unten, so ist es gut, ist er aber nicht da, soll es mir noch lieber sein; es wird mich mehr zerstreuen, ja fast beruhigen, durch die stürmische Nacht zu Fuße nach Hause zu gehen. — Gute Nacht, Françoise!"

„Gute Nacht, Rosa, Gott beschütze dich!"

Die Tänzerin glitt geräuschlos zum Gemach hinaus durch das Schreibcabinet und Vorzimmer auf das Vestibul, wo der Lakai, der seine Orange noch zwischen den Fingern hielt, laut und vernehmlich den Schlummer des Gerechten schlief. Unten öffnete der Portier und wollte sich entschuldigen, daß der Wagen nicht da sei, er habe auch keinen Befehl erhalten, ihn wieder her zu bestellen.

Rosa ging nach einem freundlichen Worte in die finstere Nacht hinaus, während Françoise droben in ihrem Zimmer eine Zeit lang vergeblich auf das Rollen des Wagens lauschte. —

„Sie ist zu Fuß fort," sagte sie endlich, „o Rosa ist

glücklich, sie darf ihren Thränen freien Lauf lassen, und dabei fliegen ihr die kühlenden Regentropfen ins Gesicht, und so bleibt es unentschieden, ob sie in der That geweint. Sie darf durch die Straßen wandeln allein mit ihren Gedanken, kann dort bei dem unscheinbaren Hause stehen bleiben, um nach einem einsamen Lichtschimmer zu spähen, der seine liebe, süße Wange beleuchtet, kann alles das thun, da sie frei ist, — frei — frei — während ich in einem glänzenden Käfig gefangen bin, während mich, wohin ich sehe, Gold umgibt, abermals Gold und wieder Gold — goldene Ketten und Banden."

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Eine schlaflose Nacht.

Der Schlaf war mitleidiger, als es sich die arme Frau gedacht. Er umgaukelte weich und linde das Lager, auf das sie sich unter strömenden Thränen geworfen; er ließ ihr sanfte, tröstende Musik erklingen, unerklärliche, beruhigende Töne, er ließ ihr Haupt umschweben weiche, duftende Nebel, seine wunderbaren Vorläufer, und schloß ihr dann tröstend mit sanftem Finger die schweren und müden Augenlider.

So that der Schlaf hier, während er bei einem andern Lager ganz in der Nähe, im anstoßenden Gemache, anders verfahren, während er dort ebenfalls müde Augenlider, die sich so innig nach Schlaf sehnten, mit einigen armseligen neckenden Schlummerkörnern bewarf, welche, leuchtend und unruhig zitternd durch das Gehirn rollend, statt festen erquickenden Schlafes jenen leichten, ermüdenden Halbschlummer hervorbrachten, wo man seine eigenen Athemzüge fühlt, wo man sich selbst zuflüstert: glaube nicht, daß du schläfst, wie andere glückliche Menschenkinder, du kannst ja aus tiefem,

lebendigem Traume deine Augen weit öffnen, schauen, hören, um gleich darauf wieder andere tolle Traumgestalten um dich gaukeln zu sehen — ja, du kannst schauen und hören und vielleicht decken deine schweren Augenlider in der nächsten Sekunde wieder deine müden Augen, wenn nicht zufällig ein Ton, ein Wort an dein Ohr schlägt, das deine ohnedies schon aufgeregten Nerven zum Zerspringen anspannt und alle deine Sinne mit einer erschreckenden Klarheit umgibt.

So war es dem Grafen Lotus geschehen, in dessen leichten und unruhigen Schlummer plötzlich ein Ton drang, der ihn zum Wachen aufschreckte — o, zum klarsten, erbarmungslosesten Wachen. Er hörte die Gräfin schluchzen, er hörte sie mit schmerzerfüllter Stimme Worte sprechen, deren Klang ihm, wenn er sie auch nicht verstand, anzeigte, daß sie aus zerrissenem Herzen kamen — ja, aus dem Herzen seiner Frau, die noch vor Kurzem mild und ruhig lächelnd neben seinem Lager gesessen und deren Hand nicht gezittert, als sie dieselbe sanft auf seine Stirn gelegt.

Ja, sie sprach, sie sprach Worte des Jammers und des Unglücks, und es war wohl begreiflich, daß ihn diese Töne nicht ruhig auf seinem Lager ließen; belauschen wollte er sie nicht, darum erhob er sich in derselben Art, wie er immer zu thun pflegte, doch wurde er nicht gehört, selbst kaum, als er das Schlafzimmer seiner Frau durchschritt. Dort aber an der Thür, als er eben den Griff des Schlosses anfassen wollte, um sie geräuschvoll ganz zu öffnen, vernahm er Worte, die das Blut gewaltsam gegen sein Herz strömen ließen, so daß die Pulse seiner Schläfen wild zu pochen anfingen und daß es ihm nur gelang, den Athem kurz und mühsam in seine Brust zu ziehen. — Er vernahm alles —

alles — alles, und als er hörte, wie Rosa die Schwester in ihrem grenzenlosen Unglück tröstete, war er es, der mit heiserer Stimme Amen dazu gesagt.

Ja — Amen, ein Wort, das man ausspricht mit dankendem Blick, mit glückselig geöffneten Lippen, nach einer überstandenen großen Gefahr, wo alles glücklich beendigt ist, das man aber auch hervorstößt tief aus gebrochenem Herzen zwischen zusammen gebissenen Zähnen, wenn alles verloren ist — alles, alles dahin, was uns lieb und theuer war. — —

Eine gute Stunde nach diesem Vorfall erhob sich der Graf abermals von seinem ruhelosen Lager. Wie er während dieser Zeit unter den fürchterlich marternden Gedanken gelitten, zeigte wohl die furchtbare Blässe seines Gesichts, die tiefen Furchen auf seiner hohen weißen Stirn, auf der jetzt die Spuren jenes Säbelhiebes dunkelroth zu sehen waren. Seine rechte Hand, mit der er sich bemühte, den seidenen Schlafrock über die Schultern zu werfen, zitterte heftig und benahm sich dabei oft so ungeschickt, daß er die verstümmelte Linke zu Hülfe nehmen wollte, um gleich darauf von diesem vergeblichen Bemühen unter einem bittern Lächeln abzustehen.

Er war so an ihre Hülfe gewöhnt, daß er sich vorkam wie ein armes unbeholfenes Kind. Als er endlich sein Gewand über der Brust befestigt hatte, that er einen tiefen, tiefen Athemzug und trat in die Thür ihres Zimmers, wo er sie beim Scheine der Nachtlampe auf ihrem Lager ruhen sah. Er legte den Arm an das Holzgetäfel, drückte seine Stirn dagegen und blieb so regungslos, sie anschauend, stehen.

„Wie sie bei all dem Jammer glücklich ist, so im ruhigen Schlaf ihr Leid vergessen zu können,“ murmelte er, „das heißt, wenn sie nicht von bösen Träumen beunruhigt wird!

— Doch nein, ihre Athemzüge sind ruhig und gleichmäßig, ja, ich glaube fast, es spielt ein Lächeln um ihre Züge. — O, sie kann lächeln," setzte er nach einer kleinen Pause flüsternd mit heiser klingender Stimme hinzu, „sind es doch wahrscheinlich glückselige Bilder, Bilder der Liebe, Bilder einer süßen Vergangenheit, welche sie umschweben.

„Ah, sie ist glücklich, sie schläft und hat süße Träume. Sie hat kein Recht, sich zu beklagen, sie nicht! Wer schläft, vergißt Leid und Schmerz. Ich," fuhr er fort, indem sein Blick düster aufflammte und sein Körper erzitterte, „ich schlafe nicht, ich liege müde auf meinem Lager, ein Fraß wilder, giftiger Gedanken, mich läßt kein sanfter Schlummer Leid und Schmerz vergessen. Wer weiß sogar," setzte er mit einem entsetzlichen Lächeln hinzu, „ob ich einstens im Grabe ruhig schlafen werde, oder ob ich auch da noch bevorzugt bin, von düstern, unheimlichen Träumen unterhalten zu werden.

„Doch fort mit diesem thörichten Vielleicht! Im Grabe ist Ruh', und die hat ja auch wohl jener gefunden, der seine gierige Hand aus der Ewigkeit herüberstreckt, um mir mein Liebstes zu rauben, das einzige schätzbare Gut meines reichen und doch so armseligen Daseins. Ja, er ist todt, er muß todt sein — er soll todt sein, oder —

„An Scherra muß ich mich wenden," murmelte er nach einem tiefen Seufzer, während dessen er krampfhaft und unruhig mit der rechten Hand seine Stirn und seine Augen betastete und darauf seine Finger an den Mund brachte, an deren Nägeln er, starr vor sich niedersehend, unruhig kaute. „Scherra muß mir das genau und umständlich erzählen, er muß sich aufs sorgfältigste nach diesem — Gaetano erkundigen; er muß nach Neapel schreiben — nach Palermo —

überall hin — überall, er muß mir zu Liebe ganz Italien, ja, die ganze Welt durchforschen, um — sein Grab zu finden, denn er muß todt sein; o—o—o—oh," fuhr er, wie vor seinen Gedanken erschreckend, auf, „todt muß er sein, oder —"

Während er mit zuckenden Lippen und unheimlich glänzenden Augen diesen Phantasieen, bald leise mit sich selbst flüsternd, bald dumpf in sich hinein murmelnd, nachhing, während die Muskeln seines hagern, bleichen Gesichtes krampfhaft spielten und sich zuweilen sein ganzer Körper zusammenbog, wie niedersinkend unter der Wucht der Gedanken, lag sie auf ihrem Lager, ein Bild der süßesten Ruhe, des tiefsten Friedens; ihre rechte Hand ruhte unter ihrem Haupte und hatte sich dort in der Fülle ihres reichen, blonden Haares vergraben, ihre Augenlider erschienen leicht geschlossen, so sanft zugefallen, als hätten sie sich in tiefer Ermüdung bei der leisesten Berührung des Schlummergottes geschlossen, während dagegen wieder ihre gleichförmigen und tiefen Athemzüge ihren festen Schlaf bekundeten. Ihr vorhin noch so bleiches Gesicht erschien jetzt leicht erhitzt und dadurch wunderbar rosig angestrahlt. Dabei verklärte ein mildes Lächeln ihre noch kürzlich so ernsten, ja, düstern Züge, und dieses Lächeln hatte ihre Lippen sanft geschlossen und ließ zwischen ihnen hindurch die glänzenden Zähne sehen.

Die linke Hand hatte sie auf ihre Brust gelegt, und nach den Fingern dieser linken Hand starrte der Graf, indem er sich an der Thür festhaltend, so weit als möglich vorbeugte. Zwischen Daumen und Zeigefinger schlang sich eine kleine fadendünne Goldkette durch, die unter ihrem Kopfkissen verschwand.

„Was sagte doch Rosa von einem Bilde, welches Fran=

çoise bei sich führe? Ich habe nie etwas davon bemerkt, habe aber auch niemals jene Goldkette gesehen, die dort so verrätherisch hervorlauscht. Ah, Madame, es scheint mir, daß Sie sich nicht damit begnügen, süße Erinnerungen in Ihrem Herzen zu begraben, sondern daß Sie auch sichtbare Zeichen einer besseren, glücklicheren Zeit bei sich verbergen! — Ich muß jenes Bild haben," setzte er zähneknirschend hinzu, „ich muß sehen, Françoise, wer so unaussprechlich glücklich ist, von dir so heiß geliebt zu werden! — Nehmen wir uns in Acht, seien wir vorsichtig, wie auf der Tigerjagd!"

Und nach diesen Worten wand er sich so rasch, so geräuschlos, so schlangenartig nach dem Lager seiner Frau hin, daß er sich auch einem aufmerksameren und scheueren Wesen, als das arglose Weib war, unbemerkt hätte nahen können. Dann griff er mit sicherer Hand die kleine Kette an, zog sie langsam unter dem Kopfkissen hervor und über seine Züge glitt ein triumphirendes Lächeln, als derselben ein sehr kleines flaches Medaillon folgte. Noch war aber das Ende der Goldkette leicht um den Zeigefinger der schlafenden Frau gewunden, und statt den Versuch zu machen, auch diese zu lösen, berührte er mit der eiskalten Spitze seines Fingers die warme Hand der Gräfin, wodurch er erreichte, was er gewollt: sie machte eine zuckende Bewegung mit der Hand, wodurch die Goldkette von dem Zeigefinger herabglitt; dann wandte sie leicht den Kopf auf die andere Seite und flüsterte im Schlafe: „Du irrst, es sind Regentropfen, aber keine Thränen."

Mehrere Sekunden lang betrachtete er mit starrem Blick die Schlafende, dann sagte er mit dumpfer Stimme: „Amen, mögen auch keine Thränen folgen." —

Geräuschlos, wie er gekommen, ging er in sein Zimmer zurück und schloß und verriegelte die Thür hinter sich. In seinem Schlafgemach angekommen, entzündete er auf einem silbernen Leuchter ein Bouquet Wachslichter, und als es taghell um ihn geworden, ließ er sich langsam in einen Fauteuil nieder, den er zum Tische gerollt, und schickte sich an, den goldenen Deckel des Medaillons aufspringen zu lassen. Doch ehe er dies ausführte, hielt er einen Augenblick inne, stützte die Stirn auf die rechte Hand und sprach: „Warum soll ich's thun? Wird ein Bild nicht schrecklicher in meinen Phantasieen erscheinen, als ein körperloses Wesen, als ein Ding, das sich Gaetano nennt? Ja, es nicht anzusehen, wäre vernünftiger gehandelt, aber der Teufel," rief er heftiger aus, „betrage sich immer vernünftig; ich will es sehen!"

Er drückte auf die Feder des Deckels, dieser sprang auf und der Graf betrachtete mit gierigem Blick das kleine Bild, welches sich seinem Auge darbot.

Lange betrachtete er es, hielt es bald weit von sich weg, brachte es dann wieder näher an die Augen und murmelte endlich: „Ein schöner Kopf, ein prächtiger Kopf, schade darum, daß er im Grabe fault — — — — lassen wir ihn verschwinden." —

Er erhob sich mühsam aus seinem Stuhle, ging nach einem Seitentischchen, wo eine kleine, zierlich gearbeitete Cassette stand, die er öffnete und das Bild hinein verschloß.

Als dies geschehen, ging er lange Zeit in tiefe Gedanken versunken in seinem Zimmer hin und her, wobei er sich zuweilen mit langsamen Schritten dem kleinen Tischchen, auf dem die Cassette stand, wieder näherte, sich aber jedesmal

hastig umwandte und nach der anderen Seite des Gemaches eilte.

„Als ich sie zu meinem Weibe nahm,“ sprach er zu sich selber, nachdem er längere Zeit vor sich hin gebrütet, „hätte sie mir die Wahrheit sagen sollen, die volle Wahrheit sagen müssen; doch ist das auch der einzige Vorwurf, den ich ihr machen kann, und den ich ihr doch nicht einmal machen werde — gewiß kein Wort des Vorwurfs — wenn — doch nein, nein, fort mit solchen entsetzlichen Gedanken! — Gab sie mir doch nie Veranlassung zum Mißtrauen! — Ihn deckt das Grab, sein Bild soll verschwunden bleiben und dafür werde ich ihr, wenn sie es wünschen sollte, meine Gründe angeben.“

Der Graf blieb einen Augenblick mitten im Zimmer stehen, drückte die rechte Hand gegen seine Stirn und rief in schmerzlichem Tone: „O, wer jetzt schlafen könnte! Gab ich mir doch mit allen Gründen der Vernunft, der Milde, des Mitleidens alle Mühe, meine finsteren, entsetzlichen Gedanken niederzukämpfen, aber wenn ich einen Moment inne halte, ihnen beruhigt zuzusprechen, so springen sie an mir empor, die Zähne fletschend gleich wilden, blutgierigen Bestien — schrecklich, wenn er lebte — wenn er lebte! Ich muß jemand haben, der mit mir spricht, der mir hilft, meine Phantasieen nieder zu kämpfen; ich will Jussuf wecken, er soll mir von Indien erzählen.“

Der Graf öffnete die Thür seines Nebenzimmers und schritt von dort über einen kleinen Corridor in ein auf der anderen Seite daran grenzendes Cabinet. Dort war es so dunkel, als es in einem Zimmer nur sein kann, wo kein Licht brennt und wo nur die zweifelhafte Helle des Nachthimmels

einen Gegenstand, irgend ein Möbel oder sonst einen Körper als noch schwärzere Schatten erscheinen läßt. Hier ließ der Graf einen leisen Ton vernehmen, der wie das Zischen einer Schlange klang, worauf sich augenblicklich in der Ecke des Zimmers, wie von einer Feder emporgeschnellt, eine Gestalt erhob und wonach man ein Geräusch hörte, als werde rasch ein Dolch aus einer Scheide gezogen.

„Ich bin es, Jussuf, folge mir!“

Der Indier warf rasch einen weißen Mantel über und schritt, ohne ein Wort zu verlieren, hinter seinem Herrn bis nach dem Schlafzimmer, wo sich der Graf in seinem Fauteuil niederließ und den Diener bedeutete, sich auf einen kleinen Divan, der an der Wand stand, zu setzen; „oder wenn es dir lieber ist,“ fügte er lächelnd hinzu, „auf den Teppich des Bodens,“ da er bemerkte, wie Jussuf diesen betrachtete. — „Ich kann nicht schlafen und du sollst mit mir plaudern.“

„Ich hatte gehofft, Herr, Ihr vergäßet heute Nacht alle Freuden und Leiden in süßem Schlummer, denn es erklang ja die wunderbare Stimme, die Euch gewöhnlich Ruhe gibt.“

„Ich schlief auch ein, doch weckte mich irgend ein Zufall, und so sollst du es denn dieses Mal versuchen, mir einen guten Traum zu verschaffen.“

„Herr, meine Zunge ist rauh und ohne Wohlklang.“

„Der Himmel soll mich bewahren,“ erwiderte der Graf lächelnd, „Gesang von dir zu verlangen, du sollst mit mir sprechen, mir etwas erzählen.“

Der Indier neigte zum Zeichen des Gehorsams sein Haupt, ehe er zur Antwort gab: „Wollt Ihr, Herr, etwas hören von unseren Zügen in Afghanistan, von unseren blutigen Gefechten mit den Shiks? Ah eine schöne Zeit!“

„Nein, nein, dieses Mal nichts davon."

„So werde ich es versuchen, vor Eure Augen zu führen die Bilder, wie wir den Tiger gejagt in den Jungeln am Ganges."

„Nichts davon, Jussuf."

„Oder den Elephanten auf Ceylon?"

Der Graf schüttelte leicht mit dem Kopfe, dann ließ er ihn in seine rechte Hand niedergleiten und starrte lange vor sich hin. „Wenn er noch lebte," murmelte er, unverständlich für den Andern, „so wäre all mein Glück dahin, so hätte die wildeste, finsterste Nacht den einzigen Sonnenstrahl ausgelöscht, der mein armes Leben erhellt; o, wenn er noch lebte! — Nein, nein, Jussuf," rief er nach einer Pause, „erzähle mir nichts von unseren Kriegszügen, nichts von unseren Jagden, ich will etwas Wilderes, Unheimlicheres hören."

„Um Euch Schlaf zu bringen, Herr?" fragte der Indier verwundert.

„Ja, um mir später vielleicht Schlaf zu geben, um Aufregung mit Aufregung niederzukämpfen, um Leid und Schmerz mit Unheimlicherem zu verjagen. Erzähle mir von den Thugs."

„Herr!" rief der Indier, und seine Augen flammten; ein convulsivisches, fast unmerkliches Zittern durchflog seinen Körper und er gab mit dumpfer Stimme zur Antwort: „Diesen Namen hat mein Ohr seit Jahren nicht mehr vernommen — o, es hoffte ihn auch nicht mehr zu hören, er sollte nicht mehr ertönen vor den Ohren Jussuf's — war nicht so die Abrede, Herr?" setzte er mit fragendem Tone und einem lauernden Blicke hinzu.

„Die Verabredung war nicht ganz so," entgegnete ruhig der Graf. „Weißt du noch, als dein Goorer dich mir empfahl, der alte Bhurtotes, der furchtbare Erdroßler im Dienste der Göttin Kalee Davey?"

„Ja, dessen Blut floß auf Euern Befehl."

„Auf den Ausspruch des Gerichtes, Jussuf, den ich gezwungen war, vollziehen zu lassen, fast so, wenn auch ganz anders, wie Ihr gezwungen waret, die Aussprüche der finstern Göttin zu vollziehen; es war eine Nothwendigkeit, denn er durfte nicht leben, hatte er doch über 200 Mordthaten eingestanden."

„Ja, ja, es war ein großer und berühmter Burka," murmelte der Indier, und bei dieser Erinnerung belebten sich zusehends seine Augen.

„Wie er mir sagte," fuhr der Graf nach einer längern Pause fort, „bewiesest du bei der Vollziehung eurer furchtbaren Gelübde und bei euren Thaten um den Aussprüchen der Göttin Kalee gehorsam zu sein, einen seltenen Grad von Kaltblütigkeit und Gewandtheit."

„Es ist so, Herr," gab der Indier zur Antwort, nachdem er einen eigenthümlich murmelnden Ton ausgestoßen. „Ich war nicht lange unter den Sotahs, das sind Leute, die den Auserwählten ins Netz locken — zu den Lughas, die wie Ihr wißt, die Todten forttragen und mit der heiligen Hacke sein Grab graben, gehörte ich nur kurze Zeit — und als ich Shumseeas geworden, welche die Pflicht haben, dem zum Tode Bestimmten Hände und Füße zu halten, erbarmte mich der Unglückliche, da der Erdroßler selbst seinen Dienst schlecht versah, und ich vollzog sein Amt, um das Opfer

auf die kürzeste und sicherste Weise in den Himmel zu befördern."

„Du selbst bist aber nicht der Sohn eines Thugs?"

„Nein, Herr, ich wurde als vierjähriger Knabe bei einem großen Opfer verschont, an dem die Göttin meine Eltern und Verwandten verschlang."

„Und hattest du keinen Abscheu vor dem Dienste der Kalee?"

„Abscheu?" fragte der Indier verwundert, „gewiß nicht, Herr; man gab mir schon als Kind von dem heiligen Zucker, und ich fand den Dienst der Göttin süß und ehrend, wie alle meine Freunde und Bekannten, die zu dem Orden der Thugs gehören. Leider blieb ich nicht lange unter den Burkas, man machte mich zum Tillas, und ich begleitete als Wegweiser oder Dolmetscher die Karawanen, unter denen sich unsere Opfer befanden. — Aber, Herr," setzte Jussuf nach einer längeren Pause, während welcher der Graf nachsinnend vor sich hingeschaut, hinzu, „erlaßt mir diese Erinnerungen, sie ist ja vorbei, jene glänzende Zeit. Hier wo die Sonne so selten ihre erwärmenden Strahlen schickt, wo keine Palmen gedeihen noch der süß duftende Lotus, wo die Sterne nur mit bleichem, unsicherem Lichte schimmern, vernimmt man kein Zeichen der großen Göttin Kalee-Davey."

„Nein, nein, man vernimmt es nicht," versetzte rasch der Graf, wie aus einem tiefen Traume aufschreckend, „es wäre entsetzlich, wenn man es vernähme."

„Entsetzlich? O nein," versetzte der Indier mit funkelnden Augen. „Welche Wonnen müssen dem nach seinem Tode bestimmt sein, den die Göttin durch ein Zeichen begnadigte, daß sie ihm hieher folgte über Länder und Meere, um ihn

zu erwärmen und zu begeistern in dieser kalten, dunkeln Welt!"

Der Graf hatte sich erhoben und blieb nach einem Gange durch das Zimmer an einem der Fenster stehen, wo er den Vorhang aufhob und in die finstere Nacht hinausschaute. „Ja," sagte er, wie zu sich selber, indem er seine einzige Hand auf das Herz drückte, „es ist hier so frostig und dunkel und würde unerträglich sein ohne ihre belebende Wärme — ihre süße Wärme, die ich theilen sollte mit jemand, o nein — o nein. Was nützt ihm, der im Grabe liegt, jene Wärme? Die Hitze des Vesuv würde nicht im Stande sein, seine kalten Glieder zu beleben. Der im Grabe ruht? Und doch zieht es mich immer zu ihm hin. Noch einmal will ich ihn anschauen, um nicht zu vergessen das Bild desjenigen, dem Françoise ihre erste, vielleicht ihre einzige Liebe zugewandt."

Rasch wandte er sich um, öffnete mit zitternder Hand die Cassette und ließ noch einmal die Feder des Medaillons spielen. Lange betrachtete er hierauf das kleine Bild, und während er es betrachtete, verfinsterten sich seine Blicke immer mehr und die Narbe auf seiner bleichen Stirne schwoll dunkelroth an.

Daß der Indier im Zimmer war, schien er ganz vergessen zu haben. „Wenn du noch lebtest," rief er aus, „es wäre fürchterlich! Todt mußt du sein, todt, todt!" Und er ließ das Medaillon, ohne den Deckel zu schließen, wieder in die Cassette zurückfallen.

Wieder trat er an das Fenster, legte die heiße Stirne an die kühlen Scheiben. „Kalt, kalt, hier und dort," murmelte er zwischen den Zähnen, „o mein Gott, gib mir nur Ruhe — Ruhe."

Er seufzte tief auf und fuhr dann, an Jussuf gewandt, fort: „Um die Nacht sind wir fast betrogen und auch den kleinen Rest derselben wollen mir meine zuckenden Nerven streitig machen, ich fühle das — gib mir Opium!“

„Ihr habt mir verboten, daß ich Euch ein Pulver mischen soll,“ entgegnete der Indier.

„Ja, ja,“ rief der Graf unmuthig, „aber heute brauche ich es, um nicht wahnsinnig zu werden; mische mir ein Pulver, wobei ich einschlafe; erzähle mir von unsern Zügen durch Kaschmir.“

Der Indier richtete sich rasch vom Boden auf und ging aus dem Zimmer, während sein Herr den seidenen Schlafrock von seinen Schultern herabgleiten ließ, hierauf die Thür, die er vorhin verriegelt hatte, leise wieder öffnete, um in das Nebenzimmer zu lauschen, und sich alsdann langsam und scheinbar ruhig auf seinem Bette ausstreckte.

Jussuf kam nach einigen Augenblicken wieder und reichte dem Grafen eine kleine Krystallschale mit einer trüben Flüssigkeit, die jener rasch leerte und sich wieder auf das Kissen zurücklegte, wobei er seine beiden Arme unter den Kopf schob.

„Lösche die Lichter, nur die kleine Nachtlampe soll brennen bleiben, und erzähle mir von Kaschmir.“

Jussuf ließ sich vor dem Bette auf den Boden nieder, und that wie ihm befohlen. Mit leisen monotonen Worten sprach er in blühenden Bildern von Kaschmir, von den klaren Fluten des Dschelum, der kühlend durch die Stadt fließt, von dem Berge Takt-Soliman, der sie überragt, der ihr die murmelnden Bergquellen sendet, und von dem schönen Thale rings umher voll Rosen, Lilien und Tänzerinnen.

Ein seltsames Lächeln überflog zuckend die Züge des Schlafenden.

Der Indier horchte noch eine Zeit lang, und als sein Herr keine Bewegung machte, welche ein Erwachen desselben andeutete, beugte er sich über ihn hin, beschaute ihn lange und aufmerksam und wandte sich dann dem Tische zu, wo die Cassette mit dem kleinen Bilde stand. Auf dieses warf er einen langen, forschenden Blick, und murmelte dann: „Vergessen werde ich es niemals, das Gesicht dieses Mannes, welches das Herz meines Herrn mit so tiefem Schmerz erfüllt, dem er den Tod gewünscht.

„Möge dein Schlummer sanft sein und fröhlich dein Erwachen," sprach er alsdann leise gegen den Schlafenden gewandt, wobei er seine beiden Hände erhob und hierauf das Gemach verließ.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Dr. Henderkopp und Familie.

Wenn schon die gewöhnliche Ausstattung des Wurstladens der Frau Wittwe Speiteler (der Wurst-Königin, die Firma hieß eigentlich: Josua Speiteler, selige Wittib) vom Herbst bis zum Frühjahr ein Glanzpunkt der Balkengasse war, ein Stolz für die häufig vorübergehenden Bewohner dieser Straße, ein Triumph für sämmtliche Straßenjungen dieses mit Kindern reich gesegneten Stadtviertels, welche hier beim Anblick all' der Herrlichkeiten, ihren an sich schon unmäßigen Appetit verrätherischer Weise noch zu schärfen pflegten, so war doch in diesen letzten Tagen hinter den zwei großen Spiegelscheiben, die sich auf dem alten, finstern Hause rechts und links von der verwitterten, narbigen Hausthüre ausnahmen wie klare Brillengläser auf der Nase eines verschrumpften alten Mannes, so Ungeheures geschehen, ja ein solcher Glanz, ein solcher Reichthum entwickelt worden, daß die Vorübergehenden, welche von der Veranlassung zu einer so ungewöhnlichen Ausstellung keine Ahnung hatten, kopf-

schüttelnd die alte Firma über der Hausthüre betrachteten, ob dort nicht vielleicht ein neuer Name prange, und ein junger rüstiger Nachfolger des Josua Speiteler selige Wittib entschlossen sei, den elegantesten Laden ähnlicher Art in den reichsten Stadtvierteln keck ein Paroli zu biegen.

Aber da oben in der Firma hatte sich so wenig geändert als im Allgemeinen in der Person der regierenden Wurstkönigin selbst, die auch in corpulenter Majestät, blühend wie der Vollmond, wenn er eben erst aus der Nebelschichte des Horizontes emporgetaucht, nach wie vor hinter ihrem Ladentische stand, und in behaglichem Schmunzeln und mit einem mehr oder minder freundlichen Wort ihre verschiedenartigen Kunden bediente.

Genauere Bekannte wollten bemerkt haben, daß sie seit einem Vierteljahre selten mehr ihre alten geblümten Kattunkleider trug, ja daß sie sich sogar zu einer seidenen Schürze verstiegen hatte, und daß die handbreiten Streifen und Spitzen ihrer Haube stets blendend weiß waren, außerordentlich gestärkt und mit bunten Bändern versehen, welche nicht selten über ihren fetten Nacken hinabflatterten. Dabei schwebte häufig, auch wenn sie sich allein im Laden befand, ein Lächeln der ausgesprochensten Zufriedenheit um ihre Lippen; die Knechte sprachen mit Begeisterung von dem Wohlwollen der sonst so strengen Meisterin, und der Lehrjunge hatte im Schlachthause erzählt, daß er die Wurst-Königin, und noch dazu am hellen Tage, habe singen hören:

„Guter Mond, du gehst so stille
Durch die Balkengasse hin."

Und die Veranlassung von alle dem? —

Da wir es von jeher verschmäht haben, die Aufmerk-

samkeit unserer geliebten Leser auf eine unerlaubte Art zu spannen, wie es manche andere Erzähler zu thun für nothwendig halten, so wollen wir auch hier geradezu mit der Sprache herausgehen, und bitten zu diesem Zweck den geneigten Leser, durch die offene Thüre einen Augenblick in den Laden hinein zu lauschen, wo vor der Wurst-Königin ein alter Herr steht mit einer ärmlichen fuchsigen Perücke auf dem Kopfe, einfach, aber sauber angezogen, irgend ein pensionirter Beamter, der sich täglich etwas Wurst zu seinem Abendbrode holt. Zu diesem hören wir Frau Wittwe Speiteler die denkwürdigen Worte sagen: „Also Sie kennen meinen zukünftigen Schwiegersohn, den Herrn Doctor und Director? Nicht wahr, es ist das ein außerordentlicher Mann?"

Ja, geneigter Leser, die Veranlassung zu dem außerordentlichen Glanze, in welchem sich während der letzten Tage der Wurstladen in der Balkengasse befand, war die Verlobung der einzigen Tochter mit dem berühmten Doctor Henderkopp, Director einer Privat-Irren-Anstalt, Mitglied mehrerer gelehrten und ungelehrten Gesellschaften, Besitzer der Medaille für Kunst und Wissenschaften, welche ihm erlaubt war, an einem rothen Bande da zu tragen, wo andere Leute ihren Orden zu zeigen pflegen.

Die Vermählung sollte in acht Tagen statt finden, die Familie und Freundschaft war dazu aufgeboten, und zu dieser höchst ehrenvollen Umwandlung der Fräulein Sophie Speiteler in Frau Directorin Henderkopp wurden mit einem halben Dutzend Näherinnen in einem paar Stuben im ersten Stocke, so wie in Küche und Keller von der würdigen Wittwe selbst ganz außerordentliche Vorbereitungen getroffen.

Was wir von diesen Vorbereitungen genießen können,

ist freilich vor der Hand nur die Ausstellung des Ladens, die schon der Mühe werth ist, einige Minuten angeschaut zu werden. Wie in der Welt alles von einem soliden Mittelpunkte ausgeht, so auch hier, und obendrein hatte jedes der großen Spiegelgläser seinen Mittelpunkt für sich und bildete so eine eigene Ausstellung; auf der linken Seite mehr für derbere Gaumen und Mägen berechnet, auf der Rechten mehr für zartere Wesen, die ein feines Schweineknöchelchen einer vor Gesundheit und Fett strotzenden Wurst vorzuziehen pflegten.

Dort bei den derberen Genüssen bildete ein künstlich aus Fett modellirtes Schwein den eben erwähnten Mittelpunkt: seine Hauer, Klauen, ja sogar die Nase waren vergoldet, und im geöffneten Munde trug es einen Lorberzweig, wahrscheinlich als zarte Anspielung der Lorbern, welche sich Dr. Henderkopp durch sein verdienstvolles Wirken gesammelt. Dieses Schwein ruhte auf einem Piedestal, an dem man in Haut-Relief verdienstvolle Leute aus der ehrsamen Metzgerzunft sah, welche eine ungeheure Wurst trugen, unter der geschrieben stand:

„Wir tragen beim Feste die Riesenwurst,
Drum haben wir auch so großen Durst."

Von diesem Mittelpunkte aus breiteten sich nach allen Seiten die Genüsse, welche das nützliche Thier, das wir unverdienter Maßen wegen seiner genialen Unsauberkeit verachten, zu gewähren im Stande ist: angeschnittene und ganze Schinken, deren Schwarten durch künstliche Einschnitte sich auf wunderbare Weise tätowirt darstellten, kühle, glänzende Sulzen und Hachés mit rothen und gelben Rüben, Gurken, rothem spanischem Pfeffer, Petersilie und zierlichen weißen

Zwiebeln, mosaikartig so prachtvoll hergerichtet, daß selbst einem nicht hungrigen Beschauer das Wasser im Munde zusammenlaufen mußte; unten, zwischen Wurst-Guirlanden in allen Farben, in gelb, weiß, hell- und dunkelbraun, stand ein trotziger farcirter Schweinskopf so kühn und mit solchem Erfolge herausfordernd, daß man sich unwillkürlich nach Messer und Gabel umsah, um ihm zu Leibe zu gehen. Alles dies war poetisch verbunden und die allenfallsigen Lücken ausgefüllt durch frische Immergrün-Kränze und blühende Blumen in Töpfen.

So die linke Seite des Ladens. — Wenden wir uns jetzt zu der rechten, und es wäre wahrhaftig keine Entweihung, wenn über der verbindenden Hausthür die Worte ständen:

„Wo Hartes sich mit Weichem bindet,
Da gibt es einen guten Klang."

War links das Reelle, so war rechts das Ideal, dort die strotzende Kraft, hier die weise Hingebung im Mittelpunkte der großen Spiegelscheibe, repräsentirt durch ein Lamm, zierlich aus weißer Butter gefertigt, welches auf seinem Kopfe als rührende Anspielung einen Myrtenkranz trug, über dessen Rücken eine himmelblaue Decke herabhing mit den Buchstaben S. und E., Sophie und Edmund, und dessen Fußgestell eine ländliche Scene zeigte, das Einfangen eines fetten Hammels auf giftig grüner Wiese, aus dessen Munde, — aus dem des Hammels nämlich, — die Worte zu kommen schienen:

„O, daß sie ewig grünend bliebe,
Die Wiese mit dem grünen Triebe!"

Wer hierin nicht augenblicklich die so zart verdeckte Anspielung herausgeschmeckt hätte, wäre wahrlich ein Barbar gewesen.

Ach und wie paßte hier alles zu dem weißen Butterlamme. Die sanft geringelten feinen Würstchen, die zierlichen Ferkelfüßchen, obgleich etwas wassersüchtig angeschwollen, Kalbs- und Schweineroulladen mit den schönen Farben, grün, weiß und roth: Unschuld, Liebe, Hoffnung, die ja so vollkommen das Bild und den Verlauf einer glücklichen Ehe repräsentiren. Vergessen wir vor allen Dingen hier nicht der schlanken Würste in silbernen Hülsen mit blauen Bändern zu einer strahlenden Guirlande vereinigt, die kleinen zitternden Sulzen aus Formen hervorgegangen, welche ihnen Rosen und Vergißmeinnicht aufgeprägt. Betrachten wir insbesondere als Seitenstück zu dem obenerwähnten trotzigen Schweinskopfe hier das allerliebste kleine Spanferkel in künstlichen Rosen gebettet, das sanft geringelte Schwänzchen mit einem rothen Band verziert, das kleine süße Maul aufgesperrt — durch eine zierliche Citrone — ja sehen wir nach dort und hier, und wer ein fühlendes Herz im Busen trägt, wird auch zwischen Schweinskopf und Spanferkel der beiden Fenster den rührend-sinnigen Zusammenhang nicht vermissen, der sich dem zarten Gemüthe eines empfänglichen Metzgerknechtes vielleicht unbewußt entwand.

Daß auch hier Blätter und Blumen zur Ausfüllung nicht fehlten, versteht sich von selbst, doch waren auch darin die beiden Gedanken durchgeführt. Wie dort zackigen Farrenkräutern schwere Astern entblühten, sah man hier die zierlich herabhängenden Blumen der Fuchsien; wie sich dort eine brennende Nelke zwischen dunklem Immergrün schreiend hervorthat, sah man hier zwischen feinen Mimosen die letzte weiße Rose.

Frau Wittwe Speiteler war in dem Augenblicke, von

dem wir hier reden, nicht in dem Laden. Ein Ladenmädchen wirthschaftete an ihrer Stelle, sie selbst war in ihre Privatwohnung im ersten Stock gegangen, nicht hinten hinaus zu den Näherinnen, sondern vorn hinaus in ihr Staatszimmer, wo man die alten Damastmöbel ihres weißen Kattun-Ueberzuges entledigt hatte, wo man die beiden künstlichen Blumensträuße in den zwei Vasen sorgfältig abgestaubt hatte, wo die Luft allerdings etwas moderig roch, wo aber frisch gewaschene Vorhänge dem an sich düstern Zimmer einen festlichen Anstrich verliehen.

Dort saß Frau Wittwe Speiteler, angethan mit einem etwas knapp gewordenen blauseidenen Kleide, die dicken Hände, an denen man einige Ringe bemerkte, so breit und quatschelig auf der schwarzseidenen Schürze ausgelegt — als wollten sie eine Fortsetzung der Ladenausstellung bilden.

Neben ihr, auf einem auffallend nahe gerückten Stuhle befand sich Fräulein Sophie Speiteler, ein kleines schmächtiges Wesen, welches so gar nichts von der robusten Haltung und dem energischen Auftreten der Mutter hatte. Sophie hielt gerne die Hände über dem Schooß gefaltet und liebte es, ihre blauen Augen niederzuschlagen. Sie war das einzige Kind der kurzen, aber an sich glücklichen Ehe ihrer Mutter mit ihrem Vater und das vollkommene Ebenbild des letztern, so weit nämlich eine Tochter dem Vater ähnlich sehen kann. Von ihm hatte sie das Hände-Falten, wozu er gern zu seufzen pflegte, auch das Augen-Niederschlagen, und außer vielem Andern auch noch die Gewohnheit, daß sie schreckhaft zusammenfuhr, wenn die Mutter sich heftig räusperte.

Freilich nannte Frau Wittwe Speiteler diese Schüchternheit ein angenommenes Wesen und behauptete, bei ihr, so

wie bei ihrem seligen Manne sei das Sprichwort anwendbar: Stille Wasser sind betrügerisch. Im Uebrigen war Sophie in alles Wissen einer bürgerlichen Haushaltung eingeweiht, war, wie ihre Mutter selbst zu sagen pflegte, was Schönheit anbelangt, vor Ah! und vor Pfui! bewahrt und hatte das nicht unbeträchtliche Vermögen beider Eltern zu erwarten — ein Magnet, der ihren Bräutigam mächtig angezogen.

Gegenüber den beiden Damen, in sicherer, selbstbewußter Nachlässigkeit nur die Hälfte des Stuhles einnehmend und den rechten Arm über die Lehne herabhängen lassend, saß Herr Dr. Henderkopp, ein Mann von dem glücklichen Alter zwischen dreißig und vierzig; er war schlank und seine Gestalt hatte nichts Außerordentliches, sie war nicht dick und nicht mager, wie man deren unzähligen begegnet, ohne sich zu der Frage veranlaßt zu fühlen, wer das wohl sein könne; auch trieb sein Kopf nicht besonders zu solchen Forschungen an: er hatte ein gewöhnliches, blasses, etwas dickes, vollkommen glatt rasirtes Gesicht mit einem auffallend spitzen Kinn, eine gewöhnliche Nase, schlichtes, hellblondes, über die Ohren herabhängendes Haar, einen gewöhnlichen, etwas großen Mund, ganz gewöhnliche graue Augen und zwei nicht sehr auffallende, gewöhnliche Ohren. Um aber dieser Gewöhnlichkeit seines Gesichtes, deren er sich wahrscheinlich bewußt war, etwas Piquantes zu verleihen, trug er hellblaue Brillengläser von gewöhnlichem Fensterglas, hob die Augenbrauen gern hoch empor, was ihm aber statt eines gedankenvollen, oft ein lächerlich erstauntes Ansehen gab, und liebte es, wenn er über etwas nachdachte, seinen Mund zusammen zu ziehen und pianissimo zu pfeifen oder vielmehr zischend

die Luft zwischen den Lippen hervorzustoßen, wobei er dann gern seine Augen schloß, um in seinen tiefen Betrachtungen durch den Anblick der übrigen gemeinen Welt nicht gestört zu werden. — Doch wurden wieder diese Erscheinungen, welche den tiefen Denker verkündigen sollten, etwas gemildert durch ein wohlwollendes Lächeln, welches fast beständig seine Züge erheiterte und sagen zu wollen schien: O, diese komische, alberne Welt, wie hoch fühle ich mich über ihr erhaben, und doch, welch' Mitleid bewegt sich in meinem großen Herzen über diese gemeine, im Staube kriechende Alltäglichkeit!

Er hatte den linken Fuß über den rechten gelegt und bewegte seinen tadellosen Stiefel taktmäßig auf und ab. Eben so wenig, wie an diesem Stiefel war auch an dem ganzen Anzug des Doctor Henderkopp das Geringste auszusetzen. Er ging gewöhnlich ganz in Schwarz gekleidet, und wenn er zuweilen einmal in Beinkleidern und Weste eine Farbennuance machte, so war dies in Grau oder Braun. Er scheute alle hellen Farben, und nur aus dem Grunde, weil sie dem Ernst und der Würde in dem Aeußern eines Mannes Eintrag thäten. Was er sich vielleicht im Sommer erlaubte, war ein grauer Strohhut mit schwarzem Bande, doch trug er auch diesen nur innerhalb der Grenzen seiner Anstalt; was er dagegen zu zeigen nie unterließ, war das rothe Band seiner Medaille, welches er als Schleife im Knopfloche ganz mit dem Anstande eines wirklichen Ordens trug, häufig sogar doppelt an Rock und Paletot. Würdig und ernst war auch sein ganzes Auftreten, man sah ihn nur einherwandeln mit festem, feierlichem Schritte, das Haupt entweder betrachtend dem Himmel zugekehrt oder nachsinnend der Erde.

Frau Wittwe Speiteler schien eben etwas gesagt zu haben,

was in ihren Augen von großer Wichtigkeit war, weßhalb sie ihr Erstaunen ausdrückte, daß es auf den zukünftigen Schwiegersohn so wenig Eindruck zu machen schien.

Dieser erwiderte: „Meine liebe Madame — zu dem Worte Mama hatte er sich noch nicht entschließen können — das, was Sie glänzende Verhältnisse nennen, konnte in keiner Weise auf mich da influiren, wo nur Einverständniß des Herzens gepaart mit den Ansichten der Vernunft maßgebend sein kann. Die Familie Henderkopp," fuhr er mit erhobener Stimme fort, „obgleich sie niemals das war, was man reich im gewöhnlichen, gemeinen Sinne nennt — sehr reich dagegen an Adel des Herzens und Erhabenheit der Gesinnung — die meisten Mitglieder der Familie Henderkopp, wollt' ich bemerken, waren so glücklich, so viel Gediegenheit in sich zu besitzen, um sich mit einfachen, sorglosen Existenzen zu begnügen; ich gedenke dabei natürlich nicht meines Großoheims, des holländischen Admirals van Henderkopp, oder seines Neffen, des Vice-Staats-Secretärs von Batavia, eben so wenig, als des Banquiers Henderkopp in Rotterdamm; das sind Ausnahmen," setzte er achselzuckend hinzu, „und doch nur Männer, deren großer Einfluß und unermeßliches Vermögen sie nie daran gehindert haben, im Grunde ihres Herzens schlichte, ächte und rechte Henderkopp's zu sein; ja, meine liebe Madame, darauf wollen wir hinarbeiten, in dem Bündnisse, das wir eingewilligt haben, mit Ihrer Fräulein Tochter zu schließen. Hat die gute Sophie Glücksgüter, wird sie ein unabhängiges Vermögen besitzen, gut dann, gut, es kommt einer Zukunft zu Statten, die ich nicht gern näher hier bezeichnen möchte. — Sie hat Vermögen, wie Sie sagen — bei diesen Worten schloß er seine Augen, lächelte eigen-

thümlich und zuckte, wie, um seine Gleichgültigkeit zu bezeugen, mit den Achseln — gut dann, gut, ich werde es ihr verwalten als ein treuer Haushalter; in meinen Augen aber macht sie das nicht um ein Atom werthvoller, nicht um den Begriff eines Stecknadelkopfs."

Madame Speiteler war augenscheinlich verblüfft durch die lange und salbungsvolle Rede; sie, deren Zunge sonst durchaus nicht um eine Antwort verlegen war, strich, ohne anfänglich eine Silbe zu erwidern, ein paar mal mit den Händen über ihre Schürze und sagte dann fast kleinlaut: „Aber Sie werden an der Sophie eine brave, fleißige und doch demüthige Frau haben."

„Vortreffliche Eigenschaften, auf die ich gerechnet," sagte der Director der Privat-Irren-Anstalt mit hoch emporgezogenen Augenbrauen, „fleißig und demüthig, so schilderte ich auch meine Braut der großen Familie Henderkopp, und nur dadurch, daß ich feste Bürgschaft übernahm für diese Eigenschaften meiner Braut, gelang es mir, Vorurtheile zu überwinden, Meinungen zu brechen, die — die — die — über die wir nicht weiter reden wollen. Die Familie Henderkopp, ohne in den Fehler eines absurden Hochmuths zu verfallen, war doch zu allen Zeiten sehr wählerisch in den Verbindungen, welche sie einging, und es darf Sie durchaus nicht verletzen, meine liebe Madame Speiteler, wenn ich Ihnen später einmal den Brief des Admirals van Henderkopp vorlege, in dem der ewige Refrain auf Schilderungen meiner guten und liebenswürdigen Braut dahin lautet: Aber vergiß nicht, mein Cousin, du erhebst sie zu einer Henderkopp! — Doch reden wir nicht mehr davon," fuhr er nach einer kleinen Pause fort, während welcher sein Gesicht ein strahlendes, die ganze ordinäre

Welt mit allgewaltiger Liebe umfassendes Lächeln zeigte, „schweigen wir darüber — abgemacht!“

Fräulein Sophie Speiteler schien förmlich niedergedrückt zu sein von der Größe des Glückes, welches sich so strahlend vor ihren Augen aufthat; zuweilen seufzte sie, aber fast unhörbar, und blickte auch wohl ihre Mutter an, die mit Bewunderung auf den Schwiegersohn schaute, welcher Worte sprach, so schön und wohlklingend, so vornehm und so stolz, daß sie kaum ein Drittel davon verstand und durch dieses Drittel momentan vollkommen überzeugt wurde, welche Ehre es für ihre Tochter, Frau Dr. Henderkopp zu werden, die Nichte eines reichen Banquiers, eines Vice-Staats-Secretärs, und die Großnichte eines Admirals.

„Wie gesagt,“ nahm der zukünftige Schwiegersohn nach einem kurzen Stillschweigen das Wort wieder auf, „reden wir vor der Hand nicht mehr von diesen Verhältnissen, die Sache ist arrangirt, und Sie können versichert sein, daß die Frau Director Henderkopp, wenn sie es verstehen wird, sich die Liebe und Achtung ihres Mannes zu erhalten, von der bedeutenden und vornehmen Familie desselben nach jeder Richtung hin anerkannt werden wird; reden wir von gewöhnlichen Dingen, von dem, was unter den gegebenen Verhältnissen doch erwähnt werden muß.“

Eie abermaliges Achselzucken, von einem bezeichnenden Lächeln begleitet, bewies deutlich, wie sehr sich Doctor Henderkopp über die gewöhnlichen Alltäglichkeiten des Lebens erhaben finde.

„Ach ja, lieber zu etwas Reellem; glauben Sie mir, lieber Herr Schwiegersohn, man kommt doch immer wieder

darauf zurück, und so vernünftig und schön auch alle die vortrefflichen Worte klingen, die wir von Ihnen zu hören gewohnt sind, so ist doch auch wahrhaftig das solide Fundament — bei diesen Worten patschte sie mit ihrer zusammen gelegten rechten Hand in die offene Fläche der linken, wobei sie sehr rasch und bezeichnend wiederholt den Daumen über den Zeigefinger schob — doch gewiß nicht zu verachten.“

Doctor Henderkopp machte lächelnd eine abwehrende Bewegung mit seiner Rechten.

„Papperlapapp,“ rief gutmüthig die Wittwe, welche jetzt wieder festen Boden unter ihren Füßen fühlte, „einmal muß man darüber reden, und da es Ihnen unangenehm ist, dann lieber so rasch, als möglich. Sophie erhält bei ihrer Verheirathung zwanzigtausend Gulden in Staatspapieren, die Sie übernehmen können, wann Sie wollen, und wenn ich einmal sterbe —“

„Sprich nicht davon, Mutter,“ sagte die Braut in einem ängstlichen Tone, „wahrhaftig lieber gar nichts haben, als durch eine solche Veranlassung!“

„Ach was, Kindereien,“ entgegnete Madame Speiteler, wobei sie im Gefühle von Kraft und Gesundheit vergnügt um sich blickte, „auch davon muß man reden, es ist der Lauf der Welt, junge Leute können sterben, alte müssen sterben; aber wenn es an mir liegt,“ fuhr sie mit einem ziemlich schallenden Gelächter fort, „so soll das nicht so bald geschehen, und der Herr Schwiegersohn,“ sie klopfte ihm fühlbar mit ihrer dicken Hand auf die Schulter, „soll noch etwas warten müssen, ehe er mindestens noch einmal so viel bekommt, als seine Mitgift.“

Doctor Henderkopp schien unzart berührt durch den der=

den Ausdruck von Lustigkeit der alten Dame. Er machte ein Gesicht, als habe er mit einem schlechten Zahn auf ein festes Sandkorn gebissen, und blickte scheu um sich, ob auch niemand die Vertraulichkeit gesehen, welche sich Madame Speiteler gegen ihn herausgenommen.

Sophie schien Blick und Pantomime verstanden zu haben. Sie preßte ihre Lippen auf einander und senkte den Kopf noch tiefer hinab. Nicht so die alte Dame; diese erhob heiter ihr Haupt, schlug in ihre Hände, daß es laut patschte, und sagte mit freudestrahlendem Gesichte: „Gewiß, Sophie, das soll ein ganz angenehmes Leben werden. Drunten die Friederik' im Laden läßt sich ganz gut an, ich bekomme dadurch Zeit genug und besuche Euch, so oft ich kann; dann sitzen wir draußen zusammen in dem Garten und ich helfe dir in der Haushaltung."

„Ach ja, Mutter, das soll mich recht freuen," entgegnete Sophie aus Grund ihres Herzens.

Doctor Henderkopp hielt seine Hand vor den Mund und hüstelte leicht, wobei er süß lächelte. „Gewiß," sagte er mit süßer Stimme, „liebe Madame, werden Sie uns besuchen, zuweilen, wenn wir gerade zu Hause sind; da aber meine Frau," fuhr er wichtig fort, „voraussichtlich eine ausgebreitete Bekanntschaft haben wird, so wollen wir uns alsdann über die Tage verständigen, wo wir für Sie zu Hause sein werden, damit Sie keinen Fehlgang machen."

„Werde ich mir daraus etwas machen?" rief die Wittwe lustig. „Sehen Sie mich an, mir kann Bewegung nur nützlich sein, und wenn ich Euch auch nicht zu Hause treffe, nun, so sehe ich nach der Wirthschaft und warte, bis Ihr nach Hause kommt. — Später," setzte sie hinzu, indem sie hände-

reibend mit einem glückseligen Blick vor sich niederstarrte, „sind dann noch andere Geschäfte — genug, genug,“ unterbrach sie sich, „ich werde gewiß willkommen sein mit meinem großen Korbe voll Rauchfleisch, delicaten Würstchen und Ferkelfüßchen.“

Doctor Henderkopp schien zwischen seinen schlechten Zähnen noch immer das fatale Sandkorn zu spüren. „Ja, ja,“ meinte er alsdann mit einem sauren Gesichte, „das wird sich alles finden, vor der Hand möchte ich aber noch ein paar Worte reden über die Einladungen zu der Hochzeits-Feierlichkeit. Wollen Sie denn nicht, meine liebe Madame,“ setzte er in fragendem Tone hinzu, „meinem Wunsche gemäß diese Feierlichkeiten klein und still, zum Beispiel mit einer Trauung im Hause oder in der kleinen Kirche meiner Anstalt und einem Dejeuner von ein paar guten Freunden vor sich gehen lassen?“

Sophie schaute zum ersten Mal in die Höhe und richtete einen ängstlichen Blick auf ihre Mutter, die einen Zoll zu wachsen schien und ihren Kopf mit solcher Energie emporhob, daß die breiten Spitzen ihrer Haube sich ordentlich zu sträuben schienen wie das erzürnte Gefieder eines Truthahns. „Nein, Herr Schwiegersohn,“ sagte sie in sehr entschiedenem Tone, „darüber, meine ich, hätten wir zur Genüge hin und her gesprochen, mein einziges Kind wird nicht nur so im Haus, im Verborgenen getraut, sondern in der Kirche vor unserem heiligen Altar! Dann wird hier so zahlreich zu Mittag gegessen, als dieses Zimmer Platz hat; sechs und zwanzig Leute können wir unterbringen, davon gehen ab wir drei, der Pfarrer, die Pfarrerin und ihre Tochter, macht sechs, und drei Brautjungfern, macht neun, bleiben siebzehn,

wovon ich Ihnen für Ihre Verwandtschaft und Freunde zehn Plätze überlassen habe und nur sieben für mich behalte, was doch wahrhaftig aller Ehre werth ist. Sollte sich der Herr Admiral oder der Herr Banquier, wie Sie gemeint haben, vielleicht doch noch mit ein paar guten Freunden einfinden wollen, so wäre es allerdings eine große Ehre für mich und meine Tochter und könnten wir in dem Falle dort im Nebenzimmer einen Tisch decken für ein paar jüngere Leute aus der Freundschaft, die sich daraus nichts machen würden."

Dr. Henderkopp schien nach einigen Anstrengungen eine bittere Pille glücklich hinabgewürgt zu haben, und nachdem sich die Wolken auf seiner Stirne verzogen, lächelte er wieder in unverwüstlicher Heiterkeit und erwiderte: „Ja so, ein Tisch im Nebenzimmer wäre für alle Fälle ein Ausweg; ich hoffe, Sie werden mich nicht mißverstehen, meine liebe Madame, aber die Familie Henderkopp, welche außer ihren Kreisen wenig Bekanntschaften sucht, noch macht, eben so einige meiner vornehmen Freunde, die anderen Schichten der Gesellschaft ziemlich ferne stehen, werden es dankbar erkennen, wenn die Hochzeit ihres Vetters und Freundes nicht allzusehr gemischt ist."

„Verzeihen Sie mir," unterbrach ihn die Wittwe, „wir wollen darüber weiter keine Worte verlieren, Sie und Sophie zehn, ich sieben, so wird es recht sein, nicht wahr?"

„Machen wir zwölf und fünf, meine liebe Madame, dabei sind Sie ja noch immer im Vortheil, und das Verhältniß stellt sich, Sophiens Freunde, die ja auch die Ihrigen sind, abgerechnet, wie sechs zu dreizehn."

Er hatte wohl bei sich überlegt, daß es ihm keine beson-

dere Mühe machen würde, über die sechs Plätze seiner Braut nach eigenem Gutdünken zu verfügen.

Glücklicher Weise schien Madame Speiteler sich den Begriff des Wortes „gemischt“ nicht besonders klar gemacht zu haben, auch begegnete sie einem bittenden Blicke ihrer Tochter und sagte deßhalb in ihrer gutmüthigen Weise: „Nun meinetwegen denn, darauf soll es mir nicht besonders ankommen, ich kann ja immerhin noch im Nebenzimmer decken lassen, und wenn uns auch eine Thüre trennt, so wollen wir doch mit Gottes Hülfe an diesem schönen und feierlichen Tage recht vergnügt sein.“

Vor der Hand entsprach das Aussehen der Braut dieser Voraussetzung der Mutter durchaus nicht; sie erhob sich mit einer ziemlich gedrückten Miene, als der Bräutigam nun aufstand, und reichte ihm fast widerstrebend ihre Hand.

„So bleibt es denn dabei,“ sagte dieser in salbungsvollem Tone, „daß unsere Hochzeit heute über zehn Tage statt finden wird. Die nothwendigen dreimaligen Verkündigungen von der Kanzel werden morgen noch einmal besorgt werden, die Papiere sind in Ordnung, und so,“ setzte er mit seinem milden Lächeln hinzu, „steht denn unserem Glück nichts mehr im Wege.“

Sophie hatte sich plötzlich gegen ihre Mutter gewandt, hatte ihre Arme um deren Hals geschlungen, und da es der guten Frau vorkam, als höre sie ihr Kind leise schluchzen, so füllten sich auch ihre Augen mit Thränen.

Kann man es einer Braut wohl übel nehmen, wenn ihr Herz ernste Gefühle erfüllen, in dem Gedanken an den Tag, wo sie aus dem Vaterhause scheiden, wo ihr Leben sich fortan in fremden und so geheimnißvollen Kreisen bewegen

soll? Ihre Brust durchzittert ein Gefühl wie Lust, mit Schmerz gepaart, denn ach, wie oft gleicht der Hochzeitstag einer dunkeln Stunde!

Der zukünftige Schwiegersohn des Hauses, der als ein feiner Mann wohl fühlte, daß es indiscret sei, hier bei Austausch der mütterlichen und kindlichen Gefühle der Dritte im Bunde sein zu wollen, er, der trotz der wichtigen Auseinandersetzungen schon mehrmals nach der Thüre geschielt, drückte jetzt seinen Hut mit beiden Händen gegen die Brust, neigte seinen Kopf und lispelte mit weicher Stimme: „Auf Wiedersehen denn, theure Sophie! Adieu, meine liebe Madame!“

Beide aber waren nicht in der Stimmung, darauf etwas zu entgegnen, vielleicht hörten sie diese Worte gar nicht einmal, das Mädchen hing bebend in den Armen seiner Mutter, und die rauhe, starke, oft so rücksichtslose Frau, der es übrigens nicht an einem gefühlvollen Herzen fehlte, drückte ihre Lippen fest und innig auf die Stirne ihres Kindes, und sagte mit fester Stimme: „Sei gescheit, Sophie, mein Mädchen, wir haben das ja gehörig überlegt und du bist ja recht aus freien Stücken damit einverstanden. Du magst ja deinen Bräutigam gut leiden, liebst ihn wohl auch ein wenig, und da er gewiß ein würdiger und braver Mann ist, so wirst du glücklich sein; dann,“ setzte sie mit einem bezeichnenden Lächeln hinzu, „dann hast du ja auch mich, ich werde dir fest zur Seite stehen, darauf kannst du dich verlassen. Heitere dich jetzt auf, betrachte alles wie ein vernünftiges Mädchen, wenn ich auch begreiflich finde, daß du dich jetzt ernst gestimmt fühlst. Du lieber Gott, mir ist es gerade so ergangen. So muß man sich doch nicht unterkriegen lassen, und denke, daß wir alle Hände voll zu thun haben.“

Sophie preßte einen Moment ihr Taschentuch gegen die Augen, und blickte dann tief nachsinnend durch die Fenster an den Himmel empor. Ach, ihr war so Manches in dem Benehmen ihres Bräutigams aufgefallen, was sie mit Schmerz erfüllte, doch stahl sich durch ihre trüben Gedanken ein allerdings nicht sehr frohes Lächeln auf ihre Züge, aber es war doch ein Lächeln, das aufblitzte, wenn sie bedachte, wie er der Meinung sei, daß sie so gar nie und bei keiner Veranlassung einen eigenen festen Willen haben werde. Sie glaubte, das besser zu wissen, wenn nur diese Selbstkenntniß keine Täuschung war.

„Soll ich dir etwas helfen, Mutter?“ fragte Sophie nach einer Pause, als Letztere sich an eine der schweren Eichenholzcommoden, die im Zimmer standen, begeben und die Schubladen, trotz ihres knarrenden Widerstrebens, leicht herauszog, um dort nach weißer unzerschnittener Leinwand zu sehen.

„Jetzt nicht,“ gab die Mutter zur Antwort, „ich habe Einiges zu überlegen, und will dir später sagen, wie wir's machen wollen. Gehe einen Augenblick hinauf zum alten Schweizer und sieh nach deinem Brautkleid, das wird dich zerstreuen. Wiederhole ihm noch einmal, daß er mir an Band und Spitzen gar nichts sparen soll.“

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Eine Lustspielscene.

Folgsam, wie immer, verließ Sophie, ohne weiter ein Wort zu entgegnen, das Zimmer und stieg langsam in den vierten Stock hinauf, wo sie an der Thür des Damenkleidermachers langsam anklopfte.

„Herein!“ rief eine frische Kinderstimme.

Die Braut trat in das ärmliche Gemach, wo der alte Meister, wie fast immer, zusammengebeugt auf seinem Arbeitstische saß. Neben ihm befand sich das kleine Bübchen, welches wieder vollkommen wohl zu sein schien, denn wenn es auch noch ein wenig bleich aussah, so blickten doch seine klaren Augen frisch um sich her, und es lächelte freundlich, als das junge Mädchen in das Zimmer und an den Tisch trat. Das Kind hatte eine der großen Scheeren in der Hand, zwischen derer Schneiden es sorgfältig ein Stückchen Zeug legte und dann den Versuch machte, mit beiden Händchen die schweren Eisen zuzuklappen, wobeï der Schneider nie unterließ, mit seiner dünnen, näselnden Stimme auszurufen:

„Aufgepaßt, Finger weg!“ Diese Ermahnung durfte auch nie fehlen, und darin schien bei dem Kleinen gerade das Hauptvergnügen zu bestehen, denn ehe das Kind die Eisen zuklappte, blickte es immer erst schelmisch lächelnd zu dem alten Manne auf.

„Aha,“ sagte dieser, als er das junge Mädchen eintreten sah, „Jungfer Sophie kommt, nach ihrem Kleid zu sehen; Frau, reich mir einmal den Stoff herüber und Bänder und Spitzen.“

„Es ist noch nicht zugeschnitten?“ fragte die Braut.

„Wo denkt Ihr hin, Jungfer Sophie?“ Er hatte seine Kneifbrille von der Nase genommen und neben sich hingelegt, worauf er sie lächelnd mit seinen beiden Augen anblickte. „Wir haben ja zehn Tage, und so delicater weißer Atlaß darf nicht lange Zeit herumgezerrt werden. Das nimmt man die letzten vier Tage vor, schneidet's zu und macht's fertig, ohne es wieder aus der Hand zu legen. Ihr glaubt doch nicht etwa, wir werden Euch in Verlegenheit bringen?“

Dieses „Euch“ betonte er so ausdrucksvoll, daß das Bübchen, welches unterdessen die Kneifbrille aufgesetzt hatte, dieses Wort begierig auffaßte und ernst und gravitätisch sagte: „Nein, wir lassen Euch nicht im Stich, darauf könnt Ihr Euch verlassen.“

„Ja, kleiner Prinz,“ bemerkte lächelnd der Meister, „du wirst uns helfen und dann kann es nicht fehlen.“

Das junge Mädchen war näher zum Tische getreten, hatte ihren Arm um den Hals des kleinen Knaben geschlungen und küßte sein blondes, lockiges Haar. „Gott sei Dank,“ sagte sie, „daß es dir wieder gut geht, ich habe recht Angst um dich gehabt, als du krank wurdest.“

„Und warum hast du Angst gehabt?“ fragte das Kind.

„Nun, wenn man sehr krank ist, so kann man ja auch sterben müssen.“

„O, ich sterbe nicht so leicht und eher nicht, bis meine Mutter da ist; Tante Rosa hat's gesagt und ich hab's gehört.“

„Was wird sie gesagt haben, kleiner Schelm?“ sprach der Meister, und dabei schlug er ihm sanft auf die Wange, so daß die Kneifbrille herabfiel, worüber das Kind fröhlich lachte und die Brille wieder aufsetzte, die ihm dann der alte Mann auf dieselbe Art wieder herabschlagen mußte.

Die Frau des Schneiders hatte unterdessen den Atlaß ausgebreitet, Band und Spitzen daneben gelegt, und Sophie erklärte sich nach kurzem Besinnen und Betrachten mit allem einverstanden. Sie hatte sich auf einen Stuhl niedergelassen, den ihr die Meisterin gebracht, und schien, die Hände in den Schooß gelegt, noch etwas plaudern zu wollen.

„Wie geht es denn Eurem Miethsmann?“ fragte sie nach einer Pause; „nicht wahr, der Arzt meint, es seien keine schweren Verletzungen?“

„Nicht gefährlich, wohl aber schwer,“ erwiderte die Frau des Schneiders, welche am Tische stand und die Seide, die Bänder und Spitzen wieder sorgfältig zusammenpackte; „er sagte, der Herr Bander habe einen harten Kopf, sonst wäre es vorbei mit ihm gewesen.“

„Habe ich auch einen harten Kopf?“ fragte das Bübchen.

„Nein, keinen harten, aber zuweilen einen bösen Kopf,“ erwiderte lächelnd die Frau.

„Es kommt das von dem rasenden Fahren her, was die vornehmen Leute nun einmal nicht lassen können,“ meinte der Schneider achselzuckend, „neulich wäre es mir auch fast passirt,

daß mich so ein Wagen umgefahren hätte. Gerechter Gott, um mich selbst wär's am Ende kein großer Schaden gewesen, aber ich hatte ein Rosaseidenkleid in der Schachtel — denkt nur, wenn ich das hätte ersetzen müssen!"

„Liegt der Herr Bander zu Bette?" fragte das junge Mädchen.

„Nein, auf dem Sopha," sagte der Knabe in bestimmtem Tone, „wenn du ihn sehen willst, will ich ihn dir zeigen."

„Das würde sich nicht schicken," sagte Sophie, nachdem sie das Kind auf seine frischen Lippen geküßt, „wenn ich zu einem jungen Herrn aufs Zimmer ginge."

„Warum würde sich das nicht schicken? Tante Rosa hat ihn ja auch gesehen," meinte das Kind.

Die Frau des Schneiders gab dem Kinde einen leichten Klapps, wobei sie sagte: „Du bist ein kleiner Schwätzer; Tante Rosa hat nur draußen an der Thür gestanden, um zu hören, was der Arzt sagte. Der arme junge Mensch hat sie in seinem Unglück sehr interessirt."

„Und wen sollte er nicht interessiren?" warf der Meister dazwischen, „zwei Unglücke an Einem Abend. Hatte er doch geglaubt, er müsse ein großer Sänger sein, und wenn man ihn so hörte, klang es auch gar nicht übel; aber auf dem Theater singen, ist doch etwas ganz Anderes."

„So," rief das Kind, indem es die schwere Scheere auf den Tisch niederlegte, „jetzt will ich meinen Freund Bander besuchen und meinen Freund Richter; sie machen mir Schlitten und Pferde, und einen großen Drachen, wenn nächstens der Wind wieder geht." Damit erhob es sich auf dem Tische, spreizte seine Hände weit aus einander und ließ sich laut

lachend in die geöffneten Arme der Frau Schweizer fallen, die ihn herzlich küßte und dann auf den Boden niederließ.

„Ehe du aber ins Zimmer gehst, mußt du vorher anklopfen,“ rief sie ihm nach, als er aus der Thür hinausging, worauf er vom Gange her erwiderte: „Ja, aber mit dem Fuße, das klingt besser.“

So that er denn auch, als er über den langen Gang hinweggeschritten war, von dem man in die benachbarten tiefen Höfe hineinblickte, und an die Stubenthür gelangte, hinter welcher Herr Bander und Herr Richter wohnten. Den dort Befindlichen schien diese Art zu klopfen auch sehr bekannt und der Besucher angenehm, denn es wurde nicht nur alsbald gerufen: „Komm herein, kleiner Bösewicht!“ sondern auch die Thür von dem Herrn Richter geöffnet, welcher hinzusetzte: „So, mein Sohn, wenn auch kein süßes Saitenspiel in deiner Macht steht, so bist du doch vielleicht im Stande, durch liebliches Geplauder Saul's finstern Geist zu erheitern.“

„Ja, Saul ist finster, finster, finster,
Ihn plagt ein tückisches Geschick!“

„So ungefähr müßte es in ähnlichem Falle in einer Oper von dem edlen Judenkönige heißen.“

Herr Bander lag ausgestreckt auf einem Sopha, welches ihm der Vermiether dieser ärmlichen Wohnung, der Schneidermeister Schweizer, aus freiem Antriebe hingestellt, über welchen Fall unbegreiflicher Großmuth und Aufmerksamkeit Herr Richter eine halbe Stunde lang Recitative gesungen hatte. Ja, es war noch Unglaublicheres geschehen, denn der alte Meister, welcher sich sonst um seine Miethsleute nie viel bekümmert hatte, nöthigte dem Kranken einen warmen Haus-

rock, so wie ein Paar neue Pantoffeln um beispiellos wenig Geld mit kaum nennenswerthen Abschlagszahlungen fast mit Gewalt auf, und so ruhte der Verwundete, behaglich eingehüllt, die Füße mit dem kurzen Mäntelchen seines Freundes bedeckt, und streckte lächelnd seine Hand dem schönen frischen Knaben entgegen, welcher nicht unterließ, augenblicklich zu fragen: „Wie geht es dir heute, Vander? Ist es dir recht, daß ich gekommen bin?“

„Du weißt wohl, daß du mir stets willkommen bist,“ sagte der Kranke, wobei er seine Hand ausstreckte und den blonden Kopf des Knaben pätschelte.

„Hast du Schmerzen?“ fragte dieser.

„Nein, mein Sohn, Gott sei Dank.“

„Du wirst also nicht sterben?“

„Ich hoffe, dieses Mal nicht,“ entgegnete lachend Herr Vander.

„Nein,“ fuhr das Kind mit einem wichtigen Tone fort, „dieses Mal wirst du nicht sterben, weil du einen harten Kopf hast.“

„Wer hat dir das gesagt, kleiner Medicus?“ fragte Herr Richter unter lautem Lachen, indem er näher trat.

„Alle haben es gesagt,“ erwiderte das Bübchen, während es die Beiden mit großen Augen ansah, „alle, der Meister Schweizer und die Frau und die Sophie unten und Tante Rosa; nein,“ verbesserte er sich aber im gleichen Augenblicke, „Tante Rosa hat es nicht gesagt, die war gar nicht da, heute nicht, und den ersten Tag, wo du auf dem Bette lagst und die Augen zu hattest und so bleich warst, und wo der Mann mit dem Eisen neben dir stand, der dir am Kopfe krabbelte, da hat sie auch nichts gesagt — aber sie hat geweint.“

„All' ihr Heiligen, ein Abenteuer! — Kann ich dafür, daß mich die Damen vom Hofe verfolgen überall, schrumm, singt Raoul; kleiner Mann, wer ist Tante Rosa?"

„Sei stille, Richter, du machst das Kind ja confus mit deinen dummen Recitativen; wenn du überhaupt nur endlich vernünftig werden wolltest!"

„Ich habe noch lange hin, bis zu vierzig Jahren," versetzte der unverbesserliche College.

„Sage mir, lieber Sohn," fragte der Kranke den Knaben mit sanfter Stimme, „wer ist denn Tante Rosa?"

„Nun, Tante Rosa ist eben Tante Rosa."

„Wohnt sie bei Euch?"

„Nein, aber sie kommt, so oft sie kann, und bringt mir Gutes und Spielsachen."

„Ist Tante Rosa schon eine alte Frau?"

„Alt? Das weiß ich nicht, aber sie ist größer als ich, größer als Sophie und größer als die Frau Schweizer, gewiß, so groß;" er streckte sein Aermchen aus, so hoch er konnte.

„Aber sie ist nicht alt, wie die Frau Schweizer?"

„Beim Eid," sagte Herr Richter mit allen Zeichen von Ungeduld, „wenn man gescheit sein will und ist es doch nicht! Du willst wissen, ob Tante Rosa alt oder jung ist; laß mich den Kleinen fragen."

„Dabei wird was Gescheites herauskommen," sagte der Verwundete achselzuckend.

Herr Richter hatte eine theatralische Stellung angenommen, seine rechte Hand unter die Weste gesteckt und sagte mit einer Stimme, die süß klingen sollte: „Lieber Eugen, wem gibst du am liebsten einen Kuß, der Frau Schweizer, der Sophie oder deiner Tante Rosa?"

Der Knabe versetzte mit einem Blick, als wolle er sagen, diese Frage beantworte sich doch von selbst: „Nun, meiner Tante Rosa.“

„Und warum, kleines Kußmaul?“

„Warum? Nun, Tante Rosa ist Tante Rosa, und hat so klare, freundliche Augen, ich streichle ihr gern das Gesicht, weil es so fein und glatt ist, und am liebsten schlafe ich ein, wenn sie mich auf den Schooß nimmt und an sich drückt, da ist es wärmer, als in meinem Bettchen.“

Herr Richter schaute seinen Freund mit einem Blicke an, als wollte er sagen: wirst du jetzt meinen Scharfsinn bewundern? und als jener reden wollte, forderte er ihn durch eine wahrhaft majestätische Handbewegung zum Schweigen auf und fuhr gegen den Knaben gewandt fort: „Was hat denn deine Tante Rosa für Kleider? Ist sie angezogen wie Frau Schweizer?“

„Du fragst einmal dumm,“ sagte der Knabe mit Entschiedenheit, „Frau Schweizer hat ihr graues Kleid immer an, aber Tante Rosa hat unter ihrem dicken Tuche oft so was Gutes und Feines, oft so was Glattes, das kracht.“

„Aha, Atlaß,“ sagte Herr Richter offenbar befriedigt von seinem außerordentlichen Scharfsinn.

„Oder auch was Anderes, das fühlt, das fühlt sich so arg weich und warm an, daß ich gerne darüber streiche.“

„Sammt!“

„Zuweilen hat sie auch ein Kleid, und das ist mir das liebste, das hat eine dicke Schnur mit einer großen Quaste, und mit der darf ich spielen.“

„Du kleiner glücklicher Schelm,“ meinte Herr Richter

mit einem behaglichen Lächeln, „und diese Schnur ziehst du wohl auseinander?“

„Halte gefälligst dein Maul,“ sagte der Kranke ernst, „laß jetzt deine Fragen sein, und wenn du etwas Gescheites thun willst, so feuchte meine Umschläge an, sie sind ganz trocken geworden.“

„Der Mohr hat seine Schuldigkeit gethan, der Mohr kann gehen,“ entgegnete der College, that aber so, wie ihm geheißen, denn er nahm die Umschläge vom Kopfe seines Freundes, benetzte sie mit einer Feuchtigkeit, welche er aus einer Flasche darauf goß, und legte dann die Leinwandlappen wieder auf das Haupt des Kranken, und alles das machte er mit einer wahrhaft rührenden Sorgfalt, rückte auch die Kissen zurecht, und als Herr Bander Lust zeigte, sich etwas aufzurichten, nahm er ihn sanft unter den Armen und hob ihn in die Höhe.

„Du, Richter,“ sagte der Patient nach einer Pause, „hat unsere Wäscherin noch nicht das Tuch zurück gebracht, welches mir eine mitleidige Hand an jenem unglücklichen Abend um den Kopf gebunden?“

Der Gefragte schüttelte mit dem Kopfe. „Es war so voll Blut,“ sagte er alsdann, „daß unsere edle Wäscherin, Frau von Kärcher, behauptete, das müsse langsam und sorgfältig behandelt werden, besonders da es von so außerordentlicher Feinheit sei.“

„Denk aber daran, und daß sie es uns so bald als möglich zurück gibt; ich will es wie eine Reliquie aufheben.“

„Ja, wir wollen es unter Glas und Rahmen thun, und davor sitzen, uns mit unserer heißen Phantasie die Finger

vergegenwärtigen, welche das Tuch um dein verletztes Haupt gewunden. Was die seidene Schärpe anbetrifft, mit der man dich ebenfalls geschmückt, so habe ich sie auch der Frau von Kärcher zum Reinigen gegeben. Diese sah leider nicht weniger trostlos aus, und es war wahrhaftig jammerschade um das feine seidene Gewebe; möchte nur wissen, wer der Schutzengel gewesen ist? Frau von Springer, die dich gebracht —"

„Wer?" fragte der Kranke ärgerlich.

„Nun, die Springer, laß mir diese Grille, oder wenn es dir so lieber ist, unsere Obstfrau an der Ecke, die Springer, eine brave Frau, welche mir einen mäßigen Credit bewilligt, da sie wohl weiß, daß ich als edler Spanier bezahlen werde, sobald ich bei Geldern bin. Du, lieber Freund," unterbrach er seinen pathetischen Ton durch seine gewöhnliche Sprechweise, „das muß ein famoses Gefühl sein, wenn man so ohne alle Heuchelei und Selbsttäuschung mit vollem Munde, so recht fett sagen kann: meine Gelder, meine Kasse, ich werde die Summe auf einen meiner Banquiers anweisen, a—a—a—ah!" Er wischte sich den Mund ab, als habe er etwas sehr Saftvolles genossen. „Wenn ich aber dieses Gefühl auch nicht habe," fuhr er nach einer Pause heiter fort, „so besitze ich dafür Zufriedenheit, und weiß mich nicht nur zu begnügen, sondern habe auch Phantasie genug, mir bei ganz ordinären Genüssen die wunderbarsten Dinge einzubilden, so zum Beispiel: Wenn ich jetzt meinen Pfeifenkopf mit einem in der That miserablen Kraut stopfe und den Dampf von mir blase, so wird es mir gar nicht schwer, das glückselige Gefühl zu haben, als rauche ich eine immense Havannah, eine ächte unverfälschte Puros."

„Die habe ich dir nun nicht anzubieten," versetzte der Kranke lächelnd, „wenn du aber mit meinen Cigarren fürlieb nehmen willst, greif zu, dort stehen sie."

Herr Richter schüttelte langsam mit dem Kopfe, während er fortfuhr, seine Pfeife zu stopfen, und erwiderte dann: „Behalte deine Cigarren für deine Genesung und für die famosen litterarischen Arbeiten, die wir zu unternehmen gesonnen sind. Du bist ein ganz fertiger Verschwender; die Vierteljahrsgage, welche dir von einer hohen Theaterintendanz als linderndes Pflaster für Gemüth und Kopf zugesandt wurde, wird früher zur Neige gehen, als dir selbst lieb ist. Deßhalb spare, mein guter Freund, rauche du hie und da von deinen Cigarren und lasse mir meinen Portorico extrafein. — Hast du Lust, etwas zu schreiben, oder ist vielleicht dein Kopf wüst und leer?"

„Ja, schreib etwas," sagte das Kind, das sich neben seinen kranken Freund in die Kissen des Sopha's gedrückt hatte; „sage ihm, wie neulich," wandte es sich direct an Herrn Bander, „so allerlei Sachen, die er dann nieder schreiben muß, das ist so lustig."

„Na, lustig finde ich das Schreiben gerade nicht," meinte Herr Richter, „aber was thut man einem Freunde nicht zu lieb?"

Herr Bander starrte finster vor sich hin: „Ist das nicht auch," sprach er nach einer Pause, „wieder ein verfehltes Unternehmen, wie schon so Vieles, was ich angefangen? O, ich werde nie auf eine bescheidene Höhe des Lebens kommen. Ich rolle abwärts — abwärts — tief hinab."

Herr Richter hatte ein kleines Tischchen, welches neben dem Claviere stand und worauf Schreibmaterialien lagen,

etwas näher gerückt, einen Stuhl davor gestellt und sich auf denselben niedergelassen. Als er hierauf an der Feder herumschnippelte, sagte er: „Wie du undankbar bist! Bist du bisher nicht immer die Treppe hinaufgefallen? Als ein armer Handlungsbeflissener fielst du in das Spirituosen-Gewölbe hinein, was von dir durchaus kein geistreicher Einfall war, brachst den Arm und fandest an deinem Schmerzenslager einen sogenannten wohlwollenden Kunstmäcen und Freund, der deine Stimme wunderbar fand, der dir kärgliche Mittel verschaffte, viel zu wenig zu lernen, und erhobst dich alsdann zu jenen fatalen Brettern, wo du immerhin, auch nach deinem Durchfall, im Chor immer noch als Stern erster Größe hättest glänzen können. Du fielst aber auf deinen glücklicher Weise harten Kopf, wie unser kleiner, gescheiter Freund dort gesagt, und bist nun endlich zu der herrlichen Idee gekommen, deine Kräfte so anzuwenden, wie du es schon früher hättest thun sollen, Feder und Papier zu mißbrauchen und ein Schriftsteller zu werden, im Speciellen ein Lustspieldichter, zu dem du, wie ich fest überzeugt bin, ganz außerordentliche Anlagen hast."

„Es gab auch Leute," erwiderte der Kranke düster, „die mir einredeten, ich hätte eine vortreffliche Stimme, und wenn ich aufträte, so müßte ich die ungetheilte Bewunderung des Publikums erringen."

„Das waren schlechte Freunde," versetzte Herr Richter sehr entschieden. „Hast du von mir je dergleichen gehört? Habe ich dir nicht im Gegentheil immer gesagt, deine Stimme sei passabel und du müßtest noch viel lernen? Nur ein einziges Mal glaubte ich dich aufzurichten und ermuthigen zu müssen, das war an jenem Tage, nicht wo du mir Treue

geschworen, wie Hans Heiling singt, vielmehr an jenem Tage, dem jener verhängnißvolle Abend folgte, wo —

„Der Mufti uns befohlen hat —
Befohlen hat — befohlen hat — zu melden dem Kalifen."

sang er mit voller Kraft jene fatale Stelle, und fuhr dann kopfschüttelnd fort: „Es ist immer ein Unglück, wenn man Anfängern eine Rolle gibt, und ist doch oft nicht anders möglich, wo sie nur einmal und unbedeutend zu thun haben, und zum Beispiel im zweiten Acte keine Gelegenheit, um durch etwas Glanzvolles die Scharten auszuwetzen, welche sie im ersten Acte erlitten. — Dein Unglück, lieber Freund —"

„Lassen wir das," unterbrach ihn Herr Bander rasch, „bleibe es in der Vergangenheit und sei vergessen! Laß' mich dafür deinen Worten von vorhin glauben, als habe ich jenen Fall gethan, um mich darauf glänzend zu erheben. Wahrhaftig, lieber Freund, wenn ich so allein nachgrüble, so denke ich immer, es sei vielleicht eine gute Fee gewesen, die mir an jenem Abend erschienen, die mein Haupt mit ihrer Zauberschärpe umbunden — vergiß' nur nicht," unterbrach er sich selber, „daß wir sie bald wieder bekommen, die Schärpe nämlich. Was die Fee anbelangt, so hoffe ich, daß es mir mit ihr geht, wie in den Märchen gebräuchlich; sie wird mir noch in ein paar Verkleidungen erscheinen, ich muß die Feuer- und Wasserprobe durchmachen und dann —"

„Fällt der Chor ein," sagte Herr Richter lustig:

„Bassa Selim lebe lange,
Ehre sei sein Eigenthum,
Seine holde Scheitel prange
Voll von Jubel, voll von Ruhm!"

„Dann legt irgend ein alter Vater, der zufällig zum

Vorschein kommt, eure Hände in einander, und sie lispelt, wie am Schlusse jeder ächten und gerechten italienischen Komödie: Padre mio, madre mia, noi siamo felice, date ei la vostra benedizione! Worauf der edle Vater mit tiefer Stimme zur Antwort gibt: Si, carissima mia figlia, la virtù è sempre recompensata!"

„Das klingt gerade so, als wenn Tante Rosa zuweilen mit der andern schönen Frau spricht, die mich so gern hat," sagte das Kind wie zu sich selber, indem es dabei in seiner Beschäftigung fortfuhr, die Bänder an den groben Ueberzügen des Sophas auf- und zuzuknüpfen.

„Was ist denn das für eine Dame?" fragte Herr Richter, durch diese Worte aufmerksam gemacht.

„Ich weiß es nicht," erwiderte der Knabe kopfschüttelnd, „aber ich sehe sie oft, sie hat mich lieb, und ich habe sie auch lieb, nur weint sie oft, wenn sie mich küßt — und sie küßt mich sehr viel, sagt dann auch: o mein liebes Kind, o mein süßer Eugen."

Herr Richter wechselte rasch einen Blick mit dem Kranken, der aber eine lebhafte, verneinende Bewegung mit der Hand machte, und dann seinem Freunde, der wieder eine Frage stellen wollte, in die Rede fiel: „Laß das sein, frage das Kind nicht aus, nimm lieber dein Papier zur Hand, wir wollen versuchen, noch eine Scene zu skizziren."

„Ja, es ist besser, wenn du endlich einmal schreibst," sagte das Bübchen mit großer Entschiedenheit, „so erfahren wir was Neues."

Herr Bander richtete sich aus seiner Sophaecke auf: „Ich habe über den Titel nachgedacht, Anfangs sträubte ich mich dagegen, aber ich glaube, er läßt sich doch gebrauchen —"

„Und?“

„Des Teufels Diener.“

„Nicht so übel.“

„Es ist freilich eine Aehnlichkeit da mit den Memoiren des Teufels oder des Teufels Antheil.“

„Wo kann man am Ende nicht eine Aehnlichkeit finden? Es ist ja, wie Ben-Akiba sagt, schon alles da gewesen. Skizzire nur den Plan, damit wir klar sehen, ob was zu machen ist. Mir hat der Gedanke nicht übel gefallen.“

„Ein junger, leichtsinniger Mann, ein Roué,“ dictirte Herr Bander langsam, „reich, von guter Familie, in Gesinnungen nicht unnobel, von Herzen nicht schlecht, der ein junges Mädchen —“

„Liebt,“ ergänzte Herr Richter, indem er seine Feder über das Papier fliegen ließ, „das versteht sich von selbst.“

„Befindet sich in der ersten Scene in einer furchtbaren Verlegenheit. Er ist in Gesellschaft, in einem vornehmen Hause, wo er Rücksichten schuldig ist, hat vielleicht gespielt, oder noch besser, hat einer schönen Frau, der er den Hof macht, versprochen, ihr diese oder jene wichtige Nachricht oder Auskunft zu verschaffen; es ist ihm alles daran gelegen, sein Wort halten zu können; er tritt von dem Hauptsaal in ein Vorzimmer, die Bühne, und vertraut dort einem Freunde die furchtbare Verlegenheit, in der er sich befindet — was er will, muß ich noch erfinden, es wird das aber nicht schwer sein; — der Freund ist eben so rathlos wie er.“

„Wäre es nicht weit besser,“ meinte Herr Richter, „wenn der junge leichtsinnige Kerl einen wichtigen Brief, den man ihm anvertraut, den er aber heute Abend übergeben soll, es kann ja seine künftige Laufbahn betreffen, verloren hat?“ —

„O ja, das ginge auch; er muß den Brief herbeischaffen, oder kann sich nicht mehr sehen lassen.

„Er ist ein junger Diplomat, der obendrein seiner Gesandtin den Hof macht, der Brief ist ihm von einem Courier für den Gesandten übergeben worden, er hat ihn, wie er glaubt, in seinen Paletot gesteckt, aber nicht gefunden. Seine Excellenz, der außerordentliche Gesandte und bevollmächtigte Minister, — man sieht ihn in weißer Halsbinde, Band und Stern ordentlich vor sich, wie er im Nebenzimmer steht, mit halbem Ohr auf ein Gespräch lauscht und erwartungsvoll nach der Thür blickt, durch welche sein Legationssecretär hereintreten muß, um den Brief zu übergeben —"

„Aber dieser Brief ist verloren."

„Ungeheure Verlegenheit," sagte Herr Richter schreibend.

„Der Freund entschließt sich, nach Hause zu eilen, um dort Schreibtisch und alle Taschen zu durchstöbern, der Andere bleibt in bodenloser Verlegenheit auf der Scene zurück."

„Auf — der — Scene — zurück," wiederholte der Schreibende.

„Da tritt ein schwarzgekleideter Herr, der bis jetzt, von den Beiden unbeachtet, an einem Fenster gelehnt, näher."

„Gut, gut," sagte Herr Richter, „es ist das ein sehr eleganter, etwas magerer Mann, bleich mit schwarzem Haar, ruhig, aber entschlossen in jeder Bewegung."

„So ist es. — Erlauben Sie einem Unbekannten, sich Ihnen mit ein paar vertraulichen Worten zu nähern.

„Mein Herr, ich habe nicht die Ehre —

„Wir werden uns kennen lernen; erlauben Sie mir aber, auf diese unsere spätere Bekanntschaft bauend, Ihnen jetzt schon einen guten Rath zu geben.

„Erlauben Sie, aber ich habe wahrhaftig nicht die Ehre —

„Der Fremde lächelnd,“ dictirte Herr Vander weiter, — „wie ich Ihnen schon bemerkte, wir werden uns näher kennen lernen, halten Sie aber weder mich noch meinen Rath für indiscret. — Der junge Mensch, ungeduldig nach der Thür blickend: Nun, ich höre Sie.

„Wenn man sich an einem fremden Orte zu Verlegenheiten bekennt, so ist es besser, sich umzuschauen, ob keine unliebsamen Zeugen da sind.

„Der junge Mann in kaltem Tone: Erlauben Sie mir, Ihnen zu bemerken, daß ich wohl weiß, wie leicht man belauscht werden kann, deßhalb sprach ich mit meinem Freunde so leise, daß niemand meine Worte verstehen konnte.

„Oder es müßte jemand sehr scharfe Ohren haben.

„Der junge Mann zweifelhaft lächelnd —“

Herr Richter unterbrach sein Schreiben einen Augenblick, indem er sagte: „Geben wir dem jungen Manne einen Vornamen, damit ich nur den Anfangsbuchstaben desselben hinzusetzen brauche. Sagen wir Edgar, das klingt romantisch.“

„Meinetwegen, also.“

„Halt einen Augenblick, ich habe noch eine Kleinigkeit; es ist unbedingt nothwendig, daß der Gesandtschaftssecretär, wenn er mit seinem Freunde spricht, diesen bei Seite zieht, um sich zu schützen, daß er nicht gehört wird; es tritt dann um so schärfer und auffallender hervor, daß der Unbekannte, des Teufels Diener, doch verstanden hat, was die Beiden geflüstert.“

„Ganz richtig, — aber weiter.“

„Edgar, zweifelhaft lächelnd,“ fuhr nun Herr Vander

zu dictiren fort, nachdem Herr Richter die Feder eingetunkt: „Und Sie wollen gehört haben, was ich meinem Freunde mitgetheilt?

„Vielleicht, vielleicht auch sonst erfahren, gleichviel. Da ich aber Antheil an Ihnen nehme, so gestatten Sie mir, Ihnen zu sagen, daß Ihr Freund vergeblich nach Hause geeilt ist — den Brief, um den es sich handelt —

„Edgar erstaunt: Mein Herr, wie können Sie wissen?

„Der Unbekannte ruhig: Den Brief, um den es sich handelt, für Seine Excellenz den Grafen R. bestimmt, haben Sie verloren.

„Edgar: Das wäre entsetzlich.

„Verloren, und ich, indem er den Brief hervorzieht und übergibt, war der glückliche Finder.

„Edgar freudig erschreckend: Verzeihen Sie meine raschen Aeußerungen von vorhin; ja, er ist es: Handschrift, Siegel, das geheime Correspondenzzeichen. Wie soll ich Ihnen danken?

„Der Unbekannte ruhig aber verbindlich: Da wir uns später genauer kennen lernen, so werden wir auch Zeit zum Danken finden, jetzt aber verlieren Sie keine Zeit, der Inhalt dieses Briefes ist sehr wichtig.

„Edgar erstaunt: Sie wüßten darum?

„Der Unbekannte ihn sanft forttreibend: Vielleicht, aber eilen Sie, dort sehe ich Seine Excellenz nahen.

„Edgar, ehe er mit allen Zeichen des Erstaunens davon eilt: Werde ich Sie wieder hier finden, mein Herr?

„Gewiß, — eilen Sie! — Edgar ab.

„Dritte Scene. — Die Gesandtin und die Herzogin P. treten auf.

„Die Gesandtin: Glauben Sie mir, Herzogin, es muß etwas sehr Wichtiges sein, gab doch mein Mann selbst Seiner Durchlaucht zerstreute Antworten, während er nach der Thür blickte, ja, er ließ ihn wahrhaftig mit einer leichten Verbeugung stehen, sobald Edgar den bewußten Brief brachte.

„Die Herzogin: Werden Sie etwas erfahren?

„Die Gesandtin: Ich hoffe u. s. w., u. s. w."

„Natürlich," meinte Herr Richter lächelnd, „wird sie etwas erfahren durch Edgar; die Herzogin muß auf das kleine Verhältniß anspielen. Du lieber Himmel, sie wird ja, auf Gegendienste hoffend, allen möglichen Vorschub leisten, nach dem bekannten Sprüchwort: manus manum lavat. — So, jetzt kannst du weiter machen, meine Seite ist trocken."

„Was heißt das, was du eben gesagt hast?" fragte das Bübchen gähnend.

„Das ist ein lateinisches Sprichwort," erwiderte Herr Richter, indem er mit dem Aermel eine noch etwas feuchte Stelle auftrocknete, „und heißt in richtiger deutscher Uebersetzung: Schlägst du meinen Juden, so schlag ich deinen Juden."

„Laß deine Possen," sagte Herr Vander unmuthig, „du bringst mich aus meinem Concept."

„Nun denn, weiter im Text."

„Vierte Scene," fuhr Herr Vander fort zu dictiren, — „der Freund Edgar's stürzt athemlos herein, er hat den bewußten Brief in der Hand, wie er die Damen aber sieht, verbirgt er ihn rasch, indem er ihn in seinen Hut wirft, und will an den Damen vorbeieilen. Die Herzogin freundlich lächelnd: Ich hoffe, Herr von Werden, daß Sie sich wegen Ihres späten Kommens gründlich bei mir entschuldigen werden.

„Herr von Werden: Ich bitte Eure Durchlaucht, mir zu

verzeihen, aber ich hatte heute Abend schon die Ehre, mich Eurer Durchlaucht vorzustellen. Freilich war Eure Durchlaucht so umgeben, daß Sie unmöglich Ihres ganz gehorsamen Dieners ansichtig werden konnten.

„Die Gesandtin: Herr von Werden hat Recht, ich sah ihn schon vor einer Stunde im Salon.

„Die Herzogin: So that ich Ihnen Unrecht u. s. w. Kehren wir in den Salon zurück, geben Sie mir Ihren Arm.

„Die Gesandtin bei Seite: Ah so, die Herzogin wird mein Geheimniß bewahren. — Alle drei ab; indem Herr von Werden der Herzogin den Arm bietet, läßt er, ohne dessen gewahr zu werden, den Brief aus seinem Hute fallen, der Unbekannte lächelt triumphirend und hebt ihn auf, indem er sagt: Das ist über alle Erwartung gelungen; ein fester Faden angeknüpft und somit das Schwerste geschehen. Glück und Verstand sollen uns weiter helfen. Er geht ab.

„Findest du das ziemlich gut, Richter?“ unterbrach sich der Dictirende; „ich meine, es wäre spannend?“

„Ganz famos,“ erwiderte der Andere; „jetzt kommen natürlich in der folgenden Scene die beiden jungen Leute zurück, der Eine sucht den Brief, den er aus seinem Hut geworfen, der Andere will ihm begreiflich machen, daß er ja zu Hause habe gar keinen Brief finden können, da er bewußtes Schreiben von einem Unbekannten erhalten, der es gefunden und ihm zurück gegeben; und daß das Schreiben, welches er von dem Unbekannten erhalten und dem Gesandten übergeben, ächt sei, darauf will er schwören, denn er kennt ja Siegel, Handschrift und hat auch nicht vergessen nach dem geheimen Zeichen auf dem Umschlag zu schauen.“ —

Der Knabe hatte seinen blonden Kopf in die Kissen des

Sophas gedrückt und schläfrig mit den Augen geblinzelt, jetzt sagte er: „Aber das ist langweilig, was Richter da schreiben muß, da höre ich noch lieber, wenn er singt.“

„Behüte Gott!“ erwiderte der Chorist lachend, „daß hier das Sprichwort eintrifft: Kinder und Narren sagen die Wahrheit.“

„Vielleicht hat er doch Recht,“ meinte Herr Bander düster, „ich glaube, mir fehlt die Kraft, ein gutes Lustspiel zu schreiben.“

Herr Richter hatte die Feder neben sich hingelegt, streckte seine Beine gerade aus und steckte die Hände in die Hosentaschen. „Der Himmel gebe,“ sagte er hierauf, „daß es dir nie an einem edlen, aufopfernden und geistreichen Freunde fehlt, wie ich bin, welcher deiner Zaghaftigkeit als Sporn dient. Wer eine solche Scene skizzirt, wie du so eben gethan, der hat die Berechtigung, ein gutes Lustspiel zu schreiben. Was fehlt dir auch? Du kannst einen natürlichen und lebhaften Dialog machen, du hast die Theaterverhältnisse und die Bühne ziemlich kennen gelernt, und wenn du beim Schreiben oder Dictiren den Grundsatz festhältst, die Scene immer vor Augen zu haben, die handelnden Personen förmlich zu sehen und sprechen zu hören, so wird es dir mit meiner immensen Hülfe schon gelingen, was Ordentliches zu arbeiten, wie die Journalisten von ihren Freunden zu sagen pflegen.“

„Und wenn ich etwas Ordentliches mache, wer wird es annehmen, wer wird es aufführen?“

„Jede Intendanz,“ gab Herr Richter entschieden zur Antwort, „und jede Theater-Direction, wenn du wirklich was Tüchtiges übergibst. Verkannte Genie's und Talente gibt es gar nicht, und jetzt, wo alle deutschen Schauspiel-Regisseure

auf gute Stücke hungrig wie die Wölfe sind, werden sie nichts Neues bei Seite legen, was wirklichen Gehalt hat. Freilich führt man von fünfzig Stücken, die geschrieben werden, kaum ein halbes Dutzend auf, aber gib dir einmal die Mühe, den größten Theil dieser eingesandten Meisterwerke durchzusehen. Ich war so glücklich, einen Blick in diesen Wust zu thun, da ich, wie du weißt, ein halbes Jahr auf der Theaterkanzlei zur Aushülfe im Schreiben mißbraucht wurde. — Legen wir unsere Geschichte aber jetzt bei Seite," fuhr er nach einer Pause fort, während welcher er sah, daß sein Freund sich zurückgelegt hatte und die Augen schloß, „du bist ermüdet, man muß nichts übertreiben."

„Was das anbelangt, hast du Recht," gab Herr Bander zur Antwort; „sei so freundlich, nochmals meine Umschläge zu erneuern, und dann will ich versuchen, ein wenig zu schlafen."

„Thue das," erwiderte der Chorist; „ich habe ohnedies eine kleine Theaterprobe niedern Genres. Es ist kein fröhlicher Landmann oder ein biderber Ritter, den ich in der Oper darzustellen habe, auch nicht ein Hofherr oder Mörder im Schauder-Trauerspiel, sondern es hat mich getroffen, einen Ballet-Cavalier darstellen zu müssen im Gefolge eines sehr verliebten Prinzen, und ich muß schon im ersten Tableau sechsmal schaudern, achtmal pantomimisch ein höhnisches Lachen andeuten und viermal mit dem rechten Arme jene wegwerfende Bewegung machen, welche deutlich sagt: Geh hin, junges Scheusal, ich verachte dich. — Unseren kleinen Prinzen bringe ich zum Schweizer hinüber, lasse die Vorhänge herab und sehe in einer Stunde wieder nach dir."

Nach diesen Worten sorgte er noch einmal für die

Wunden seines Freundes, nahm den Kleinen an die Hand und summte im Abgehen, um dem lächelnden Knaben eine Freude zu machen:

„Ja, schlafen will er, schlafen,
Sidi-ben-Aben-Hamet;
Sidi-ben-Aben-Hamet
Will schlafen — schlafen — schlafen.“

Damit schlich er leise aus dem Zimmer.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Taute Rosa und Rosa die Tänzerin.

Draußen auf dem Gange, der von dem Hinterhause ins Haupthaus führte, blieb der Knabe stehen und sagte zu seinem Begleiter: „Weißt du auch, was du mir neulich versprochen?"

Worauf Herr Richter mit großer Heiterkeit zur Antwort gab: „Mein lieber Prinz, ich habe in meinem Leben schon viele Versprechungen gemacht, die ich nicht immer im Stande gewesen bin, zu erfüllen. Fürchten wir, daß auch die dir gegebene darunter mit einbegriffen sei."

„Aber was man verspricht, das muß man auch thun, und du hast es mir fest versprochen, daß du es halten wirst, denn sonst mag ich dich nicht mehr und sehe dich auch gar nicht mehr an."

„Das wäre allerdings eine furchtbare Strafe; aber wollen Eure Hoheit, mein gnädigster Herr und Prinz, sich nicht deutlicher zu erklären belieben, was ich eigentlich versprochen?

Vielleicht ließe sich ein Arrangement treffen, und ich liebe in Versprechungen milde Arrangements."

„Du hast mir versprochen, mich einmal mitzunehmen auf die Theaterprobe und mich dort die großen Schwerter und Schilde sehen zu lassen."

„Dich einmal mitzunehmen, habe ich versprochen, mein Prinz? Ja, siehst du, das ist eine sehr vage Bezeichnung. Einmal kann heute sein, morgen, oder übers Jahr."

Der Knabe schüttelte heftig seinen Kopf und sagte mit entschiedenem Tone: „Du sollst mich aber heute mitnehmen, und so sollst du es mir versprochen haben."

„Eine eigene Art, Versprechen zu deuten," lachte Herr Richter; „nun, am Ende könnte ich deinen Wunsch erfüllen; aber, wird Herr Schweizer nichts dagegen einzuwenden haben? Du weißt, es bedarf seiner Erlaubniß, ob du mit jemand ausgehen darfst."

„Wir wollen ihn lieber nicht fragen!" erwiderte rasch der Kleine.

„Entschuldigen Sie, mein Prinz, ich glaube, es wäre doch besser, wenn wir ihn von diesem Wunsche in Kenntniß setzten, er hat so zuweilen seine eigenen Ansichten, und schon um meines kranken Freundes willen möchte ich mit unserem würdigen Miethsherrn nicht gern in Differenzen kommen."

„So laß uns ihn fragen," sagte der Knabe entschlossen. Damit faßte er den Choristen bei der Hand und zog ihn in die Wohnung des Schneiders, wo die Bitte vorgetragen, aber erst nach einigem Hin- und Herreden bewilligt wurde.

Der Schneider hatte die Brille abgenommen und den trüben Blick fragend auf seine Frau gerichtet. „Können wir

das wohl erlauben?" meinte er. „Was Sie, Herr Richter, anbelangt," setzte er gegen den Choristen gewandt hinzu, „so sind wir überzeugt, daß Sie gute Aufsicht über das Kind führen und ihm nichts geschehen lassen — wenn es nur recht ist, daß wir ihn ins Theater auf eine Probe gehen lassen."

„Bitte, bitte recht schön," sagte der Knabe.

„Verboten ist es uns nicht, ihn auf eine Theaterprobe gehen zu lassen, davon hat Herr Berger nie etwas gesagt."

„Daran hat er auch wohl nicht gedacht," sprach Herr Schweizer, „aber es ist ja nichts Schlimmes dabei."

„So darf ich?" rief der kleine Knabe jubelnd.

„Wenn Herr Richter verspricht, dich nicht aus den Augen zu lassen, und du folgsam sein willst, so kannst du schon mitgehen," entschied die Frau. „Aber wie lange kann es dauern?"

„O, eine Stunde oder höchstens anderthalb."

„Und Sie bringen ihn wieder hieher ins Zimmer?"

„Auf Cavaliersparole," versetzte Herr Richter, indem er die rechte Hand feierlich in seinen Busen steckte und den rechten Fuß, einer Theater-Attitude entsprechend, vorrückte, „auf Cavaliersparole, denn ein solcher bin ich laut des morgenden Theaterzettels."

Frau Schweizer hatte dem Knaben im Nebenzimmer ein Mäntelchen angezogen, auch einen hübschen Hut aufgesetzt, und nun gingen die Beiden mit einander fort, wobei Eugen auf der Treppe nicht unterließ, seiner Freundin Sophie, welche ihm begegnete, triumphirend zu berichten, daß er auf die Theaterprobe gehen dürfe und daß er ein Ritterschwert und einen Ritterhelm sehen werde.

Am Theatergebäude war es leerer, als bei gewöhnlichen Proben. Das Ballet war schon längst droben versammelt,

und die Herren und Damen vom Chor, welche oben beschäftigt waren, schlichen einzeln und verdrießlich die kleine halbdunkle Treppe hinauf, und Madame Schelle, welche mit der Madame Pauke zusammentraf, meinte mit einem Seufzer, es sei bald bei dem Theater nicht mehr auszuhalten; täglich die längsten Opernproben, die ein quälerischer Capellmeister nur ausdenken könne, nebst den ermüdendsten Vorstellungen, wozu man freilich engagirt wäre; auch könne man es sich schon gefallen lassen, hier und da im Trauerspiel eine anständige Hofdame vorzustellen, man habe ja die Gestalt und Würde dazu; „aber," fuhr sie ingrimmig fort, „da bei dem Ballet mitzuwirken, das sollte man einer ehrbaren Frau schon gar nicht zumuthen. Denke Sie sich nur, Pauke, was mich heute Morgens der boshafte Schelle fragt: ob ich auch morgen Abend in einem kurzen Röckchen herauskommen würde?"

„Empörend!" murmelte dumpf die Pauke. „Der Meinige wollte auch seine spaßhaften Bemerkungen machen, aber ich habe es ihm fast unter der Nase weggeschnitten."

„Sind das Ritterfrauen?" fragte eine helle Kinderstimme neben den beiden Choristinnen, und als diese sich nach dem naseweisen Frager umwandten, hörten sie zu ihrem nicht geringen Aerger Herrn Richter antworten:

„Nein, das sind ein paar alte Hexen, natürlicher Weise im Ballet; im Leben dagegen ist es die hochachtbare Frau von Schelle und die Frau von Pauke."

Daß sie ihren Collegen selbstverständlich keiner Entgegnung würdigten, war gewiß; doch grollte die Pauke, als sie im Halbdunkel der Bühne verschwanden: „Sie hat Recht, Schelle, es ist wahrhaftig nächstens keine Ehre mehr, auf dem

Theater zu dienen. Was hat der freche Richter da für einen Buben bei sich?"

„Weiß Gott," flüsterte die Schelle, „das genirt sich am hellen Tage nicht mehr, mit solchen Ablegern herum zu spazieren! — Zu unserer Zeit —"

„Ja, zu unserer Zeit — aber wird nicht von oben herab alles geduldet? Zu unserer Zeit sollte sich eine unterstanden haben, Monate lang so mir nichts dir nichts wegzubleiben."

„Und dann wieder mit zu singen und zu tanzen, als wenn gar nichts vorgefallen wäre."

„Damals hätten die Ordentlichen das schon gar nicht geduldet."

„Die Ordentlichen?" klingelte giftig die Schelle, „hat's denn bei denen noch Ordentliche? Ich kenne keine."

„Ich auch nicht, das weiß der liebe Himmel."

Der Schlund der halbdunkeln Bühne hat die beiden klagenden Hexen verschlungen, und wer sich die Mühe hätte geben wollen, nachzuforschen, würde sie gleich darauf gesehen haben, am Fuße einer Palme sitzend, und unter niederhangenden Bananenbüschen Strümpfe strickend.

Was ein Ballet ist, weißt Du vielleicht, geneigter Leser, aber gewiß ziemlich ungenau, und wir unserestheils würden uns in nicht geringer Verlegenheit befinden, wenn wir Dir mit kurzen Worten darüber eine genügende Aufklärung verschaffen müßten.

Man könnte allenfalls sagen, ein Ballet sei die Zusammenstellung einer Menge völlig unzusammenhängender Dinge, Personen, Situationen und Leidenschaften, bei denen es Verwegenheit wäre, eine vernünftige Folgerung zu verlangen,

bei denen ein Contrast den andern wieder aufhebt, bei denen dem Zuschauer zugemuthet wird, die unglaublichsten Dinge als ganz natürliche anzunehmen — ein Ballet ist ein Ding, wo die himmlischen Heerscharen und die Bewohner der Unterwelt dicht neben einander wohnen, wo Dolch und Giftbecher ganz alltägliche Dinge sind, wo Du aus dem starrenden Winter plötzlich in den heißen Sommer versetzt wirst, wo man mit einem Lächeln auf den Lippen stirbt, da man gewiß ist, im nächsten Tableau durch einen sanften Kuß wieder aufgeweckt zu werden, wo gute Feen, Dämonen und Hexen ganz gewöhnliche Dinge sind, wo alles das harmonisch verschmolzen wird durch die Klänge der süßen Musik, und wo es wundersam anzusehen ist, wie Freude und Schmerz, Lust und Jammer höchst ausdrucksvoll dargestellt wird durch das Gezappel mehrerer Dutzend rechter und linker Beine. Im Trauerspiel begnügt sich gewöhnlich der Held mit einem Schauder, der uns schaudern macht, im Ballet schaudern sämmtliche Anwesende gefühlvoll und taktmäßig, eins — zwei — drei — ha, Entsetzen! In einer wohlconditionirten Oper sinkt die Geliebte allein dem Geliebten an die Brust, im Ballet dagegen wirkt eine Umarmung ansteckend: sämmtliche Tänzerinnen drücken einander an ihre Busen, die Tänzer schütteln sich gerührt die Hände, und wenn in diesem Augenblicke zufällig, wie das oft vorkommt, eine Fee mit Genien vorüberfliegt, so umschlingen diese ihre Herrin mit Rosengewinden oder lehnen ihre Häupter mitfühlerisch an einander.

Hier ist alsdann alles Glut, Liebe, Hoffnung, Umarmung, Tricots und bengalische Flammen.

Trotzdem bei einer Probe im Orchester alle Lampen wie bei einer Vorstellung angezündet sind, so ruht doch jetzt auf

diesem niedrig gelegenen Musikraume eine gewisse Düsterheit, welche wohl daher kommt, daß das ganze weite Haus hinter dem Orchester von keinem Lichte erhellt ist und die Finsterniß, die rings in dem großen Raume herrscht, die paar Lampen im Orchester, zudringlich sich ausdehnend, zu ersticken droht. Die Musiker stehen und sitzen hinter ihrem Pult oder haben sich in Gruppen zusammengethan und plaudern lebhaft und ziemlich laut mit einander, da sie jetzt in der Probe nicht zu befürchten haben, von irgend welchem Publikum gehört zu werden. Zuschauer sind ja keine da, und das einzige lebende Wesen, welches sich in dem großen und düstern Raume bewegt, ist die alte Frau, die man mit dem schwach blinkenden Lichtchen in ihrer Laterne oben hoch in der dritten Galerie herumschweifen sieht, wo sie die Sitze abbürstet oder sonst was in Ordnung bringt. Zuweilen nies't sie auch wohl einmal oder hustet laut, da sie an einem beständigen Schnupfen leidet, und dann schallt es aus allen Logenräumen so laut wieder, daß die Musiker lachend in die Höhe sehen, auch wohl einer „Helf Gott!“ hinaufruft.

Die meisten der Künstler hier unten haben Hüte und Mützen auf dem Kopfe, die sie auch während der Probe nicht ablegen. Jetzt ist auch der Orchester-Dirigent erschienen, nicht der Capellmeister, denn dieser hält es nur bei ganz besonderen Veranlassungen nicht unter seiner Würde, im Ballet zu dirigiren. Der Dirigent setzt sich auf seinen Stuhl, schlägt die Partitur auf und schickt sich an, von dem Balletmeister oder auch von den ersten Tänzern und Tänzerinnen, die von der Bühne herab mit ihm sprechen, kleine Wünsche in Empfang zu nehmen: dieses Tempo soll ein bischen rascher genommen werden, jenes viel langsamer, hier wird ein Ruhepunkt

gewünscht und dort bittet man, die Musik zu beschleunigen, da es sonst nicht möglich sei, bei einem Adagio den gewünschten Effect hervorzubringen.

Der Balletmeister, wenn er ebenfalls Tänzer ist, trägt Beinkleider, welche fest um die Knöchel schließen, dazu Tanzschuhe, die weiße Piqué-Jacke, und hat jenen langen Stab in der Hand, mit dem er den Takt auf den Boden schlägt. Besitzt er langes Haar, so bindet er einen seidenen Faden um den Kopf, damit seine Frisur bei den oftmals heftigen Sprüngen nicht gar zu sehr in Unordnung kommt. Das Costume der Tänzerinnen ist eigentlich unbeschreiblich, keinenfalls in ein System zu bringen, denn bei der Probe gestattet man alle möglichen Phantasieen, da ja hier eigentlich kein uneingeweihter profaner Blick zugelassen ist. Alte Tanzstrümpfe und defecte Schuhe, sehr gesteifte, und deßhalb furchtbar abstehende Tanzröcke, so wie weiße Mieder, welche den Armen eine recht freie Bewegung gestatten, sind vorherrschend, die Frisur, wie man sie im gewöhnlichen Leben trägt, was einen komischen Anblick gewährt, zugleich mit den goldenen und silbernen Armspangen, welche gewöhnlich zur Probe nicht abgelegt werden. Die ersten Tänzerinnen haben schon ein etwas gewählteres Costume, doch auch nach seinen Grundzügen dem eben beschriebenen gleichend; nur sind sie bis zu ihrem ersten Auftreten in Shawls oder weite Mäntel gehüllt, die irgend ein dienstbares Wesen, oder eine würdige Theatermutter hinter der Couliße in Empfang nimmt, kurz bevor der Tanz beginnt. Was die prima Ballerina assoluta anbelangt, so hat diese ihre eigene Garderobe nahe bei der Bühne, und wird von dem Inspicienten oder auch vom Balletmeister benachrichtigt, daß sie aufzutreten habe. Diese trägt

wo möglich bei der letzten Probe schon einen Theil ihres Costumes, um gewisse Stellungen und Effecte besser beurtheilen zu können.

Wir sind bei dem Hochzeitsfeste in einer prachtvollen, zauberisch erhellten Halle. Der alte ehrwürdige Fürst, ein etwas versoffener Chorist, der früher Tänzer war, und die Mutter der Braut, eine Pantomimistin, welche deßhalb in einem alten, verschossenen Merinokleide agirt, drücken ihre Tochter abwechselnd in die Arme, da ihr Entzücken ohne Schranken ist, daß der benachbarte reiche Königssohn sie heim führen wird, während der ganze Chor Lust und Freude theilt und durch einen Schritt vorwärts und zwei Schritte rückwärts anzudeuten scheint, daß er sich ebenfalls an dieser Umarmung betheiligen würde, wenn es der Respect nicht verböte; dabei zeigen die Tänzerinnen durch eine sanfte Biegung des Oberkörpers, verbunden mit einem unbeschreiblichen Ausbreiten der Arme, aufs Undeutlichste an, wie sehr der Bräutigam zu beneiden ist.

Dieser aber, gestützt auf seinen Mentor und ersten Cavalier, einen Herrn, welcher bei der Vorstellung pechschwarzes Haupt- und Barthaar haben, um den Mund ein teuflisches Grinsen, und sich durch unheimliches Rollen seiner Augen auszeichnen wird, so wie umgeben von seinen Rittern und Hofherren, gibt in der ersten Scene des Ballets sonderbare Beweise von Zerstreutheit und von einem fast gänzlichen Mißkennen seiner Stellung als Bräutigam: er hebt die Augen finster gen Himmel, er seufzt zuweilen bedeutend und macht jene pantomimischen, sehr complicirten Gesten, welche dem Eingeweihten deutlich sagen: Die Lust und Freude, welche hier herrscht, ist nicht in meinen umnachteten Busen gedrungen.

O nein, seht mich mit verbissenem Ingrimm dem Befehle meines strengen Vaters gehorsam, um diese verhaßte Braut werben, für die keine Stimme in meinem Innern klingt, während ein anderes süßes Bild dieses arme Herz erfüllt. — Bei diesem letzten Gedanken verklären sich seine Züge, sein Gesicht grins't Liebe, und der Mentor, welcher die Gefühle seines Zöglings kennt, seufzt herzzerbrechend und fährt mit dem Daumen und dritten Finger seiner rechten Hand an beiden Backen hinunter, was in der Balletsprache ungefähr heißen will:

„Schön wie der Mond, der einsam wallt,
So schön bist du, doch auch so kalt.“

Natürlicher Weise ist damit nicht die Braut gemeint, sondern eine uns noch unbekannte Schöne, die der Königssohn im Verborgenen liebt, eine unerlaubte Liebe, welche der verrätherische Mentor begünstigt. Aber fort mit diesen finstern Leidenschaften, mit dieser Dissonanz in der Balletharmonie, welche die Contrebässe im Orchester durch ein gelindes Murren darstellen; Freude herrscht in diesen Hallen, Tanzen und Singen. Die Braut mit einem gewinnenden Lächeln, nähert sich dem Bräutigam, nachdem sie ihrer ersten Gespielin durch ein sanftes Zittern ihres Körpers und einen himmelnden Blick angedeutet, wie sie so unbeschreiblich glücklich sei; sie faßt die Hand des Erwählten, und als dieser bei der sanften Berührung zusammenzuckt, als sich mühsam durch die finstern Schatten seiner Züge ein frostiges Lächeln stiehlt, als der verruchte Mentor bedeutungsvoll den Zeigefinger auf seinen Mund legt und als der ganze Chor deutlich genug sein Erstaunen zu erkennen gibt, daß jene heiße Liebe so kühl erwidert wird,

da erst zieht ein eisiger Hauch durch ihr argloses, heißes Balletgemüth.

Aber die Trompeten schmettern, die Trommeln wirbeln, der erhabene Vater mit der ehrwürdigen Mutter sitzt bereits auf dem Throne, beide haben in Uebereinstimmung der Seelen so eben eine Prise genommen, und darauf pantomimirt er: Laßt sie vor unser erhabenes Angesicht treten, die Tänzer und Springer, wir sind gewillt, uns ein paar Minuten lang von ihnen zerstreuen zu lassen.

Das ist der Augenblick, wo das Corps de ballet bei rauschender Musik freudig durcheinander wirbelt, als wollten sie ihr Glück ausdrücken, vor dem hohen Gebieter erscheinen zu dürfen, und zugleich das Publikum auffordern, etwas Unerhörtes zu erwarten. Sie haben geendigt, schwänzeln rechts und links an die Coulissen hin, untersuchen ihre Tanzschuhe, ziehen ihre Mieder vorn etwas in die Höhe und die Röcke hinten etwas hinab, und dies ist bei der Aufführung der große Augenblick, wo sämmtliche Chortänzerinnen vernichtende oder zündende Blicke in das Publikum hinabschleudern.

Ein Pas de cinq, das hierauf folgt, erfüllt uns mit Freude und Wohlbehagen; die nächste Nummer, ein Pas de trois, steigert uns zur Bewunderung, und ein Pas serieux des Balletmeisters mit der zweiten Tänzerin würde uns zum Entzücken treiben, wenn wir dieses Gefühl nicht noch zurückhielten, da wir wissen, daß auch im Ballet das Beste immer zuletzt kommt und daß sie noch nicht dagewesen ist.

Nachdem nun am Ende des Pas serieux dem Publikum Zeit zum Applaus gegönnt ist, welche hier dazu benutzt wird, daß der Musik-Dirigent den zweiten Violinen zuruft, sie hätten wieder einmal unter dem Affen gegeigt, und der großen

Trommel bemerkt, es sei doch wahrhaftig in der Partitur kein Bärentanz-Tempo verzeichnet, vernimmt man droben hinter den Coulissen eine rauschende Musik und der Haushofmeister des Palastes verdeutlicht seinem Herrn durch einige Armverdrehungen und Grimassen, draußen vor dem Thore des Schlosses sei eine Zigeunerbande erschienen und wünsche nichts Sehnlicheres als vor den Augen des hohen Brautpaares sich zeigen zu dürfen. Auf dem Gesichte des Mentors tritt ein teuflischer Zug hervor und die Augen des Bräutigams zwinkern ahnungsvoll.

Sie tritt auf, gefolgt von Zigeunern und Zigeunerinnen, und da sie, wie es in ihrer Rolle vorgeschrieben ist, der anwesenden hohen Versammlung einen anmuthsvollen und freundlichen Gruß spendet, dessen Schlußbewegung auch noch über das Orchester hingleitet, so murmeln die fühlenden Herzen unter ihnen einen halblauten freundlichen Gruß ihrem und des Publikums Liebling.

Herr Richter, welcher sich unter den Cavalieren des jungen oppositionellen Königssohns befand, hatte seinen kleinen Schutzbefohlenen in die erste Coulisse auf einen mit baumwollenem Moos bewachsenen hölzernen Stein gesetzt und ihn unter Androhung der furchtbarsten Dinge, die ihm je geschehen könnten, ermahnt, still zu sitzen und sich nicht zu rühren, und so saß denn hier der kleine Knabe, ganz betäubt von dieser nie geahnten Wunderwelt, und blickte mit seinen großen glänzenden Augen in das Gewirr der Gestalten, die sich so sonderbar herumdrehten und so närrisch durcheinander sprangen nach dem Takte dieser rauschenden Musik.

Mit einem Male überflog ein eigenthümliches Lächeln die Züge des aufmerksamen Knaben, er streckte seinen Hals

empor, er erhob wie freudig überrascht seine Händchen, ja, er schien aufstehen und sich unter die Tanzenden mischen zu wollen. Glücklicher Weise winkte ihm in diesem Augenblicke Herr Richter, der gerade Wuth und Schmerz pantomimirte, drohend mit aufgehobenem Finger und so abscheulicher Grimasse, daß er förmlich vor Schreck erstarrte; nur seine Augen zeigten doppeltes Leben und folgten mit ungetheilter Aufmerksamkeit jener phantastischen Gestalt, die flimmernd hin und her schwebte, sich auf und nieder neigte, nun mit einem Male ruhig da stand, und sich dann, hoch aufathmend, gerade gegen ihn zu bewegte.

„Ja wohl," sprach das Kind zu sich selber, „das ist freilich meine Tante Rosa, aber so habe ich sie noch nie angezogen gesehen, auch nie so lustig, bei uns ist sie immer so ernst und still. — Sollte es aber doch wohl nicht Tante Rosa sein?"

Jetzt war sie seinen Blicken entschwunden, nicht als ob sie auf die andere Seite der Bühne gegangen wäre, nein, sie war so nahe zu ihm hingetreten, so ganz nahe und dicht, daß ihre vielen Röcke das kleine Bübchen, welches im Halbdunkel der ersten Coulisse saß, fast eingehüllt mit einer Wolke von Flor und Spitzen. Neben ihr stand ein ältlicher Herr, der zu ihr sagte, daß er ganz entzückt sei von ihrem Tanze, und noch Aehnliches mehr, was das Kind nicht verstand und behielt, jetzt aber gab sie etwas zur Antwort, und als der Knabe die Stimme hörte, da glaubte er gewiß zu sein, daß seine Tante Rosa vor ihm stände, und zupfte leicht an ihrem Rocke und nannte ihren Namen. Wie der Blitz fuhr die Tänzerin herum, so schnell, daß sie fast den ältlichen Herrn auf die Seite gestoßen hätte, nahm sich auch gar keine Zeit,

um Entschuldigung zu bitten, sondern blickte wie vor Schrecken erstarrt auf das Bübchen, welches sie aus den großen klaren Augen lächelnd, so heiter und so freundlich ansah, und gerade im Begriffe war, aufzuspringen, um, wie es gewöhnlich that, in ihre Arme zu fliegen.

Sie aber blieb regungslos stehen, ja, nachdem sie mit der Hand langsam über ihr Gesicht hinabgefahren war, wich sie etwas zurück und sah so ernst, ja, so drohend aus, daß der Knabe förmlich irre an der Erscheinung wurde, welche fremd und kalt vor ihm stand.

Nein, es war doch nicht seine Tante Rosa, gewiß nicht, so hatte ihn diese nie angeschaut, o nein, o nein! Wenn es ja Tante Rosa gewesen wäre, so hätte sie ihre Arme geöffnet, wäre auf ihn zugestürzt, hätte ihn an sich gedrückt und hätte ihn hundert Mal geküßt, während sie gesagt: Mein guter, mein herziger Eugen! — Nein, nein, sie war es nicht, wie hätte sich auch Tante Rosa so sonderbar angezogen und wäre hieher auf das Theater gegangen, um zu tanzen! Er war eigentlich froh, daß sie es nicht war, nach dem strengen Blick, den die Tänzerin auf ihn geworfen. So hätte ihn seine wirkliche Tante Rosa gewiß nicht einmal angeschaut, wenn er ein Loch in eines der Kleider des Meisters Schweizer geschnitten hätte, gewiß nicht.

Aber, wie schon gesagt, es machte ihn zufrieden, daß sie es nicht war, und er freute sich darauf, der ächten Tante Rosa heute Abend sagen zu können, er habe auf der Theaterprobe jemand gesehen, die wäre bis auf die Kleider ihr so sehr ähnlich gewesen.

Nein, diese hier war nicht Tante Rosa, denn sie sagte jetzt zu dem ältlichen Herrn, der sie etwas fragte, mit ruhiger,

kalter Stimme: „Es ist nichts, ich erschrak nur, als ich so dicht neben mir jenes fremde Kind erblickte."

„Es hat wohl in der heutigen Vorstellung zu thun?" fragte der Intendant des Hoftheaters mit so lauter Stimme, daß der Balletmeister, der Maschinist und der Inspicient herbeistürzen und die Versicherung abgeben mußten, es käme in dem ganzen Ballete nicht die Idee eines Kindes vor, und dieses da sei ihnen überdies vollkommen fremd.

Durch diese Fragen und Antworten veranlaßt, hatte sich ein ziemlicher Kreis von Zuschauern um den Knaben versammelt, und es fing ihm an unbehaglich zu werden, weßhalb er sehr erfreut war, als sich nun Herr Richter mit raschen Schritten näherte, seinen Hut demüthig vor dem Intendanten abzog und gehorsamst berichtete, er habe das Kind, welches in seinem Hause wohne, auf inständige Bitten desselben mit auf die Theaterprobe genommen; er, Richter, fühle wohl, daß er sich hiedurch gegen die Bestimmungen vergangen und bitte, diesen kleinen Fehler gütigst entschuldigen zu wollen.

Der Intendant des königlichen Hoftheaters, der sich zufällig in einer guten Laune befand, begnügte sich damit, dem Choristen zu sagen, er werde wohl fühlen, wie entschieden Unrecht er gethan, also zu handeln, und er, der Intendant, erwarte zuversichtlich, daß der Chorist sich künftig ähnliche Verletzungen der bestehenden Theatergesetze nicht mehr zu Schulden kommen lasse.

Damit lös'te sich der neugierige Kreis auf, und als nun der zweite Act des Ballets begann, wo die Cavaliere des treulosen Bräutigams nichts zu thun hatten, nahm Herr Richter seinen Schützling hinter die Coulissen und sagte ihm lachend: „Du bist ein netter Kerl, daß du bei deiner ersten

Theaterprobe nicht Besseres zu thun weißt, als auf solche Art die Aufmerksamkeit meines hohen Chefs auf dich zu ziehen. Aber nun sage mir, mein Bürschlein, was hat's denn eigentlich gegeben?"

Eugen, der von der eben statt gefundenen Scene ganz überrascht war und dessen Augen sich mit Thränen gefüllt, schluchzte ein wenig und sagte alsdann mit weinerlicher Stimme: „Ich habe nichts gethan, als die große schöne Frau, die so dicht neben mir stand, an ihrem weißen Rock gezupft."

„Na, erlauben Sie mir, mein Prinz," erwiderte Herr Richter, „eine erste Tänzerin, der man nicht vorgestellt ist, an ihrem Rock zu zupfen, das ist immer schon etwas, und weis't auf gute natürliche Anlagen hin; aber warum zupften Eure Gnaden gerade diese Dame an ihrem Rocke? Da wären andere gewesen, die sich nicht viel daraus gemacht hätten, warum denn gerade diese?"

„Weil ich glaubte, es sei meine Tante Rosa, denn sie sieht ihr sehr ähnlich."

„O, o, mein Prinz," gab Herr Richter lächelnd zur Antwort, wobei er sein Haupt hin und her wiegte, „Aehnlichkeiten aufsuchen, zumal auf der Bühne, ist eine ganz undankbare und zuweilen gefährliche Sache — und sieht jene Dame, die da mit dem rothseidenen Leibchen, in der That deiner Tante Rosa ähnlich?"

„Ja, sehr, aber ich weiß, daß sie es nicht ist."

„Das hätte ich dir gleich sagen können," lachte der Chorist, „deine Tante Rosa mag eine ganz gute und hübsche Person sein — und ich werde mich bemühen, ihre Bekanntschaft zu machen," sagte er bei Seite — „aber da sie mit

dem Schneider Schweizer verkehrt, so wird sie nicht von denen sein, welche, wie die da — er zeigte auf die Tänzerin — in eigener Equipage fahren und Dienerschaft haben, welche feinere Kleider tragen und welchen es besser geht, als unser Einem. Das da, mein Junge," schloß er mit wichtiger Miene und mit einem Blick auf die berühmte Künstlerin, „ist eine vornehme, reiche Dame, und ich möchte dir ein bischen Verwandtschaft mit ihr wohl gönnen. Doch nun komme, ich bringe dich in die Requisitenkammer, da bleibst du, bis die Probe vorüber ist, und kannst dich dort mit Waffen und wunderbaren Gegenständen nach Herzenslust unterhalten."

„Bist du mir böse, Richter?" fragte das Kind.

„Ganz und gar nicht, aber nun komm, sonst erhalte ich einen Rüffel Nummer zwei; sie schauen immer noch nach dir."

Und so war es in der That, wenn sich auch die erste Tänzerin auf der andern Seite der Bühne befand und dort, ihrer Rolle nach, Blicke mit dem treulosen Bräutigam hätte wechseln müssen, so schaute sie doch häufig nach der ersten Coulisse hinüber, nach der Stelle, wo der kleine Knabe gesessen, nun aber verschwunden war.

Als Herr Richter wieder aus der Requisitenkammer zurückkam — er hatte dort das Bübchen vor einen Haufen alter Schwerter hingesetzt, die es eines nach dem andern nicht nur in die Hand nehmen, sondern auch damit in der Luft herumfuchteln durfte — trat er zwischen die erste und zweite Coulisse und war höchlich erstaunt, als er sah, wie Fräulein Rosa, die sich nach beendigtem Tanze in ihren Shawl gewickelt hatte, zu ihm hintrat und mit freundlichem Blick sagte: „Nicht wahr, Sie waren es, welcher den kleinen Knaben, der vorhin hier saß, mit zur Probe gebracht? — Sie haben ihn

doch nicht allein nach Hause gehen lassen," setzte sie fragend, mit einem Anflug von Aengstlichkeit in der Stimme hinzu — „ein so kleines Kind?"

„Gewiß nicht, Fräulein, das Kind ist mir anvertraut worden, und es wäre von mir gewissenlos, ihn allein gehen zu lassen; er ist dort in der Requisitenkammer und spielt mit alten Degen."

„Wo er sich am Ende verletzen kann," setzte die Tänzerin wie mit sich selbst redend hinzu, doch so laut, daß Herr Richter zu erwidern sich veranlaßt sah: „O nein, das ist ein gescheiter Bube, der faßt ein Schwert an, wie ein erwachsener Mensch, auch würde ich ihm nicht erlauben, mit etwas zu spielen, woran er sich verletzen könnte; dafür haben wir den kleinen Prinzen viel zu lieb."

„Wen?" fragte lächelnd die Tänzerin.

„Nun, Fräulein," antwortete heiter der Chorist, „ich habe so Augenblicke, und Gott sei Dank, nicht wenige, wo meine gute Laune durch die kühle und bittere Rinde dieses Erdenlebens wacker hindurch schlägt, und dann nenne ich den kleinen, hübschen Buben zuweilen Prinz oder Euer Gnaden; er lacht darüber und kann so herzlich lachen."

Die Tänzerin nickte mit dem Kopfe, als wollte sie sagen: Ja, das kann er! — „Aber," setzte sie nach einer Pause stockend und langsam hinzu: „Wem gehört das Kind eigentlich?"

Der Chorist zog seine Achseln hoch empor und sagte: „Das Kind ist ein Pflegebefohlener unseres Zimmernachbars und Miethsherrn, des Schneiders Schweizer, aus dessen Verwandtschaft es aber keineswegs stammt, so viel wissen wir;

etwas Näheres scheint Schweizer nicht mittheilen zu wollen, und deßhalb fanden wir uns auch nicht veranlaßt, weiter danach zu forschen."

„Sie sagen immer, wir," sagte die Tänzerin mit einem Anflug heiterer Laune. „Sie sprechen wohl von sich selber, wie es fürstliche Personen zu machen pflegen?"

„Nein, dieses Mal nicht, das Wir ist ganz reel zu verstehen, es betrifft meine Wenigkeit und einen Zimmer-Kameraden, Herrn Bander, dessen Sie sich wohl erinnern werden, Fräulein Rosa, Sidi-ben-Aben-Hamet —"

„Ach ja," sagte die Tänzerin, sinnend vor sich niederblickend.

„Eine traurige Erinnerung," entgegnete Herr Richter, trüb lächelnd, „der arme Kerl!" Dann sang er leise:

„Der Mufti uns befohlen hat,
Zu melden dem Kalifen," —

„aber seine Meldung fiel schlecht aus und er glänzend durch, woran auch Sie ein wenig schuld hatten, Fräulein Rosa," setzte er mit einem pfiffigen Lächeln und kopfnickend hinzu.

„Wie so, ich?"

„Es war, wie immer, wenn Sie auftreten; Sie kamen, sahen, oder vielmehr wurden gesehen, und siegten, und mein armer Freund Banderi, wie er sich genannt haben würde, wenn er ein großer Sänger geworden wäre, Carlo Banderi nach meinem Rathe, verlor bei Ihrem Anblick so vollständig seine Fassung und Stimme, daß er die letztere noch nicht wieder gefunden hat, das heißt, er ist entschlossen, nie mehr auf diesen falschen Brettern hier zu singen — — ach, mein Fräulein, ich zitterte für ihn und sagte es ihm auch voraus, er würde Ihren Blick nicht aushalten können."

„Bitte, reden wir keinen Unsinn, Herr Richter," er-

widerte die Tänzerin in einem Tone, der sehr ernst klingen sollte.

„Ja, Unsinn ist es allerdings," fuhr der unermüdliche Freund Carlo Banderi's fort, „das habe ich ihm schon tausend Mal gesagt, ich habe ihm auch vorgesungen, wie der große Sarastro in der Zauberflöte singt:

„Zur Liebe kann man sie nicht zwingen!" —

„'s hat aber alles nichts geholfen, und ich muß es einmal gerade heraus sagen, — wenn Sie auf der Scene waren, Fräulein Rosa, sei es bei der Probe oder der Vorstellung, da stand er hinter der Coulisse, und ich dachte, wie wahr es ist, wenn der Dichter singt:

„Mit deinen schönen Augen
Hast du mich zu — — — —"

„Bitte, bitte, Herr Richter," unterbrach ihn die Tänzerin, „ich kenne den Vers sehr wohl."

„Zu Grunde gerichtet," murmelte der Chorist in tiefem Basse und mit einer tiefen Verbeugung.

„'s ist wahrhaftig ein Jammer," versetzte lachend die Tänzerin, „daß es so schwer hält, hier hinter den Coulissen ein vernünftiges Wort zu reden; Ihr Freund wurde an demselben Abend von einem vorüber rollenden Wagen niedergeworfen und schwer verletzt?"

„So ist es."

„Wie geht es ihm?"

„Danke für Ihre gütige Nachfrage, so ziemlich. Er hat viel Blut verloren, und damit, wie ich hoffe, auch etwas von seiner thörichten Leidenschaft," sagte der unverbesserliche Chorist.

„Weiß er, welcher Wagen es gewesen ist, der so unvorsichtig war, ihn zu überfahren?"

„Er sprach darüber nie Vermuthungen aus; wie sollte er's auch wissen, in finsterer Nacht, wo keine Sterne leuchten?"

„Sagen Sie ihm," sprach die Tänzerin nach einer Pause, doch stockte sie einen Augenblick, fuhr aber dann rasch fort: „ja, sagen Sie ihm, sein Unfall hätte mir sehr leid gethan, und wenn ich bei der Intendanz für irgend einen Wunsch, den er hat, ein gutes Wort einlegen kann, will ich es recht gern thun."

„Verzeihen Sie mir," gab Herr Richter kopfschüttelnd und in sehr ernstem Tone zur Antwort, „das werde ich so frei sein, ihm nicht zu sagen; er fängt an, mit seinem unruhigen Herzen ein wenig ins Gleichgewicht zu kommen — ich hoffe, mein Fräulein, daß ruhige Ebbe bei ihm eintritt, um mich poetisch auszudrücken. Warum also durch ein unvorsichtiges Wort eine wilde Springflut erregen, die alle Dämme einreißen würde, welche unsere beiderseitige Vernunft aufgebaut hat?"

Die Tänzerin that, als hätte sie diese Bemerkung nicht gehört; sie zog ihren Shawl fester in die Taille und sprach nach einer kleinen Pause: „Der kleine närrische Knabe, warum hat er vorhin mein Kleid berührt?"

„Wollte ich Unsinn sprechen, so würde ich sagen —"

„Bitte, keinen Unsinn!"

„Nun denn, der Kleine behauptete, Sie, mein Fräulein, sähen einer Verwandten von ihm außerordentlich ähnlich," erwiderte Herr Richter völlig unbefangen, „seiner Tante Rosa; der Name allerdings würde zutreffen."

„Aber auch nur der Name," entgegnete heiter lächelnd die Tänzerin. — „Doch warten Sie einmal," setzte sie nach einer Pause hinzu, während sie ihr Gesicht mit der Hand

verdeckte, — „es ist mir gerade, als hätte ich von einer solchen Aehnlichkeit schon einmal gehört.“

„Wirklich, Fräulein Rosa?“

„Ja, man sprach mir davon, es sei eine Näherin oder Putzmacherin, die mir wahrhaft auffallend ähnlich sehen soll, Gesicht und Gestalt.“

„Der Unsinn würde sprechen: das muß ein wunderschönes Mädchen sein!“

„Ich hatte mir schon längst vorgenommen, die Bekanntschaft dieser Mademoiselle Rosa zu machen, es würde mich sehr ansprechen, mein Ebenbild zu sehen. Ja,“ setzte sie nachsinnend hinzu, „diese Aehnlichkeit soll ganz außerordentlich sein, sogar in Gang, Haltung und Sprache.“

„Nur wahrscheinlich in der göttlichen Kunst nicht,“ meinte Herr Richter. —

In diesem Augenblicke flüsterte der Inspicient, der näher getreten war: „Wenn es Ihnen gefällig wäre, Fräulein Rosa, Ihre Musik muß gleich beginnen.“

„Ja, ich muß sie kennen lernen,“ setzte die Tänzerin, ihren Shawl abwerfend, hinzu.

„Und auch ich werde mich bemühen, die Bekanntschaft der Tante unseres kleinen Prinzen zu machen.“

„Warum Sie?“

„Im Interesse meines Freundes,“ erwiderte der Chorist mit einer eleganten Verbeugung.

„Wie beliebt, Herr Richter?“

„Nun, vielleicht als Gegengift wider Sie, mein Fräulein.“

Statt aller Antwort zuckte die Tänzerin mit ihren schönen Schultern und umspannte darauf mit den Händen ihre Taille, um das rothseidene Mieder tiefer auf ihre Hüften

hinabzudrücken, und trat dann auf die Bühne mit ihrem so stolzen, so eleganten und so elastisch weichen Schritt.

„Wenn es mir auch Ernst wäre mit dem Gegengift," seufzte Herr Richter mit einem Blick auf die wegschwebende herrliche Gestalt, „so würde es mir wahrscheinlich wenig nützen. Da hinan wird Tante Rosa schwerlich reichen."

Hierauf steckte er die Hände in die Taschen seiner Beinkleider, und während er um die Coulissen herum nach dem Hintergrunde tänzelte, sang er halblaut vor sich hin:

„Er kann nicht von ihr lassen, nein,
Nicht lassen, nein, nicht lassen, nein,
Er kann nicht von ihr lassen!"

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Françoise und Rosa.

Die Probe nahm nun in Ruhe und Ordnung ihren Fortgang, und das Sujet des Ballets stellte sich jetzt bei der halben Dunkelheit, so wie bei dem Mangel an Costumen noch viel verworrener dar, als dies bei der wirklichen Vorstellung statt findet. Es war, wie alle romantisch-tragischen Ballets, eine alte Geschichte, die immer neu bleibt: sie liebt ihn, er liebt sie nicht, sondern eine Andere, die ihn auch wieder liebt, und da es nicht minder unheilvoll ist, wenn zwei junge Damen Ein Männerherz zu besitzen wünschen, als wenn, wie es in dem alten Liede heißt: zwei Buben Ein Mädchen lieb haben, so entwickelten sich hier die furchtbarsten Scenen der Liebe, der Rache, der Eifersucht. Dazwischen erscheint der augenverdrehende Mentor als ein wahrer Teufel, der seine Lust daran findet, dem Vater des oppositionellen Königsohnes alles mögliche Herzeleid anzuthun, und als dieser endlich am Schlusse, wo sich das Herz des eben erwähnten Königs und Höchstseiner Gemahlin erweicht hat und Beide

in die Verbindung ihres Sohnes mit jener Zigeunerin, die ja ein geraubtes fürstliches Kind sein könnte, willigen, ein kleines, wahrscheinlich erlogenes Einverständniß derselben mit einem hübschen Zigeunerbengel aufdeckt, tritt der unglückliche Bräutigam in das Stadium der Raserei und tanzt mit der verlassenen Braut ein wahnsinniges Pas de deux, wonach die entrüstete Zigeunerin stolz entsagend von dannen zieht, indem sie in den schönsten Pantomimen und einem wunderbaren Tanze nicht undeutlich zu verstehen gibt, es würde ihr nicht im Schlafe einfallen, sich mit einer solchen verrückten Familie zu verbinden.

Während hierauf unten auf der Scene der Bräutigam sich erdolcht, nachdem die Braut in ein Asil für Geistesschwache abgeführt worden ist, erscheint die Zigeunerin noch einmal hoch im Hintergrunde, im Begriffe, sich in die Wälder zurückzuziehen, gibt den vor Schrecken erstarrten Gruppen ihren Segen und dem Publikum die Lehre mit nach Hause, daß alle unnatürlichen Verbindungen zu keinem guten Ende, höchstens zu einem erträglichen Balletschlusse führen können. —

Herr Richter, der nun der Requisitenkammer zuging, wunderte sich hierauf höchlich, daß die erste Tänzerin, statt augenblicklich in ihrer Garderobe zu verschwinden, wie sie sonst immer zu thun pflegte, ihm nochmals in den Weg trat und freundlich zu ihm sagte: „Jetzt werden sie wahrscheinlich mit Ihrem kleinen Freunde nach Hause gehen; lassen Sie ihn aber künftig von der Probe weg, damit Sie mit der Intendanz keine Verdrießlichkeiten bekommen.“

Der Chorist verneigte sich schweigend, und als sie ihn hierauf verlassen, sprach er zu sich selbst: Das ist auch neu, daß sich unsere erste Tänzerin um die möglichen Verdrießlichkeiten eines

armen Chorsängers mit der hohen Intendanz zu bekümmern scheint — Zeichen und Wunder," murmelte er kopfschüttelnd, „doch darf ich wahrhaftig meinem verrückten Carlo Banderi davon nichts mittheilen, sonst bildet sich der arme Kerl ein, Fräulein Rosa nehme Antheil an mir, weil er mein Freund ist."

Der kleine Bube war noch immer in der Requisitenkammer und mochte sich auch jetzt noch schwer von all den Herrlichkeiten trennen, die hier um ihn aufgehäuft waren und seine jugendliche Phantasie erhitzten. Um ihn zu trösten, sagte Richter: „Wenn du zu Hause recht artig bist, so werde ich dir selbst ein solches Ritterschwert anfertigen, von Holz, die sind leichter und angenehmer. — Aber jetzt komm, wir gehen nach Hause."

Damit gingen sie die dunkle schmale Treppe hinab, die jetzt wieder ganz einsam war, denn alle Collegen und Colleginnen, die bei der Probe beschäftigt waren, hatten nach dem letzten Geigenstrich eilfertig das Haus verlassen, wobei Madame Schelle der Madame Pauke anvertraute, sie habe Hammelfleisch mit weißen Rüben und sei in furchtbarer Sorge darüber, ob ihr kleines, unbehülfliches Laufmädchen das erstere nicht habe verbrennen und die letzteren nicht habe verschmoren lassen; worauf die Pauke wehmüthig seufzend entgegnete: „Ja, und das alles wegen einer so lumpigen Balletprobe — nein, es ist wahrhaftig nichts mehr bei dem Theater."

Herr Richter ließ, unten an der Treppe angekommen, seinen Schützling einen Augenblick von der Hand los, um sein eigenes dünnes Mäntelchen oben zuzuhaken, worauf der wilde Knabe zur Thür hinaussprang, und fast ein Unglück gehabt hätte, denn wie er vor das Gebäude hüpfte, fuhr ein elegantes Coupé so rasch vor, daß der Kleine um ein Haar

unter die Pferde gekommen wäre, die, scharf parirend, ihn über und über mit Straßenschmutz bespritzten.

„He, mein Freund," rief der Chorist, der eilfertig hinzugesprungen war und das Kind zurückriß, in großer Entrüstung dem Kutscher zu, „ist es auch eine Art, so toll zuzufahren, daß die Leute fast gerädert werden? Meint Er vielleicht, Seinesgleichen sei alles erlaubt?"

Der Bediente, der neben dem Kutscher saß und eilfertig herabsprang, um den Wagenschlag zu öffnen, war schon im Begriffe, eine barsche, derbe Antwort zu geben, als an dem Fenster des Coupé's der Kopf einer Dame sichtbar wurde, deren schöne Züge plötzlich die tiefe Röthe eines heftigen Erschreckens zeigten, und welche hastig und mit bewegter Stimme sagte: „Der Herr hat ganz Recht, und Ihr seid zu unvorsichtig; ich kann dieses rasche Fahren an Gebäuden nicht leiden; zwingt mich nicht, es dem Grafen zu sagen."

Der Lakai hatte demüthig seinen Hut abgenommen und murmelte mit tief gesenktem Haupte etwas, wie: er wolle es dem Kutscher mittheilen und es solle gewiß nicht mehr vorkommen.

„Gehen Sie jetzt hinauf und sagen meiner Schwester, ich sei da und wolle sie nach Hause führen."

Herr Richter, der von der seltenen Schönheit der Dame und von den milden, weichen Zügen ihres Gesichts überrascht war, hatte seinen Hut abgenommen und sagte: „Es hat in diesem Falle wohl nichts zu sagen, die paar Spritzen bürsten wir schon hinweg; aber es hätte leicht ein Unglück geschehen können, und, um die Wahrheit zu sagen, ich wäre lieber selbst unter die Pferde gekommen, als hier mein kleiner Freund."

Dabei blickte er die Dame an und mußte sich nur wun-

dern, daß das schöne große Auge derselben so unverwandt auf dem Knaben ruhte, der aber auch seinerseits die fremde vornehme Frau mit großer Verwunderung, aber freundlich lächelnd anschaute. Er stieß ihn leicht mit dem Arme an und flüsterte ihm zu: „Nimm deinen Hut ab und mache deinen Gruß, daß wir weiter kommen."

Eugen that, wie ihm geheißen, und als der scharfe Wind hierauf die blonden Locken des Knaben emporhob, rief die Dame aus ihrem Wagen fast ängstlich: „Setze dein Hütchen auf, mein liebes Kind, du wirst dich erkälten."

Der Chorist machte eine abermalige Verbeugung, und als er den Knaben bei der Hand nahm und weiter ging, sah er zu seinem Erstaunen, daß sich die Dame förmlich aus dem Wagen herausbog, um ihm mit ängstlicher Miene nachzublicken; auch verminderte sich sein Erstaunen durchaus nicht, als der Kleine, nachdem sie ein paar Schritte entfernt waren, heiter zu ihm aufblickend, sagte: „das ist die Dame."

„Welche Dame?"

„Nun, die andere Dame, die ich bei Tante Rosa schon gesehen habe."

„Kerl, hör' auf," rief Herr Richter fast ärgerlich; „ich glaube wahrhaftig, dir hat die Theaterluft den Kopf verrückt, wie das schon gescheiteren Leuten passirt ist."

„Es ist aber doch die Dame," sagte das Kind hartnäckig.

„Welche Dame denn, beim Eid?"

„Die andere schöne Frau, die mich so gern hat, und die auch ich lieb habe; oft weint sie, wenn sie mich küßt."

„Wenn sie dich küßt? Die da?" Er klopfte ungeduldig an seine Stirn, als wolle er damit anzeigen, wie ihm das Geplauder des Knaben vorkomme.

„Ja, es ist die Dame, ich habe sie wohl gekannt und sie mich auch; oft, wenn sie mich küßt, weint sie und sagt dann: „O, mein süßes Kind, mein lieber Eugen.“

Der Chorist war stehen geblieben und betrachtete kopfschüttelnd seinen kleinen Freund, welcher mit so zuversichtlicher Miene zu ihm aufblickte, daß er sich nicht enthalten konnte, zu ihm zu sagen: „So wahr mir Gott helfe, entweder, kleiner Schelm, du hast mich zum Besten, oder es ist das das seltsamste Abenteuer, welches man in dieser poesielosen Welt nur erleben kann.“ Gehen wir jetzt nach Hause, denken wir unterwegs nach, sprach er zu sich selber, was wir von diesen Räthseln unserem armen Carlo Banderi anvertrauen mögen; sein Kopf und Herz ist schwach und krank, er kann keine starke Medicin vertragen, nur Kühlendes — recht Kühlendes. Spreche ich ihm von dem Antheil, den die schöne und stolze Tänzerin an ihm zu nehmen schien, so regt das sein Blut auf — ja, ja, das geht nicht. Aber von Tante Rosa kann und will ich ihm erzählen — es wäre ja wahrhaftig möglich, wie ich im Scherze gesagt, daß ich in dieser wirklich ein Gegengift fände wider seine thörichte Leidenschaft zu dem glänzenden Phantom da oben, zu jenem strahlenden Irrlicht, das schon manchen armen Teufel von richtigen und vernünftigen Wegen abgebracht.

Unter diesen Betrachtungen erreichte Herr Richter seine Wohnung und war froh, seinen Schützling wieder wohlbehalten abliefern zu können. —

Der Wagen mit der schönen eleganten Dame hielt noch immer an dem kleinen Seitenportale des Hoftheaters, und als sie selbst den Knaben, dem sie unverwandt nachgeschaut, nicht mehr erblicken konnte, lehnte sich die Gräfin Lotus in

die Ecke des Coupé's zurück und erwartete ihre Schwester, die auch wenige Augenblicke darauf erschien. Ehe sie einstieg, sagte die Gräfin: „Wenn es dir recht ist, Rosa, so fahren wir zu dir," worauf die Tänzerin dem Lakaien einen hierauf bezüglichen Befehl gab.

Der Wagenschlag wurde geschlossen, und der Wagen fuhr rasch davon.

„Was war denn das, Rosa," fragte Françoise hastig, während sie die Hand ihrer Schwester ergriff, „Eugen im Theater? Um Gotteswillen, wie mich das erschreckt hat! Wie kam er hieher? Wußtest du, daß er oben war? War er bei dir?"

Rosa, welche diese Fragen ihrer Schwester wohl erwartet hatte und ihre Aengstlichkeit voraussah, wenn sie die volle Wahrheit gewußt hätte, sagte ruhig: „Nun ja, Eugen war bei mir; das arme Kind hatte so sehr gebeten, das Theater einmal zu sehen, daß ich für besser hielt, ihn auf eine Probe kommen zu lassen, statt zu erlauben, daß er einer Vorstellung beiwohne."

„Und ist sein Begleiter zuverlässig?"

„So zuverlässig als nur irgend jemand. Er ist ein Angestellter des Theaters, wohnt porte-à-porte mit Schweizer und hat den freundlichen Knaben lieb."

„O mein Gott, wie wäre das auch anders möglich," sagte die Gräfin mit einem innigen Tone der Stimme, während sich ihre Augen mit Thränen füllten; „du mußt mich nicht auslachen, liebe Schwester," setzte sie wehmüthig lächelnd hinzu, „daß ich wieder so aufgeregt bin, aber glaube mir, in den letzten Tagen ist viel auf mich eingestürmt."

Die Tänzerin drückte die Hand ihrer Schwester und

schaute sie mit einem ruhigen, aber herzlichen Blicke an. „Sieh nur keine Gespenster, Françoise,“ sagte sie, „und was meinen lieben, herzigen Eugen anbelangt, so denke nur, daß ich über ihn wache, wie eine Mutter nur über ihr eigenes Kind wachen kann.“

„Gott lohn es dir in deinem ganzen Leben, aber du bist ja auch schon hier dafür belohnt. Welch namenloses Glück, ein so liebes Kind warm ans Herz drücken zu können, sein Lächeln zu sehen, seine Stimme zu hören, von ihm mit süßen Schmeichelworten angeredet zu werden! — Was habe ich dagegen? Ein reiches, glänzendes, aber ödes Haus und einen Gatten,“ setzte sie mit ganz leiser Stimme flüsternd hinzu, „den ich anfange, zu fürchten.“

„Ah, Françoise, keine Uebertreibung.“

„Gott ist mein Zeuge, daß ich nicht übertreibe; aber du wirst hören und mir Recht geben.“

„Da sind wir an meinem Hause, liebe Schwester,“ versetzte ruhig die Tänzerin; „laß deinen Schleier herab und zwinge dich, etwas mit heiterem Tone zu sprechen, die Leute sind gar zu neugierig. Schicke dann deinen Wagen fort.“

„Nein, nein, ich will ihn dalassen, ich will jeden Grund zu irgend welchem Argwohn vermeiden; hätte ich sonst nicht auch,“ rief sie leidenschaftlich aus, „mein liebes Kind in den Wagen genommen und seinen süßen Mund mit Küssen bedeckt?“

„Ruhig, Françoise!“ —

Die Tänzerin wohnte im ersten Stock eines ansehnlichen Hauses. Ihre Wohnung war bequem und elegant eingerichtet, ohne gerade ein besonders kostbares Ameublement zu zeigen; der Salon war behaglich, dunkle schwere Vorhänge und

dunkle Möbelstoffe auf dunklem Eichenholze. Reizend war eine Epheulaube, die das einzige breite Fenster des Gemachs umspannte, wo ein paar kleine Fauteuils neben einem schönen Tischchen mit eingelegtem Marmor standen, einem Geschenk aus Florenz. Die gegenüber liegende Wand zierte das einfach aufgefaßte Portrait der Gräfin, von einem berühmten Künstler gemalt. Der Hintergrund dieses Bildes erinnerte an die Villa San Antonio; man sah über der Terrassen-Einfassung hinweg das tiefblaue Meer und in der Ferne die malerisch zerklüftete Küste von Sorrent in ihrer warmen hellröthlichen Färbung.

„Ich sah dich gestern nur einen Augenblick," sagte Françoise, nachdem sie sich auf einen der kleinen Fauteuils niedergelassen.

„Ja, du sagtest mir von dem Medaillon, das du unter dein Kopfkissen gelegt und nicht wiedergefunden habest."

„Ich glaubte, es habe sich doch irgendwo verloren und ich würde es wiederfinden."

„Nun?"

„O, ich fand es nicht wieder, da es vorher schon jemand gefunden hatte."

„Du erschreckst mich, Françoise."

„Da dich meine Worte erschrecken, Rosa, so kannst du dir meinen Zustand denken — der Graf hat es gefunden."

Die Tänzerin fuhr leicht zusammen und schaute ihre Schwester mit einem Laute des Schreckens an. „Oh—oh—oh—oh," machte sie alsdann, „dieses unglückselige Medaillon! Hättest du es mir nur gegeben, wie ich dich so oft darum gebeten."

„Es war die einzige Erinnerung an jene glückliche Zeit,"

gab Françoise mit einer rührenden Innigkeit zur Antwort; „dir gab ich ja mein Kind, liebe Schwester, ich konnte es nicht über's Herz bringen, auch das Bild seines Vaters wegzugeben — des unglücklichen Mannes," rief sie in Schmerz ausbrechend, „der ja nicht schuldig ist, wie wir erfuhren, — o, nicht schuldig, meine gute Rosa! Der vielleicht elend zu Grunde gegangen ist, dessen liebendes, treues Herz vielleicht im Schmerze brach, während wir ihn schuldig glaubten und ihm geflucht."

Rosa hatte die Hände gefaltet und schüttelte leicht mit dem Kopfe.

„Ja, ja," fuhr die Schwester heftig fort, „wir haben ihm geflucht, ich wenigstens in Nächten der Qual und des Jammers, ja, ich habe seiner nur in Verwünschungen gedacht, des Vaters meines Kindes!" —

„Das hast du nicht gethan, Françoise," erwiderte die Tänzerin, indem sie sich gewaltsam zwang, ruhig zu erscheinen. „Du hattest immer entschuldigende Worte für ihn, du hast ihn vertheidigt, wenn ich ihn schwer anklagte; wir sind schwache Menschen, und der Schein zeugte gegen ihn."

„O, wenn ich nur Scherra sehen könnte," klagte die Gräfin schluchzend, „meinen alten, ruhigen, würdigen Freund! Wenn er mir nur das Ende jener furchtbaren Geschichte mittheilen wollte!"

„Ich hätte ihn aufgesucht," sagte Rosa, „aber es war noch nicht möglich, denn in leidenschaftlichen Momenten, meine gute Schwester, muß ich ruhig und kalt für dich denken. Wir dürfen kein Aufsehen erregen, um deiner und des Kindes willen. Glaube mir, ich suche baldigst eine Gelegenheit, mit Herrn von Scherra zu sprechen."

„Auch ich halte das für sehr nothwendig, denn ich fürchte, diese Geschichte wird Folgen haben, wo wir die Hülfe dieses bewährten Freundes dringend gebrauchen."

„Laß das jetzt, du hast mir Wichtigeres mitzutheilen."

„O, mein armer Kopf, ich menge alles durcheinander! Doch ich will mich zwingen, dir zu sagen, was du wissen mußt. — Der Graf fand das Medaillon; an jenem entsetzlichen Abend überfiel mich ein wohlthätiger und tiefer Schlaf, während er wie so oft ruhelos durch seine Zimmer schritt — o, er ist ein armer unglücklicher Mann, und ihn so sehen zu müssen, auch das zerreißt mein Herz! — er nahm das Medaillon zu sich, er hat es geöffnet und Gaetano's Bild gesehen."

„Weiter, Françoise, weiter!"

„Vorgestern und gestern sprach er kein Wort darüber, aber ich sah wohl, daß ihn etwas furchtbar quälte, seine Nächte waren fast ganz ohne Schlaf, seine Züge bleich und abgespannt, wie nie, und wenn er mich mit den roth unterlaufenen Augen zuweilen lange anstarrte, so merkte ich wohl an dem wechselnden Ausdrucke seines Blickes, daß seine Gedanken sich in die Weite verloren. Dann preßte er die Lippen heftig auf einander, sein Mund zuckte krampfhaft und über sein so starres Gesicht flog es, als wenn er weinen wollte — o, meine Rosa, der Anblick hat mich entsetzlich erschüttert."

„Suche dich zu beruhigen, Françoise, o, du weißt wohl, wie ich mit dir fühle."

„Gestern Nacht," fuhr die Gräfin, nachdem sie sich etwas gesammelt, mit tonloser Stimme fort, „war ich an seinem Bette aus Erschöpfung eingeschlummert, und wachte auf, als

ich fühlte, daß er seine kalte Hand auf meine Stirn legte. Ich regte mich nicht, denn ich hörte ihn halblaut zu sich selbst reden. — ‚Wenn er todt ist,‘ sagte er mit einer Stimme, wie ich sie nie vernommen, o, mit einer Stimme, die mir das Blut in den Adern erstarren machte, ‚wenn er todt ist, so habe ich nichts dagegen, daß sie sich seiner erinnert. Wenn er aber noch lebt und ich ihn auffände, dann soll Jussuf mir helfen‘ — — Ah—ah—ah—ah," machte die unglückliche Frau schaudernd.

Die Tänzerin hatte sinnend dagestanden, sie hatte wohl die Worte ihrer Schwester gehört, aber dazwischen schien sie auch an etwas Anderes gedacht zu haben. „Erinnerst du dich," sagte sie mit einem Male hastig, „wie du mir an jenem Abende von Gaetano sprachst, daß du überzeugt seiest, er sei gestorben, daß er im Grabe ruhe — erinnerst du dich?"

„O ja, ich werde dieser furchtbaren Nacht so wenig vergessen, wie der Worte, die ich gesprochen."

„Du glaubtest, der Graf schliefe?"

„Gewiß, sah ich ihn doch eingeschlafen."

„So war er erwacht und hörte aus dem Nebenzimmer unsere Unterredung, und wenn es so ist, wie ich überzeugt bin," setzte sie mit Entschlossenheit hinzu, „so ist es besser; es muß dir ein nothwendiges Geständniß erleichtern."

„Du hast Recht, Rosa," gab die Gräfin, kaum vernehmbar, zur Antwort, „es hat es mir erleichtert."

„So sprachst du mit ihm?" fragte die Schwester erschreckt.

„Gestern Nacht."

„Und gestandest du ihm alles — alles? Françoise, um Gottes willen, du hast dich unglücklich gemacht, dein Kind!" —

„Ich habe ihm nur gesagt," versetzte die Gräfin, „daß

ich Gaetano geliebt, daß er meine erste, aber heiße Liebe gewesen, daß ich seit Jahren nichts mehr von ihm gehört, daß er todt sei."

„Und der Graf?"

„Er antwortete, nachdem er mich lange mit starren Augen betrachtet, in einem Tone, so entsetzlich kalt, so unheimlich: ‚Und wenn er vielleicht doch noch lebte? Madame —!' — O Rosa, Rosa," fuhr sie nach einer Pause der furchtbarsten Aufregung fort, „ich muß dir ja alles sagen, ich darf dir nichts verschweigen! Dann sprach der Graf unzusammenhängende, aber schreckliche Worte, wobei er mich mit verwirrtem Blick betrachtete, und als ich hierauf seine Hand ergriff und flehend seinen Namen rief, sagte er mit einem seltsamen Lächeln: ‚Sei ruhig, mein Kind, gewöhnlich kommen die Todten nicht wieder, wenn dem aber doch so wäre, so werden wir dich zu schützen wissen, ich und Jussuf.'"

„Françoise!" rief Rosa entsetzt, „um des Himmels Willen, du glaubst doch nicht —"

„Laß mich ausreden! Als das vorbei war, legte er sich in tiefer Erschöpfung nieder, und ersuchte mich, ihm ein Lied zu singen. O, meine Schwester, ich mußte singen, ich hatte die Kraft, es zu thun. — ‚Es ist ja nur ein böser Traum, nicht wahr, mein Kind?' flüsterte er mehrere Male, bevor er einschlief. Glücklicher Weise traf heute Morgens Scherra mit dem Arzte bei uns zusammen; ich mußte dem Letzteren einige Andeutungen geben, doch beruhigte er mich; ‚es sei,' sagte er, ‚eine gewaltige Nervenaufregung, die er schon mehrere Male glücklich bewältigt.' Scherra blieb bei uns, und zwang mich, zu meiner Zerstreuung, wie er sagte, auszufahren."

„Und wie ist der Graf heute?"

„O, Gott sei Dank, besser, fast heiter; er scherzte mit

mir über diese furchtbare Geschichte, und sagte mit dem gutmüthigen Ausdrucke seines Gesichtes, den ich so sehr an ihm liebe: ‚Das kommt davon, mein Kind, wenn man nicht zur rechten Zeit aufrichtig ist, aber trotzdem bist du mein gutes und treues Weib!‘ — Und," setzte die Gräfin mit gefalteten Händen und thränenfeuchtem Blick hinzu, „Gott im Himmel, der mein Herz kennt, weiß, daß ich das bin."

Rosa war ein paarmal durch das Zimmer geschritten, und sagte nach einer Pause: „Du fährst wieder zu dir zurück? Gut, ich begleite dich und bleibe heute bei Euch. Vielleicht kann ich dort Scherra einen Augenblick allein sprechen, er ist ein würdiger Mann und erprobter Freund, ich muß ihm Einiges vertrauen; ich wollte noch nach dem Knaben sehen, aber beruhige dich, er ist gut aufgehoben."

„Wie glücklich bin ich, daß du mit mir gehst," sagte die Gräfin. „O, wenn du doch die Wohnung in unserem Hause annehmen wolltest, die dir der Graf schon ein paarmal angeboten!"

„Und dann?" fragte achselzuckend die Tänzerin, — „gewissermaßen gebunden sein, und nicht mehr für ihn sorgen können? Nein, nein, es ist besser, wie es ist! Wenn du mich brauchst, bin ich zu deiner Hülfe da. — Nun komm!"

Sie ordnete ein klein wenig an ihrer Toilette, nahm ihren Shawl, und dann verließen die beiden Schwestern das Haus.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Die Anstalt des Dr. Henderkopp.

Es war einer jener herrlichen Tage im Spätherbst, wo sich die Natur noch einmal in all ihrer Pracht zeigt, in solchem Sonnenglanz, in solcher Wärme, als halte sie es selbst für unmöglich, daß vielleicht wenige Tage später kalter Wind und Regen, ja, vielleicht Schneegestöber die gelben und rothen Blätter, welche heute noch die Landschaft so herrlich zieren, unbarmherzig von den Bäumen fegen würden.

Es war einer jener Tage, die wir mit dem Namen Altweibersommer bezeichnen, wo die Wiesen nach vorhergegangenem Regen noch einmal aufleuchten in smaragdener Pracht, wo weiße Spinnenfäden mit den Sonnenstrahlen buhlen und langsam durch die laue Luft ziehen. Die Rasenplätze, an denen Bäume stehen, erscheinen durch die herabgefallenen Blätter wie prachtvolle Teppiche, wo auf grünem Grunde gelbe und rothe Puncte eingewirkt sind, in deren Mitte ein leuchtendes Bouquet prangt von Astern und Dahlien in prächtigen Farben. Die alten mächtigen Stämme der Bäume

mit ihren gefärbten Laubmassen glänzen in der Zufriedenheit eines glücklichen Alters, ihre kahl gewordenen Häupter blicken so ergebungsvoll gen Himmel, als seien sie jeden Augenblick des Schnees gewärtig, der sie bedecken wird, und doch lächeln sie aus den bunten Blätteraugen auf die Erde hinab, nach den ahnungslosen Blumen, die nicht daran zu denken scheinen, daß vielleicht schon in der nächsten Nacht ein Reif auf sie fallen wird, vor dessen rauhem Gruße sie ihre Köpfe verwelkt hangen lassen werden, oder die alten Riesen necken eine spät erblühte Rose, indem sie leicht ihre Aeste schütteln und ein gelbes Blatt auf sie hinabflattern lassen.

Die Berge erscheinen röthlich-violett, alle Schatten tiefblau, und kleine Schlösser, Kapellen und Landhäuser glänzen so aus dem sie umgebenden Grün hervor, als hätten alle, diesem letzten Herbsttage zu Ehren, ein ganz besonderes Feierkleid angezogen.

Und erst der tiefblaue, gänzlich unbewölkte Himmel in so wunderbarer klarer Färbung, daß man dort auf der Anhöhe, wo die alten Linden stehen, jedes Zweiglein, jedes Blatt deutlich erkennt, wie es sich scharf von der strahlenden und doch so ruhigen Fläche abhebt. Er ist

„So klar und feierlich,
So ganz, als wollt er öffnen sich.“

So ein Herbsttag ist auch ein Tag des Herrn, und wenn es einmal geschieden sein muß von dieser schönen Erde, so wäre ein solcher Tag wünschenswerth, wo man auf so natürliche Art zugedeckt wird von herabflatternden Blumenblättern und von gelbem und rothem Laube, in dem der Fußtritt so freundlich raschelt, wenn man hingeht, ein geliebtes Grab aufzusuchen.

Wir wollen diesen schönen Herbsttag dazu benutzen, um vor das Thor der Stadt zu gehen, nur eine Viertelstunde weit, durch ein schmales Bergthal, dessen Windungen bald die Häusermassen hinter uns verdecken.

Droben auf der Höhe blicken wir in ein prachtvolles Panorama. Hinter Rebenlaub und niederen Gebüschen streben auf einer Seite die Kirchthürme der Stadt empor, während wir auf der anderen weit in das Land hinaus schauen auf grünende Wiesen, auf sprossende Wintersaaten, auf freundlich leuchtende Dörfer, auf den Fluß mit seinen lieblichen Krümmungen, auf die lang sich hinziehende Eisenbahnlinie mit dem rauchenden Dampfroß, und auf den weiten blauen Himmel, der sich so gleichmäßig und glänzend blau rings umher auf unsern Horizont niederläßt, in so gänzlich wolkenloser Fläche, welche nur dort gegen Süden leicht unterbrochen ist durch eine langgestreckte Schaar von Zugvögeln, die das schöne Wetter zu ihrer Reise benutzen.

Noch einen langen Blick in die Gegend wollen wir thun, und dann treten wir durch eine Holzeinfriedigung auf einen kleinen Platz, der von mächtigen Linden beschattet und so dicht mit herabgefallenen Blättern bedeckt ist, daß wir kaum den Weg unterscheiden können, der uns zu schweren, etwas unförmlichen Thorpfeilern führt und an ein verschlossenes, starkes eisernes Gitterthor.

Da wir nicht nöthig haben, die Oeffnung des Gitterthores zu erwarten, sondern unser Wunsch genügt, um uns hinter dasselbe zu versetzen, so befinden wir uns auch schon im nächsten Augenblicke in einem weiten Hofraum, der von verschiedenartigen Gebäuden begrenzt ist und durch eine tiefe

Stille, so wie durch wucherndes Gras zwischen dem Pflaster etwas öde und trübselig erscheint.

Zur linken Hand haben wir eine kleine Kirche mit niederem viereckigem Glockenthurm, deren Außenwände leider mit hellgelber Kalkfarbe angestrichen sind, was dem Gebäude wohl ein reinliches Ansehen gibt, aber alle Spuren der alten, nicht unkünstlerischen Architektur verwischt und, was hier für unser Auge noch übrig geblieben ist, das zierliche Maßwerk der hohen Bogenfenster, so fremdartig und plump unter der dicken, störenden Tünche erscheinen läßt. Rechts haben wir, mit der Kirche gleichlaufend, ein Oekonomie-Gebäude, und wenn man die Kirche und diese Gebäude die Flügel des Hauses nennen könnte, so ist dasselbe vor uns geschlossen durch ein langgestrecktes, zweistöckiges Bauwerk mit kleinen, sehr gleichförmigen Fensterreihen und der Idee eines Kreuzganges, der sich mit seinen Ueberresten und Bogen nach der Kirche zu hinzieht.

Dieser Kreuzgang, so wie die Ansicht des eben erwähnten Landhauses, lassen uns leicht errathen, daß dies ehemals ein Kloster war, und so ist es auch. Benedictiner hatten sich hier auf dieser Anhöhe, von wo sie einen wunderbaren Blick in die herrlichen Thäler hatten, angebaut, und die gelehrten Herren lebten und lehrten hier in stiller Beschaulichkeit, bis auch sie vom Sturme der Zeiten aus ihren stillen Räumen verjagt wurden, bis zum letzten Male das Kirchenglöcklein zur Frühmette klang und die weißen Gestalten sich in ihrem kleinen Chor versammelten.

Auf einmal waren sie spurlos verschwunden, verweht wie der Klang eines ernsten Musikstücks, verblaßt wie die Gestalten eines lebhaften Traumes, und nach ihnen nahmen

die Gräuel der Verwüstung von Kloster und Kirchlein Besitz. An den Bogenfenstern des letztern zertrümmerten muthwillige Hände die bunten Scheiben, und der Raum, wo sich noch vor Kurzem die Andächtigen versammelt, bot das traurige Bild eines Heu- und Stroh-Magazins. Auch das ging vorüber; das Stroh traten die im Hofe angebundenen Reiterpferde unter die Hufe, während sie das Heu verspeis'ten, und als darauf die kaiserlichen Kürassiere oder die schwedischen Dragoner wieder von dannen gezogen waren, blieb es lange Zeit hindurch still und öde in Kirche, Kloster und Hof.

Darauf kamen wieder ordentliche Zeiten. Der Staat nahm sich seines Besitzthums an, ließ dasselbe restauriren, übergab das Kirchlein der Gemeinde des naheliegenden Dorfes, das Oekonomie-Gebäude einem Cameralbeamten, und das ehemalige Kloster wurde einem apanagirten Fürsten der königlichen Familie zum Sommerwohnsitz angewiesen.

Das waren wieder schönere Tage, da vernahm man in den bisher so stillen Hofräumen das Rasseln der Equipagen, das Stampfen und Wiehern der Pferde, und hörte lustige Hörner-Fanfaren, wenn der Fürst an schönen Herbsttagen, wie der heutige, hinauszog auf das edle Waidwerk.

Doch auch das blieb nicht immer so. Der alte Fürst kam zum Sterben, und seine Söhne, junge, lebenslustige Prinzen, wußten Besseres zu thun, als ihre Sommertage in dem alten Schlosse zuzubringen; der Eine diente hier, der Andere dort im Heere, und da sie dergestalt auf den väterlichen Sommer-Aufenthalt verzichteten, so nahm der Staat denselben wieder in seinen Besitz und errichtete dort, versuchsweise, eine landwirthschaftliche Lehranstalt. Da sich aber die Wälder nach und nach auf allen Seiten schüchtern zurückgezogen hatten,

auch die Aecker, welche das Kloster umgaben, von keiner außerordentlichen Güte waren, so kam diese landwirthschaftliche Schule zu keinem rechten Gedeihen, und wieder kamen lange, öde Zeiten für das ehemalige Kloster. Freilich blieb die Kirche im Besitz der Gemeinde, auch zog in das Oekonomie-Gebäude der Cameral-Verwalter wieder ein, doch das lange Haus gewährte viele Jahre hindurch den trostlosen Anblick verschlossener Fensterläden.

Auf einmal las man in den Zeitungen, die wunderherrliche Lage des Klosters Wiesenbronn, die milde Luft, welche hier fächle, die außerordentliche, das Gemüth zusehens beruhigende Aussicht auf grüne Wälder, saftige Wiesen und friedliche Thäler haben den Unterzeichneten veranlaßt, dort ein Privat-Asil für Geisteskranke zu errichten und es sich zur Lebensaufgabe zu machen, die gestörten geistigen Fähigkeiten derselben durch sanfte Behandlung und liebevolle Pflege wieder herzustellen; der ergebenst Unterzeichnete, geschult und gebildet in den bedeutendsten europäischen Anstalten gleicher Art, wolle den Unglücklichen ein Vater sein, und nur die Liebe zur Wissenschaft veranlasse ihn, die Kranken, welche man ihm anvertrauen werde, zu den untenstehenden, ganz beispiellos billigen Bedingungen aufzunehmen.

Der Unterzeichnete hieß Dr. Henderkopp, und wenn wir unsern geneigten Leser, bei unserm Eintritt in den Hof, nicht auf die große Messingplatte am Gitter mit seinem Namen aufmerksam machten, so geschah dies nur in der freundlichen Absicht, um ihm eine Ueberraschnng zu bereiten.

Das alte lange Haus glänzt in weißer neuer Farbe, die Läden sind geöffnet, aber bevor wir sein Inneres betreten, wollen wir durch einen weiten Thorbogen, der neben der

Kirche gerade vor uns liegt und unter dem langen Hause hin wegführt, in den großen Garten gehen. Wenn auch alle Umwandlungen des Klosters, deren wir oben erwähnt, an diesem nicht spurlos vorüber gegangen waren, so war er doch in seinem Charakter noch gut erhalten, denn die Baumgruppen und Alleen, welche die ehrwürdigen Benedictiner gepflanzt, von ihren Nachfolgern ziemlich geschont, waren nun zu mächtigen Stämmen herangewachsen, die mit weit ausgebreiteten Aesten schattige Plätze in Menge darboten. Nebenbei gaben sie aber dem Garten etwas Düsteres und Melancholisches, wozu noch kam, daß die Steintreppen und Terrassenmauern nicht mehr sorgfältig unterhalten und auch die Wege nicht so von Unkraut und Gras gereinigt waren, wie es wohl wünschenswerth gewesen wäre. Am trübseligsten zeigte sich ein ziemlich tief liegendes Parterre, welches mit Rosen umpflanzt war, deren hohe Stämme und lange Ranken sehr den Schnitt eines verständigen Gärtners vermissen ließen. Daß einige der Kranken sehr unregelmäßige landwirthschaftliche Versuche anstellten, dort ein Stück Land umgruben, hier einen neuen Weg anzulegen versuchten, ohne dabei auf Zweckmäßigkeit oder Symmetrie die geringste Rücksicht zu nehmen, machte den Platz für das Auge nicht erfreulicher. Dieses Parterre mußte man durchschreiten, um nach dem gegenüber liegenden höhern Theil des Gartens zu gelangen, wo es jetzt im Spätherbste, da die Bäume schon viel Laub verloren hatten, welches in gelben Massen den Boden bedeckte, etwas freundlicher aussah, ohne daß selbst hier eigentlich ein Aufenthalt gewesen wäre, genügend heiter, um ein umdüstertes Gemüth wieder aufleben zu lassen.

Zur Unterhaltung der Kranken sah man hier eine Kegel-

bahn, eine Schaukel, so wie Tische und Bänke, roh aus Holz gezimmert, letztere namentlich zahlreich um ein kleines Wasserbecken, welches durch einen Strahl gespeis't wurde, der, in einen Stein gefaßt, aus dem weit geöffneten Munde eines grotesken menschlichen Antlitzes hervorsprang. Dr. Henderkopp war der Ansicht, daß dieses gleichförmige Plätschern des Wassers beruhigend auf die Kranken einwirke, und war dies vielleicht eine richtige, jedenfalls wohlfeile Einrichtung. Hier hingen auch an langer eiserner Kette zwei hölzerne Becher zum beliebigen Gebrauche.

Rings um den Garten herum liefen die noch gut erhaltenen Mauern des ehemaligen Klosters, um einem etwaigen Entweichungs-Versuche der Pensionäre vorzubeugen, und zu gleichem Zwecke, so wie auch um etwaige Differenzen zu schlichten, befand sich ein handfester Wärter im Garten, der übrigens von seiner Amtsgewalt selten oder nie Gebrauch zu machen genöthigt war, denn da sich Dr. Henderkopp nur mit leicht zu behandelnden Kranken abgab, so befand sich hier eine ziemlich ruhige und harmlose Gesellschaft.

Diese dem geneigten Leser flüchtig zu skizziren, halten wir dem Verlaufe der Geschichte gemäß für nothwendig.

An dem eben erwähnten Wasserbecken saß ein kräftig gebauter Mann in vorgerückten Jahren in grauer Juppe mit grünem Kragen, eine einfache Jagdmütze von gleicher Farbe auf dem schon etwas ergrauten, starken und buschigen Haare. Er blickte zu einer prachtvollen Buche empor und sagte in ruhigem, ganz leidenschaftslosem Tone zu dem Wärter, der neben ihm stand: „Ich habe es ja schon vor vier Wochen gesagt, daß ich fürchte, dieser schöne Baum werde absterben; ich, ein alter und erfahrener Förster, muß das wissen. Steh

dort oben, wie die Zweige nicht gleichförmig kahl werden, sondern zwei der stärksten Aeste durch die Laubmassen hindurch bis auf den Hauptstamm ihre Blätter verloren haben, die werden dürr oder sind es jetzt schon und greifen das Mark des Stammes an."

Der Wärter, welcher die Hände in seinen Hosentaschen stecken hatte, blickte gleichgültig in die Höhe und erwiderte: „Sie mögen Recht haben, wenn man die Erlaubniß bekäme, sollte man ihn umhauen; das gäbe Luft und ein gutes Quantum Brennholz."

Der Förster senkte den Kopf ein wenig auf die Seite, maß den Stamm mit prüfendem Blick und meinte: „Ich werde mich nicht um zwei Scheite verrechnen, wenn ich Euch sage, daß der Stamm seine sechs Klafter gibt, aber das Herz im Leibe thut einem weh, wenn man so einen Riesen umhauen läßt."

„Na, etwas mehr Luft und Licht könnten wir hier schon gebrauchen."

„Habt Ihr meine Baumpflanzung gesehen?" fuhr der Andere nach einer Pause fort; „es ist eine Freude, zu schauen, wie gesund die Stämmchen dieses Jahr stehen, das Laub will gar nicht von den Zweigen fallen, so kräftig war es herausgewachsen."

Raschelnde eilige Fußtritte hörte man, und der Förster, der rasch auf die Seite blickte, machte ein finsteres und dabei unruhiges Gesicht. Es näherte sich ein langer, hagerer Mann, mehr hüpfend als gehend, gut gekleidet, den dunkeln Rock bis unter das Kinn zugeknöpft, die Hände hinten in die Rocktaschen gesteckt, aus welchen eine große Menge gedruckten Papiers hervorsah. Er lächelte auf eine freundliche

Art, und als er so tänzelnd neben den Beiden angekommen war, begrüßte er sie freundlich durch zweimaliges Kopfnicken, blieb dann auf einmal gerade vor dem wasserspeienden Steinkopfe stehen, zog vor diesem den Hut ab und sagte, nachdem er sich fast bis zur Erde verneigt: „Ich werde mir später die Freiheit nehmen, die Fortsetzung Ihrer wunderbaren Vorlesung zu hören, jetzt sind wir leider nicht allein. Ich habe die Ehre, Sie unterthänigst zu grüßen.“ Nach einer abermaligen tiefen Verbeugung hüpfte er eben so tänzelnd, wie er gekommen, davon.

„Der Narr!“ sprach der Förster mit finstern Blicken, in denen jetzt ein unheimliches Feuer loderte; „Ihr werdet sehen, Gevatter, daß ich Recht habe, vollkommen Recht, wie ich Euch schon oft gesagt, er ist gerade der Teufel, den ich mit aller Gewalt nicht hinunter schlucken kann, und im Schlucken von Teufeln habe ich was geleistet, das müßt Ihr mir zugeben.“

Der Wärter, der dem Kranken in die Augen blickte, zog rasch seine Hände aus den Hosentaschen und klopfte ihm freundlich auf die Schulter. „Ach was,“ sagte er in munterem Tone, „denken wir nicht an so 'was. Kommen Sie, zeigen Sie mir Ihre Baumpflanzungen! Also die Blätter wollen nicht herabfallen? Das müssen ja merkwürdig gesunde Stämmchen sein.“

Statt daß der Andere sich aber erhob, um die Stämmchen zu besehen, die er vorhin so gelobt, verzerrte er jetzt sein Gesicht auf eine gräuliche Art, öffnete den Mund, schloß ihn wieder, schluckte unzählige Male mit großer Anstrengung und drückte dabei die Hände vor seinen Leib. Zuweilen hielt er einen Augenblick inne, sah nach dem Wärter, und wenn

er ihm alsdann zunickte, war sein Blick etwas ruhiger. Auch murmelte er in solchen Zwischenmomenten: „Seht Ihr, wie hart es geht? Neunhundert Teufel habe ich bereits niedergeschluckt."

Dann aber fing das Schlucken und Würgen mit dem tollsten, fast komischen Gesichtsverdrehen aufs neue an, und dazwischen stöhnte er nach längerer, angestrengter Arbeit: „Neunhundertneunzig — ein — zwei — drei — vierundneunzig — — achtundneunzig — — neunundneunzig — o mein Gott, es gelingt mir nicht, ich bringe den tausendsten nicht hinab und muß deßhalb immer von vorn anfangen! Ist das nicht ein grenzenloser Jammer? Wenn ich einmal den tausendsten hinabwürgen könnte, so hätte ich Ruhe, aber so muß ich immer wieder von vorn anfangen."

Er hielt erschöpft inne und ließ den Kopf betrübt auf die Brust hinabsinken.

„Na, lassen Sie es gut sein," meinte in seine Ideen eingehend der Wärter, welcher diesen Anfällen häufig genug zugesehen hatte, „nächstens gelingt es doch einmal."

Der Förster schüttelte betrübt seinen Kopf, worauf er seufzte: „O, ich habe dieses schon so unzählige Male versucht, und kann es immer nicht zu Stande bringen; neunhundertneunundneunzig sitzen hier unten, aber an dem tausendsten mag ich schlucken, wie ich will, ich fühle, wie er mir widerstrebt, wie ich ihn nicht fest halten kann, und wie er hohnlachend davonflattert. Wißt Ihr auch," sprach er nach einer Pause leiser und flüsterte geheimnißvoll weiter, während er den Wärter an seine Seite zog, „wißt Ihr auch, wer der tausendste ist? — Entweder der Narr da oder der Doktor selbst. Glaubt einem ehrlichen Manne, der es genau weiß,

glaubt mir, aber sprecht nicht darüber. Ich habe schon lange den Gedanken gehabt, den Doctor einmal vorzunehmen und mit Honig zu bestreichen, erstens, daß er süß werde — puh, er ist so gallenbitter — und zweitens endlich, daß er glatt werde, damit ich ihn doch einmal hinabwürgen könnte."

Nach diesen Reden blieb er eine Zeitlang still in sich gekehrt sitzen, den Oberkörper vornüber gebeugt, die Hände gefaltet, wobei er den Kopf langsam hin und her schüttelte; dann zog er einen tiefen Seufzer, wie man zu sagen pflegt, aus dem tiefsten Grunde seines Herzens und sprach, langsam aufstehend: „Da ist nun einmal nichts zu machen; kommt, gehen wir nach der Baumschule!"

Der Wärter wollte dieser Aufforderung folgen und mit ihm nach dem anderen Ende des Gartens gehen, als ein neuer Patient schüchtern herangeschlichen kam und auf einige Schritte Entfernung mit tief gesenktem Kopfe und fast komisch aufwärts gerichteten Augen mit einem bittenden Ausdruck in denselben stehen blieb; auch hatte er seine Hände zusammengelegt und bewegte sie demüthig auf und ab, wie kleine Kinder zu thun pflegen, wenn sie ein inniges Begehren ausdrücken wollen.

Der Wärter schüttelte seine Hand verneinend gegen ihn und rief ihm zu: „Nein, nein, es ist noch zu früh, das telegraphische Bureau kann noch nicht geöffnet werden; auch ist die Luft zu neblig, man sieht in der Entfernung die Zeichen nicht."

„O ja, man sieht sie," versetzte der Kranke heftig, „gewiß, man sieht sie, man wird sie ganz deutlich sehen, so deutlich, wie noch nie; und dann ist es hohe Zeit, daß die Bureaux aufgemacht werden, denn eine ungeheure Menge wartet

draußen, um ihre Depeschen aufzugeben. Natürlicher Weise gehen die Ihrigen vor," setzte er rasch hinzu, „ja, gewiß gehen sie vor! Bitte, geben Sie mir Ihre Depesche und lassen Sie mich den Telegraphen in Bewegung setzen."

Der Förster hatte etwas in den Bart gemurmelt von verrückten, unausstehlichen Kerlen, und ging darauf, die Hände auf den Rücken gelegt, mit strammen, festen Schritten allein davon.

„Na," sagte der Wärter nach einer Pause, indem der Andere in einem fort pantomimisch sprach und flehte, „ich will gern erlauben, daß die Bureaux geöffnet werden und auch selbst eine wichtige Depesche aufgeben; aber wollen Sie denn nie zu der Einsicht gelangen, daß der Zeichen-Telegraph eine veraltete Einrichtung ist? Geben Sie doch dem Herrn Doctor ein gutes Wort, daß er Ihnen einen elektrischen Telegraphen einrichten läßt."

Der Kranke, ohne seinen Kopf zu erheben, schüttelte denselben rasch hin und her und sagte dann mit einer Geschwindigkeit und Zungenfertigkeit, die seine Worte kaum verstehen ließen: „Der elektrische Telegraph hat durchaus den Erwartungen nicht entsprochen, die man von ihm gehegt, er ist dem Verderben ausgesetzt, in der Erde durch Nässe und Trockenheit, durch Regenwürmer und Eidechsen, durch Maulwürfe, die gern davon profitiren möchten, durch den Blitz, der noch tausend Klafter tiefer hineinschlägt, und durch andere natürliche und seltsame Umstände, deren Herzählung Sie mir gestatten mögen, zu unterlassen. In der Luft — hier schöpfte er heftig Athem — sind die Vögel, fliegende Drachen, böse Buben, Revolutionäre, Krieg, Feuer, Brand und Wasser

höchst gefährlich; was nun gar die unterseeischen Telegraphen anbelangt, so —"

„So sind wir darüber einverstanden," sagte ruhig der Wärter, während der Andere abermals heftig den Athem an sich zog, „daß sie nicht praktisch sind."

„Fische und Meerungeheuer, vor allem Klippen und Sandbänke —"

„Gewiß, gewiß," rief der Wärter; „also lassen wir in Gottes Namen denn den optischen Telegraphen spielen. Hier ist meine Depesche — er zog ein schmieriges, graues Papier aus der Tasche — aber wenn diese Depesche zu Ende ist, wird gerastet, haben Sie mich verstanden? Sonst schließe ich die Bureaux für immer zu."

Ein Strahl von Freude flog über die eingefallenen Züge des unglücklichen Telegraphisten, eines Mannes, der beim Eingehen der optischen Telegraphen pensionirt und darauf gemüthskrank wurde. Er ergriff hastig das Papier und eilte an eine Stelle der Gartenmauer, wo sich ein Auftritt befand, vermittels dessen man in die weite Landschaft blicken konnte; dort stellte er sich hin, legte die erhaltene Depesche vor sich auf die Mauer und telegraphirte mit den Armen und mit dem Kopfe, wobei er Verrenkungen zum Vorschein brachte, die auf neue, bisher noch unbekannte Körpergelenke schließen ließen.

Der Wärter nahm eine große Schnupftabaks-Dose aus der Tasche und schickte sich an, einen Gang durch sein Revier zu machen; doch hatte er kaum zwei Schritte gethan, als ein neuer Kranker zu ihm hintrat, seinen Schritt nach dem des Wärters regelte und ein Zeitungsblatt vorwies, das er in der linken Hand hielt, und worauf er mit der rechten wiederholt schlug, wie um Aufmerksamkeit zu erregen. Er hatte ein

ernstes, vertrocknetes Gesicht, auf der großen knöchernen Nase eine schwere Brille, und da er die Augenbrauen hoch empor zog, so wie die Lippen fest zusammen preßte, so gab ihm dies das Aussehen eines Mannes, der nach langen Forschungen zu einem befriedigenden Resultat gelangt ist.

„Nun," fragte der Wärter, indem er langsam weiter ging, „sind noch Druckfehler zu finden?"

„Ich habe sie gefunden," erwiderte der Kranke mit einer tiefen Stimme, „obgleich das ganz unbegreiflich ist in einem stereotypirten Satze, von dem der gestrige Abzug correct und ohne Fehler war; Geist und Herz sind ganz in Ordnung, aber in der Publicität da fehlt es; da finde ich hartnäckige Druckfehler, und was das Eigenthümliche ist, wenn ich sie in diesem Augenblicke corrigirt habe, sind sie im nächsten schon wieder da — unbegreiflich — unerhört! Rathen Sie mir, was ich machen soll!"

„Da ist guter Rath allerdings theuer," meinte der Wärter, „aber zum Glück kommt da der Herr Dr. Henderkopp, der ist ein sehr gelehrter Herr und wird auch noch ein Mittel für Sie ausfinden."

Der Druckfehlerfänger machte bei Nennung dieses Namens ein sehr saures Gesicht, schüttelte heftig mit dem Kopfe, und als er sich hierauf langsam nach dem Hause umschaute, von wo der eben Erwähnte die Treppen hinabstieg, brachte er sein Zeitungsblatt dicht vor die Augen, und während er eifrig in demselben zu studiren schien, verlor er sich mit raschen Schritten zwischen die Bäume des Gartens.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Von den Kranken des Dr. Henderkopp.

In der That war es Dr. Henderkopp in eigener Person, welcher in Begleitung seiner Braut und seiner zukünftigen Schwiegermutter zu dem verwahrlos'ten Rosenparterre hinabgestiegen war. Die letztere hatte sich seit langen Jahren zum ersten Male zu einem modischen Hut entschlossen, welcher ihr aber unbequem zu sitzen schien, denn sie zog bald die rechte, bald die linke Schulter in die Höhe und auch häufig bald hier, bald da an dem steifen Hutrande. Sophie sah ziemlich bleich aus und hatte trotz des neuen schwarzseidenen Kleides, des schönen grünen Shawls und des weißen zierlichen Seidenhutes doch nicht die Haltung, die man berechtigt ist, von einer glücklichen Braut zu verlangen; auch hing sie, wenn wir uns so ausdrücken dürfen, ziemlich locker am Arme ihres Bräutigams. Es schien kein rechter Zusammenhang zwischen Beiden zu sein, und statt an den blauen, klaren Himmel hinauf zu blicken, betrachtete sie eifrig das vergilbte Laub, welches unter ihren Füßen raschelte.

„Das Gärtchen hier sieht ziemlich verwahrlos't aus," sagte die Wittwe Speiteler in gutmüthigem Tone, „es hat etwas Trauriges, was sich aber leicht ändern ließe; man müßte nur die Wege besser putzen, das Unkraut entfernen, auch die Rosen sollte man ziemlich zusammenschneiden. Ich will Ihnen was sagen, Herr Schwiegersohn," fuhr sie nach einer Pause fort, während welcher sie eine der langen Ranken in die Höhe gehoben und kopfschüttelnd betrachtet, „nächstes Frühjahr zur Zeit des Rosenschnitts komme ich selbst hieher und werde das Geschäft besorgen, denn Sie können sich darauf verlassen, ich verstehe es aus dem Fundament, habe ich doch nicht umsonst den Garten meines Vaters unter Aufsicht gehabt."

Der Direktor der Privat-Irren-Anstalt hatte leicht seine Augen geschlossen und gab zur Antwort, nachdem er eine unerkennbare Melodie leise vor sich hin gepfiffen: „Meine liebe Madame, wenn es Ihnen recht ist, wollen wir das alles der Zukunft vorbehalten. Gewiß bin ich gern geneigt, freundliche Aenderungen zu treffen, doch müssen sich diese Aenderungen mit den Zwecken der Anstalt vereinbaren lassen. Hier zum Beispiel werden Sie bemerken, daß es den Kranken der Anstalt erlaubt ist, Gartenbeete umzugraben und Wege nach ihrem Gutdünken anzulegen."

„Das sehe ich wohl," erwiderte eifrig die Wittwe; „aber nehmen Sie mir nicht übel, Herr Schwiegersohn, man sollte die Narren anhalten" — sie sprach dieses Wort in ihrer gutmüthigen Weise, ohne etwas Böses dabei zu denken — „das Umgraben und Anlegen mit etwas Ordnung zu machen."

Dr. Henderkopp zog ein saures Gesicht und versetzte in scharfem, verdrießlichem Tone: „Diesen Namen, Madame, höre ich sehr ungern; man nennt diese Art von Kranken

wohl Gemüthskranke, aber nicht Narren; es soll dies hier kein Narrenhaus vorstellen."

Sophie, die schon längst unter dem Vorwande, eine späte, kümmerliche Rose zu pflücken, den Arm ihres Bräutigams losgelassen hatte, schauerte leicht zusammen und senkte ihren Kopf tief hinab auf diese Rose, deren halbverwelkte Blätter bei einer leichten Berührung ihrer Finger zu Boden flatterten.

„Ich habe damit nichts Unangenehmes sagen wollen," rief Frau Speiteler, die sich nicht leicht aus der Fassung bringen ließ, heiter aus; „aber in der Sache habe ich doch Recht. Nicht wahr, Sophie, wir wollen das schon arrangiren?" —

„Gewiß, Mutter." —

„Wenn es Ihnen gefällig ist, wollen wir jetzt weiter gehen," sprach der Direktor der Anstalt, und bot seiner Braut den Arm, welche sich auch willenlos von ihm führen ließ.

Oben an der Treppe trat ihnen der Wärter entgegen und meldete dem Direktor, daß es nichts wesentlich Neues gäbe. „Der Förster," sagte er in gleichgültigem Tone, „hat wieder einmal einen Anfall gehabt, und der Telegraphist ist dort hinten in voller Arbeit."

Sophie folgte mit ihren Augen dem Finger des Wärters, und als sie oben an der Mauer einen Mann stehen sah, der auf so eigenthümliche und heftige Art die Arme und den Kopf verdrehte, trat sie dicht an ihre Mutter heran und blickte dieser fragend, ängstlich in die Augen; war doch selbst das Lächeln der unerschütterlichen Frau bei diesem Anblick ein gezwungenes, und klang es doch besorgt, als sie fragte: „Thut der Mann dort, der so heftig mit den Armen um sich schlägt, nie jemand etwas zu Leide?"

Sie hatte ihre Frage an den Wärter gerichtet, der ihr ruhig zur Antwort gab: „O nein, jetzt ist er ziemlich ruhig geworden, und wenn er es gar zu toll treibt, stecken wir ihn einen Tag in die Zwangsjacke oder in die Tobzelle, da wird er gleich geschmeidig."

Der Direktor schüttelte mit finsterer Miene seinen Kopf und erwiderte: „Das sollte überhaupt häufiger geschehen; Ihr faßt mir den da viel zu gelinde an."

Der Wärter zuckte die Achseln und entgegnete: „Er bat so demüthig, daß ich nicht scharf mit ihm umgehen mochte; auch erlaubte ich ihm nur, eine einzige Depesche zu telegraphiren, er muß gleich fertig sein."

„So laßt ihn endigen. — He da oben!" rief der Doctor in so lautem und hartem Tone, daß der Telegraphist an der Mauer sich umwandte, und als er die erhobene Hand des strengen, gefürchteten Herrn erblickte, augenblicklich von seinem Steine herabsprang und, die Hände toll um den Kopf schwingend, mit großen Sätzen davonlief.

„Sie sehen, meine liebe Sophie, wie schnell man mir hier gehorcht," wandte sich der Direktor der Privat-Irren-Anstalt mit dem süßesten, wohlwollendsten Lächeln von der Welt an seine Braut; „so muß es aber auch sein, wenn ich winke, müssen sie aus Furcht zusammenfahren. — Was macht unser widerspänstiger Graf?" wandte er sich an den Wärter; „hat ihn die dunkle Zelle ein wenig über seine Stellung hier im Hause aufgeklärt?"

„Es scheint so," gab der Wärter zur Antwort; „freilich sprach er kein Wort mit mir, als ich ihn herausließ; er betrachtete mich nur, wie er so oft zu thun pflegt, mit seinen großen dunkeln Augen und schlich sich in den Garten."

„Und wo ist er jetzt?“

„Wo er immer zu sein pflegt, dort bei der Baumpflanzung des Försters, da sitzt er an dem vergitterten Mauerfenster und starrt in die Gegend hinaus.“

„Ich werde zu ihm gehen,“ versetzte der Doctor in bestimmtem Tone, „und den Versuch machen, ihm zu beweisen, daß Widersetzlichkeiten hier im Hause nicht zulässig sind und daß es mir durchaus nicht darauf ankommt, die dunkle Zelle durch alle Grade hindurch bis zur Zwangsjacke zu verstärken; es ist das ein bösartiger und verstockter Kamerad, der angebliche Herr Graf. — Darf ich bitten, mich zu begleiten?“ wandte er sich an die beiden Damen.

„Ich möchte lieber hier bleiben,“ flüsterte Sophie ihrer Mutter zu; doch versetzte diese:

„Ei was, man muß sich in der Welt an alles gewöhnen, und da es später zu deiner Lebensaufgabe gehört, mit diesen — Herren umzugehen, so mußt du einen allenfallsigen Widerwillen zu überwinden suchen. Ueberdies bin ich ja auch da!“

„Aber du bist nicht immer hier,“ flüsterte leise die Braut.

„Darf ich bitten?“ fragte Dr. Henderkopp, der ein paar Schritte vorausgegangen war und nun stehen bleibend sich umsah.

Mutter und Tochter folgten denn auch dieser Bitte; die erstere schaute aufmerksam nach allen Seiten hin und es erschien ihr äußerst sonderbar, verschiedene Gestalten zwischen den Bäumen zu entdecken, die, so wie sich der Director der Anstalt zeigte, von ihren Sitzen auffuhren oder hinter dicke Stämme huschten, um sich zu verstecken.

Die sind gehörig im Respect, sprach sie zu sich selber, und wenn sie dabei an ihre Knechte dachte, welche sie, eine

so resolute Frau, so schwer in der Botmäßigkeit und Ehrfurcht erhalten konnte, so stieg ihre Achtung vor dem zukünftigen Schwiegersohne bedeutend. Madame Speiteler aber dachte nicht daran, daß sie in ihrem Hause in der Balkengasse weder Schläge noch Hunger, weder Dunkelàrrest noch Zwangsjacken anwenden durfte — Dinge, welche hier an der Tagesordnung waren und die armen Kranken ungefähr mit demselben freundschaftlichen Gefühle gegen den Doctor beseelten, welches ein Thier in seinem Käfige empfindet, wenn es, durch ziemlich ähnliche Mittel überwältigt, in die vorgehaltenen Eisenstangen beißt.

Während die Drei so dahin schritten, floß der Mund des Direktors über von lehrreichen Bemerkungen über diesen und jenen Kranken, ließ auch einen oder den anderen derselben, der gerade in seine Nähe kam, durch den Wärter anhalten, so auch den armen Druckfehlerfänger, der ihn durch seine großen Brillengläser erschreckt anblickte und, hastig auf sein Zeitungsblatt schlagend, rasch die Worte hervorstieß: „Sehr viel Druckfehler, ungeheuer viel Druckfehler, auch in Geist und Herz, nicht bloß in Publicität — erstaunlich, schreiben letzteres vorn mit einem weichen, hinten mit einem harten B. — O, unverantwortlich — unverantwortlich. — Hm?“ machte er plötzlich fragend, indem er dem Doctor sein Zeitungsblatt vor die Nase hielt und ihm von unten herauf in die Augen schaute.

„Es ist schon gut, mein Freund,“ bemühte sich Herr Henderkopp in sanftem Tone zu sagen, „suchen Sie die Druckfehler nur auf und corrigiren Sie fleißig, Sie werden sehen, daß Sie nach und nach immer weniger finden.“

Der Druckfehlerfänger entfloh eilig, als ihn der bleierne

Glanz der blauen Brille nicht mehr festhielt, wie der Blick der Schlange das schüchterne Reh.

„Er macht sich bedeutend besser," sagte der Wärter lebhaft, „vor einer Stunde fand er nur noch Druckfehler in Publicität, ich glaube doch, wir kommen so weit, daß er keine mehr finden wird."

„Es ist der Factor einer großen Druckerei," erklärte der Doctor, „der bei seinem mühseligen Geschäft endlich so weit kam, überall Druckfehler zu sehen. Dazu kam noch der täglich überwältigende Anblick des Kopfes seines Journals, was auch höchst nachtheilig auf seinen Geist einwirkte, und so fing seine Krankheit damit an, daß er in dem stereotypirten Satze eines Werks Druckfehler suchte und zu finden glaubte."

Bei diesen Worten waren sie weiter gegangen und hatten die Baumpflanzung erreicht, wo der Förster emsig beschäftigt war, den Boden um die Stämmchen zu lockern und den schwachen feste Stützen zu geben. Zwischen dieser Arbeit sprach er mit einem andern Manne, der am Ende der Anpflanzung auf einer Bank saß und durch eine vergitterte Oeffnung in der Mauer auf die im Sonnenglanz schimmernde Landschaft blickte. Obgleich der Sitzende dem Anderen den Rücken zukehrte, so schien er doch auf dessen Worte zu lauschen, denn zuweilen nickte er wie beistimmend mit dem Kopfe.

Als der Doctor mit den beiden Damen näher trat, zog der Förster seine Mütze herunter, warf sie hoch in die Luft unbekümmert darum, wo sie niederfiel, und brummte dann mit finsterer Miene seinen Gruß, ohne weiter die Arbeit, die er vorhatte, zu unterbrechen.

Der Direktor nickte leicht mit dem Kopfe und ging zu dem, der an der Mauer saß, den er mit den Worten an-

redete: „Nun, wie steht's heute, mein Freund, sind wir freundlich und gehorsam?"

Es erfolgte keine Antwort, und als diese auch bei einer zweiten ähnlichen Ansprache ausblieb, berührte der Doctor mit seinem Spazierstocke leicht die Schulter des hartnäckig Schweigenden. Doch sprang dieser jetzt in die Höhe, wischte heftig mit der Hand über seine Schulter, drehte sich rasch gegen den Fragenden um und beschaute ihn mit blitzenden Augen von oben bis unten.

Es war dies eine eigenthümliche Gestalt und ein noch eigenthümlicheres Gesicht. Sein Alter konnte man schwer auch nur annähernd schätzen; ein krauser, schwarzer, voller Bart, so wie langes, gleichfalls schwarzes Haar hüllten seinen Kopf so vollständig ein, daß man außer der hohen, bleichen Stirn und der geraden, wohlgeformten Nase nur einen kleinen Theil der Wangen sah und von den blassen Lippen sehr wenig, da er sie fest aufeinander gepreßt hielt. Wenn graue Streifen in seinem Haupthaar von reiferen Jahren zu zeugen schienen, so sprach sich dagegen in dem leuchtenden Glanz der Augen, so wie in der, wenngleich magern, doch schön gebauten und elastischen Körpergestalt die Kraft der Jugend aus. Sein Anzug schien verwahrlos't und doch wieder gewählt: er trug Schuhe mit weißen Strümpfen, nachlässig angezogene Sommerbeinkleider, einen grauen leinenen Rock, den er auf der Brust nicht zugeknöpft hatte, und seinen Hals umschloß locker ein langes schwarzes seidenes Tuch, dessen beide Enden vorn über ein rothes wollenes Hemd herabfielen. Als er saß, hielt er auf den Knieen einen Strohhut, den er jetzt langsam auf sein langes, dichtes Haupthaar setzte und durch einen leichten Schlag dort festdrückte. Hierauf kreuzte er ruhig

seine Arme über die Brust und blickte dem Direktor der Privat-Irren-Anstalt fest in das Gesicht.

„Wir scheinen doch noch übel gelaunt zu sein," wandte sich dieser an den Wärter, welcher achselzuckend daneben stand; „wir scheinen unsere südliche Tigerlaune zu haben, wir wollen wahrscheinlich wieder eingesperrt werden?"

Diese Worte sprach Dr. Henderkopp mit einer boshaften Behaglichkeit, welche noch dadurch vermehrt wurde, daß er selbstgefällig dabei lächelte. „Wie befinden sich der Herr Graf?"

Auf dem Gesichte des also Angeredeten zeigte keine Spur von Bewegung an, daß er die Worte seines Quälers verstanden, nachdem aber seine Augen, welche allein und sehr deutlich sprachen, noch ein paar Sekunden die blauen Brillen fixirt hatten, nahm der Kranke mit einer sichern und zierlichen Handbewegung seinen Strohhut ab, wandte sich gegen die beiden Damen und redete sie mit tiefer, wohlklingender Stimme an: „Mesdames, j'ai l'honneur de vous saluer. Si Monsieur le Docteur avait eu seulement une idée de bienséance, il me vous aurait présenté.

„Lassen wir das, mein Freund," unterbrach ihn rasch der Doctor. „Sie wissen, daß ich es Ihnen ein- für allemal verboten habe, Fremde, die meine Anstalt besuchen, mit Ihren fixen Ideen zu belästigen. Seien Sie folgsam, gehorsam, das allein ist im Stande, Ihnen hier einen angenehmen Aufenthalt zu verschaffen.

„Agréable — jamais, c'est l'enfer sur la terre, et vous Docteur, êtes —"

„Der letzte Teufel, den ich nicht niederschlucken kann," brummte der Förster in den Bart.

„Gebhard," rief der Doctor so laut und gebieterisch dem Wärter zu, daß er die Bemerkung des ruhig Arbeitenden überhörte und auch der andere Kranke verstummte, „ich sehe, die dunkle Zelle hat noch keine Wirkung gethan, wir wollen die Douche ein wenig spielen lassen. Ich will doch einmal sehen, ob ich diesen widerspänstigen Herrn nicht zum Gehorsam zwingen kann. Ja, ja, die Douche, Gebhard, und fortgefahren, bis ich selbst komme und sage: genug."

Ein paar Sekunden lang zuckte eine ungeheure Wuth über die Züge des Kranken, er fuhr mit seinen Armen auseinander und faßte mit seinen Fingern in die leere Luft, als suche er irgend eine Waffe zu erfassen und seinen Quäler damit zu Boden zu schlagen. Auch schien ihm der Förster dabei behülflich sein zu wollen, denn dieser schleuderte die Hacke, mit welcher er gearbeitet, in seine Nähe, doch trat Gebhard mit seiner kräftigen breitschultrigen Gestalt dicht an ihn heran und hob drohend den Zeigefinger seiner schweren Faust in die Höhe.

Der Kranke bedeckte einen Augenblick sein Gesicht mit beiden Händen, und als er diese wieder hinabsinken ließ, war er noch bleicher als vorher, seine Lippen zuckten und stießen abgebrochen und mühsam die Worte hervor: „O, meine Damen, bitten Sie für mich! Nicht Douche, um Gottes willen nicht Douche! — Sie macht wahnsinnig meinen armen Kopf! Ich will ruhig sein — sehr ruhig — bis —"

Ein seltsames Gefühl hatte selbst die festen Nerven der Wittwe Speiteler erschüttert, und als sich schon bei den ersten Worten der eben statt gehabten Unterredung Sophie vom Arm ihrer Mutter losmachte, um leise den Weg, den sie gekommen waren, zurückzukehren, mochte sie sie nicht zurückhal-

ten. Sie selbst dagegen blieb stehen, ja, sie stemmte unter der ungewohnten schwarz-seidenen Mantille ihre Arme in die Seite, wobei sie unmuthig auf den Doctor blickte und fest entschlossen war, wenn er eine Gewaltthätigkeit gegen den armen Kranken, für den sie sich interessirte, zur Ausführung bringen lassen wollte, für den Letzteren recht energisch Partei zu ergreifen.

Doch kam es dieses Mal nicht so weit. Der Doctor ließ die blauen Brillengläser eine Zeit lang fest und unverwandt auf dem Gesichte seines Opfers ruhen, und begnügte sich dann damit, dem Wärter zu sagen: „Also lassen wir's für jetzt gut sein, aber bei der ersten Unart, bei der ersten noch so geringen Widersetzlichkeit Douche und Drehstuhl. Der Bursche da wäre im Stande, meine ganze Autorität in Frage zu stellen. — Wo ist Sophie?" setzte er fragend, indem er sich umblickte, hinzu.

„Sie ist dort hin gegangen," gab Madame Speiteler zur Antwort, „da sitzt sie auf der Bank unter den hohen Bäumen."

„Wir wollen sie aufsuchen," sagte Herr Henderkopp mißmuthig den Kopf schüttelnd, und während sie dem bezeichneten Orte zuschritten, fuhr er in erhöhtem scharfem Tone fort: „Es will mir das an Sophie durchaus nicht gefallen, daß sie so gar keinen Antheil an meinen Schöpfungen zu nehmen scheint. Meine liebe Madame, Sie werden begreifen, daß man, um die Ehre zu haben, Direktorin einer so berühmten Anstalt zu werden, das zimperliche schüchterne Wesen ablegen muß; meine Gattin muß gewissermaßen meine Stelle vertreten können, mich wenigstens unterstützen, so weit man es überhaupt von einer Frau verlangen kann."

„Allerdings, mein lieber Herr Schwiegersohn,“ meinte Madame Speiteler, „soll sie sich bemühen, ihre Pflicht zu thun, aber eigentlich ist ihr Wirkungskreis doch nur im Wohnhause, in Küche und Keller; um auch anderswo in Ihrer Anstalt mit der so nothwendigen Energie aufzutreten, dazu werden Sie wohl schwerlich eine brauchbare Frau finden. Sehen Sie mich an, ich kann wahrhaftig schon einen Puff vertragen, aber einen armen Teufel, der seiner Sinne nicht recht mächtig ist, körperlich abstrafen zu sehen, dazu könnte selbst ich mich schwerlich verstehen.“

„So, ein armer Teufel?“ fragte der Director der Privat-Irrenanstalt mit Verwunderung. „Das ist ein verstockter Bursche, der gehört, unter uns gesagt, eher ins Zuchthaus als in eine respectable Anstalt wie die meine; er hat sich durch Schwindeleien aller Art, durch falsche Papiere und mit einer unerhörten Frechheit in den Besitz eines erlauchten Namens und unermeßlichen Vermögens setzen wollen, ungerechnet sonstige verbrecherische Absichten, mit denen er seinen Geburtsort verließ und auf Reisen ging. Seine Verwandten, die ihm folgten, fanden ihn hier in einem allerdings jämmerlichen Zustande und brachten ihn als einen tobend Wahnsinnigen zu mir. Meiner Kunst, Madame, gelang es, ihn so weit wieder herzustellen, daß es möglich war, ihn in meinem ruhigen und so überaus anständigen Hause zu behalten. Glauben Sie ja nicht, daß ich, wie er jetzt ist, Unmögliches von ihm verlange, wenn ich mich bestrebe, ihn von seiner fixen Idee abzubringen. Hat er doch Stunden, Tage, wo er mit größter Ueberlegung handelt und spricht, wo ich förmlich seine Absicht durchmerke, mir beweisen zu wollen, daß ich es mit einem vernünftigen Wesen zu thun habe. Stelle

ich mich aber einmal an, als gehe ich in seine Ideen ein, so kommt im Handumdrehen der ganze alte Wahnsinn wieder zu Tage: er verlangt Geld, um abreisen zu können, und ist ein vornehmer Herr, der von verbrecherischen Verwandten, die ihn um sein Vermögen betrügen wollen, hier festgehalten wird."

„Und kennen Sie diese Verwandten?" fragte Madame Speiteler, die sich von ihrer innigen Theilnahme für jenen Unglücklichen nicht so leicht abbringen ließ; „wäre es denn nicht vielleicht möglich, daß ihm ein großes Unrecht geschehen?"

Herr Henderkopp nahm jene selbstgefällige, lächelnde Miene an, welche sagen zu wollen schien, so will ich mich denn herablassen, und dir den Beweis führen, daß zwei mal zwei vier ist. „Das, meine liebe Madame," sagte er hierauf, „ist eine alte Geschichte, die sich in unserer Praxis zu oft wiederholt hat, um einen Kenner zu täuschen. Fragen Sie die meisten meiner Pensionäre, wenn sie sich nicht gerade im Stadium der Tobsucht befinden, und sie werden Ihnen zur Antwort geben, sie seien die gescheitesten Menschen der ganzen Welt und nur hieher gebracht worden, weil irgend jemand ein grausames Vergnügen daran finde, sie ihrer Freiheit zu berauben."

„Daß dies aber doch bisweilen der Fall sein kann, lies't man in Büchern," versetzte die Wittwe.

„O ja, in England soll dergleichen schon vorgekommen sein, aber bei uns in Deutschland, wo die väterliche Fürsorge des Staates nur erprobten Männern die Aufsicht über so wichtige Anstalten, wie die meinige ist, zu erlauben hat, ist ein solcher Fall nicht denkbar, rein unmöglich." Der Doctor sagte diese letzten Worte mit solcher Bestimmtheit

und machte dabei eine so entschiedene Bewegung mit der Hand, als wollte er dieses Gesprächsthema ein- für allemal abgeschnitten wissen, daß es die würdige Wittwe für besser hielt, nicht länger über eine Sache zu sprechen, wo ihrerseits weibliches Mitgefühl allein gegen langjährige Erfahrung und außerordentliche Kenntnisse doch nur mangelhaft stritten.

„Sie müssen das begreiflicher Weise besser wissen,“ sagte sie, während sie langsam der Bank zugingen, auf der sich Sophie niedergelassen hatte. „Wenn es Ihnen nun gefällig ist, Herr Schwiegersohn, so wollen wir jetzt den Theil des Hauses noch einmal durchsehen, wo wir besser bekannt sind und allenfalls ein Wort mitreden dürfen; nicht wahr, Sophie, das ist dir auch lieber?“

„O gewiß, Mutter,“ versetzte die gedrückte und bekümmerte Braut, und so schritten denn die Drei dem Hause zu, um dort Küche und Keller zu besichtigen.

Wie es oft bei dem scheuen Wild im Walde vorkommt, daß es bei dem Rufe der Treiber und dem Knallen der Gewehre nach allen Richtungen auseinanderstiebt, um sich später wieder leise schleichend zusammenzufinden, wenn die Jagd nicht mehr zu sehen und zu hören ist, so war es hier der gleiche Fall im Garten der Privat-Irren-Anstalt des Herrn Dr. Henderkopp. Kaum war der Director und der Wärter aus dem Gesichtskreise der Kranken verschwunden, so näherte sich einer nach dem andern schüchtern der Bank, auf der der Mann mit dem Strohhute wieder Platz genommen hatte und sich an einem Sonnenstrahl zu erheitern schien, den das sinkende Gestirn des Tages durch die Mauerspalte sandte, so Stämme als Blätter mit diesem letzten Kusse nochmals festlich vergoldend.

Der Förster, der sich noch einmal vergeblich bemüht hatte, den letzten Teufel niederzuschlucken, hatte seine Hacke auf die Bank gestellt und stützte sich mit beiden Armen darauf.

„Lasset es Euch nicht kümmern, wenn er auch mit Douche und Drehstuhl droht," sprach er mit einem pfiffigen Lächeln, „beide gehen nicht mehr, an der verfluchten Douche habe ich das Bleirohr zusammengebogen und in das Getriebe des Drehstuhls einen Stein gesteckt. Ha, ha, ha," lachte er, „diese dummen Kerle wollen klüger sein als wir."

Eine andere Gestalt, die wir bisher noch nicht gesehen, näherte sich mit festen Tritten, wobei dieselbe jedoch nicht unterließ, sich vorsichtig nach allen Seiten umzuschauen, zu welchem Zwecke sie alle paar Schritte stehen blieb. Es war dies ein großer und kräftig gewachsener Mann von militärischer Haltung, gut angezogen; seinen dunkelblauen Rock hatte er bis unter das Kinn zugeknöpft und in einem der Knopflöcher zeigte sich ein rothes Ordensband. Sein breites, knochiges Gesicht war durchfurcht, und namentlich auf der Stirn zeigten sich tiefe Falten. Unter buschigen Augenbrauen blickten stechende, graue Augen finster hervor, ein langer und starker Schnurrbart ließ von dem beständig unruhig zuckenden Munde wenig sehen. Er näherte sich ebenfalls der Bank, aber nicht in geradem Wege, vielmehr ging er in großen Kreisen immer näher und näher, wobei er zuweilen, wie um sich zu verbergen, hinter einen der dicken Baumstämme trat. Dies that er besonders, wenn sich einer der andern Kranken scheu und vorsichtig jenem Theile des Gartens näherte, wo sich der Mann mit dem Strohhute befand. Alle Pensionäre des Dr. Henderkopp waren mit auffallender Unruhe in Bewegung, mit Ausnahme des Telegraphisten, der sich ruhig an die Treppe

gestellt hatte, welche zu dem tiefer gelegenen Rosengarten und von da ins Haus führte.

Der finstere Mann mit dem Ordensbande war endlich neben dem Förster angelangt; hier kreuzte er seine Arme auf der Brust und sprach mit dem gedämpften Tone einer sonst starken Stimme: „Ohne eine geregelte Verschwörung geht es nun einmal nicht, und ich bin der Mann dazu, sie zu leiten. Ah, welche Complotte sind mir schon gelungen! — Denkt an die letzten Tage des Kaisers Paul, denkt an die Höllenmaschine, die leider zu früh explodirte, gedenkt vor allen Dingen meiner Beihülfe bei dem Tode des großen Cäsar, und gesteht, daß ich der Mann dazu bin, eine Verschwörung zu leiten und dieses kleinliche, schauderhafte Nest hier in die Luft zu sprengen."

Der mit dem Strohhute wandte langsam sein Gesicht herum und antwortete, wie wir es schon vorhin hörten, wieder auf Deutsch und mit großer Ruhe: „Alle Sachen da, die Ihr nennt, Signore Generale, passen nicht auf diese Verhältnisse. Es ist hier nicht Kaiser Paul, nicht der große Napoleon, nicht der viel größere Cäsar, sondern nur ein ganz miserabler Menschenquäler."

„Aber ein Cäsar in seinem Reich," versetzte der General, indem er den Zeigefinger hoch emporhob und die Augen weit aufriß, „ein mächtiger Cäsar. Er hat Prätorianer, er hat Ketten und Bande zu seiner Verfügung, nur eine gute Verschwörung kann ihn stürzen."

„Oder auch ein fester Schlag mit dieser Hacke auf seinen dicken Kopf," meinte der Förster, und setzte dann mit einem unheimlichen Grinsen hinzu: „Dann würde ich diesen tücki-

schen Teufel mit Honig überziehen, hinabschlucken, und alle Qual hätte ein Ende."

Auch der Druckfehlerfänger hatte sich genähert und stand da mit weit vorgestrecktem Halse, wobei er seine Hände, die das Zeitungsblatt hielten, zusammengelegt auf dem Rücken ruhen ließ.

Der mit dem Strohhute schüttelte langsam sein Haupt und sagte mit großer Ruhe: „Eine Verschwörung, Signor Generale, ist allerdings nothwendig, aber wir müssen an eine neue, ganz besondere denken, die eben erwähnten passen nicht hieher. Und Eure Hacke," wandte er sich in entschiedenem Tone an den Förster, „darf dabei nicht zum Vorschein kommen. O, das muß sehr fein gemacht werden, wir wollen nicht Mörder und Todtschläger sein, wir sind arme Gefangene, die ihre Freiheit wollen, nicht wahr?"

„O ja, o ja," seufzte der Förster kopfnickend, „ich will zurück in meine schönen, großen Wälder, vielleicht daß mir da der tausendste Teufel so recht in den Schuß hineinläuft — prrrbauz, da liegt er!" Er hatte seine Hacke wie ein Gewehr angeschlagen und scheinbar losgedrückt.

„Und ich werde auf den Marktplatz gehen," sprach der General, „auf die Rednerbühne steigen, dort zum Volke sprechen: Und Brutus war ein ehrenwerther Mann."

„Und ich," flüsterte der ehemalige Factor, „habe ein großes Engagement für Geist, Gemüth und Publicität; für jeden Druckfehler einen Gulden, macht vierzigtausend Dukaten im Jahre; ich vertraue dabei ganz auf Ihre Hülfe, erlauchter Herr Graf."

„Das alles wird zu erreichen sein," entgegnete dieser, „nur müßten Sie, meine Herren, sich gänzlich allen den

wichtigen Anordnungen fügen. Wissen Sie noch, Signor Generale, womit ich Sie beauftragt habe?"

Der General legte mit nachdenklicher Miene seine Hand an die Stirn, dann sagte er: „Nachdem die Hauswachen und Prätorianer in ihre Kasernen consignirt sind, begebe ich mich an das Hauptthor des Palastes und schlage einen jeden nieder, der aus demselben heraustreten will."

„Nicht niederschlagen, General," versetzte eifrig der Andere, „nur nicht hinauslassen."

„Richtig, richtig, wer sich aber widersetzt, wird niedergeschlagen, dazu bin ich der Mann."

„Gut," gab der mit dem Strohhute zur Antwort; „der Herr Förster hat die schwierigste Partie, auf ihn müssen wir uns unbedingt verlassen können."

„Und das könnt Ihr, bei Gott! — Hört, ob ich meine Rolle noch auswendig weiß: Wenn der Gebhard in seinem Zimmer ist, so schiebe ich von außen so leise als möglich den Riegel vor und drehe den Schlüssel im Schlosse zweimal herum. Der wird aufschauen, wenn er gefangen ist; zum Fenster hinaus kann er nicht, das hat verflucht dicke Eisenstangen. Dann gehe ich hin und schließe alle Eure Zimmer auf."

„Worauf ich allein ein Wort mit diesem verdammten Dottore reden werde," sprach der Mann mit dem Strohhute, wobei er seine rechte Faust ingrimmig ballte.

„Immer kommt es mir vor," warf der Factor hier schüchtern ein, „daß dieser Doctor, der uns unverantwortlich plagt, ein großer Druckfehler in der Schöpfung ist, den wir hinauscorrigiren müssen."

„Ja, das wollen wir," fuhr der Graf fort, „thue jeder nur seine Schuldigkeit. Herr Förster," wandte er sich noch-

mals an diesen, „bedenkt, daß auf Euch alle unsere Hoffnungen ruhen und daß man Euch nicht einschließt, Ihr dürft bei Tag und Nacht frei im Hause umher gehen; deßhalb thut mir den Gefallen, macht nicht zu viele Versuche, Eure Teufel niederzuschlucken. Denkt daran, wann Ihr frei werdet, könnt Ihr den tausendsten Teufel nach Belieben aufsuchen."

„O, ich werde nicht lange zu suchen brauchen," erwiderte eigenthümlich lachend der Angeredete, „den haben wir in der Nähe; ich brauche ihn nur noch mit Honig zu bestreichen, er schmeckt mir schon im Voraus. Doch ruhig," unterbrach er sich auf einmal in verändertem Tone, „dort der verrückte Telegraphist gibt uns eine Depesche, der Gebhard kommt vom Hause herüber."

„Trennen wir uns also für heute," sprach der General finster, aber mit Würde; „lebt wohl, edle Verschworene, auf dem Marktplatz bei Cäsars blutiger Leiche sehen wir uns wieder."

Nach diesen Worten huschte der Druckfehlerfänger eilfertig ins Gebüsch, und man hörte ihn murmeln, daß es bei alledem schwer sei und bleibe, die nöthigen Druckfehler zu finden, und daß nicht einmal mehr Verlaß sei auf eine stereotypirte Ausgabe.

Der Wärter Gebhard, welcher in der That vom Hause herüber kam, verwies es dem Telegraphisten, daß er ohne Erlaubniß arbeite; sonst bemerkte er durchaus nichts Ungebührliches an seinen Untergebenen. Hätte er freilich sehen können, wie der General hinter jedem dicken Baume ein scharfes Messer hervorzog und die Spitze desselben sorgfältig prüfte, oder hätte er die Geberden verstanden, mit welchen der Förster seine Hacke schwang und in den Boden hineinhieb, oder hätte er vor allen Dingen die Gedanken zu errathen vermocht,

welche in dem Gehirne des Mannes mit dem Strohhute tobten, so würde er nicht so sorglos seine kleine Pfeife in Brand gesetzt und nicht so behaglich an diesem wunderschönen, heitern Abend bläuliche Rauchwolken in die Luft hinaus geblasen haben.

Obgleich aber der Mann mit dem Strohhute, den die Anderen wohl nur im Scherze Herr Graf genannt, mit offenen Augen in die sonnenbeglänzte Landschaft hinausblickte, während er den Kopf auf den rechten Arm gestützt hielt, wobei sich seine Finger vergruben in die dichten, schwarzen Haare, waren seine Gedanken nicht bei diesem wunderbaren Wechsel von Schatten und Licht, ja, er starrte unverwandt noch immer die fernen Gebirge an, als diese schon ihre warme, violette Färbung verloren hatten und von tiefem Blau in kaltes Grau übergingen; und dabei zeigte nicht die leiseste Veränderung auf seinem Gesichte, kein Zucken der Lippen, kein Wechseln des Blicks, daß er es empfinde, die Sonne sei heute wieder einmal untergegangen und ihr folge finstere Nacht. Ja, als jetzt ein kalter Abendwind das welke Laub am Boden bewegte und durch seine dünne Sommerkleidung fröstelnd zog, schauerte sein Körper wohl zusammen, aber sein Blick blieb starr und unverwandt in die Ferne gerichtet. Innerhalb der Mauern eines Irrenhauses saß er und träumte. — —

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Im Salon der Gräfin Lotus.

Der kleine Salon der Gräfin Lotus nahm sich nie reizender aus, als wenn im Kamin ein helles Feuer loderte und die Flamme desselben ohne jede weitere Beleuchtung den Raum wunderlieblich, fast magisch erhellte. Es war dann gerade, als kokettirten diese Flammen mit den Teppichen am Boden, mit den grünseidenen Vorhängen, welche die hohen Spiegelscheiben verdeckten, mit der kleinen Epheulaube in der Ecke des Zimmers, vor allem aber mit den zierlichen Marmorfiguren, welche das Dach dieser Laube trugen.

Es war köstlich anzusehen, wie die Flammen des Kaminfeuers in ihrer beweglichen Weise bald diesem, bald jenem der genannten Gegenstände ihre warme, ja, glühende Aufmerksamkeit schenkten. Jetzt schienen sie es ein paar Augenblicke lang nur auf den dunkeln Smyrnaer Teppich zu ihren Füßen abgesehen zu haben, und strahlten eine solche Glut auf ihn hin, daß er in seiner Freude und Erregung ob diesen heißen Küssen schönere Farben und zierlichere Dessins sehen

ließ, als selbst am Tage; ja, man hätte glauben können, diese einzelnen Flocken bunter Wolle, aus denen er zusammengesetzt war, fingen an, sich aufzublähen, und wollten eine Erzählung beginnen aus dem fernen Süden, von dem kleinen Dorfe, wo sie erzeugt, wo ein ganzes emsiges Dorf die bunten Fäden zusammengewoben und gestickt, während herangezogene ernsthafte Beduinen, die in dem Dorfe Rast halten wollten, die lange Pfeife im Munde, zuschauten; während bei den Arbeitenden vorüberzogen die Kameele mit dem gravitätischen Schritt und dem nickenden Haupte, die edeln Pferde in muntern Sprüngen und der geduldige Esel mit melancholischem Ohrenwackeln zum abseits gelegenen Brunnen, wo eine hochgewachsene, schlanke Frauengestalt die Amphora heute noch eben so auf der Schulter hielt, wie Rebecca vor so viel Hundert Jahren. Darüber wiegten hohe, ernsthafte Palmen ihre schlanken, zierlichen Blätter und — —

Unmuthig verstummten die erzählenden Farben, denn die flatterhaften Flammen brachen jetzt anderswo durch zwischen den knisternden Holzblöcken und ließen, hoch aufstrahlend, den grünen Fenstervorhang wie durchsichtig erscheinen. Es war, als seufze es tief aus der Seide, und mit dem Tone, der sich hören läßt, wenn man mit der Hand über sie streicht, flüsterte sie leise, wie der nächtliche Himmel draußen so klar sei, wie die Sterne funkeln und wie sich der junge Mond in einer weißglänzenden, haarscharfen Sichel zeige. Kalt sei es, sehr kalt, die Scheiben beklagten sich darüber, und aus den Thälern stiegen verrätherische Dünste auf, die morgen früh als eisiger Reif auf die noch übrigen Blumen und Blätter niederfallen würden. Gerade schienen sie etwas Anziehenderes berichten zu wollen von einer weißen Mauer, die dort

von der Anhöhe herunter leuchtete, und von starren, unbeweglichen Augen, als die boshaften Flammen triumphirend erwiderten: Ja, sie ist vorbei, die Zeit des Sommers, unseres Nebenbuhlers, wir herrschen wieder, unser Reich beginnt! Damit ließen sie die Fenstervorhänge wieder im Dunkeln und schienen mit ganz besonderer Liebe auf die Epheulaube und die Marmorfiguren.

Letztere schienen es übel genommen zu haben, daß die Glut des Feuers zuerst mit dem Teppich und den Vorhängen gekos't, und blickten, als nun der volle Schein der Flammen auf sie fiel, starr und unbeweglich, wie bisher. Doch war es gerade die Kälte, welche die Begehrlichen ein so kokettes Spiel mit den bleichen, zurückhaltenden Marmorbildern treiben ließ, welche sie veranlaßte, die Köpfe derselben für einen Augenblick rosig zu bestrahlen, sich dann hinauf zu schwingen, um der dunkeln Blättermasse einen feurigen Kuß zu spenden und dann, wieder langsam hinabgleitend, mit den Gewändern der Statuen zu spielen; ein heiteres Spiel mit Licht und Schatten, dem selbst der Stein auf die Länge nicht zu widerstehen vermochte und sich allmälig zu beleben und zu bewegen schien. War es doch, als erhielten die leeren Augenhöhlen Glanz und Verständniß, als öffneten sich die feinen Lippen und als zeigten die langen Gewänder wechselnde Falten. —

Dort, wo wir heimisch sind, klang es aus dem Stein, ist es so unnennbar schön, daß uns in der Erinnerung an das glückliche Land ein tiefes Weh erfaßt, daß es schmerzhaft in uns wiederklingt, wenn der Mond aufgeht über dem weißen Marmorfelsen, der uns geboren. Dort sind die linden, würzigen Lüfte, die unsere Jugend umspielt, die, mit den

glänzenden Blättern der Orange kosend, deren duftende Blüthen auf uns niederwarfen. O, das göttliche tiefblaue Meer mit seinen rosig gefärbten Zauberinseln! — — — — —

„Nichts ist so im Stande, mich recht lebhaft nach dem herrlichen Neapel zurückzuversetzen, als der Anblick jener Marmorfiguren, die dort auf unserer Terrasse standen; erinnerst du dich wohl, Rosa?“

Das sprach eine klangvolle Stimme, vor deren Tone das schattenhafte Geplauder der leblosen Gegenstände plötzlich verstummte; die beweglichen Flammen schienen zu erschrecken und zogen sich für einen Augenblick scheu in sich zusammen, um gleich darauf mit einer Veränderlichkeit ohne Gleichen ihre ganze Glut derjenigen zuzuwenden, welche die eben erwähnten Worte gesprochen.

Die Gräfin saß an der Seite ihres kleinen Kamins und beugte sich etwas vor aus dem tiefen Fauteuil, so daß ihr bleiches Gesicht purpurn übergossen war von dem Scheine der spielenden Flammen.

„Noch mehr tritt mir das Bild Neapels vor die Seele,“ gab Rosa, die ihr gegenüber an dem Kamingesims lehnte, zur Antwort, „wenn ich den Duft einer Orange oder deren Blüthe rieche. Da möchte ich die Augen schließen und um mich gaukeln lassen den schönsten Golf der Welt mit seinen unsäglich schönen Formen, mit seiner blendenden und doch so harmonischen Färbung. Hat es dich nicht oft gedrängt, ihn wiederzusehen?“

Françoise schüttelte leicht und melancholisch ihr schönes Haupt.

„Was mich anbelangt,“ fuhr die lebhaftere Schwester fort, „so regt sich in mir in jedem Herbste eine kaum zu be-

wältigende Lust, nach dem Süden zu ziehen, und ich beneide aus tiefstem Grunde meines Herzens die klugen Vögel, welche dem welken Laube, den traurigen Regen- und Schneetagen ausweichen und an schönen, lichten Herbsttagen aufbrechen und auf ihren Wanderungen nach schöneren, glücklicheren Ländern über uns dahinziehen. Wer mit ihnen ziehen könnte, so frei, so fessellos, wie sie! Glückliches Volk," setzte sie launig hinzu, „sie brauchen keine Eisenbahn und kein Gepäck!"

„Und nehmen alles mit, was sie lieben," bemerkte die Gräfin schwermüthig.

„Daß auch in uns die Sehnsucht nach wärmeren, südlichen Ländern gelegt ist, will ich mir nun einmal nicht abstreiten lassen. Im Frühling und Sommer wird es dir nicht einfallen, einem Zugvogel folgen zu wollen, aber im Herbste beneide ich jeden, den sein Geschick dorthin führt, wo auch du einstens so gern warst, und so glücklich. Mein hochwohlgeborner Intendant hat nicht Unrecht, wenn er darüber klagt, daß ich im Spätherbst unverträglich sei. Es ist wahr, er hat Recht, ich würde kein Wort darüber verlieren, wenn er mir um diese Zeit in oder ohne Gnaden meinen Abschied bewilligte; ja, ich hätte ihm schon längst an einem trüben Octobertage seinen Contract zurückgeschickt, wenn —"

„Ich nicht da wäre," fiel ihr Françoise sanft in die Rede, „nicht wahr, meine gute Rosa?"

„Nun, das versteht sich von selbst; aber wir könnten ja zusammen eine Luftveränderung versuchen und für den Winter fortgehen."

„Alle?" fragte die Gräfin mit einem bedeutungsvollen Tone.

„Gewiß alle," fuhr Rosa in einem so muntern Tone

fort, daß derselbe ihrer Schwester auffallen mußte, und als diese fragend aufblickte, bemerkte sie, wie die Augen Rosa's nach dem dunkeln Nebenzimmer blickten, und verstand sie vollkommen, als sie hinzusetzte: „Hat nicht der Arzt gesagt, daß meinem Schwager ein Winter in milderer Luft sehr wohl thun würde?"

„Allerdings," versetzte Françoise, „nur ist er nicht dazu zu bewegen."

„Was ich auch wieder begreiflich finde, wenn man in einer so wunderbar freundlichen und behaglichen Umgebung lebt, wie sie dieses kleine Haus bietet."

Eine hohe, dunkle Gestalt hatte sich an der Thür des Nebenzimmers gezeigt und mit langsamen Schritten genähert, und da in diesem Augenblicke die Flamme des Kamins, vielleicht aus Neugierde, vielleicht auch aus Theilnahme für ihren Herrn, der manche nächtliche Stunde hier gesessen und sie genährt, hoch emporloderte, so erkannte man deutlich den Grafen Lotus mit seinem bleichen und ernsten, aber nicht unfreundlichen Gesichte.

„Meine liebe Schwägerin," sagte er mit wohlwollendem Tone, „es ist nicht allein das freundliche Haus, welches mich abhält, im Herbste auch einmal mit den Zugvögeln von dannen zu ziehen. Das ließe sich wohl ersetzen durch warmen Sonnenschein und den Anblick immergrüner Bäume; nein, was mich zurückhält, ist hauptsächlich, daß mein Inneres so geworden ist, daß es besser zusammenstimmt mit einem trüben deutschen Winter, als mit dem heitern Glanze eines südlichen; auch schlafe ich besser bei Eis und bei Schnee, als bei lauer Luft."

Bei den letzten Worten hatte er einen Fauteuil vor den

Kamin gerollt, sich in der Nähe seiner Frau niedergelassen und mit einem herzlichen Ausdrucke seines Gesichtes seine Hand leicht auf ihren Arm gelegt.

„Ich brauche dir wohl nicht zu sagen, lieber Schwager, wie sehr mich die Mittheilung Françoise's gefreut, daß es in den letzten Tagen mit deinem Schlafen erträglich geht."

„Erträglich, ja," gab er zur Antwort, „nur ist der Begriff dieses Wortes einer großen Ausdehnung fähig; ich habe in dem Puncte schon viel ertragen, aber ungerecht wäre es, wenn ich gerade jetzt klagen wollte. Ich schlief in den letzten Nächten mehrere Stunden sanft und ruhig, und das ist alles, was ich brauche; wahrhaftig, Rosa, ich könnte wieder anfangen, meine Existenz eine behagliche zu nennen, wenn mich nicht etwas Anderes quälte."

Er schwieg nach einem tiefen Seufzer; Françoise blickte ängstlich zu ihrer Schwester auf, die aber mit dem unbefangensten Tone fortfuhr, zu sprechen: „Was bekümmert dich denn so außerordentlich? Weißt du noch, wie du mich ein verständiges und energisches Mädchen genannt und versichert hast, es sei dir eine Beruhigung, mit mir über deine Verhältnisse zu reden, mir anzuvertrauen, was dich quäle? Wenn du also deine Gesinnungen gegen mich nicht geändert hast, was mir, nebenbei gesagt, schmerzlich wäre, so laß mich hören, ob dir nicht zu helfen ist."

Françoise drückte ihr Taschentuch an den Mund und schaute mit besorgtem Blick über dasselbe hinweg auf das Gesicht des Grafen, der mit düsterem Sinnen in die Glut des Kaminfeuers starrte und dann kopfschüttelnd sagte: „Zu helfen, liebe Rosa, wird mir schwerlich sein, denn das Gefühl, welches mich drückt und quält, ist ein alter Feind, der

mich nach jahrelanger Ruhe immer wieder tückisch überfällt. Zum ersten Male," fuhr er nach einem tiefen Athemzuge mit dumpfer Stimme fort, „mußte ich unter seinen Angriffen leiden, als der Hieb jenes niederträchtigen Shiks meinen Kopf getroffen. Das war eine traurige Zeit, wo ich bei furchtbarer Hitze lange Tage und Nächte im halbdunkeln Zimmer lag, wo meine Augen alles doppelt sahen, o, so ausgesprochen doppelt, daß man es hätte komisch nennen können. Ich erinnere mich sehr gut, wie ich damals immer vier Arme und vier Hände vor mir auf der Bettdecke liegen sah; dazu kam noch ein unerträgliches Gefühl, daß es mir nämlich bei dem eifrigsten Bemühen nicht möglich war, einen Gedanken nur kurze Zeit festzuhalten, er entschlüpfte mir, wie der glatte Aal aus der Hand, und entflatterte in seltsamen Bildern und Farben in unerreichbare Weiten, und das Gefühl habe ich jetzt auch wieder zuweilen."

„Doch nicht das Doppeltsehen?" fragte Françoise besorgt; „davon hast du mir ja nichts gesagt."

„An dem Doppeltsehen leide ich allerdings nicht vollkommen ausgesprochen, doch wenn ich zuweilen einen Gegenstand fest ansehe, so muß ich alle meine Sehkraft zusammennehmen, daß er mir nicht zu zwei aus einander fließt, und dieses Zusammennehmen thut meinem Kopfe weh. Was aber das Entschlüpfen meiner Gedanken anbelangt," fuhr er mit einem düstern Blicke fort, „so habe ich sehr darunter zu leiden, und ich bin überzeugt, es muß Euch das durch meine abspringende Redeweise schon aufgefallen sein."

„Wenn ich ehrlich sein darf, Schwager," versetzte Rosa in heiterem Tone —

„So wirst du mir Recht geben," unterbrach sie der Graf.

„Nein, nein, das wollte ich nicht sagen," erwiderte die Tänzerin lebhaft, „so muß ich mir die Bemerkung erlauben, daß du dich mit solchen Phantasieen unnöthig plagst und daß sie bei dir zur fixen Idee werden. Glaube mir, ich habe auch Zeiten, wo mir vielerlei Gedanken wie Blitze durch den Kopf fahren, wo einer den andern verdrängt, wo ich vom Hundertsten ins Tausendste komme, und häufig nicht im Stande bin, den Anfang meiner oft lächerlichen Combinationen wiederzufinden."

„Du willst mich beruhigen, liebe Rosa, du und die gute Françoise. Auch sie hat mir schon in gleicher Weise Trost gespendet, aber ich weiß am besten, daß mein Zustand ein ganz anderer ist, denn ich selbst fühle nur zu deutlich den Unterschied zwischen meinen guten und schlimmen Tagen."

„Deine Nerven sind zuweilen aufgeregt," sprach die Gräfin mit sanfter Stimme, „und darunter leidest du, lieber Paul, und in solchen Augenblicken schließest du dich zu sehr gegen die äußere Welt ab. Sei mittheilend, namentlich gegen uns, die wir dich so sehr lieben; sprich deine Gedanken aus, laß uns mit dir fühlen, mit dir leiden."

„Und wenn dir einmal ein Gedanke hartnäckig entschlüpfen will," sagte Rosa heiter, „so rufe mich zu Hülfe, und ich werde mich bemühen, die widerspänstigen wieder einfangen zu helfen."

Der Graf reichte seiner Schwägerin mit einem trüben Lächeln die Hand und entgegnete: „Ich kenne wohl Eure Freundschaft und Liebe zu mir, und weiß sie wahrhaftig auf's höchste zu schätzen. Ja, es ist mir oft zu Muthe, als wagten sich die finstern Gestalten, die mich oft umdrängen, nicht in meine Nähe, wenn Eure guten, klaren Augen auf mir

ruhen. Und doch," setzte er mit leiserer Stimme hinzu, „ist nicht alles, wie es sein sollte, und ich hatte mir schon vorgenommen, mit einem erfahrenen Manne über meinen Zustand zu sprechen."

„Mit wem denn, Paul?" fragte Françoise rasch.

Der Graf zuckte die Achseln und erwiderte, während er nachdenklich in die Glut des Kamins blickte: „Mit meinem Arzte, das kann nichts nützen, ich habe diesen Gegenstand schon hundert Mal mit ihm besprochen; er tröstet mich, so gut er kann, und wenn ich ihn endlich mit meinen Fragen in die Enge treibe, so kommt er mit gelehrten Ausdrücken, die ich nicht verstehen kann, und das will er gerade, wie ich schon bemerkte. — Man hat mir da von einem jungen Manne gesprochen," fuhr der Graf nach einer Pause fort, während welcher er zuerst seine Frau und dann Rosa forschend angesehen, „der bei leichten Störungen des — wie soll ich's nur gerade nennen? — nun gerade heraus — des Denkvermögens schon außerordentliche Erfolge erzielt haben soll."

„Aber das ist nicht dein Fall," warf die Tänzerin rasch ein.

„Bis jetzt wohl nicht, aber es könnte mein Fall werden, und um das zu verhüten, möchte ich den Rath jenes Mannes hören; es ist ein Dr. Henderkopp, welcher einer Anstalt für Erkrankte der eben geschilderten Art, wie man mir versichert, mit großem Geschicke vorsteht."

„Ach, Paul," flüsterte die Gräfin mit einem ängstlichen Blick auf ihre Schwester, die sie aber durch einen Wink mit ihren Augen zu schweigen bat und dann selbst ruhig entgegnete: „Einen solchen geschickten Mann zu Rathe zu ziehen,

darin sehe ich durchaus nichts, was man dir abrathen könnte, im Gegentheil, ich finde, du hast ganz Recht, das zu thun. Sprich mit ihm vertrauensvoll, und es wird dich beruhigen, wenn er dich von der völligen Grundlosigkeit deiner Befürchtungen überzeugt."

Der Graf nickte eine Zeit lang schweigend mit dem Kopfe, ehe er erwiderte: „Wenn ich einem solchen Manne zu gleicher Zeit mein vergangenes Leben mit seinen Leiden und Freuden offen und klar darlege, mache ich es ihm möglich, meinen Seelenzustand zu verstehen, indem ich einem unbefangenen, unparteiischen Verstande mit einem Male ein klares Bild meiner selbst vorlege, wogegen unser Arzt, der alles das schon kennt und unzählige Male mit mir besprochen hat, nie geneigt war, auf Einzelheiten Gewicht zu legen, die mir wichtig genug vorkommen. Wenn ich mich so ausdrücken darf, er steht mir zu nah, er ist zu sehr mein Freund, um meinen ganzen Zustand scharf überblicken zu können."

„Ich habe den Namen dieses Dr. Henderkopp nie gehört," sagte Rosa, worauf der Graf lächelnd erwiderte: „Das glaube ich wohl, glückliche Künstlerin, was solltest du dich auch in der Blüthe deiner Jahre um Leute bekümmern, welche Anstalten vorstehen, deren Name allein Euch Frauen schon erschreckt? Namen, die allerdings in unserem ernsten Deutschen etwas abstoßend klingen, für welches aber die leichtere französische Sprache einen besser klingenden Ausdruck, maison de santé erfunden hat. Und dieses maison de santé, von dem hier die Rede ist, kannst du hier von deinem Fenster aus sehen, Françoise; es liegt gerade vor dir auf dem Hügel nach Feltheim zu und zeigt deutlich seine lange, weiße Mauer. — Erinnerst du dich?"

„Ach ja," erwiderte die Gräfin beklommen, „ich habe es für einen Kirchhof gehalten."

„Das ist es auch in gewisser Beziehung, meine Liebe. Glaube mir, hinter jenen weißen Mauern liegt manch' heiße Phantasie, liegen manch' kühne Entwürfe begraben, dort wurde schon manches reiche Gemüth zur Ruhe gebracht. — Scherra sprach mit mir davon, er lernte den Doctor auf seinen Reisen kennen. — Oft, wenn ich hier an diesem Fenster stehe, blicke ich hinüber und freue mich, wie das Kirchlein, das man über die weiße Mauer hervorragen sieht, so reizend mitten im Grün der Bäume liegt. Von dort kann man auch deine Fenster sehen, meine liebe Françoise, und das allein schon könnte mir einen Aufenthalt dort lieb und werth machen."

„O, sprich nicht so, Paul," erwiderte die Gräfin tief ergriffen, „nein, du mußt nicht so sprechen, es ist Unrecht von dir, das zu sagen."

„Selbst im Scherze thut es uns weh," meinte Rosa.

„So seid Ihr Weiber nun einmal; selbst die muthigsten, worunter ich dich, Rosa, rechne, haben doch nicht Muth genug, einem drohenden Feinde fest ins Auge zu sehen, und doch ist es nothwendig, denn nur so ist man im Stande, einen Schlag, der uns vernichten könnte, abzuwehren. Aber um Euch zu beruhigen, setze ich hinzu, daß das ja nur sehr weit gezogene Voraussetzungen sind. Doch werdet Ihr wenigstens gegen meine Absicht nichts einwenden, mit jenem Arzte ein vernünftiges Wort zu reden. Oder hätte ich es heimlich thun sollen, ohne mit Euch darüber zu sprechen? Seht, wie Ihr Weiber seid! In jenem Augenblicke verlangt Ihr Offenheit, und wenn man offen mit Euch spricht, so macht Ihr

in diesem Momente solche Einwendungen, daß man bereut, es gethan zu haben."

Die Thür des Salons war bei den letzten Worten des Grafen geöffnet worden, und der Kammerdiener, der auf der Schwelle erschien, meldete den Herrn von Scherra, der sich im Vorzimmer befände.

„Sehr willkommen," rief der Hausherr; „wenn man es dem guten Scherra nur einmal abgewöhnen könnte, sich immer so förmlich anmelden zu lassen! — Dann soll man auch Licht bringen, Scherra liebt das Licht, viel Licht." — Er war hastig aufgestanden, um seinem Freunde entgegen zu gehen.

Françoise und ihre Schwester, welche beide im Grunde ihres Herzens froh waren, daß das Gespräch von eben, welches ihnen peinlich und schmerzlich war, unterbrochen wurde, wechselten einen langen, bedeutungsvollen Blick bei dem letzten Aufleuchten der Flamme des Kaminfeuers, die nun bei dem hereinbrechenden hellen Licht ihre Kraft verlor und darüber unmuthig, wie vor Zorn roth erglühend, in sich zusammen zu sinken schien.

„Guten Abend, meine Damen, guten Abend, Paul!" rief Herr von Scherra, der trotz seiner Wohlbeleibtheit rasch in das Gemach trat, mit seiner freundlich wohlwollenden Stimme, „bei dem frostigen Herbstabend draußen kenne ich keinen angenehmern Contrast als das Flackern des Kaminfeuers und die freundlichen Augen meiner schönen Gönnerin. Du siehst," wandte er sich launig an den Hausherrn, nachdem er jeder der Damen eine seiner Hände gereicht, „du siehst, daß wir das in der Jugend Gelernte und oft Geübte noch lange nicht vergessen haben."

„Das weiß Gott,“ lachte der Graf, „dir blüht im Aeußern wie im Innern ewige Jugend.“

„Unter dem Schnee des Winters,“ versetzte freundlich Herr von Scherra, indem er seine Rechte bedeutungsvoll auf sein dickes, schneeweißes Haar legte; „aber nun genug der Complimente! Theure Gräfin, wie befinden Sie sich? Hoffentlich haben Sie den klaren Tag zu einem Spaziergange benutzt?“

„Gewiß, ich war draußen; Rosa und ich ließen uns vor die Stadt fahren und spazierten dort eine Stunde in dem angenehmen Sonnenschein.“

„Und du, mein Freund?“ wandte sich Herr von Scherra an den Grafen, „du hast wahrscheinlich wieder einmal das Haus nicht verlassen. O, es ist das eine leidige Gewohnheit, sich so einzusperren.“

„Nicht wahr?“ pflichtete ihm eifrig die Gräfin bei, „wir haben so gebeten, er möge mit uns fahren, oder möge hinaus reiten und uns draußen treffen, aber alles vergebens.“

„In einem solchen Falle, meine Gnädigste,“ sagte Herr von Scherra, „müssen Sie befehlen, aber nicht bitten. Der gute Paul ist oft wie ein Kind, das lieber zu Hause spielt — er thut das mit seinen Erinnerungen — als sich in Gottes herrlicher Natur ergeht; ist er aber einmal draußen, dann thaut er auf und unterhält sich bestens, nicht wahr, mein Freund?“

„Ich glaube, daß du Recht hast.“

„O, ich bin davon überzeugt, und deßhalb, liebe Gräfin, müssen Sie diesem unartigen Kinde künftig befehlen.“

„Darf ich das?“ fragte Françoise ihren Gemahl mit freundlichem Lächeln, wobei sie ihre Hand sanft auf seine Schulter legte.

„O ja, Françoise, thue es einmal, ich möchte dabei auch sehen, wie dir das Befehlen ansteht."

„Nun, nach der Erlaubniß," rief Herr von Scherra lustig, „hoffe ich, werden Sie künftig ein scharfes Regiment führen; armer Paul, du bist verloren, unsere gute Gräfin mit so kräftiger und lieber Unterstützung, — er verbeugte sich gegen Rosa, — sind eine Achtung gebietende Macht."

Der Kammerdiener hatte unterdessen auf einem runden Tische, der in der Mitte des Zimmers stand, das Theeservice aufgestellt, und nachdem er sich überzeugt, daß das Wasser in dem silbernen Kessel leise zu zischen und zu singen anfing, den Salon wieder verlassen. Rosa war an den Tisch getreten, um den Thee zu bereiten, wobei ihr Françoise half, indem sie gefüllte Tassen zuerst Herrn von Scherra, dann ihrem Manne brachte, welche sich beide vor dem Kamin niedergelassen hatten. Zu dem Erstern sagte sie dabei: „Diese ist für Sie nur zur Einleitung, Sie bekommen vortreffliche Trauben, ein Biscuit und ein paar Tropfen Marsala."

„Ja, ja," sprach der Graf heiter, „du bist einmal das enfant gâté meiner Frau."

„Nicht wahr? Und du findest es begreiflich, daß ich gern meine Abende bei Euch zubringe. So bei lieben Bekannten freundlich empfangen zu werden, ist eine von den wenigen Süßigkeiten eines Junggesellenlebens."

„Wenn aber dieser Junggeselle selbst heirathen könnte," meinte Françoise lächelnd, „um dann auch bei sich einen heimlichen Kaminwinkel zu bilden —"

Herr von Scherra versetzte, sein Haupt schüttelnd: „Dieses Junggesellenleben führt uns zu leidigen Gewohnheiten, die wir schwer wieder ablegen können. Wenn der Abend

kommt, hält es mich nicht mehr zu Hause, und es treibt mich, liebe Freunde aufzusuchen, wo ich gern meine Abende verbringe. Ich verstehe vollkommen die Lage jenes alten Garçons, der eine geliebte Freundin, die er täglich besuchte, nur deßhalb nicht heirathete, weil er dann nicht mehr gewußt hätte, wo er seine Abende zubringen sollte."

Rosa hatte ein paar kleine Tischchen neben das Kaminfeuer gesetzt, um dort die Tassen aufzustellen. „Es ist schade," sagte sie, „daß Sie in diesem Punkte so unverbesserlich sind, ich glaubte, Sie hätten alle Eigenschaften, ein vortrefflicher Hausvater zu werden."

„Davon bin ich durchaus nicht überzeugt, Fräulein Rosa. Allerdings können mich Freunde und Gewohnheiten Jahre lang an einen Ort fesseln, aber wenn alle Welt glaubt, ich sei festgewurzelt, so treibt es mich auf einmal wieder fort in die Ferne, und es erwächs't mächtig die alte Reiselust."

„Du hast doch im gegenwärtigen Augenblicke nicht dergleichen vor?" fragte der Hausherr in fast besorgtem Tone.

„Bestimmtes nicht," entgegnete Herr von Scherra, „doch wenn ich meine Tagebücher durchblättere, oder aus ihnen arbeite, wie ich auch heute mehrere Stunden gethan, so tauchen ferne Gegenden, wo ich gern verweilte, wieder so frisch und lebendig vor mir auf, daß ich an mich halten muß, um nicht auf der Stelle einen Befehl zum Einpacken zu geben."

„Ueber Aehnliches sprachen wir vorhin auch, aber nicht à cause der Tagebücher — leider haben wir keine solchen — sondern beim Erblicken glückseliger Zugvögel, die so frei und fessellos glücklichere Gefilde aufsuchen können."

„Was meinst du dazu?" wandte sich Herr von Scherra an den Hausherrn. „Hättest du nicht auch wieder einmal

Lust, Zugvogel zu spielen, und noch einmal den Nil oder den heiligen Ganges zu besuchen?"

„Dorthin zieht mich's eigentlich nicht," erwiderte der Graf, und Rosa setzte rasch hinzu: „Lieber Herr von Scherra, ich muß bitten, nicht so egoistisch zu sein, wenn Sie über Reisen reden, und auch an uns zu denken."

„Erwünschteres könnte uns nichts kommen," versetzte der Angeredete galant; „dann freilich wäre es nichts mit Nil und Ganges, aber wohin sonst? Italien? Neapel? Ich fürchte, der gute Vesuv hat seine beweglichen Landsleute angesteckt und wir haben dort in nächster Zeit einen Ausbruch zu erwarten, wie noch nie etwas Aehnliches dagewesen. Du hast doch heute die Zeitung gelesen?" wandte er sich an seinen Freund, „Garibaldi ist ausgesegelt, und ich wette zehn gegen eins, er wird in Sicilien landen."

Françoise, welche wohl wußte, daß ein Gespräch über Politik höchst aufregend auf den Grafen wirkte, neigte sich gegen Herrn von Scherra und bemerkte lächelnd, „Sie sollen mir nicht umsonst gesagt haben, daß ich zuweilen befehlen möchte; ich mache jetzt davon den ersten Gebrauch und befehle, daß in meinem Salon nicht über Politik gesprochen wird."

„Da haben wir's," rief Scherra mit komischem Ernst, „aber im Grunde hat die Gräfin Recht. Man soll am freundlichen Kaminfeuer, bei einer guten Tasse Thee, in Gegenwart von liebenswürdigen Damen, mit Freunden, die noch dazu entgegengesetzter Meinung, wie wir, sind," setzte er mit einem leichten Augenblinzeln gegen den Grafen hinzu, „nicht politisiren, es ist das ein unfruchtbares Geschäft. Und es ist dies wahrhaftig auch nicht meine Absicht; nur um in den Augen der liebenswürdigen Fräulein Rosa nicht als Egoist

zu erscheinen, wollte ich die Frage an dieselbe stellen, ob man, trotz einer Umwälzung in Italien, als Fremder dort ungehindert auftreten könnte?"

„Wie ich die Italiener kennen lernte," versetzte der Graf, „bin ich der Ansicht, man würde nicht belästigt werden, auch glaube ich an keine dauernde Umwälzung. Worauf begründet sich auch das Recht der piemontesischen Regierung," setzte er eifrig hinzu, während sich seine Augen belebten, „die Lombarden, Toscaner, Römer und Neapolitaner auf ihre Art glücklich zu machen, und durch unrechtmäßiges Vertreiben ihrer angestammten Fürsten zu einem Ganzen verschmelzen zu wollen, was doch nie zusammenhalten kann und wird? Diese piemontesische Regierung," fuhr er heftiger fort, „die —"

„Halt, halt!" rief Herr von Scherra in komischem Ernste. „Sind wir schon wieder mitten drinn, und soll ich jetzt den alten Streit erneuern, indem ich dir aus einander zu setzen versuche, daß die Italiener wohl ein Recht haben, eine große und freie Nation zu bilden, und daß es dir selbst, um von etwas Praktischem zu reden," setzte er lachend hinzu, „außerordentlich angenehm sein würde, wenn du später einmal vom Lago Maggiore nach Sicilien reisen kannst, ohne alle paar Quadratmeilen genöthigt zu sein, deinen Paß zu zeigen und theure Sporteln zu zahlen, damit dich irgend ein italienischer Beamter, der dich gar nicht kennt, für einen unbescholtenen und ehrlichen Mann erklärt? Meine Damen, ich muß diesem strengen Verfechter alles Bestehenden die Erinnerung an einen Morgen in Livorno zurückrufen, auf dessen Rhede wir Morgens um 4 Uhr ankamen, um nach zehn Stunden gänzlich unmotivirten Wartens endlich ans Land gelassen zu werden. Hat dieser gute Graf damals nicht das Lob der kleinen ita=

lienischen Regierungen in den verschiedensten Sprachen der Welt gesungen, leider auch auf italienisch, weßhalb es uns auch fast begegnet wäre, daß man uns, endlich in der Stadt Livorno angekommen, ohne viele Umstände eingesteckt hätte?"

„Ich will wahrlich diesen Chicanen und elenden Neckereien nicht das Wort reden, aber das sind Mißbräuche, die sich abstellen lassen."

„Die man aber nicht abstellen wird; man hatte wahrhaftig lange genug Zeit, das zu thun."

Rosa schüttelte unmuthig ihren Kopf; sie sah voraus, daß es bei der reizbaren Gemüthsverfassung des Grafen in der nächsten Minute zu heftigen Worten kommen werde; sie blickte Françoise fragend an, die es aber nicht wagen durfte, den Herrn von Scherra, der sich auch noch obendrein etwas von ihr abgewandt hatte, durch einen Wink zu bitten, daß er das Gespräch abbrechen möge. Glücklicher Weise öffnete der Kammerdiener in diesem Augenblicke die Thür und ließ Arthur von Marlott eintreten, der mit so geräuschvollem und selbstgefälligem Behagen erschien, daß auch die lauteste Unterhaltung unterbrochen werden mußte.

Dreißigstes Kapitel.

Die Thugs oder indischen Mörderorden.

„Das heiße ich einmal Ahnungs=Vermögen entwickeln und Glück haben!“ rief der Husaren=Offizier, während er nach allen Seiten sein Compliment machte, mit großer Lustigkeit, „Ahnungs=Vermögen, weil ich mir halb und halb dachte, ich würde hier einen warmen Kamin und ein kleines, vernünftiges Souper finden, und Glück, daß ich mich nicht getäuscht.

„Sie erlauben doch, schöne Cousine,“ wandte er sich an die Gräfin, „daß ich mich in Ihrem angenehm durchwärmten Salon häuslich niederlasse? Es ist draußen verdammt kalt,“ setzte er fröstelnd hinzu.

Wir können hier unmöglich verschweigen, daß der Husaren=Offizier sich ziemlich lange in der Straße vor dem Hause aufgehalten hatte.

„Man kann doch,“ fuhr er heiter fort, „nicht jetzt schon im dicken Paletot herumlaufen.“

„Wenn es einen friert, warum nicht?“ meinte Herr von Scherra trocken.

Der junge Offizier machte gegen den Sprecher eine Bewegung mit den Schultern, als könne er nicht umhin, ihn wegen seiner hausbackenen Ansichten zu bemitleiden; dann rollte er mit vielem Geräusch einen Fauteuil herbei, ließ sich hineinfallen, und erst nach längerem Händereiben, während er mehrmals versichert, daß es in der That verflucht kalt sei, wandte er sich an Rosa, um ihr auf seine Ehre die Versicherung zu geben, daß für die morgende Theater-Vorstellung jetzt schon kein einziger Platz mehr zu bekommen sei. „Der Intendant,“ fuhr er geschwätzig fort, „hat gestern Abends im Club versichert, daß Ihre Vorstellung für morgen Abends, schöne Grausame, entschieden Ihre beste sei.“

„Ich bitte Sie, Herr von Marlott, verschonen Sie mich,“ sagte unmuthig die Tänzerin.

„O,“ versetzte er seufzend mit einer Miene, die ernsthaft sein sollte, wobei er mit der rechten Hand von sich abwehrte, „der Himmel soll mich bewahren, zu Ihnen dergleichen zu reden, edle, aber grausame Cousine; aber Ihrer liebenswürdigen Schwester, unserer theuren Gräfin, werden Sie mir nicht verbieten wollen, mitzutheilen, daß in der gestrigen Theaterprobe das ganze Theaterpersonal außer sich gewesen ist über die Auffassung Ihrer Rolle. Ja,“ wiederholte er, sich ernst umschauend, „bei unserer großen Tänzerin, Fräulein Rosa, kann man von Auffassung einer Rolle sprechen, und daß sie in ihrem Zigeuneranzuge wunderbar ausgesehen, bedarf eigentlich gar keiner Erwähnung.“

„Wenn Sie so fortfahren,“ erwiderte Rosa gereizt und verdrießlich, „so zwingen Sie mich wahrhaftig, nach Hause

zu gehen oder wenigstens den Schutz des Hausherrn anzurufen."

„Der wird auch nicht auf sich warten lassen," sagte der Graf; „sei doch gescheut, Arthur, sprich lieber von deinen Kameraden und Pferden, was doch auch ein schon oft dagewesenes Kapitel ist."

„Es ist traurig, daß Ihr es nicht ertragen könnt, wenn ich meiner schönen Cousine die aufrichtigen Gefühle meines Herzens darlege," meinte der Husaren-Offizier, wobei er mit der heitersten Miene von der Welt die Anwesenden der Reihe nach ansah; „aber wenn es Euch gefällig ist, kann ich auch von etwas Anderem reden, nur nicht von meinen Kameraden, die sind langweilig; auch nicht von meinen Pferden, von denen leider im gegenwärtigen Augenblicke nicht viel Rühmens zu machen ist."

„Darf man sich denn auch darnach erkundigen, wo du herkommst?"

„Das ist vielleicht eine Gewissensfrage," warf Herr von Scherra ein.

„Ganz und gar nicht," sagte Athur von Marlott, „ich komme direct von der Straße — ja, von der Straße," setzte er mit einem sehr behaglichen Gesichtsausdrucke hinzu, „es war da recht frostig; vorher aber war ich auf unserem Jockeiclub und sah dem Spielen zu."

Die Tänzerin hatte sich ihrer Schwester genähert und sprach, auf den Rand ihres Fauteuils gelehnt, angelegentlich mit ihr.

„Es wurde sehr hoch gespielt," fuhr der junge Offizier fort, „verdammt hoch, und Lieutenant von Bonnet gewann, wie gewöhnlich."

„Und du spieltest nicht?“ fragte der Graf.

„Nie gegen Bonnet, dieser Kerl hat ein zu unverschämtes Glück, und ich habe keine Lust, mit meinem Wenigen seine Einkünfte zu vermehren. — Apropos, lieber Herr von Scherra, ich habe Sie später um einen rechten Freundschaftsdienst zu bitten.“

„So lassen Sie hören, was ich mit meinen schwachen Kräften für Sie thun kann.“

„Später, später,“ versetzte lustig der Husaren-Offizier, „jetzt muß ich meine theure Cousine Rosa noch um eine Tasse Thee bemühen, wenn nicht etwas Solideres da ist,“ setzte er, um sich schauend, hinzu.

„Scherra bekommt ein Glas Marsala,“ sagte der Graf; „ich glaube, wenn du dich gut aufführst, wird für dich auch was da sein; ist's nicht so, Rosa?“

Die Tänzerin war an den Tisch gegangen und gab von dort her lachend zur Antwort: „Wenn das von der guten Aufführung unseres theuern und verehrten Cousins abhängt, so glaube ich, daß sein Souper sehr schmal ausfallen dürfte, denn er scheint mir in der Laune zu sein, wo seine Aufführung mir nicht gefallen kann.“

Der Husaren-Offizier hatte schmunzelnd seine feinen Stiefel betrachtet, wobei er seine Sporenräder leise zusammenklingen ließ. Gerade wollte er irgend etwas Unüberlegtes entgegnen, als sein Blick auf den Aermel seines Attila fiel und er dort auf dem dunkeln Tuch einen kleinen rothen, wollenen Faden bemerkte. Er nahm ihn rasch zwischen seine Finger, betrachtete ihn ein paar Sekunden, behaglich lächelnd, und ließ ihn alsdann auf den Teppich niederfallen, nachdem er ihn zuvor zu einem kleinen Kügelchen zusammengedreht.

Dieser rothe, wollene Faden schien auf seinen Ideengang einzuwirken, denn nachdem er einen Augenblick über irgend etwas nachgedacht, erhob er sich rasch von seinem Sitze und trat an den Tisch, wo Rosa eben für Herrn von Scherra einen Kelch mit dem edlen, goldgelben sicilianischen Weine füllte. Hier überflog sein Auge rasch die anmuthige Gestalt des jungen Mädchens, und darüber wurde sein Blick ernst; er berührte mit seiner Hand leise ihren Arm und sagte: „Geben Sie mir immerhin auch ein paar Tropfen, Rosa, ich werde sie nachträglich durch eine musterhafte Aufführung verdienen."

Das junge Mädchen sah ihn forschend an, und als sie bemerkte, daß von seinem Gesichte jene Lustigkeit verschwunden war, deren etwas roher Ausdruck sie beständig verletzte, sagte sie in freundlicherem Tone: „Gut denn, so will ich Ihnen wieder einmal trauen. Sie sehen, wie versöhnlich ich bin, und daß ich viel mehr auf Sie halte, als ich eigentlich thun sollte; aber jetzt seien Sie auch vernünftig."

„Nach Möglichkeit, schöne Cousine. Gott, wenn Sie wüßten, daß es nur an Ihnen läge, mich zu einem vollkommen vernünftigen Menschen zu machen, so würden Sie sich einmal recht viel Mühe mit meiner Erziehung geben."

„Glaub' ihm nicht," rief der Graf, „mit der Erziehung wäre keine Ehre einzulegen."

Der Husaren-Offizier hatte sich einen Stuhl an den Tisch gezogen, so nahe als möglich dem schönen Mädchen, und während er ein Biscuit in den Marsala tauchte, versetzte er kopfschüttelnd: „Ihr thut mir alle Unrecht. Weiß der Himmel, woher es kommt, daß ich ein so zweideutiges Re-

nommee habe; aber ich tröste mich mit der hochseligen Königin von Schottland: auch ich bin besser, als mein Ruf."

Françoise hatte sich ebenfalls erhoben und war auch an den Tisch getreten, wo sie ihren Arm um den Hals ihrer Schwester legte und dem Geplauder des jungen Offiziers zuhörte, der behaglich speis'te und in der That etwas vernünftiger geworden zu sein schien, denn er berichtete von einer Gemälde-Ausstellung, wo er heute gewesen, und von diesem oder jenem Bilde, welches ihm besonders gefallen.

Herr von Scherra war am Kamin sitzen geblieben, trank Tropfen für Tropfen seinen Marsala und schien sich eben so sehr, wie an dem Geschmack desselben, an der Farbe des edeln Weines zu erfreuen, der bei der Glut des Kaminfeuers wie flüssiges Gold funkelte. „Ich las neulich wieder," sagte er, zu dem Grafen gewandt, „Nachrichten über die Thugs oder indischen Mörderorden. Es ist mir das sehr interessant, und es wäre mir wichtig, über Einiges, das mir unklar geblieben, belehrt zu werden. Sollte ich den Jussuf," setzte er flüsternd hinzu, „nicht einmal in dieser Richtung befragen dürfen?"

Der Graf schüttelte leicht mit dem Kopfe und blickte eine Zeit lang in die glühenden Kohlen, ehe er zur Antwort gab: „du würdest ihn ohne Nutzen befragen, sein Mund wäre gegen dich stumm wie das Grab, verlaß dich darauf."

„Würde er auch dir eine Auskunft verweigern?"

„Vielleicht, vielleicht auch nicht; er spricht nicht gern von seiner Vergangenheit."

„Es ist schade," meinte Herr von Scherra; „aber du selbst," fuhr er nach einer Pause fort, „der du zugegen warst und betheiligt bei der Untersuchung gegen die indischen Mörder-

orden, könntest mir Einiges sagen, was mir in jenen Berichten undeutlich bleibt."

„Aufrichtig gesagt," versetzte der Graf mit einem seltsamen Lächeln, „geht es mir fast, wie Jussuf, auch ich spreche nicht gern über jene Geschichten."

„Das heißt, du magst Neugierigen nicht gern darüber mittheilen, und darin hast du vollkommen Recht; aber mir würdest du es nicht abschlagen, mich in meinen Forschungen zu unterstützen."

Der Graf hatte sich gegen das Kaminfeuer gebeugt und stieß mit der Zange zu wiederholten Malen in die brennenden Holzstöße, so daß Myriaden von Funken leuchtend aufflogen. „Von ihren Geheimnissen," sagte er alsdann, „weiß ich auch nicht viel; sollte ich dir aber etwas Interessantes mitzutheilen im Stande sein, so würde ich dir gern einige Fragen beantworten, im Falle ich das nämlich zu thun vermag."

„Ich möchte aber nicht, daß es unangenehme Erinnerungen in dir hervorriefe."

„Was du mich fragen wirst, wird wohl keine unangenehmen Erinnerungen in mir erwecken. Du bist auf diesem Welttheil wohl der einzige Mensch, der Kenntniß davon hat, was Jussuf war, und hast auch die Gründe gebilligt, warum ich den Indier in meine Dienste nahm." Er sagte das, wie in halber Zerstreuung, mit gedankenvollen Blicken, welche er in die Glut des Feuers versenkte.

„Gibt es noch von diesen Mörderorden in Indien?" fragte Herr von Scherra nach einer Pause.

„O ja, es gibt deren noch, aber lange nicht mehr so zahlreich, wie damals, wo sie mit vollem Rechte eine grauen-

hafte Plage genannt werden konnten; gestanden doch manche der eingefangenen Mörder, daß sie das Handwerk 25 bis 30 Jahre getrieben, jährlich ihren Raubzug zurückgelegt und an manchen Tagen 10 bis 20 Personen ermordet hätten.“ —

„Wie man hört, meine Damen,“ sagte drüben am Theetische der Husaren-Offizier in lautem, sehr wichtigem Tone, „so soll die diesjährige Saison außerordentlich glänzend werden, man wird bei Hofe Comödie spielen und tanzen.“ —

„Dabei sind aber keine Fälle bekannt, daß sie Blut vergossen?“ forschte Herr von Scherra weiter.

„Nein,“ erwiderte der Graf, „hatten doch die eigentlichen Mörder auch den Beinamen „Buttoat“ oder Erwürger, welche das Palu, so heißt das Tuch zum Erdrosseln, drei Fuß lang und leicht zusammen gedreht mit einem Knoten am Ende am Gürtel trugen. Der Buttoat folgte der Person, die ermordet werden sollte, warf ihr das Tuch über den Hals und kreuzte dann mit außerordentlicher Kraft die Arme, worauf alles vorüber war. Die entsetzliche Geschicklichkeit dieser Leute war so groß, daß, ehe das Opfer noch zu Boden fiel, das Leben erloschen war.“ —

„Mit Hof-Concerten,“ lachte Arthur, „bitte ich, mich zu verschonen; es kommt auch diese Ehre selten an mich, denn ich kann nicht umhin, dort ein solches Bild von Langeweile zu geben, daß es, wie mir seine Excellenz der Oberhofmeister versicherte, förmlich ansteckend sein soll und schon Veranlassung gegeben zu einem Allerhöchsten Gähnen.“

„Und doch haben Sie oft versichert,“ meinte Rosa, „daß die Musik Ihnen Vergnügen macht.“

„Doch nur die Tanzmusik, nicht wahr, Arthur?“ sagte lächelnd die Gräfin.

„Allerdings kann ich mich in der Branche von Tanzmusik und Tanz unbedingt für einen Kenner ausgeben. Fragen Sie die grausame Rosa, ob ich nicht bei jedem Ballete von Anfang bis Ende nur Auge und Ohr bin."

„Wie kann ich das wissen? Sie werden doch nicht so eitel sein, vorauszusetzen, daß ich nach Ihnen sehe, um Ihre Aufmerksamkeit zu beurtheilen?"

„Nicht immer, begreiflicher Weise, schöne Cousine, aber zuweilen erhalte ich doch meinen Blick, ach, so einen kleinen Blick der Freundschaft, mit Liebe verbrämt!" —

Die beiden Schwestern lachten, und Rosa sagte: „Er ist unverbesserlich, es hilft wahrhaftig nichts, wenn man sich die Mühe gibt, ihm Vernunft zu predigen. Gestehen Sie, Herr von Marlott," fuhr sie fort, nachdem ihre Blicke plötzlich den Ausdruck des freundlichen Lächelns verloren hatten, „daß Sie den ganzen lieben Tag nie an etwas Ernstes denken und immer nur überlegen, wie Sie sich in der nächsten Stunde am besten amusiren wollen."

„Das Letztere zugestanden, thun Sie mir im Ersten Unrecht; ich denke oft an etwas Ernstes, und zwar an Sie, schöne Rosa, ohne daß mich aber dieses Denken je etwas genützt. Sie haben nun einmal eine schlechte Meinung von mir und wollen nicht davon ablassen."

„Trotzdem er alles thut," warf die Gräfin heiter ein, „um dich in deiner Meinung zu bestärken. Du hast Recht, er ist unverbesserlich." —

„Etwas möchte ich noch wissen," sprach Herr von Scherra nach einer längeren Pause, „ob die Thugs nämlich sich von Andern gebrauchen ließen, um eine bezeichnete Person aus der Welt zu schaffen?"

Der Graf blickte mit einem Ausdrucke zu seinem Freunde auf, als habe er die Frage nicht recht verstanden.

„Ich meine," fuhr dieser fort, „ob sie sich in der Art gebrauchen ließen, etwa wie die italienischen Bravi — ob sie auf Bestellung und für Geld mordeten?"

Der Graf fuhr langsam mit seiner Hand über die Augen, ehe er mit leiser Stimme zur Antwort gab: „Das Letztere thaten sie wohl niemals, und was das Andere anbelangt, so weiß ich dir auch darüber keine genaue Auskunft zu geben. So viel ist sicher, daß sie bei ihrem entsetzlichen Gewerbe vorgaben, nur dem Rufe ihrer finsteren Göttin Kalee zu folgen. Dieser Ruf oder die Vorzeichen waren verschiedener Art, z. B. das Geschrei des Wolfes, der Eule, auch das Zusammenschlagen von Stein und Eisen, sobald dies auf ihrer rechten Seite ertönte. War ihre Aufmerksamkeit dadurch erregt, so überließen sie sich allerdings dem Einfluß ihrer Vorgesetzten oder auch vielleicht dem von Personen, die sie hoch verehrten."

Bei diesen letzten Worten stieß der Graf die Holzblöcke im Kamin zusammen und sprach so leise, daß Herr von Scherra Mühe hatte, ihn zu verstehen. Da dieser auch hieraus abzunehmen schien, daß die Fortsetzung dieses Gespräches seinem Freunde nicht angenehm sei, so lehnte er sich in seinen Fauteuil zurück und blickte nach den beiden Damen, denen es Spaß zu machen schien, den jungen Offizier bei seinem Souper wechselweise zu bedienen.

„Da sieht man es wieder einmal," rief er mit komischem Ernste, „welchen Vorzug die Jugend hat — dieser undankbare Offizier wird von schönen Händen gefüttert, während ich vergeblich nach einem Tropfen Marsala schmachte."

„Falsch, Herr von Scherra," lachte Arthur. „Nur aus Discretion, um Ihr ernstes und gewiß sehr interessantes Gespräch mit Paul nicht zu stören, zogen wir uns hieher zurück, und ich wurde, wie schon oft, das Opfer meiner Gefälligkeit, denn ich habe allerdings stark soupirt."

„Sie nennen das ein Opfer, was andere, minder begünstigte Sterbliche vollkommen glücklich machen würde. Ich werde mich auch, um in Ihrer Redeweise fortzufahren, ein wenig opfern," sprach Herr von Scherra, aufstehend.

„Im Falle nämlich Arthur noch etwas übrig gelassen hat," sagte der Graf, indem er dem Beispiele seines Freundes folgte, sich ebenfalls von seinem Fauteuil erhob und an den Tisch trat.

„Mit dieser Aeußerung, bester Paul," versetzte Arthur, „machst du allein deiner hochverehrten Frau, unserer liebenswürdigen Wirthin, ein schlechtes Compliment. Daß du mich als ein Muster von Unersättlichkeit hinstellst, will ich dir verzeihen, und wie sehr du der vortrefflichen Gräfin Unrecht gethan, davon magst du dich durch den Augenschein überzeugen. Rücken wir also zusammen, und fahren wir in unserem höchst angenehmen Geschäfte fort."

„So war es eigentlich nicht gemeint," lachte Herr von Scherra, und setzte, nachdem er auf seine Uhr gesehen, bei: „es ist spät genug, um einen kleinen Abschiedstrunk zu thun, und ich bitte zu diesem Behufe Fräulein Rosa noch um ein Glas Marsala."

„Es ist traurig," meinte der Husaren-Offizier, „daß dieser gute Herr von Scherra nie die ächte und gerechte Ruhe hat."

„Beim Souper, wollen Sie sagen?"

„Da und auch sonst."

„Nun erlauben Sie, lieber Herr von Marlott," versetzte der alte Herr, „es gibt Gelegenheiten, wo ich schon beweise, daß es mir an der nöthigen Ruhe nicht fehlt; aber wenn es elf Uhr vorüber ist, so ist es wohl nicht zu früh, an's Nachhausegehen zu denken, besonders da Paul vor Mitternacht zur Ruhe gehen soll und muß."

„Ja, daran habe ich nicht gedacht," gab der Husaren-Offizier zur Antwort und setzte, zu dem Hausherrn gewandt, nachdem er seinen Bart sorgfältig mit der Serviette abgewischt hatte, hinzu: „Wie geht es dir jetzt eigentlich mit dem Schlafen, ich denke besser, nicht wahr? Das freut mich ganz außerordentlich, wahrhaftig, ganz außerordentlich, obgleich ich mir eigentlich von den Leiden der Schlaflosigkeit keinen rechten Begriff machen kann."

„Denk dir einmal, Arthur," erwiderte der Graf gut gelaunt, „du seist so recht hungrig und durstig; diese Gefühle kennst du doch?"

„O, was das anbetrifft, so kenne ich auch andere," antwortete der Husaren-Offizier etwas piquirt.

„Also du seist hungrig und durstig, hättest die besten Speisen und Getränke um dich stehen, und unsichtbare Hände verhinderten dich, zuzulangen."

„Das wäre allerdings entsetzlich."

„So ist es mit meiner Schlaflosigkeit," sprach der Hausherr sehr ernst; „ich bin schläfrig zum Umsinken, die Augen fallen mir fast zu, der Schlaf, der alle Geschöpfe erquickt, umgaukelt mich, daß ich ihn fast glaube mit den Händen ergreifen zu können, und wenn ich die Augen so recht müde schließe und denke, er senke sich sanft auf mich nieder, so

flattert er wie hohnlachend davon in alle Weiten — doch reden wir nicht davon," schloß der Graf mit einer abwehrenden Handbewegung.

„Das ist auch meine Meinung," sagte Herr von Scherra, „ich kenne auch ähnliche Zustände und habe mich immer bemüht, Abends auf andere Gedanken zu kommen und so die Furcht zu überwinden, die man vor seinem eigenen Bette hat."

Der Graf hatte seine eine Hand sanft unter den Arm seines Freundes geschoben, und sagte, ihn etwas bei Seite ziehend, mit leiser Stimme: „Hast du dich nochmals nach jenem Arzte erkundigt? Räthst du mir, ihn zu einer Consultation zu besuchen?"

„Warum nicht, es wird dich beruhigen. — Dr. Henderkopp — bei diesem Namen wandte sich der Husaren-Offizier rasch gegen Herrn von Scherra, wobei er für sich selbst mit dem Kopfe nickte, wie jemand, der sich auf etwas besinnt — war Assistenz-Arzt bei einem meiner werthesten Freunde," setzte Herr von Scherra seine Rede ruhig fort, ohne die Bewegung Arthurs zu sehen, „welcher seine Kenntnisse lobte und mit seinen eifrigen Studien zufrieden war. Die Anstalt, die Dr. Henderkopp jetzt selbst führt, habe ich allerdings nur flüchtig gesehen, doch was ich sah, hat mir nicht mißfallen. Wenn du willst, begleite ich dich hin."

„Nein, nein, ich danke dir," entgegnete der Graf rasch, fast ängstlich, „das mache ich lieber allein ab; nicht, daß ich's heimlich thun wollte, im Gegentheil, ich werde dir genau referiren, was er mir gesagt."

„Wie du willst, mein guter Paul. Und nun," er reichte ihm die Hand, „schlaf' wohl, — es ist das bei mir keine Redensart, sondern ein Wunsch, der von Herzen kommt. —

Gehen Sie mit, junger Weltenstürmer?“ wandte er sich an Herrn von Marlott.

„Gewiß,“ entgegnete dieser; „doch, ehe ich es vergesse, darf ich Sie wohl fragen, ob Sie nicht eben den Namen des Dr. Henderkopp nannten?“

„Allerdings; aber wie kommen Sie auf diesen Namen?“

„O,“ machte lachend der junge Offizier, „in Betreff dieses Wortes habe ich Sie später um eine Gefälligkeit zu ersuchen.“

„Darauf wäre ich begierig,“ versetzte lächelnd der alte Herr; „ich wüßte nicht, was mehr aus einander ginge, als Dr. Henderkopp und Sie.“

„Zugestanden, und doch haben auch die verschiedenartigsten Menschen gemeinschaftliche Annäherungspuncte,“ meinte Herr von Marlott, und setzte gegen die Damen gewandt hinzu: „Meine schönen Cousinen, ich habe die Ehre, Ihnen eine gute Nacht zu wünschen.“ Françoise reichte ihm freundlich die Hand, die er bedächtig an seine Lippen führte, dabei aber zu Rosa hinüberschielte und dann sagte: „Françoise hat doch ein gutes und versöhnliches Gemüth und läßt mich selten ohne ein Zeichen ihrer Güte scheiden, aber Sie —“

„Schon gut, Herr von Marlott,“ lachte die Tänzerin, „ich bin um Ihren ruhigen Schlaf besorgt. Wie oft haben Sie mir schon versichert, daß ich Ihnen mitternächtige qualvolle Stunden verursacht.“

„Und auf Ehre, das ist wahr! Selbst im Traume noch umschwebt mich dein Bild! singt jener glückselige junge Mensch in der Nachtwandlerin, indem er, ach, mit ganz anderen Gefühlen scheidet, als ich. Gute Nacht dann, Paul! Ich wünsche dir von Grund meines Herzens einen festen Schlaf.“

„Gute Nacht, meine Damen,“ sagte Herr von Scherra,

und damit verließen Beide das Gemach, während der Hausherr an der Glocke zog, die neben dem Kamin hing.

Draußen im Vestibul stand der Kammerdiener des Grafen Lotus und präsentirte den beiden Herren Cigarren auf einem silbernen Teller, während einer der Lakaien ein brennendes Wachslicht bereit hielt. Ein anderer der Bedienten half Herrn von Scherra seinen Ueberrock anziehen, und bot alsdann auch dem Husaren-Offizier den seinigen, welchen dessen Reitknecht gebracht.

„Das ist wunderbar," meinte Herr von Marlott, „daß mein theurer George sich um solche Kleinigkeiten, wie meinen Paletot, bekümmert; ich fürchte, er hat wieder allerlei Streiche gemacht, weßhalb er sich bemüht, mich bei guter Laune zu erhalten, es ist mir das immer verdächtig." Er brannte seine Cigarre an und folgte dem alten Herrn, der schon die Treppe hinabgegangen war. —

Es war eine kalte, sternenklare Nacht. Der Offizier schaute an den Himmel empor und heftete dann seine Blicke auf das gegenüber liegende Haus, wo aber kein Lichtschimmer mehr zu sehen war.

„Sie schläft und träumt von mir,"

trillerte er nach einer bekannten Weise, worauf er dem alten Herrn freundlich seinen Arm bot.

Nachdem sie ein paar Schritte gegangen waren, sagte Herr von Marlott: „Ich habe Sie in der That um eine kleine Gefälligkeit zu bitten, welche, was Ihnen allerdings sonderbar vorkommen wird, jenen Dr. Henderkopp betrifft. Sie kennen ihn, wie ich weiß, und könnten etwas für mich thun."

„Ich muß wiederholen, daß ich begierig bin, auf welche

Art ich Ihnen bei dem Director der Privat=Irren=Anstalt nützlich sein kann."

„Nun, in dieser Eigenschaft freilich nicht," lachte der Husar, „Gott soll mich in Gnaden bewahren; aber wie ich ganz genau weiß, wird sich der Doctor in den nächsten Tagen verheirathen."

„So ist es; wenn ich aber hinzusetze, daß seine Braut ein ganz unbescholtenes Mädchen ist, die sehr eingezogen lebt, und, wie ich glaube, keine militärischen Bekanntschaften hat, so —"

„Machen Sie mir mit dieser Aeußerung durchaus kein Compliment, sprechen vielmehr eine Befürchtung aus, die ich aber dadurch zu entkräften vermag, daß ich Ihnen mein Ehrenwort darauf gebe, daß ich die Braut des Doctors in meinem Leben nicht gesehen habe, und auch kein besonderes Verlangen darnach trage, ihre Bekanntschaft zu machen."

„Gut denn; aber meine Bemerkung können Sie mir nicht übel nehmen, denn ich weiß, um was es sich bei Euch jungen Leuten gewöhnlich handelt."

„Haben auch dieses Mal nicht Unrecht, verehrter Herr und Freund. Ich will ehrlich sein; es betrifft in der That so eine kleine, liebenswürdige Bekanntschaft, die ich gemacht habe und zu cultiviren gedenke."

„Und dazu soll ich die Hand bieten?"

„O, unbesorgt," sagte der Husar mit einem affectirten Seufzer, „es ist eine reine, unschuldige Liebe."

„Das glaube Ihnen der Henker, aber was wollen Sie denn eigentlich?"

Statt auf diese Frage sogleich eine Antwort zu geben, zog Herr von Marlott seinen Begleiter etwas auf die Seite,

um eine rasch daherrollende Equipage vorüber zu lassen. „Es ist der Wagen des Grafen,“ sprach er nach einer Pause, ihm nachschauend, „Rosa fährt nach Hause. Nicht wahr, das ist doch eine prächtige Erscheinung? — — Aber um wieder auf meine Bitte zu kommen, so ist sie im Grunde nur eine Kleinigkeit, die Ihnen nicht schwer wird, mir zu erfüllen, eine Einladung zu jener Hochzeits-Feierlichkeit — lassen Sie mich ausreden, Verehrtester, ehe Sie, wie ich an Ihrem Kopfschütteln merke, mit Gründen gegen mein Verlangen aufmarschiren. Dieser Dr. Henderkopp,“ fuhr er eifrig fort, „den ich persönlich zu kennen nicht das Vergnügen habe, spricht, wie ich ererfahren, gern von seinen vornehmen Verwandtschaften und Bekanntschaften, und es ist ihm und auch der verehrlichen Schwiegermama alles daran gelegen, daß die Geschichte mit gehörigem Pompe vor sich geht. Dazu will ich nun mein Scherflein beitragen, und Sie werden mir zugeben, verehrtester Herr und Freund, daß es keinen geringen Schlagschatten hinwerfen wird, wenn ich zur kirchlichen Trauung in meinem Wagen vorfahre und mich in meiner Uniform zwischen den schwarzen Fräcken präsentire. Daß der Doctor nur einige Plätze für Leute von Distinction reservirt hat, habe ich ebenfalls erfahren, und —“

„Aber sagen Sie mir ums Himmels Willen,“ fragte heiter der alte Herr, „woher erfahren Sie denn eigentlich alles das?“

„Soll ich ehrlich gegen Sie sein?“

„Nun, ich hoffe.“

„Ich habe alles das von einer der Brautjungfern, o, ich sage Ihnen, von einem liebenswürdigen, kleinen, frischen, runden Geschöpfe, die mir außerordentlich zugethan ist.“

„Aha, in reiner, unschuldsvoller Liebe?“

„So ist es, auf Taille! Und nachdem ich so ehrlich und offen war," setzte er schmeichelnd hinzu, „bin ich fest überzeugt, bei meinem lieben und bewährten Freunde Scherra keine Fehlbitte gethan zu haben, nicht wahr, alter Freund? Du lieber Himmel, Sie waren ja auch jung und haben auch Ihre kleinen Geschichtchen gehabt! Bitte, schlagen Sie mir die Kleinigkeit nicht ab."

„Was kann ich denn eigentlich für Sie thun? Den Dr. Henderkopp um eine Einladung für Sie bitten? Wenn er es mir aber abschlägt?"

„O, o," rief der Husaren-Offizier erfreut, „er schlägt es Ihnen nicht ab! Also Sie wollen?"

„Meinetwegen denn, aber unter Bedingungen."

„Nur keine zu harten."

„Daß ich die junge Dame unter meinen Schutz nehmen darf, und daß Sie sich nicht einfallen lassen, sie nach der Festlichkeit in Ihrem Wagen nach Hause bringen zu wollen."

„Mir scheint," sagte der Husaren-Offizier, pfiffig lächelnd, „daß Sie auch schon kleine Verhältnisse mit Brautjungfern hatten — es ist hart, aber es sei. Sie bitten also für mich?"

„Ich werde mit dem Dr. Henderkopp sprechen."

„Bitten!"

„Nun ja, aber Sie versprechen mir, sich vernünftig aufzuführen?"

„Wie immer."

„Nein, nicht wie immer, sondern wie es sich für meinen Schützling geziemt."

„Der Ihnen von ganzem Herzen dankbar ist."

„Wer weiß, ob Sie dazu Ursache haben."

„Gewiß, denn ich verdanke Ihnen einige frohe, lichtvolle Stunden."

„Licht gibt Schatten, mein junger Freund, und wenn uns der Schatten beschattet, sind wir nicht selten geneigt, das vorausgegangene Licht zu verwünschen."

„Aber mit Unrecht," sagte der Husar in leichtfertigem Uebermuthe, „wer kann immer Sonnenschein verlangen? Ihm folgt naturgemäß der Regen. Soll ich die hellen Augenblicke hassen, weil auf sie vielleicht eine dunkle Stunde folgt?"

„Möge Ihre Philosophie Sie nie im Stiche lassen," bemerkte etwas ernst Herr von Scherra. „Und nun gute Nacht, denn hier bin ich an meiner Wohnung."

„Ich darf also auf Sie zählen?"

„Wie auf eine dunkle Stunde."

„Meinetwegen auch, ich trotze ihr."

„Gute Nacht denn!"

Damit schieden die Beiden.

Einunddreißigstes Kapitel.

Eine nächtliche Unterredung.

Während Herr von Scherra die Klingel an seinem Hause zog, blickte er seinem jungen Freunde nach und sprach lächelnd zu sich selber: „Da geht er hin und ist glücklich bei seinem Leichtsinn, und sein Leichtsinn verzeihlich bei seiner Jugend; für ihn hat der Tag fast vierundzwanzig Stunden des Genusses. Ist es uns früher zeitweise nicht auch so ergangen? Jetzt sucht er vielleicht noch ein Kartenspiel auf, oder — bei diesen Worten trat Herr von Scherra in die mittlerweile geöffnete Hausthür — wenn er nach Hause kommt, meldet ihm sein Bedienter —"

„Es ist drinnen eine Dame, die Sie zu sprechen wünscht," sagte der Kammerdiener des Herrn von Scherra, und traf damit zufälliger Weise, aber so genau den Gedankenstrom seines Herrn, daß dieser lächelnd zur Antwort gab: „Ja, so dachte ich, leichtsinniges Volk!"

„Ob die Dame unter die leichtsinnigen zu zählen ist,

gnädiger Herr, das weiß ich nicht so genau, aber da ist sie einmal und —"

„Wer ist da?" fragte der alte Herr fast bestürzt.

„Eine junge Dame, die so eben kam und im Zimmer auf Sie wartet, da dieselbe Sie, gnädiger Herr, sprechen will und muß, wie sie sagte."

„Bin ich denn hier in meiner Wohnung?" fragte kopfschüttelnd Herr von Scherra. „Was schaust du mich so sonderbar lächelnd an? Ich hoffe nicht, daß du irgend einen Spaß mit deinem Herrn vor hast. Wer ist in meinem Zimmer?"

„Eine junge Dame."

„Und fragte nach —?"

„Nach Ihnen, nach dem Herrn von Scherra."

„Da sieht man," meinte der alte Herr kopfschüttelnd, „daß man nie nach dem Scheine urtheilen soll! Was ich bei Arthur als natürlich voraussetzte, geschieht bei mir, und doch gewiß nur im allerunschuldigsten Zusammenhange. — Sehen wir, wer die Dame ist."

Er trat in sein Wohnzimmer und sah dort bei der schwachen Beleuchtung einer mit einem Schirm bedeckten Lampe eine weibliche Gestalt, welche rasch auf ihn zutrat, und die, als er sie mit einem ernsten, schüchternen und zugleich fragenden „Mein Fräulein" anredete, heiter erwiderte: „Ich bin es, lieber Freund, Rosa. Daß ich Ihnen unerwartet komme, glaube ich, hoffentlich aber zürnen Sie über mein Kommen nicht, ich muß mit Ihnen reden."

„Hätte ich gewußt, daß mir das Glück zu Theil werden soll, Sie, mein verehrtes Fräulein, bei mir zu sehen, so würde ich gewiß nur ein freudiges Erstaunen haben blicken lassen,

und das will ich jetzt nachholen und Ihnen zum herzlichen Empfang statt einer Hand meine beiden reichen. So, und nun bitte ich Sie, sich zu setzen."

Rosa ließ sich auf dem kleinen Sopha des alten Herrn ganz ungezwungen nieder und nahm Capuze und Schleier von ihrem Kopfe.

Herr von Scherra setzte sich vor ihr auf einen Stuhl, legte seine Hände auf die Kniee und betrachtete mit wohlwollendem Lächeln die schöne Erscheinung.

„Und nun zur Sache," sagte die Tänzerin, „die Zeit ist so vorgerückt, daß ich mir und Ihnen jedes einleitende Wort ersparen muß."

Um sie nicht zu unterbrechen, nickte der alte Herr mit dem Kopfe und nahm alsdann einen aufmerksamen Ausdruck an.

„Vor ein paar Tagen," fuhr sie fort, „war ein kleines Diner bei meinem Schwager. Sie waren dort, Herr von Marlott, Professor Spanger; ich konnte nicht da bleiben, da ich nothwendig im Theater zu thun hatte."

„Was wir alle sehr bedauerten," sagte der galante Zuhörer.

„Während des Diners sprach man von Reisen, von fernen Ländern, Sie erwähnten Neapels und erzählten eine Geschichte, die sich während Ihres Aufenthaltes dort zugetragen, und welche Sie, da Sie die Handelnden genau gekannt, schmerzlich berührt."

„So ist es, mein Fräulein," entgegnete Herr von Scherra, dessen Aufmerksamkeit, welche bisher nur der liebenswürdigen Persönlichkeit seines Gastes zugeschrieben werden konnte, sich mit einem Male steigerte. „Ich erzählte von einem jungen

Manne, dessen Vater ich gekannt und geliebt, und der mir selbst seiner vortrefflichen Eigenschaften wegen werth und theuer war — von dem jungen Marchese Gaetano Fontana."

Rosa nickte mit dem Kopfe und dabei preßte sie ihre Lippen heftig aufeinander, ja, ihr Gesicht nahm einen so schmerzlichen Ausdruck an, daß Herr von Scherra sie mit dem größten Erstaunen betrachtete. Er fuhr mit seiner Hand über die Augen, er blickte das junge Mädchen starr an. — „Bei Gott," murmelte er, so leise, daß sie es kaum verstand, „sollte denn meine Erzählung die Frau Gräfin näher interessirt haben, als ich gedacht? Sie war ja auch in Neapel, um des Himmels Willen, sollte —"

Die Tänzerin hatte sich gesammelt und versetzte nach einem tiefen Athemzuge: „Wie ich vorhin schon sagte, wir haben keine Zeit zu einleitenden oder vorbereitenden Worten. Ihre Erzählung enthielt Thatsachen aus dem Leben meiner armen Schwester."

Herr von Scherra sprang rasch in die Höhe und blickte entsetzt auf das junge Mädchen. „Das ist ja ein fürchterlicher Zufall," rief er aus, „und Françoise, unsere gute, liebe, unschuldige Françoise mußte das mit anhören! Ach, jetzt erinnere ich mich, bemerkt zu haben, daß ihr meine Erzählung nicht behaglich erschien; ich glaube auch, daß ich dieser Bemerkung Worte lieh und vorschlug, meine traurige Geschichte ein andermal beendigen zu dürfen, sie aber lehnte es ab."

„Weil sie einen Vorwand fand, sich zu entfernen, und weil sie das Furchtbarste aus Ihrer Geschichte, die Gewißheit, daß Gaetano damals nicht verheirathet gewesen, bereits

erfahren. Sie können sich die Lage meiner armen Schwester denken; ich brauche Ihnen, dem vertrauten Freunde unseres Hauses, kein Geheimniß daraus zu machen, daß das Verhältniß Françoise's mit Gaetano ein inniges gewesen, daß ihre ganze Seele an ihm hing, und daß es ihr nur dadurch möglich wurde, im Verlaufe der Zeit etwas Ruhe und Trost zu finden, daß sie in Gaetano einen treulosen, unwürdigen Verräther sah."

„O, mein Gott, das war er nicht! Mit Beiden wurde ein furchtbares Spiel getrieben, wie ich jetzt vollkommen begreife. Was ist zu thun, Fräulein, wie kann ich Ihnen in dieser entsetzlichen Angelegenheit nützlich sein?"

Das junge Mädchen zuckte mit den Achseln. „Zu thun wird darin wohl nichts mehr sein," sagte sie mit einer erschreckenden Ruhe. „Alles, was Françoise und ich von Ihnen, unserem Freunde, wünschen, besteht darin, uns mittheilen zu wollen, ob in dem, was Sie damals erzählten, als meine Schwester fortgegangen war, noch etwas Wichtiges enthalten war, und ob," setzte sie stockend hinzu, „Ihnen etwas über das fernere Schicksal Gaetano's bekannt wurde. Ich, für meine Person," fuhr sie nach einer Pause fort, „stellte, nachdem wir Neapel verlassen, und auch später noch Nachforschungen an, ohne je etwas von ihm zu erfahren."

„Ich kann Ihnen nichts Besseres sagen," gab Herr von Scherra nach einem längern Stillschweigen zur Antwort. „Nachdem jene, mir damals unbekannte Künstlerin, meine arme Freundin Françoise, Neapel verlassen, verschwand auch der unglückliche junge Mann. Daß ich schon seiner Mutter zu Liebe alles aufbot, um Spuren von ihm zu entdecken, werden Sie mir glauben. Auf San Antonio war er noch

gesehen worden, da aber ging jede weitere Spur von ihm verloren, und so viel ich mir auch auf meinen vielen Reisen durch Italien, Deutschland und Frankreich Mühe gab, etwas von ihm zu erfahren, waren doch alle meine Schritte vergeblich, eben so wie die seiner armen Mutter, welche bis zu ihrem Tode begreiflicher Weise nie die Hoffnung aufgab, ihren einzigen Sohn wieder zu sehen." —

„Die Marchesa starb?"

„Vor anderthalb Jahren, und bis zu ihrem Tode stand ich mit ihr in Correspondenz. Sie zeigte mir ihre erfolglosen Schritte an, ich ihr die meinigen; wir beklagten Beide in Gaetano einen Verstorbenen, und so wird es auch sein," setzte er mit schmerzerfülltem Tone hinzu, „ein Herz wie das seinige, das so innig und heiß geliebt, mußte brechen bei dem ungeheuren Verluste. Aber eines, Rosa," rief er leidenschaftlich aus, „ist mir unklar, unbegreiflich, wie Sie, mit Ihrem ruhigen Verstande, an die furchtbare Schuld jenes unglücklichen jungen Mannes glauben konnten, wie Sie, bekannt mit dem italienischen Charakter, Einflüsterungen, Verdächtigungen Gehör geben konnten, da Sie doch ahnen mußten, daß diese Verdächtigungen von einer stolzen, unerbittlichen Mutter herrührten!"

„Sie machen mir Vorwürfe, lieber Freund," erwiderte Rosa trübe lächelnd, „die jetzt, aber in viel stärkerem Maße mein Gewissen belasten, jetzt, wo die Verhältnisse anfangen, furchtbar klar zu werden. Damals aber hätten Sie gewiß nicht anders gefühlt und gehandelt, wie wir. Lange, lange widerstanden wir, selbst ich, jenen Verdächtigungen und Einflüsterungen, bis jener entsetzliche Abend kam, wo, ich will das nicht leugnen, alles zur Flucht meiner Schwester mit

Gaetano vorbereitet war, zu einer Flucht, wozu sich Françoise lange nicht verstehen wollte, wozu sie nur endlich zaghaft ihre Zustimmung gab, da sie nicht länger im Stande war, seinen wilden, leidenschaftlichen Bitten zu widerstehen, und da ich mich an ihrer Seite befand. Gerade am Abend, der diesem Tage voranging, wurden wir, anscheinend von einer Seite, welche durchaus kein Interesse an einer derartigen Verdächtigung haben konnte, aufs bestimmteste davon unterrichtet, daß der Marchese Gaetano Fontana verheirathet sei, auch wurde der Name seiner Frau genannt, eine Fürstin Pallavicini aus Palermo."

Herr von Scherra schüttelte traurig lächelnd mit dem Kopfe.

„Meine Schwester zweifelte; was mich anbetrifft, so gestehe ich offenherzig, ich hielt ihn eines solchen Frevels fähig — möge es mir Gott verzeihen — ich liebe die Italiener nicht. Nun kam er, und statt wie er früher gethan, auf die Abreise zu dringen, sprach er von Versprechungen, die er seiner Mutter gegeben — Versprechungen," wiederholte Rosa, indem ein leuchtender Blick aus ihren Augen schoß, „Versprechungen seiner Mutter, als ob er nicht gegen meine arme Françoise frühere und heiligere zu halten gehabt hätte."

„Er gab diese Versprechungen, ich weiß das ganz genau, aber erst, nachdem die Mutter ihm feierlich gelobt, sich der von ihm erflehten Verbindung nicht länger widersetzen zu wollen."

„Der Verbindung ihres Sohnes, des Marchese Gaetano Fontana mit einer fremden Sängerin von gar keiner Familie?" versetzte Rosa in scharfem Tone; „und glauben Sie,

die stolze Dame, welche ihre Abkunft von sicilianischen Königen herleitete, würde ihr Gelöbniß gehalten haben?"

„Sie vielleicht nicht, aber Er hätte sein Wort gehalten, liebe Rosa; ich kannte Gaetano, ich blickte in sein liebendes und treues Herz. Glauben Sie mir, mit ihm ist viel zerstört worden, ich darf wohl sagen, ich liebte ihn, wie einen Sohn."

„Schrecklich für mich, daß Sie das sagen können, und entsetzlich für meine arme Schwester!" rief Rosa in tiefem Schmerze aus. „Welch' unseliges Verhängniß, das ein Band zerreißen mußte, welches das Glück Beider gegründet hätte! — Doch Sie müssen mich zu Ende hören, ich muß vor Ihnen, der Gaetano geliebt, wenigstens eine Entschuldigung versuchen. Der Nachricht, daß der Marchese verheirathet sei, wurde hinzugefügt, die Fürstin Pallavicini, seine Gemahlin, sähe mir ähnlich — und das war nicht zu leugnen," setzte sie nach einer Pause mit bebender Stimme hinzu, „denn in seinem Wagen, der unten in der Straße hielt, während er droben bei meiner Schwester war, in dem Wagen des Marchese Fontana — o, ich kannte das Wappen genau, — sah ich selbst jene Dame, ihn erwartend, die mit mir allerdings eine flüchtige Aehnlichkeit hatte."

„In seinem Wagen?" rief Herr von Scherra, indem er, gewaltsam erregt, rasch aufstand.

„In seinem Wagen, eine junge, und ich bin gezwungen, hinzuzusetzen, schöne Dame, die ihn sehnlichst erwartete."

„O, da ist ein entsetzliches Spiel getrieben worden! Gott verzeihe es denen, welche die Hand dazu boten!"

„Dazu sage ich Amen," erwiderte Rosa in kaltem Tone.

Der alte Herr hatte die Hände zusammengefaltet und ging mit raschen Schritten ein paarmal im Zimmer auf und ab.

„Lassen wir die Vergangenheit," sagte Rosa nach einem peinlichen Stillschweigen, „kann doch keine Klage, keine Reue das Geschehene ungeschehen machen. Beschäftigen wir uns mit der Gegenwart, und seien Sie uns darin, wie immer, ein treuer, wohlmeinender Freund."

„Unseliges Geschick, unseliges Geschick!"

Die Tänzerin nickte mit dem Kopfe, dann fuhr sie fort: „Und den Umfang dieses unseligen Geschickes kennen Sie noch nicht einmal. Sie wissen, welche treue und aufopfernde Gattin meine Schwester dem Grafen ist. Sie hatte ihr Gefühl für ihre heiße erste Liebe in sich zurückgekämpft, nur zuweilen und sehr selten trat das düstere Bild Gaetano's wie ein Blitz in einer Sturmnacht vor ihre Seele und ließ sie erschreckt zusammenbeben. Jetzt aber, wo sie erfahren, daß Gaetano unschuldig war, daß sein Herz nur für sie schlug, und wo sie überzeugt ist, daß dieses treue Herz aufhörte, zu schlagen — jetzt, o mein Gott, jetzt —"

„Ich verstehe, ich verstehe!" rief der alte Herr mit einer abwehrenden Handbewegung. „Unglückliche Frau!"

„Ja," sagte die Tänzerin, tief erschüttert und dem Weinen nahe, „um so unglücklicher, da mir der Friede ihres Hauses zerstört scheint — der Graf weiß um alles."

„Sagen Sie das nicht, Rosa, um des Himmels willen, sagen Sie das nicht! Woher kann er es wissen? Doch nicht durch meine Erzählung? Ich hätte keine Ruhe mehr."

„Nicht unmittelbar durch Ihre Erzählung, aber durch die Mittheilung derselben, welche meine Schwester mir machte, und welche der Graf, ohne daß wir es wußten, mit anhörte. — Sie sehen mich vorwurfsvoll an; ich weiß wohl, daß Sie sagen wollen, diese Mittheilung hätte an einem geeigneteren

Orte statt finden können. Es war nach jenem Diner, ich traf Françoise in furchtbarer Aufregung, der Graf hatte sich zu Bette begeben und schlief, wie meine Schwester sagte, ein Wort gab das andere, und er, der erwacht war, hörte vom Nebenzimmer zu."

„Und woher wissen Sie, daß er alles gehört?"

„Françoise hatte vor einigen Tagen mit ihrem Gatten eine Unterredung, worin er sie um Aufrichtigkeit bat. — Sie kennen ihr weiches Gemüth, sie sagte ihm alles."

Herr von Scherra ging hastig im Zimmer auf und ab, er legte zuweilen seine Hand an die Stirn, er focht mit den Armen, er schüttelte mit dem Kopfe, er stieß Worte hervor, wie: „das ist arg, das ist entsetzlich! Für Beide gleich entsetzlich! Ich weiß, wie der Graf Ihre Schwester liebt, ich weiß, wie sie sein Alles ist — sein Stern in finsterer Nacht — sein Arm — sein Schutz — sein Trost — alles, alles — o mein Gott, ich kenne sein zerstörtes Gemüth, das ist ja, um mit ihm wahnsinnig zu werden!"

Rosa schaute mit ihren großen, klaren Augen scheinbar ruhig zu ihm empor, obgleich schwere Thränentropfen, hastig einander jagend, über ihre Wangen hinabrollten.

„Der Graf wird mit mir reden," fuhr der alte Herr fort, „was soll ich ihm sagen, welchen Trost soll ich ihm geben?"

„Sagen Sie ihm die Wahrheit, und einen schrecklichen Trost wird er Ihnen selbst entgegen bringen: Gaetano ist todt, so sagt er, soll todt sein, muß todt sein — und dieser Gedanke, so furchtbar er auch ist, ist doch der einzige, der uns vor Verzweiflung bewahren kann."

Herr von Scherra seufzte aus tiefer Brust, und als er sich wieder auf dem Stuhle vor der Tänzerin niederließ,

drückte er während einiger Sekunden sein Taschentuch vor die Augen.

„Ich habe nicht geglaubt,“ sagte er alsdann, schmerzlich lächelnd, „daß dieser Abend mir noch so Trauriges brächte; ich danke Ihnen für Ihre Mittheilung, meine theure Rosa. Wer kennt wohl das treue, ehrliche Gemüth Ihrer Schwester besser, als ich! Lassen Sie mich ruhig überlegen, was zu thun ist, lassen Sie mich erwarten, ob der Graf mit mir spricht und was er mir sagen wird. Seien Sie überzeugt, liebes Kind, daß ich mit aller Umsicht eines väterlichen Freundes, der ich Ihnen ja bin, mit mir zu Rathe gehen werde, was geschehen kann. Sollte etwas vorfallen, was mir zu erfahren nützlich ist, so lassen Sie es mich wissen.“

„Und wenn Gaetano noch lebte?“

„Rosa, Rosa,“ gab er erschreckt zur Antwort, „rufen Sie dieses Gespenst nicht aus seinem Grabe!“

Sie erhob sich rasch, trat einen Augenblick ans Fenster und blickte in die Nacht hinaus. — „Es ist spät geworden,“ sagte sie alsdann, „ich habe Sie um ein paar kostbare Stunden Ihres Schlafes gebracht, verzeihen Sie mir auch das, wie so vieles Andere.“

Er war ihr langsam gefolgt, legte seine Hände auf ihre Schultern, und nachdem er sie langsam herumgewandt, was sie willenlos geschehen ließ, küßte er sie langsam auf die Stirn und sprach: „Ich bewundere Sie, Rosa, und habe Sie herzlich lieb; Sie sind so gut, so aufopfernd, so treu und —“

„So unglücklich,“ unterbrach sie ihn rasch. Dann drückte sie hastig seine beiden Hände, nahm ihren Schleier vom Sopha und wollte das Zimmer verlassen.

„Halt, mein Kind,“ rief Herr von Scherra, „in dieser

nächtlichen Stunde wollen Sie doch nicht allein gehen — erlauben Sie mir, meinen Hut zu nehmen, ich werde Sie selbst begleiten."

„Nein, nein," sagte sie, mit dem Kopfe schüttelnd, „das werde ich nimmer geschehen lassen, gewiß nicht! — Sie kennen meinen Eigensinn," setzte sie, unter Thränen lächelnd, hinzu.

„So darf wenigstens mein Bedienter mit Ihnen gehen, ich sehe schon, Sie wollen einen alten Mann, wie ich bin, schonen."

„Auch der nicht," gab sie rasch zur Antwort; „ich danke Ihnen herzlich für Ihre Fürsorge, ich werde allein gehen; was hätte ich auch zu befürchten? Habe ich doch einige traurige Gesellen bei mir, die mich schützen, begleiten und alles von mir abwehren — meinen Kummer und meine Thränen. Gute Nacht, lieber Freund!"

„Ich muß Sie ziehen lassen," sagte Herr von Scherra achselzuckend. „Gute Nacht denn, liebe Rosa, und Gott geleite Sie!"

Zweiunddreißigstes Kapitel.

Tante Rosa.

Wir erfuhren bereits, daß Herr Karl Bander und der Chorist Herr Richter neuerdings ein gemeinschaftliches Wohnzimmer hatten, in welchem der Erstere schlief, und da sich der geneigte Leser wohl denken kann, daß bei demselben nothwendiger Weise auch ein Gelaß sein mußte, wo der Letztere sein Haupt niederlegen konnte, so nehmen wir keinen Anstand, dieses Gelaß in seiner ganzen Unbedeutendheit dem Leser vorzuführen — es stieß nämlich an besagtes Wohnzimmer und war nichts als ein Raum unter der schiefen Neigung des Daches, wo sich für das Bett des Herrn Richter nothdürftig Platz fand. Es erforderte jedoch von Seiten des Besitzers dieser Bettstelle einige Geschicklichkeit, um sein Lager zu gewinnen, ohne dabei den Kopf an die Sparren und Platten des Daches zu stoßen, und es war dies dem Herrn Richter sogar ein paarmal bei unruhigen Träumen passirt. Er war daher auf die sinnreiche Idee gekommen, ein altes gestreiftes Stück Zeug, das er in einem Winkel der Dachkammer gefunden, zeltartig

über sein Lager auszuspannen, einestheils, um bei vorkommenden Gelegenheiten durch Anstoßen an diese weiche Decke erinnert zu werden, daß sich hinter derselben harte und kantige Gegenstände befänden; anderntheils aber auch, um wenn er morgens wachend von den Mühen des Schlafes ausruhte, seiner Phantasie einen Spielraum zu gönnen und sich eine Zeltwand vorzustellen, hinter der sich schlanke Palmen und duftende Orangen erhöben, wo Sklaven und Sklavinnen harrten und erwartungsvoll auf das dreimalige Händeklatschen des erhabenen Gebieters lauschten.

„Sidi-ben-Aben-Hamet ist müde, müde, müde!
Sidi-ben-Aben-Hamet wünscht noch nicht aufzustehen!"

sang er dann vielleicht und träumte von fernen, sonnenbeglänzten Wunderländern.

Konnte er in solchen Augenblicken seinen Freund Carlo Banderi veranlassen, ihm die Pfeifenspitze zwischen die Lippen zu stecken und Feuer auf den Tabak zu legen, so kannte seine Wonne keine Grenzen, und für einen solchen Beweis von Freundschaft verpflichtete er sich gern, einige Stunden Dictando an dem unsterblichen Lustspiele zu schreiben.

Daß sich bei heftigem Nordwestwinde zuweilen Regentropfen oder Schnee unter die Dachplatten geschlichen und die Zeltwand fleckig gefärbt, machte ihm keinen Kummer, ja, er behauptete an solchen Tagen, wenn das trübe Licht sich in der Dachkammer kaum bemerklich machen konnte, wenn die Dachbedeckung unter der Gewalt des über sie dahinfahrenden Windes klapperte und stöhnte, wenn das Sausen des Sturmes förmlich fühlbar wurde, daß alles dies nicht im Stande sei, seine Phantasie niederzudrücken; es ging dann ein anderes Bild durch seinen Traum, und er malte sich deut-

lich die brandenden Wogen aus, die tückisch an den Fundamenten des Leuchtthurmes rüttelten, dessen Wächter zu sein er die Ehre hatte.

„Warum verkürzen diese glückliche Zeit?“ erwiderte er auf die Ermahnungen seines Freundes, endlich aufzustehen.

Zu Anfang dieses Kapitels unserer wahrhaftigen Geschichte war übrigens jene glückliche Zeit schon vorüber, und wenn sich Herr Richter in seinem Schlafcabinet befand, so träumte er nicht von Palmenwäldern oder brandenden Wogen, sondern man vernahm, wie er auf Holz klopfte und Bretter zusammenbrach, wobei er seinem Freunde, der im Wohnzimmer auf- und abschritt, zurief: „Als jener tapfere Spanier, jenen noch tapferen Krieger des Alterthums nachahmend, an der mexicanischen Küste seine Schiffe verbrannte, hatte er nicht einmal den Nutzen, sich an ihrem Feuer die Pfoten wärmen zu können, einen Vortheil, den ich vor ihm voraus habe.“

„Wenn ich auch an deine blühende Phantasie gewöhnt bin,“ erwiderte der ehemalige Sänger, „so möchte ich doch wissen, wie du eine alte, wurmstichige Kiste mit jenen Schiffen zu vergleichen gesonnen bist?“

„Sehr einfach, indem ich diese Kiste, welche einst meine Habseligkeiten barg, verbrenne, schneide auch ich mir gewissermaßen den Rückzug ab, und ich kann nicht von dannen gehen, wie ich gekommen. Entweder also ich muß mich zu einem anständigen Koffer aufschwingen, oder ich muß heimwärts ziehen, ein Hemd in meiner Rocktasche, einen Gott im Herzen und einen Rock auf dem Leibe.“

„Ich fürchte das Letztere.“

„Ich auch,“ hallte es aus der Bodenkammer zurück, „das

soll uns aber nicht verhindern, uns mit dem Holz der alten Kiste einen warmen Nachmittag zu machen. Probe und Vorstellung gibt's heute nicht, der Nebel, der gestern in die Höhe stieg, kommt heute als ein feiner Regen nieder,

„Drum laß uns still genießen,
Was unser Haus beschert,
Genießen, ja, genießen,
Was uns das Haus gewährt."

Nach diesen Worten erschien der Sänger, auf dem einen Arm etwas klein gemachtes Holz und unter dem andern eine Wasserflasche tragend. Glücklicher Weise war die Menge des Holzes in nicht zu großem Mißverhältniß mit dem winzigen Ofen, und der Chorist bemerkte richtig: „wenn wir sparsam mit unserem Holze umgehen, so können wir wenigstens sechs Mal nachlegen, schließen hierauf die Ofenklappe

„Und wollen froh genießen,
Was uns das Haus beschert."

Bander schritt noch immer im Zimmer auf und ab, und seine trübe Miene erheiterte sich auf Augenblicke bei dem Frohsinne seines Freundes. Wenn er dann aber wieder an das Fenster trat und auf den hartnäckig herabrieselnden Regen blickte, so schüttelte er mißmuthig den Kopf und sagte: „Ich könnte mich selbst ausschelten, daß das Wetter einen solchen Einfluß auf mein Gemüth ausübt."

„Vielmehr auf deinen Kopf," meinte Herr Richter, „und der Arzt fand das bei deiner schweren Verwundung ganz natürlich; nebenbei betrachtest du jeden Regentropfen als einen Riegel, welcher unser Haus zuschließt und keinen Besuch einläßt."

„Ich erwarte keine Besuche; wer sollte mich auch besuchen?"

„Du erwartest keine, aber du hoffst auf welche. Haben wir nicht die Kühnheit gehabt und die zwei ersten Acte unseres unsterblichen Lustspieles dem hochgeborenen Herrn Hoftheater-Intendanten geschickt, und erwartest du nicht das Rollen einer Equipage, das Anklopfen an die Stubenthür und das langweilige Gesicht eines Bedienten, der sich bei dir erkundigt, ob du geneigt seiest, deinen verehrten Gönner zu empfangen?“

„Unsinn!“ —

„So, mein Feuer brennt, der Kaffeetopf ist bei der Hand, der Mokka gemahlen und —“

Bander hatte sich gegen das Fenster gelehnt und unterbrach, den Kopf wendend, den Redefluß seines Freundes mit der Frage: „Bist du vielleicht gestimmt, ein vernünftiges Wort zu reden?“

„Dazu bin ich immer gestimmt; ob aber dein vernünftiges Wort vernünftig sein wird, ist eine andere Frage. Ich fürchte, nicht ganz, wenn dieses vernünftige Wort dasselbe ist, um welches sich seit zwei Tagen alle deine Reden drehen.“

„Du kannst ja nicht wissen, was ich sagen will.“

„Hm, das zu wissen ist nicht zu schwer; soll ich dir sagen, wie deine Rede beginnen wird?“ Der Chorist richtete sich neben dem Ofen in die Höhe, und indem er sich bemühte, die ernstere Sprechweise seines Freundes zu carikiren, fuhr er fort: „Richter, wirst du zu mir sprechen, wie ist es möglich, daß sich zwei Wesen so ähnlich sehen können? — Sei ehrlich,“ setzte er mit einem gewöhnlichen Tone hinzu, „wolltest du das nicht sagen?“

Der Andere zuckte mit den Achseln und schwieg einen

Augenblick, ehe er zur Antwort gab: „Und wenn ich das in der That sagen wollte, wäre es unvernünftig? Habe ich nicht Recht, diese Frage unzählige Male aufzuwerfen, und gerade dir gegenüber, der du mir bewiesen hast, daß ein solches merkwürdiges Spiel der Natur allerdings möglich ist.“

„Ja, ich habe es dir bewiesen,“ versetzte der Chorist trocken, indem er sich niederbeugte, den Kaffeetopf vom Boden aufnahm und aus der Flasche, die er aus der Schlafkammer mitgebracht, auffüllte.

„Und du bist fest überzeugt, daß du dich nicht geirrt?“

„Fest überzeugt. Die Tante unseres kleinen Prinzen war ja, wie du selbst weißt, hier im Hause, als ich fort ging, und wenige Straßen von hier sah ich unsere erste Tänzerin im Wagen vorbeifahren.“

„Du kannst dich dennoch geirrt haben.“

„Na, erlaube mir, ich werde doch meine verehrte Collegin kennen; und obendrein nickte sie mir freundlich zu, denn sie erinnerte sich wahrscheinlich unseres Gesprächs hinter den Coulissen.“

Herr Bander drückte seine rechte Hand vor die Augen, wie um seine Gedanken zu sammeln, und blieb so ein paar Minuten stehen, dann sagte er: „Aber zugeben mußt du mir, daß eine solche Aehnlichkeit unerhört ist.“

„Sie ist allerdings groß, aber nicht so, wie du sie dir ausmalst. Wahrhaftig, lieber Junge,“ fuhr er in seinem gewöhnlichen lustigen Tone fort, „unser kleiner Prinz ist gescheiter, wie du; er war auf einen Augenblick überrascht, als er unsere prima ballerina sah, aber nur einen Augenblick, alsdann sagte er: ‚Nein, das ist doch nicht Tante Rosa!‘ Ich

wollte nur, du könntest Beide einmal neben einander sehen oder auch nur kurz nach einander, wie ich neulich, da springt der Unterschied schon in die Augen. Tante Rosa ist etwas stärker und auch um die Idee kleiner, der Klang ihrer Stimme ist viel tiefer, auch tritt sie mit dem linken Fuße etwas schwer auf, was du vielleicht mit deinen verliebten Augen nicht bemerkt hast."

„Das könnte Verstellung sein," meinte der Andere nachdenklich.

„Na, du bildest dir nichts Geringes ein," erwiderte Herr Richter lachend; „du denkst wohl, eine Fee komme verkleidet zu dir, dem kranken Königssohne, um dein Herz zu gewinnen, das wäre vielleicht der Anfang zu einem pikanten Märchen, aber im wirklichen Leben kommt so etwas nicht vor — Teufel, da habe ich mir die Finger verbrannt! Dieser Ofen entwickelt eine Hitze, welche man einem so armseligen Möbel nicht zutrauen sollte. Willst du nicht so gut sein und auch ein bischen mit helfen bei Bereitung unseres famosen Kaffee's? Dort auf dem Tische liegt der Mokka — die blaue Düte, in der gelben ist Zucker — nein, nein, beruhige dich, die Aehnlichkeit zwischen Beiden ist nicht so ungeheuer, auch hat Tante Rosa ganz andere, derbere Ausdrücke."

„Das muß ich mir ausbitten," sagte Herr Bauder, indem er die verlangte blaue Düte brachte, „gerade in ihrer Redeweise liegt etwas so Verständiges, Sinniges, Edles und Wohlthuendes —"

„Hör' auf, hör' auf!" —

„Was ich selbst bei der großen Künstlerin nicht in dem Maße fand."

„Also doch ein Unterschied, — nun, siehst du wohl?

Glaube mir, theuerster Carlo, wenn die Beiden hier neben einander ständen, da würdest du, was die Aehnlichkeit anbelangt, über dich selbst lachen. Aber, alle Wetter," rief er zurückfahrend, „hol mich der — unser Kaffeetopf hat ein Loch! Das ist eine saubere Bescherung! Reich' mir das Handtuch — o weh — o weh, das halte, wer kann!"

Diese Aeußerungen galten einem Wasserstrahle, der zuerst tropfenweise, dann aber immer stärker aus dem verrosteten Gefäße herausspritzte, sich über den heißen Ofen ergoß und diesen dadurch in eine förmliche Dampfwolke einhüllte.

„Das ist ein elendes Geschirr," rief Herr Richter entrüstet und steckte seinen abermals verbrannten Daumen in den Mund. „Aber du stehst auch dabei," wandte er sich ärgerlich an seinen Freund, „wie der Prinz in der Komödie; jetzt fehlte nichts, als die gütige Fee, die statt unseres zerbrochenen Kaffeetopfes uns ein ‚Kaffeetischchen deck dich' bescherte."

„Da ist sie schon," sprach Vander leise, aber in einem so plötzlich veränderten Tone, daß sich der Chorist mitten in seiner Bemühung, den immerfort aussprudelnden Kaffeetopf zu entfernen, umwenden mußte und in der geöffneten Thür das junge Mädchen stehen sah, von dem so eben die Rede gewesen war. Sie hielt den kleinen Knaben an der Hand und bemühte sich vergeblich, dessen lautem und lustigem Lachen Einhalt zu thun.

„O, Richter, was machst du?" rief Eugen; „willst du deinen Ofen auslöschen? Sieh, Tante Rosa, er hat Wasser darauf gegossen, wie das dumm ist!"

„Pfui, Eugen," sagte das junge Mädchen mit einer sehr

tiefen und wohlklingenden Stimme, „so spricht man nicht, und vor allen Dingen nicht mit Freunden.“

„Ja, wenn der kleine Unfug so fortmacht, so ist es nächstens mit unserer Freundschaft am Ende,“ erwiderte Herr Richter, halb lachend, halb ärgerlich.

„Ich will das Fenster öffnen,“ sagte Bander hastig, „der Dampf wird Ihnen beschwerlich sein, mein Fräulein.“

„Ich wäre dafür, das Fenster nicht zu öffnen,“ brummte Herr Richter, „Wasserdämpfe belästigen niemand, im Gegentheil, sie machen eine angenehme, dunstige Wärme.“

„Der Ansicht bin ich auch,“ sprach das junge Mädchen, die einen Schritt näher getreten war, während Eugen die Thür schloß.

„So, Richter,“ sagte dieser alsdann, „ich habe deine Thür zugemacht, jetzt bist du wieder zufrieden, denke ich.“

„Es ist ein bischen Hexerei dabei,“ meinte der Chorist, indem er den Kaffeetopf, der nun ausgelaufen war, mit umwickelter Hand vom Ofen nahm und sorgfältig betrachtete, „da schaue ich mir die Augen aus und sehe kaum einen kleinen Riß, während doch das Wasser in Strömen herausgeflossen ist und einen Dampf verursachte, der noch im Zimmer umherirrt.“

„Du riefst die Geister an,“ versetzte Carlo vergnügt, „und sie erscheinen immer in Wolken und Nebel, sogar die gütigen Feen.“

„Damit kann ich nicht gemeint sein,“ sagte Tante Rosa, „für eine Fee bin ich ein bischen unbeholfen und schwer; auch ist es ein gar zu materieller Grund, wegen dessen ich mir die Freiheit nahm, Sie zu stören. Eugen, der, wie es zuweilen vorkommt, Langeweile hatte, verlangte von mir, ich

solle ihm einen zerbrochenen Nußknacker wieder herstellen, und da ich ihm meine Unfähigkeit, dies zu thun, erklärte, so bat er mich, ich solle Herrn Richter darum ersuchen."

Das junge, blühende Mädchen, an der Hand den lächelnden Knaben, der nun seinen Nußknacker hoch emporhielt, stand so unbefangen und freundlich lächelnd vor den beiden jungen Leuten, daß es wahrhaftig ein Vergnügen war, sie nur sehen zu dürfen; dabei hatte sie etwas Schüchternes, was ihr außerordentlich gut stand, etwas Weiches im Blick ihrer glänzenden Augen, einen so gutmüthigen Zug um den frischen Mund, daß Carlo, der sie entzückt betrachtete, sich gestehen mußte, allerdings sei die Aehnlichkeit zwischen ihr und der Tänzerin groß, aber der Ausdruck des Gesichtes, der bei Fräulein Rosa immer etwas Kaltes, Strenges und Abstoßendes hatte, doch ein ganz anderer. Und mit der Figur war es wahrhaftig der gleiche Fall; so schlank und elegant, wie die der Tänzerin erschien, war die des jungen Mädchens hier allerdings nicht. Richter hatte Recht, Tante Rosa war etwas stärker und kleiner; freilich hielt sie sich nicht so aufrecht, wie die Andere, aber dadurch erhielt die Gestalt eine wohlthuende und angenehme Rundung, es war etwas Weiches und Hingebendes darin; vor jener wich man bewundernd zurück, diese zog unwiderstehlich an. O, wie gern hätte sich der ehemalige Sänger anziehen lassen, näher und näher, wie gern wäre er dem fast unwiderstehlichen Zuge seines Herzens gefolgt, wäre vor ihr niedergekniet, hätte ihre kleine, feine Hand mit unzähligen Küssen bedeckt, hätte ihr in das schöne, klare Auge geschaut, und wäre vor Seligkeit vergangen, wenn sie, sich abwendend, ihre andere Hand leicht auf seinen Kopf gelegt, als er ihr zugeflüstert: ‚ich liebe dich.'

Träume, die davon flatterten, wie die Wasserdämpfe des zersprungenen Topfes! Im nächsten Augenblicke war die Luft im Zimmer wieder rein und klar, und die Gedanken im Kopfe des Herrn Bander wieder ruhig und besonnen.

„Während Richter an seinem Nußknacker flickt, werden Sie wohl die Güte haben, Fräulein, sich ein wenig bei uns niederzulassen, hier auf dem Sopha, wenn ich bitten darf.“ Er räumte eilfertig Bücher, Musikalien, Schreibpapier und sonstige Gegenstände auf die Seite, um einen genügenden Platz für seinen schönen Gast zu machen.

Als sich Tante Rosa, ohne viel Umstände zu machen, dem angebotenen Sitze näherte, schaute er ihrem Gehen zu und mußte sich eingestehen, daß sie allerdings mit dem linken Fuße etwas schwer auftrat; ungraziös erschien dies aber durchaus nicht, im Gegentheil, es verlieh ihrer ganzen Erscheinung etwas Pikantes.

Als das schöne Mädchen nun auf dem ärmlichen Sopha saß — dasselbe beliebte in allen Fugen zu krachen, wenn sich jemand desselben bediente — als sie nun offenen Auges um sich her blickte und dieses Ideal einer verwahrlos'ten Junggesellen-Wirthschaft sah, da konnte sie sich nicht enthalten, so herzlich zu lachen, daß man ein paar Sekunden lang ihre schneeweißen Zähne sah.

Herr Bander, der neben dem Tische stand und mit Entzücken seinen Gast betrachtete, rieb sich vergnügt die Hände und lachte ebenfalls. Das Gleiche that auch Herr Richter, der über den zerbrochenen Nußknacker hinweg die Beiden betrachtete und dabei seine eigenen Gedanken hatte, und als endlich das Bübchen diesen allgemeinen Ausbruch des Ver-

gnügens bemerkte, schrie es vor Lachen laut auf und mußte in seine Hände klopfen, um sich selbst zu beruhigen.

„Es ist nicht recht, daß Sie so lachen," meinte Tante Rosa, nachdem sie selbst wieder ernst geworden war, „es muß Ihrem Kopfe weh thun."

„O, jetzt thut mir gar nichts mehr weh," rief Carlo mit einem glückseligen Blicke; „ich glaube, jetzt könnte kommen, was da wollte, nichts wäre im Stande, mich trübe zu stimmen, Eines allerdings ausgenommen, und das wird leider auch geschehen, wenn Sie nämlich wieder fortgehen, Fräulein."

„Darin hat er Recht," mischte sich Herr Richter ins Gespräch; „es macht einen Effect an diesem trüben Herbsttage, als sei die Sonne nicht nur durch die Wolken gebrochen, sondern als stehe sie gerade vor unserem Fenster und lache freundlich zu uns herein."

Das junge Mädchen schüttelte lächelnd ihren Kopf und entgegnete: „Darüber müßte ich mir eigentlich eine Erklärung ausbitten, aber ich will es nicht thun," setzte sie rasch mit einer abwehrenden Handbewegung gegen Herrn Bander hinzu, da sie bemerkte, wie dieser sich anschickte, ihr hastig etwas zu erwidern. „Sagen Sie mir lieber, wie es mit Ihrer Verwundung steht oder stand, ehe ich kam," setzte sie heiter lächelnd hinzu.

„Es geht im Allgemeinen sehr gut," gab Carlo zur Antwort, „ehe Sie nämlich kamen, Fräulein; jetzt ist mir Kopf und Herz wahrhaftig so voll, daß ich über meinen Zustand nichts Genaues zu sagen im Stande bin."

„Ja, ja," meinte Herr Richter, der sich mit Wiederherstellung des Nußknackers beschäftigte, „wir können im Allge-

meinen nur das variiren, was ich eben sagte, nämlich daß es für uns unaussprechlich behaglich ist, ein so liebenswürdiges weibliches Wesen in unseren vier Wänden verehren zu dürfen."

„Woher wissen Sie, daß ich liebenswürdig sein kann?"

„Das verräth schon Ihr Aeußeres," versetzte Herr Richter, „und darin trügt der Schein nicht. Auch hat der kleine Prinz schon so viel Schönes und Liebes von Ihnen erzählt, daß wir Sie schätzen mußten, ehe wir Sie noch gesehen. Sehen Sie," fuhr der Chorist fort, nachdem er den Zopf des Nußknackers mit einigen tüchtigen Schlägen wieder eingerichtet, „wenn Sie eine vornehme Dame wären, so wäre es unbeschreiblich fade, Sie so Ihr Lob hören zu lassen; da Sie aber unseres Gleichen sind, so haben wir vielleicht ein Recht, unsere Herzensmeinung ohne alle Nebenabsichten auszusprechen."

„Ja, unseres Gleichen," wiederholte Carlo mit leiser Stimme, wobei seine Augen vor Vergnügen leuchteten.

„Ihres Gleichen? — Nicht so ganz," lachte Tante Rosa, „Sie sind Künstler, und ich nur eine arme Näherin."

„Na, was die Künstlerschaft anbelangt, so hat das für uns auch so seine Haken; ein Chorist, wie ich, wird von der Coulissen-Aristokratie nicht dazu gerechnet, und Freund Vander, der bei seinem ersten künstlerischen Versuche verunglückt ist, wird erst zeigen, ob es ihm beim zweiten gelingt."

„Und dieser zweite Versuch," fragte das junge Mädchen, „soll ebenfalls auf dem Theater gemacht werden?"

„O nein, o nein!" rief Carlo mit einer entschiedenen Kopfbewegung; „die Bretter haben mir nichts Gutes gebracht;

ich bin, um ehrlich zu reden, so durchgefallen, wie es nur irgend möglich ist."

„Und bei diesem Durchfall brach sein Herz," warf der Chorist mit einem raschen Blick auf Tante Rosa leicht ein.

„Schwätzer," sagte Carlo unmuthig, „hören Sie nicht auf ihn, es passirt ihm häufig, allerlei Zeug zu fabeln, — es ist besser, wenn du schweigst."

Herr Richter mochte es aber gerade unter den gegenwärtigen Verhältnissen für besser finden, nicht zu schweigen; denn als ihn das junge Mädchen mit großen Augen forschend ansah, fuhr er mit ungewöhnlicher Ruhe fort: „Ja, es brach sein Herz, denn er fiel durch vor den Augen einer Dame, die er liebte."

„Richter, das ist perfid," rief Bander empört.

„Aber die Wahrheit," fuhr sein unerschütterlicher Stubengenosse hartnäckig fort; „warum ein Geheimniß daraus machen? Ja, ich setze noch hinzu, die Dame, die er liebte, sieht Ihnen, mein Fräulein, außerordentlich ähnlich; ja, so ähnlich, wie eine blühende Rose vom gleichen Strauche der anderen."

„Lassen Sie ihn doch," sagte begütigend das junge Mädchen zu Herrn Bander, als sie bemerkte, wie dieser sich über die Aeußerung seines Freundes kaum zu fassen vermochte; „es ist ja nichts Beleidigendes für mich, und," setzte sie lächelnd hinzu, „wohl nicht ohne allen Grund."

„Aber eine Sache, die weit hinter mir liegt."

„In der unendlichen Weite von zehn Tagen," warf Herr Richter ein, „und sehr nachwirkend, wie wir sehen." Nachdem er dies gesagt, ließ er mit einem äußerst pfiffigen Lächeln die Kinnladen des Nußknackers ein paarmal zusammenklappen.

Tante Rosa spielte mit einer Feder, die neben ihr auf dem Tische lag, und sprach dabei, aber ohne aufzublicken: „Die Dame, von der die Rede ist, glaube ich zu kennen; ich hörte schon oft von einer großen Aehnlichkeit zwischen mir und ihr."

„Eine Aehnlichkeit," rief Carlo rasch, „die in der That erstaunlich ist, bei der Sie aber offenbar gewinnen, mein Fräulein. Verzeihen Sie diese Worte, sie kommen aus meinem Herzen und sind aufrichtig gemeint."

„Denken Sie, was das heißen will, mein Fräulein," meinte trocken der Chorist, „er zieht Sie der Dame vor, die er liebte! In den glücklichen Jahren meiner Jugend hätte es einen famosen Kettensatz gegeben, über dessen Resultat ich mich nicht näher auslassen will."

„Spare dir diese Mühe," entgegnete Carlo, und fuhr dann, gegen das junge Mädchen gewandt, fort: „Aber diese Aehnlichkeit ist in der That überraschend; je mehr ich Sie betrachte, finde ich das; abgesehen von einigen Verschiedenheiten, von denen ich mir aber selbst keine Rechenschaft geben kann, glaube ich nicht, daß sich Zwillingsschwestern ähnlicher sehen könnten."

„Leider bin ich keine Zwillingsschwester der vornehmen Tänzerin, sonst hätte ich vielleicht einen andern Lebenspfad betreten."

„O, wünschen Sie sich nicht jenen anscheinend so glänzenden, der nur auf Schein und falschem Schimmer beruht, der die Sinne betäubt und das beste Herz langsam zu Grunde richtet."

„Diese Reden sollte ich mir eigentlich verbitten," sagte Herr Richter.

„Ja, der das Gemüth verbittert und der uns so gern die falsche Welt jener Bretter ins wirkliche Leben hinübertragen läßt,“ sprach Carlo aufgeregt. „Mir sind diese Orte furchtbar verhaßt geworden mit ihren falschen Thränen und falschen Brillanten.“

„Sie haben dort bittere Erfahrungen gemacht?“ fragte Tante Rosa in sanftem Tone.

„Mein Fräulein,“ konnte sich Herr Richter nicht enthalten, mit einem gewissen Pathos einzufallen, „es war seine erste Liebe!“ —

„Nun ja denn, Schwätzer, es war meine erste Liebe; es war der Glanz eines mitternächtigen glutsprühenden Nordlichtes, den ich anbetete, da ich ihn in meiner Verblendung mit der rosigen Morgendämmerung verwechselte. Ach, mein Fräulein, jener heiße, sinnbethörende Traum liegt hinter mir, und es ist mir jetzt gerade zu Muthe, als fühlte ich das erfrischende Wehen einer stärkenden Morgenluft.“

Herr Richter hatte gute Lust, wieder eine höchst unpassende Bemerkung einzuwerfen, doch als er sah, wie sein Freund das offene, strahlende Auge mit einem so glückseligen Ausdruck auf das junge Mädchen heftete, und wie diese mit einem seltsamen Zucken um den Mund angelegentlich sich die Feder in der Hand betrachtete, so verschluckte er seine Bemerkung und begnügte sich, dem kleinen Knaben, der ihn aufmerksam betrachtete, zu sagen: „Träume sind Schäume, mein Sohn, aber Morgenluft erfrischt das Herz, wenn man gut geschlafen hat.“

„Ihren Aeußerungen nach scheinen Sie also keine Lust mehr zu haben, Ihre Laufbahn am Theater zu verfolgen,“ begann Tante Rosa nach einer kleinen Pause, augenscheinlich

in der Absicht, das Gesprächsthema zu ändern; „welche Plane haben Sie nun für die Zukunft gemacht?"

„Ich habe einen alten Plan, den ich nie hätte verlassen sollen, wieder aufgenommen und mich der Schriftstellerei zugewandt, wozu ich große Neigung habe; ob auch ein Talent, ist eine andere Frage."

„Er hat, er hat," sprach Herr Richter.

„Sie werden sich vielleicht wundern," fuhr das junge Mädchen in herzlich natürlichem und freimüthigem Tone fort, „daß ich mich so gerade heraus nach Sachen erkundige, die man sonst nur mit vertrauten Bekannten bespricht; da Sie aber meinen kleinen Freund dort schon früher und auch mich so freundlich aufgenommen, und da Sie auch vorhin aussprachen, die gleiche Lebensstellung erlaube uns schon, unsere Herzensmeinung frei auszusprechen, so werden Sie es mir nicht übel nehmen, daß ich meine Frage gethan."

„Im Gegentheil," bemerkte Herr Bander vergnügt, „Ihre Frage verräth eine Theilnahme, die mich sehr glücklich macht; ja, ich will den Versuch machen, ob ich in der That Talent zur Schriftstellerei habe, und schreibe deßhalb an einem Lustspiele. Sie sehen, wer einmal in die Nähe jener glänzenden Flamme, Theater genannt, als arme Mücke gerathen ist und sich sogar ein wenig die Flügel verbrannt hat, kann es doch nicht lassen, um das trügerische Licht herum zu flattern."

„Ein Lustspiel?" entgegnete nachdenklich das junge Mädchen; „ich glaube, Sie haben sich da keine leichte Arbeit ausgesucht, denn wie man mir sagte, gibt es nichts Schwereres, als ein gutes Lustspiel zu schreiben."

„Aber wir werden ein gutes Lustspiel schreiben," sagte Herr Richter in sehr bestimmtem Tone. Er hatte sich auf

einen Stuhl niedergelassen, den kleinen Knaben zwischen die Kniee genommen und probirte das wieder hergestellte Maul des Nußknackers, indem er dasselbe auf eine wirklich erschreckende Art aufriß und dann scharf wieder zuknacken ließ.

Carlo blickte lächelnd zu seinem Freunde hinüber und sagte: „Ja, wir schreiben ein Lustspiel, denn erstens ist Richter die Hand, welche niederschreibt, während ich dictire, und dann verdanke ich auch manche glückliche Wendung seinen verständigen Andeutungen."

„Also dictiren Sie Ihre Arbeiten?"

„Ich mache den Versuch, und namentlich für einen Dialog scheint es mir leichter, als wenn ich die Worte selbst niederschreiben müßte. Während ich auf und ab gehe, bin ich im Stande, mir die Person, mit der ich spreche, so lebhaft zu vergegenwärtigen, daß es mir gerade ist, als spräche ich wirklich mit ihr, und ich glaube, daß dadurch die Unterhaltung natürlicher und ungekünstelter wird. Auch gibt mir Richter zuweilen eine Antwort, die mich, wie schon eben bemerkt, auf neue Ideen bringt."

„Da könnte man ja gleich," meinte Tante Rosa, „einen Dialog niederschreiben, den zwei Personen in den betreffenden Verhältnissen mit einander hielten."

„Allerdings," warf Herr Richter kopfnickend ein, „wenn die Personen danach wären und wenn sie es über sich vermöchten, sich in der nothwendigen Kürze zu fassen, sonst gnade Gott dem armen Schreiber und dem armen Publikum."

Bander's Augen leuchteten vor Vergnügen, als er hierauf zur Antwort gab: „Wir sollten einen Versuch machen, wie ihn Fräulein Rosa vorgeschlagen; Sie, mein Fräulein,

müssen aber die Unterhaltung mit mir führen und Richter müßte sie niederschreiben."

„Und was soll denn ich thun?" sprach dann rasch der Knabe, der sich einigermaßen zu langweilen schien.

„Du lässest deinen Nußknacker Nüsse aufknacken, ich habe noch eine Hand voll in meinem Vermögen."

Das junge Mädchen schüttelte leicht mit dem Kopfe und erwiderte nach einem augenblicklichen Stillschweigen: „Sie sagten vorhin, Personen und Verhältnisse müßten passend erscheinen, das ist aber hier gewiß nicht der Fall."

„O doch, o doch," rief der junge Schriftsteller eifrig, „es handelt sich in meinem dritten Acte um eine Dame, die sich gegenüber einem jungen Manne, der sie liebt, nicht zu erkennen geben will, die aber in einer Verkleidung unter ihrem Stande erscheint."

Eine plötzliche Röthe flog über das Gesicht der Tante Rosa; sie nahm die Spitzen der Federfahne zwischen ihre weißen Zähne und bemühte sich, so unbefangen als möglich aufzublicken, als sie entgegnete: „Die Verhältnisse passen überhaupt schon ganz und gar nicht."

„Zugegeben, aber je besser die Dame ihre Verkleidung zu wahren weiß, um so pikanter ist es für unsern Dialog. O, mein Fräulein," setzte er bittend hinzu, „es wäre gar zu unterhaltend und lehrreich, einen solchen Versuch zu machen."

„Wo denken Sie hin! Wie sollte ich dazu kommen, einen verständigen Dialog zu führen?"

„Im Gegentheil, davon bin ich überzeugt," erwiderte hastig Herr Bander, „so wie auch von Ihrem warmen, gefühlvollen Herzen — ja, eine Innigkeit des Gefühls strahlt

aus Ihren Augen, Herzlichkeit und Geist! O, es müßte ein sprühender Dialog werden!"

„Es ist nun einmal seine Grille," meinte Herr Richter; „lassen Sie ihm diese Grille, o, sie ist so süß, diese Grille!"

„Richter schreibt und wir Beide reden zusammen; o, ich spreche so gern mit Ihnen, mein Fräulein!"

War es die Neuheit der Situation, oder war es ein natürliches Verlangen, ihre glänzende, elegante Art, sich auszudrücken, einem hohen Stande angehörig, durch die unscheinbare Hülle ihres jetzigen Anzuges durchbrechen zu lassen, was das junge Mädchen vermochte, nichts mehr gegen den Vorschlag zu erwidern, obgleich ihr leichtes Kopfschütteln zeigte, daß sie nicht ganz damit einverstanden war?

Herr Richter hatte sich vor sein Schreibheft an seinen Tisch gesetzt, nachdem er vorher dem Knaben die versprochene Hand voll Nüsse und damit für einige Zeit Beschäftigung gegeben.

Tante Rosa hatte sich von dem Sopha erhoben und sagte, während eine leichte Röthe ihr Gesicht überflog: „Aber dabei ruhig sitzen zu bleiben, ist mir unmöglich; auch dürfen Sie mir nicht so forschend ins Gesicht sehen, das würde ja auch auf dem Theater nicht so angehen — ich weiß es nicht, aber ich meine so."

„Das hängt von der Situation ab," sprach Herr Richter in belehrendem Tone; „man betrachtet sich, man wendet die Blicke ab, man nähert sich sehr stark, man wendet sich vielleicht wieder ab, bis man zu einem glücklichen Resultate gelangt — meine Feder ist eingetunkt, mein Papier liegt bereit, es kann losgehen."

„Nein, es geht wahrhaftig nicht," sagte Tante Rosa noch

einmal, „ich wüßte in der That nicht, was ich Ihnen antworten sollte, es bringt mich in Verlegenheit."

„Ganz der Situation angemessen," trug Herr Richter pathetisch vor. „Sie, mein Fräulein, die junge Gräfin von St. Alban, haben ein Rendezvous bewilligt, und jener junge Mensch dort, ein bescheidener Legations-Secretär, Vicomte de Neufville, der Sie anbetet, tritt Ihnen in den Weg, um Sie von einem übereilten Schritte abzuhalten; also: erste Scene, der Vicomte rasch auftretend."

Herr Vander that so, wie er als Vicomte de Neufville thun mußte, trat bis auf ein paar Schritte vor die junge Dame hin, die sich verlegen abwandte, und sagte mit vor Aufregung zitternder Stimme: „Verzeihung, Gräfin, daß ich Ihnen gefolgt, schenken Sie mir einige Augenblicke, hören Sie mit Ihrem Herzen, was ich Ihnen zu sagen habe, und Sie werden nicht mehr im Stande sein, Ihre Hand so drohend, so kalt gegen mich auszustrecken — o, diese Hand, wenn ich sie fassen und an meine Lippen drücken dürfte!"

Herr Richter warf in ruhigem Tone ein: „Das Letzte muß er unbedingt bei Seite sprechen, und was Sie anbetrifft, Fräulein Rosa, so kann ich Ihnen versichern, daß ich etwas darum gäbe, wenn ich die wunderbare Art, mit der Sie Ihre Hand gegen ihn ausstreckten, ja, Ihre ganze Haltung zu Papier bringen könnte. Daraus könnten unsere jungen Schauspielerinnen 'was lernen."

„Unterbrich uns nicht immer."

„Nur so viel, als nöthig; jetzt weiter."

„Wenn ich Ihnen verwegen erscheine," fuhr Herr Vander fort, „so ist die Lage schuld daran, in der ich mich befinde. Ich sehe den Abgrund zu Ihren Füßen, ich muß Sie

zurückreißen mit Gewalt der Ueberredung, ich muß es thun auf die Gefahr hin, von Ihnen als ein Ueberlästiger gescholten zu werden; ich bin ein verzweifelnder Spieler, der sein ganzes Vermögen auf eine einzige, letzte Karte setzt."

Herr Richter hatte Recht; hätte jemand auf der Bühne durch Haltung und Gesichtsausdruck so wunderbar den Kampf auszudrücken vermocht, wie es hier dieses junge Mädchen that, ehe das erste Wort über ihre Lippen kam, er wäre mit einem rauschenden Beifallssturm belohnt worden; und nun dazu der ruhige Blick, mit dem sie ihn anschaute, der kalte Ton, in dem sie sprach: „Sie irren, mein Herr, ich habe nicht das Glück, Sie zu kennen, und wenn ich Ihnen die eigenthümliche Art, eine Dame anzureden, verzeihen soll, so könnte es nur dann geschehen, wenn Sie sich augenblicklich entfernten."

„Ich Sie nicht kennen, ich, der Ihr Bild in seinem Herzen trägt, ich, an dem der Schatten Ihrer Gestalt nicht unerkannt vorbeischlüpfen würde! — Glauben Sie nicht, daß diese ärmliche Kleidung, daß dieser dunkle Schleier Sie vor meinem Auge verbirgt! Ja, und wäre die neidische Hülle, die Sie um sich geworfen, noch tausend Mal undurchdringlicher, ich würde es an dem Stocken meines Athems, an dem Klopfen meines Herzens fühlen, daß ich in Ihrer Nähe bin."

„Nicht ganz schlecht," meinte Herr Richter, während er eifrig schrieb.

Das junge Mädchen hatte sich hoch emporgerichtet; sie schien einige Zolle gewachsen zu sein, ihr Auge flammte, die herausfordernde Haltung ihres edeln Körpers war hinreißend schön.

„Und wenn Sie mich erkannt, wenn es wirklich so ist, daß die Gräfin von St. Alban vor Ihnen steht, wer gibt Ihnen ein Recht, meine Schritte zu erspähen und mir in den Weg zu treten?“

„Das Recht, mein Fräulein, — ja, nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht, die ich jedem Unglücklichen zuwenden müßte, den ich mit geschlossenen Augen einem Abgrunde zueilen sähe, ja, die Pflicht, die mich zwingt, einem Verzweifelnden den Giftbecher aus der Hand zu reißen, einen Lebensmüden vom Ufer des Flusses zurückzuziehen! O, Gräfin, Sie fragen, wer mir ein Recht gibt, Ihre Schritte zu erspähen, Ihnen in den Weg zu treten? Dieses Recht gibt mir vor allen Dingen meine Liebe zu Ihnen, ja, meine hingebende, heiße, uneigennützige Liebe. Treten Sie nicht von mir zurück, schauen Sie mich nicht so verwundert an, ich kann nicht mehr zurück, das Wort ist ausgesprochen: ja, ich liebe Sie mit aller Leidenschaft, mit aller Lust, mit aller Qual eines jugendlichen warmen Herzens!“

„Ei, Herr Bander,“ meinte Tante Rosa lächelnd, „Sie sagen das mit einem solch' lebhaften Ausdruck, als wollten Sie nicht nur dictiren, sondern selbst Komödie spielen.“

„Noch mehr,“ murmelte der junge Schriftsteller, „ich fühle, was ich gesagt, und es ist,“ setzte er mit einem trüben Lächeln hinzu, „wenigstens in meinem Stücke nothwendig, daß die stolze Gräfin von St. Alban von meinen Worten erschüttert wird: sie sieht ein, daß sie in ihrem Herzen eine Liebe genährt, deren Gegenstand ihrer unwürdig ist.“

„In der That, sie sieht das ein,“ gab das junge Mädchen mit einem gänzlich veränderten Gesichtsausdruck zur Antwort, „o, sie sieht das ein.“

„Daß dieser Gegenstand, ein schöner und eleganter Mann, ihr gleichstehend in gesellschaftlichem Range, diese Neigung nicht verdient."

„Das sieht sie alles ein, alles, alles — und was wird sie thun?"

„O, sie wird fühlen," rief Carlo enthusiastisch, „wie sich an der edleren Leidenschaft, die ihr entgegenflammt, auch ihre Liebe entzündet, sie wird dankbar dafür sein, daß er sie gewarnt, sie wird dem jungen Manne, der ihr zu Füßen fällt, die Hand entgegenstrecken und ihm erlauben, dieselbe zu küssen."

„Aber das ist kein Dialog mehr," rief Richter fast unmuthig, „das könnte man höchstens flüchtig skizziren nennen, aber," setzte er mit einem Seitenblick auf die Beiden lächelnd hinzu, „wie ich sehe, eine Skizze mit Illustrationen."

Carlo hatte nämlich im Feuer seiner Auseinandersetzungen die Hand des Mädchens ergriffen, dieselbe feurig geküßt, worauf ihm Tante Rosa ihre Finger lachend entzog. —

„Lassen wir die Scene auf sich beruhen," sagte sie heiter, „ich bin der Ansicht, daß ein derartiges Zusammenarbeiten des Dialogs doch nicht das Richtige ist; ich habe es ja vorher gesagt," fuhr sie gutmüthig fort, „auch werden Sie einsehen, daß ich nicht im Stande bin, Ihre Reden so zu beantworten, wie es nothwendig ist. Wenn Sie mir aber etwas Urtheil zutrauen, so geben Sie mir das fertige Manuscript und ich will Ihnen meine Meinung, die Meinung eines einfachen Mädchens darüber sagen."

„Zwei Acte dieser Arbeit, welche bereits fertig sind," versetzte Herr Richter, „legten wir dem Herrn Hoftheater-Intendanten zur vorläufigen Beurtheilung zu Füßen."

„Das hätte ich nicht gethan," meinte Tante Rosa, „man muß eine derartige unfertige Arbeit nicht aus der Hand geben."

„Ein Daniel, gewiß ein Daniel!" rief der Chorist. „Das Gleiche habe ich auch gesagt, und diese Ihre weise Ansicht allein müßte uns veranlassen, Ihnen das Manuscript, sobald es fertig ist, vorzulesen."

„Gut, wenn Sie ein solches Vertrauen in mich setzen, so will ich es nach besten Kräften zu rechtfertigen suchen."

„Ich will mich beeilen," sagte Carlo in herzlichem Tone, „daß wir bald fertig werden. O, die Belohnung, Sie wieder zu sehen, um Ihnen meine Arbeit vorlesen zu dürfen, ist so groß, daß sie mich zur äußersten Anstrengung antreiben muß." —

„So, meine Nüsse sind alle gegessen," mischte sich der Knabe auf seine Art in die Unterhaltung, und damit legte er die Ueberbleibsel auf das Schreibheft seines Freundes Richter.

„Eugen, du bist nicht artig," sagte Tante Rosa, „macht man es so seinen Freunden, die uns Wohlthaten erzeigen?"

„Es ist der Lauf der Welt," meinte lachend Herr Richter; „der Kerl hat die süßen Kerne gegessen und gibt mir die leeren Hülsen zurück; ich bin nur froh, daß er sie nicht auf den Boden geworfen hat."

„Und mir scheint, Sie verziehen das Kind," sagte das junge Mädchen, „Eugen aber weiß, was sich schickt," wandte sie sich ernst an den Knaben, „und wird die Schalen in den Ofen werfen."

Der Kleine schaute ehrfurchtsvoll auf den strengen Blick des jungen Mädchens, und that augenblicklich, wie ihm geheißen.

„Jetzt laß uns gehen," sagte sie hierauf, indem sie ihm die Hand entgegenstreckte, „wir haben die beiden Herren lange

genug aufgehalten. Man muß nie," setzte sie lächelnd, aber doch im Tone einer mütterlichen Ermahnerin hinzu, „irgendwo zu lange bleiben, sonst wird es nicht gerne gesehen, daß man wiederkommt."

„O, mein Fräulein," rief eifrig Herr Richter, der aufgestanden war und eine tiefe Verbeugung machte, „glauben Sie mir, hier bei uns ist ein düsteres, nebelbedecktes Land, dem eine glänzende Sonne aufgeht, wenn Sie erscheinen."

„So meine ich auch," sagte Carlo in ernstem Tone, „nur möchte ich's mit andern Worten ausdrücken: Wenn Sie uns erscheinen wie eine gütige Fee, so meine ich, das Leben habe wieder einen rechten Werth für mich, und wenn ich mit aller Kraft meines Geistes arbeite, so habe diese Arbeit einen schönen und edlen Zweck."

„Darauf weiß ich nichts Passendes zu erwidern," versetzte heiter das junge Mädchen, und kann Ihnen nur sagen, daß ich mit meinem kleinen Pflegling hier gern wiederkommen werde, und daß wir, wenn es Ihnen recht ist, alle miteinander gute Nachbarschaft halten wollen."

Sie sagte das so freundlich grüßend, während sie mitten im Zimmer stand, in ihrem unscheinbaren dunkeln Kleide, mit der Haltung und dem Anstand einer Königin; als sie aber hierauf das Zimmer verließ, war ihre Figur etwas gebückt, ihr Gang war etwas schwankend, als mache es ihr Mühe, mit dem linken Fuße fest aufzutreten. —

„Eine Fee," rief Herr Richter, als sich die Thür hinter ihr geschlossen, „gewiß eine Fee, die uns Glück und Segen bringt! Es sollte mich gar nicht wundern, wenn die Feder, die sie in ihrer schönen Hand gehalten, sich in Gold ver-

wandelt, wenn unter ihrem Blicke unser armer Geranium-stock dort am Fenster neue Blüthen getrieben hätte.“

Carlo hatte seine Augen mit der Hand bedeckt, und als er sie wieder niedersinken ließ, blickte er lange sinnend vor sich nieder, ehe er zur Antwort gab: „Der Druck ihrer Hand müßte meine armen Gedanken in goldene, strahlende verwandeln, ja, müßte Wunder thun, wie ihr Blick schon gethan, der in meinem Herzen eine unaussprechlich schöne Blüthe getrieben.“

Dreiunddreißigstes Kapitel.

Herr Moses Goldstein.

Das Arbeitscabinet des Dr. Henderkopp, Directors der Privat-Irren-Anstalt, war an der hintern Seite des weiß angestrichenen Hauptthauses so gelegen, daß man von den Fenstern desselben das vertiefte Rosenparterre, so wie den dahinter liegenden Garten übersehen konnte.

In der Jahreszeit, von der wir gerade reden, war dieses Uebersehen dadurch sehr erleichtert, daß ein tüchtiger Reif, der Berg und Thal, Gras und Laub mit einer feinen, zierlichen, weißen Rinde überzogen hatte, den Blattstielen ihre letzte Lebenskraft geraubt, und daß die Blätter an dem betreffenden Tage beim leisesten Wehen des Windes massenhaft auf den Boden niederflatterten. Dadurch war es denn möglich, daß man den ziemlich geräumigen Garten in seiner ganzen Ausdehnung überschauen konnte, sogar bis zu jener vergitterten Mauerlücke hin, an welcher der vorgebliche Graf meistens zu sitzen pflegte, um in die Gegend hinauszustarren.

Dr. Henderkopp stand an einem Fenster seines eben

erwähnten Arbeitscabinets und blickte hinaus, aber nicht nach dem Garten, wo die meisten seiner Kranken oder Pensionäre, wie er lieber zu sagen pflegte, von ihrem unsteten Wesen getrieben, eilfertig an einander vorüberhuschten und das Terrain nach allen Richtungen durchschritten, sondern sah an den Himmel empor, wo trübe Wolken, Ueberbleibsel des gestern emporgestiegenen Nebels, eilfertig gegen Osten zogen. Der Himmel sah regnerisch aus, es war frostiges, windiges Herbstwetter, und die alten Bäume drüben im Garten schüttelten mißmuthig ihre Häupter.

Nachdem der Doctor eine Zeit lang den trüben Himmel betrachtet, welcher sich in seiner trüben, verdrießlichen Miene wiederzuspiegeln schien, legte er die Hände auf dem Rücken zusammen und schritt gesenkten Hauptes in dem Zimmer auf und ab.

Er dachte nach, er stellte Betrachtungen an über seine Vergangenheit und Zukunft, und dazu hatte er heute mehr Veranlassung als an jedem andern Tage, denn es war heute sein Hochzeitstag. Er wollte in jene große Gemeinschaft derer eintreten, die mit vor Liebe oder aus anderen minder edlen Ursachen geblendeten Augen in die große Spielurne greifen, um sich eines von den Loosen heraus zu ziehen, die äußerlich alle gleich aussehen, aber unter trügerischer Decke eine Niete eben so gut wie einen Gewinn enthalten können, und wenn man zufällig eine Niete zieht, so muß man sie behalten und mit ihr wandeln ein ganzes langes Leben hindurch.

So dachte auch Dr. Henderkopp, und wenn er so dachte, so preßte er seine Lippen fest aufeinander, daß sie kaum so viel Raum ließen, um einen dicken Seufzer durch zu lassen. Zuweilen zuckte er die Achseln, als wollte er sagen, da ist

nun einmal nichts zu machen, nehmen wir die Sache vom philosophischen Standpuncte und suchen wir ihr eine gute Seite abzugewinnen. Dieser Gedanke war im Stande, ihn etwas aus seinem Trübsinne aufzumuntern, ja, er verstieg sich bis zu einem leisen Pfeifen, doch war es bezeichnender Weise ein Moll-Tonart, die seinen Lippen entschlüpfte.

„Wie dem auch sei," sprach er halblaut vor sich hin, „wenn es auch eine bittere Pille ist, so präsentirt sie sich mir doch stark vergoldet, und ich bin in gewisser Beziehung so krank, daß ich nach einem bittern Kern nicht fragen darf."

Er war bei diesen letzten Worten, vielleicht zufällig, vielleicht absichtlich, in die Nähe seines Schreibtisches gegangen, auf den er nun die rechte Hand stützte und auf ein Blatt Papier blickte, welches bedeutsame Zahlenreihen zeigte.

Nachdem er sich daran satt gesehen, — sein Gesicht zeigte eine überdrüssige Miene, — zog er an einer Klingel, die über dem Schreibtische hing, worauf nach ein paar Augenblicken der Wärter Gebhard ins Zimmer trat.

Der Doctor hatte seinen Spaziergang im Zimmer wieder aufgenommen und sagte ohne aufzublicken: „Nichts Neues im Hause?"

Der Wärter schüttelte mit dem Kopfe und sagte: „Im Hause ist alles beim Alten; die Herren sind ruhig und gehen ihren Beschäftigungen nach, der Förster hat schon seit zwei Tagen keinen Anfall mehr gehabt und benimmt sich überhaupt so ruhig und anstellig, daß ich ihn zu kleinen Dienstleistungen verwenden kann, die er auch bereitwillig übernimmt und glücklich ausführt."

„Und der Italiener?"

„Hat sich gestern in der Dunkelzelle ruhig verhalten, und

ich glaube, man könnte ihn wohl an dem heutigen festlichen Tage," dies sprach der Wärter mit einer tiefen Verbeugung, „zu den Andern lassen."

Bei dem Worte ‚festlichen Tage' schien sich wieder ein Sandkorn zwischen den Zähnen des Doctors zu befinden. „Dieser Italiener," fuhr er barsch heraus, „ist ein widerspänstiges, bösartiges Geschöpf, ein Subject, das nun einmal nicht einsehen will, daß es verrückt ist. Wahrhaftig, wenn ich nicht so gut für ihn bezahlt würde, ich hätte schon lange seine Verwandten ersucht, mich von ihm zu befreien, denn Ihr werdet sehen, Gebhard, er bringt uns noch in Ungelegenheiten."

„Was der Herr Doctor da sagen, ist vollkommen richtig, doch an dem heutigen Tage," bat der Wärter, „könnten wir wohl eine Ausnahme machen. Gefährlich ist er eigentlich doch nicht, und der Förster hat mir versprochen, ihn nicht aus den Augen zu verlieren."

„Meinetwegen denn, aber seid besorgt dafür, daß er mit dem General nicht zuviel zusammen kommt, dessen fixe Idee, sich zu verschwören, ihn anstecken könnte. Wer steht uns dafür, daß die beiden Narren, wenn sie auch sonst nichts ausführen können, nicht einmal den Versuch machen, das Haus in Brand zu stecken? Dem Italiener traue ich alles zu."

„Heute werden sie auf ihre Art vergnügt sein," gab Gebhard besänftigend zur Antwort. „Des Herrn Doctors Frau Schwiegermutter haben der Köchin aufgetragen, ein ganz besonders gutes Mittagsmahl zu machen und haben dazu schöne Sachen geschickt, auch ein ganzes Dessert von Obst. Wir müssen doch auch diesen schönen Tag nach Kräften feiern," setzte er schmunzelnd hinzu.

„Feiert ihn meinetwegen, wie Ihr wollt,“ erwiderte der Doctor mit zusammengezogenen Augenbrauen, „aber ich mache Euch verantwortlich, Gebhard, daß alles in Ordnung vor sich geht. Was mich anbetrifft,“ fuhr er mit einem Seufzer fort, „so habe ich einen harten Tag vor mir, die Geschichte in der Kirche, dann ein langes und wahrscheinlich langweiliges Diner; ich sehe es schon voraus, daß ich vor sinkender Nacht nicht zurück sein werde — wenn ich nur schon vier Wochen älter wäre!“ setzte er halblaut hinzu.

Ein leises Klopfen an der Thür unterbrach die Rede des Doctors, und als er ärgerlich dorthin blickte, meinte der Wärter: „es wird die Köchin sein.“

„Herein denn!“

Die Thür öffnete sich langsam, aber es war nicht die Köchin, die hineinschaute, es war jemand, bei dessen Anblick Dr. Henderkopp ein Gesicht machte, als habe er zwischen jedem Zahn ein Sandkorn, und sei gezwungen, herzhaft darauf zu beißen.

Dieser Jemand war ein Mann, von dem man sagen konnte, er stehe in der Blüthe der Jahre. Auf einer untersetzten, kräftigen Gestalt erblickte man einen dicken Kopf, mit etwas wulstigen rothen Lippen, mit Wangen, die in einer Röthe prangten, als seien sie eben erst geschminkt worden, mit einer scharf gebogenen Nase, verschmitzten leuchtenden Augen, hochgeschwungenen, tief dunkeln Augenbrauen, und einem starken, kohlschwarzen, lockigen Haare; alle Linien an diesem ausgezeichneten Kopfe waren rund oder doch wenigstens stark gerundet. Die lebhafte Farbenzusammenstellung desselben in Roth und Schwarz zeigte sich auch in seinem Anzuge, denn er trug schwarze Beinkleider, eine korinthen-

farbene Sammtweste, auf welcher eine dicke goldene Kette glänzte, und einen schwarzen Frack; auf dem Arme hatte er dagegen einen Paletot von hellgrauem Tuche; den Hut hielt er in der Hand.

Wenn auch diese Gestalt gebückt und schleichend ins Zimmer trat, so zeigte das selbstgefällige und behagliche Lächeln auf seinem Gesichte, daß er sich durchaus nicht in Verlegenheit befand; und der Ton, mit dem er sprach, bestärkte letztere Vermuthung.

„Da bin ich denn, verehrtester Herr Doctor," sagte er mit einem leichten Anstoßen der Zunge, „zu gehöriger Zeit, und angethan, wie man es nur hätte erwarten können von einem Hochzeitsgast."

Was Dr. Henderkopp zur Antwort gab, war nicht genau zu verstehen; eben so wohl aber als ein freundlicher Gegengruß hätte es heißen können: Hol' Sie der Teufel! Auch sprach für das Letztere die barsche Art, mit welcher er sich hierauf an den Wärter wandte und ihm sagte: „Laßt uns allein!"

Als sich die Thür hinter diesem geschlossen, warf der vorhin Eingetretene ziemlich ungenirt seinen Paletot auf einen Stuhl, setzte den Hut daneben und ging auf den Doctor zu, während er freundlich lächelnd sagte: „Soll ich nochmals gratuliren zu dem frohen, festlichen Tage, froh und festlich für uns alle, auch für mich, ja, ganz besonders für mich, denn nun kommt doch einmal ins Reine das schwebende Geschäftchen, so wir mit einander gemacht schon seit geraumer Zeit."

„Ihre Gratulationen können Sie sich sparen," versetzte unmuthig der Director der Irren-Anstalt, „und was die Hoff-

nung anbelangt, so theile ich Sie wahrhaftig mit Ihnen, und mit den gleichen Gefühlen, die einen Verdammten beseelen, wenn er einstens Hoffnung auf Erlösung hat."

„A—a—a—ah, verehrtester Herr Doctor," erwiderte der Andere mit einer schalkhaften Neigung des Kopfes auf die linke Seite, „bin ich denn anzusehen als ein Quälgeist, der gekommen ist, Sie zu plagen, oder bin ich nicht immer erschienen wie ein guter Freund, wie ein Engel in der Noth, der kam genau zur rechten Zeit, Ihnen vorzustrecken klingende Gelder, wenn Sie nicht mehr haben gewußt weder aus noch ein?"

„Das weiß Gott," seufzte der Doctor, „die rechte Zeit, wann Sie kommen mußten, um mir das Messer an die Kehle zu setzen, daß ich Ihnen Zinsen und Commission bewilligen mußte, die Sie niemals vor Gott verantworten können!"

Herr Moses Goldstein zog seine Schultern so hoch in die Höhe, wie es ihm nur immer möglich war, und erwiderte, einige Augenblicke in dieser Stellung verharrend: „Was werde ich nicht können verantworten vor Gott? Habe ich an Ihnen gehandelt als ein Wucherer oder habe ich mit Ihnen gethan als werther Geschäftsmann, der da gezwungen ist, zu nehmen Zinse von seine Zinse, wenn ihm diese Zinse nicht werden bezahlt? Haben der Herr Doctor wohl einmal eingehalten Ihre Versprechungen, mich zu bezahlen, Capital oder Zinsen? Niemals, so wahr mir Gott helfe, und so ist aufgelaufen das Capital zu der Höhe, wie es jetzt da steht auf der Abrechnung." Er zeigte mit dem Finger auf die Zahlenreihen des Papiers, welches auf dem Schreibtische lag.

„Ja, aufgelaufen," erwiderte der Doctor mit zusammen

gebissenen Zähnen, „achttausend Gulden auf zwanzigtausend Gulden in anderthalb Jahren."

„Nicht in anderthalb Jahren," gab Herr Goldstein eifrig zur Antwort, „in fast zwei Jahren, von dem Tage an gerechnet, wo unsere Verhandlung begann."

„Dessen zu erwähnen, sollten Sie sich doch wahrhaftig schämen. Sie unterhandeln mit mir ein halbes Jahr lang, ehe ich Geld erhalte, und lassen mich dann von jener Zeit die Zinsen zahlen."

„Soll der Geschäftsmann nicht haben für sein Risico einen Gewinn? Wie sähe es aus mit meiner Schuldforderung, wenn Sie nicht machten diese reiche Heirath? Wäre ich doch ein ruinirter Mann. So aber haben Sie den Profit, Geld und eine schöne Frau."

Der Doctor schaute mit einem trostlosen Blick an den grauen Herbsthimmel und versetzte mit einer abwehrenden Handbewegung: „Wozu dieses Gerede? Sie halten mich umklammert mit gültigen Documenten — — — — Sie werden Ihr Geld haben, heute noch — — wenn es mir eingehändigt wird," setzte er mit einem tiefen Seufzer hinzu.

„Ich rechne darauf heute," entgegnete Herr Goldstein lebhaft. „Werden Sie doch erhalten die Mitgift von Ihrer Frau, zwanzigtausend Gulden — er sagte das mit einem Ausdrucke, als verspeise er eine saftige Pfirsiche — in guten Staatspapieren, viereinhalbprocentigen, so gut wie baares, klingendes Geld, so daß wir nichts haben zu thun," setzte er mit einem pfiffigen Blicke hinzu, „als zu berechnen die kleine Coursdifferenz, die sein wird zu meinem Schaden, trotz der fälligen Zinscoupons. Weiß ich doch ganz genau," fuhr er geschwätzig fort, „daß die Frau Wittwe Speiteler Sie nach

dem Diner wird lassen kommen in ihr gelbes Zimmer, wo steht ihre Geldschatulle, und daß Sie Ihnen einhändigen wird die zwanzigtausend Gulden, was macht gerade Ihre Schuld an mich, wenn man noch hinzuzieht die Bagatelle von wegen der Coursdifferenz."

Wir müssen hier bemerken, daß der Director der Privat-Irren-Anstalt seine Brille mit den blauen Gläsern, welche seinem Blicke etwas Farbloses, Unheimliches verliehen, nicht aufgesetzt hatte, und man deßhalb sehen konnte, wie sein Auge flammte.

„Herr Moses Goldstein," rief er mit einer vor Zorn zitternden Stimme, „ich will Ihnen jetzt mein letztes Wort sagen: Sie erhalten die bewußten zwanzigtausend Gulden, aber das schwöre ich Ihnen zu, daß, wenn Sie noch eine Silbe verlieren über Coursdifferenz oder ähnliche Schindereien, so erkläre ich vor dem Altar, daß ich es als bankerott, für gewissenlos halte, mich zu verheirathen."

Der Jude streckte seine Hände von sich ab, als sähe er plötzlich vor sich etwas Entsetzliches erscheinen, und erwiderte darauf im Tone des höchsten Schreckens: „Würden Sie sein im Stand, so etwas zu thun? O nein, Sie würden nicht, o nein, Sie werden nicht, o nein, Sie können nicht! Wie, werden Sie wollen gehen in das kalte Schuldgefängniß, statt in das warme Brautgemach?"

„Erbärmlicher Kerl!" begnügte sich der Doctor zu sagen, und fuhr nach einem tiefen Athemzuge fort: „Warum mich über Ihresgleichen ereifern? Mich däucht, Herr Moses Goldstein, unsere Rechnung ist abgeschlossen, Sie erhalten Ihr Geld, dort ist die Thür!"

Der also Angeredete legte seine Hände zusammen, bemühte

sich, bewegt auszuschauen, und sagte mit sanfter Stimme: „Handelt man so mit Leuten, die einem gezeigt haben, daß sie sind gesinnt gut und freundschaftlich — — und billig — — wahrhaftig, Herr Doctor! — billig? — Wären Sie gefallen in andere Hände, so würden nicht ausreichen die armen zwanzigtausend Gulden, auch nicht mit der Coursdifferenz, die ich in Gottes Namen verlieren will. Sie haben mir gewiesen die Thür, aber ich werde nicht gehen, ich werde nicht können gehen, denn Sie wissen, daß wir stipulirt haben, ich sei ein Hochzeitsgast, so gut wie jeder Andere, und darum habe ich mich auch so festlich angezogen. Haben wir das nicht stipulirt?"

„Sie haben allerdings das zudringliche Verlangen an mich gestellt."

„Zudringlich nicht," lächelte vergnügt und selbstgefällig Herr Goldstein, „nur eine bittere Nothwendigkeit, denn ich bin Geschäftsmann und muß gehen sicher mit meinem Gelde. Klar und deutlich haben mer's stipulirt: ich bin bei der Hochzeit als gern gesehener Gast und Freund, ich dinire mit an der großen Tafel und werde ausbringen meinen Toast so gut wie jeder Andere; im Hause werde ich bleiben bis zu dem wichtigen Augenblicke, wo Ihnen Frau Wittwe Speiteler wird übergeben die Mitgift von ihre Tochter, dann begleite ich Sie hieher, versteht sich von selbst, in einem eigenen Wagen, den ich mir werde lassen kommen auf meine Kosten, und wenn wir wieder hieher werden zurückgekommen sein, übernehme ich hier in diesem Zimmer die zwanzigtausend Gulden, während ich Ihnen behändige Ihren Schuldschein, den ich hier trage in meiner Brusttasche, nachdem ich denselben vor Ihren Augen quittirt."

Herr Dr. Henderkopp schaute den Sprecher an, wie jemand, der mit seinen Gedanken ganz wo anders ist; plötzlich aber schien er sich über die Gegenwart zu besinnen, und nachdem er die letzten Sätze seines Geschäftsfreundes mit großer Ruhe angehört, erwiderte er: „Wozu wiederholen, was mir leider bekannt ist! Sie haben Ihr Mißtrauen gegen mich so weit getrieben, diese erniedrigenden Bedingungen gegen mich zu stellen; ich bin in Ihrer Hand, wenn ich nicht vielleicht vorziehe, einen Scandal zu machen,“ setzte er mit einem Aufflammen seines Blickes hinzu.

„Sie werden nicht,“ warf Herr Goldstein ein.

„Aber,“ fuhr der Andere fort, „wenn ich dieser meiner Schuld gegen Sie vollkommen quitt und ledig bin, so kann ich als Gegengefälligkeit vielleicht erwarten, daß —“

„Ich wieder bereit sein werde, Ihnen zu dienen. Gott der Gerechte, warum das nicht, gegen gute Zinsen und Provision!“

„Lassen Sie mich ausreden — daß Sie sich nie mehr bei mir sehen lassen, und so ist der Wunsch meines Herzens, vergessen Sie ihn nicht.“

„Ich werde ihn aber vergessen,“ rief Herr Goldstein jovial; „was sollte ich behalten in meinem Gedächtniß, was Ihnen doch kein Ernst ist? Sie werden wieder brauchen den Goldstein, Sie werden rufen nach Goldstein, und Goldstein wird sich beeilen, zu erscheinen mit offenen Händen, die er immer hat für seine Freunde — aber nun machen Sie mir nicht mehr so traurige Gesichter — die Sache wird sein abgemacht in zehn Stunden oder zwölf, Sie werden einziehen in diese hübsche Wohnung, frei von Schulden mit Ihrem Weibchen, in diese wahrhaftig nette Wohnung,“ fuhr er fort,

während er schmunzelnd sich rings umsah. „Es hat sich hier auf Ehre schon recht gemacht, mit werthvollen Mobilien, angeschafft von der Frau Schwiegermutter, eine brave Frau das! Hier ist das Arbeits-Cabinet von dem Herrn Director, und gleich da neben an — darf ich wohl hineinschauen gleich da neben an?“

Der Doctor schien sich am heutigen festlichen Tage vollkommen als Schlachtopfer anzusehen und mit Resignation über sich ergehen lassen zu wollen, was das Schicksal über ihn verhängen werde. Er zuckte die Achseln, that einen tiefen Athemzug und wandte sich, ohne den Herrn Goldstein einer Antwort zu würdigen, wieder dem Fenster zu.

Dieser aber schien das Stillschweigen für die Erlaubniß anzunehmen, das Nebengemach besehen zu dürfen, denn er öffnete ohne Weiteres die Thür desselben und verschwand in dieser, um erst nach einigen Minuten, welche der Zurückgebliebene in tiefem Nachsinnen vollbracht, wieder zu erscheinen.

„Alles in Ordnung,“ rief der Geschäftsmann mit fröhlicher Miene, „ein Aufenthalt für glückliche Menschen; da gleich neben an das Eßzimmer, dann der Salon für die Frau Gemahlin, und gleich daneben das Schlafzimmer, heimlich und verschwiegen — Doctor, Sie sind auf Ehre ein glücklicher Mann. Schöne Betten, ganz neu von polirtem Nußbaumholz, und seidene Kuwerter, 's ist wahrhaft fürstlich! — Aber, Gott der Gerechte,“ unterbrach er sich plötzlich, nachdem er sich umgeschaut, „schon zehn Uhr und Sie erst halb zum festlichen Tage angezogen? Machen Sie, Verehrtester, daß Sie hineinkommen in Ihren Frack, und dann fahren wir in der Stadt.“

„Wir?“ fragte der Doctor gereizt.

„Nun, Sie werden doch mitnehmen Ihren Geschäftsfreund, wenigstens bis ans Stadtthor? — Lassen Sie Ihren Groll fahren; warum Groll haben auf mich, mein lieber Henderkopp? Werden Sie doch noch oft brauchen Ihren treuen Goldstein. Ziehen Sie sich an, ich werde unten am Thore auf Sie warten, nachdem ich vorher einen Blick in den Garten gethan und geschaut, ob ich nicht kann sehen einen oder den anderen von Ihren spaßigen Herren Pensionären; es macht mir immer Vergnügen, mit so einem Verrückten zu reden.“

„Bekümmern Sie sich nicht um meine Kranken,“ versetzte der Doctor barsch, „und lassen Sie mich jetzt allein, damit ich mich anziehen kann.“

„Gerade, wie ich Ihnen gesagt,“ gab der unverwüstliche Geschäftsmann zur Antwort, „ich werde hinunter ans Thor gehen und auf Sie warten.“

Er nahm bei diesen Worten seinen langen Paletot vom Stuhle, und als er ihn bedächtig anzog, verschwand unter dieser grauen, unscheinbaren Hülle der glänzende Kern des Herrn Goldstein, nur die rothen Wangen und glänzenden Augen blieben noch übrig, deren Schimmer er vor der Thür dadurch milderte, daß er seinen Hut tief in die niedrige Stirn drückte. Seine Hände versenkte er in die weiten Taschen des Ueberrocks und ging darauf, sorgfältig nach allen Seiten blickend, die Treppen hinab in den Hof, dann durch den Thorbogen gegen das Rosenparterre, wo er an der Treppe, die zu diesem hinabführte, lächelnd stehen blieb, da er bemerkte, daß der General ihm entgegen kam.

Dieser blieb einen Augenblick mit finsterem Gesichte vor ihm stehen, maß ihn von oben bis unten, und als er vorübergehen wollte, sagte Herr Goldstein, der sich behaglich von einem seiner gespreizten Beine auf das andere wiegte: „Nun, wie steht's, Herr General, was machen die Verschwörungen, werden wir nächstens was erfahren, wie umgekommen ist der große Cäsar, oder wie Sie haben sprengen wollen das englische Parlament? Wenn Sie mich einmal brauchen können, so sagen Sie's frei heraus, auf Ehre, ich helf' bei 'ner Verschwörung."

„Sehen Sie lieber zu," gab ihm der finstere Mann zur Antwort, „daß Sie nicht mit in die Luft fliegen, Vogelscheuche."

„Vogelscheuche hat er gesagt?" rief der Andere lustig, „sehe ich aus, wie 'ne Vogelscheuche? Gott der Gerechte, er ist sehr verwirrt, der arme General!"

Dieser aber trat bei der Aeußerung des Herrn Goldstein so dicht auf ihn zu, daß sich letzterer gern einen Schritt zurückgezogen haben würde, wenn ihn nicht zu gleicher Zeit die derbe Faust des großen und starken Mannes fest an einem seiner Handgelenke gepackt hätte; auch öffnete er schon den Mund, um nach Hülfe zu rufen.

Der General brachte sein Gesicht so nahe an das des Andern, daß zwischen beiden Nasen kaum ein Blatt Papier Platz gehabt hätte, betrachtete ihn ein paar Sekunden lang mit stechendem Blick und murmelte dann, während er den gefaßten Arm los ließ und von sich wegschleuderte, kopfnickend und mit dumpfer Stimme: „Wir sehen uns wieder."

Dann schritt er langsam an ihm vorüber.

Den Herrn Goldstein überflog ein so umheimliches Gefühl, daß er nicht mehr daran dachte, sich noch ferner in dem Garten nach den anderen Pensionären des Dr. Henderkopp umzuschauen; auch sah er diesen so eben im Hofe erscheinen, und beeilte sich, um seinen Platz im Wagen nicht zu verlieren, der so eben am Gitterthor vorfuhr.

Als der Director der Privat-Irren-Anstalt seinen Geschäftsfreund auf sich zukommen sah, hatte er einen eigenthümlichen Gedanken. „Wäre es nicht ersprießlich und komisch zugleich und dabei ein Act der Gerechtigkeit, wenn ich Gebhard einen Wink gäbe, er solle diesen zudringlichen Kerl, dessen Geisteskräfte mir etwas gestört erscheinen, unter irgend einem Vorwande sanft auf die Seite ziehen und in die Tobzelle einsperren? Gäbe man ihm von vorn herein eine kräftige Douche, so könnte das bis morgen früh auf seinen moralischen Zustand so eingewirkt haben, zugleich mit dem ahnenden Verluste seines Geldes, daß der erste Irrenarzt der Welt, ja, eine ganze Facultät von Irrenärzten seinen Zustand als sehr gefährlich finden würden, wenn ich ihnen diesen jungen Mann da mit der rothen Sammtweste als einen gewissen Moses Goldstein vorstellte, der die fixe Idee hat, ich sei ihm zwanzigtausend Gulden schuldig — es wäre ein kolossaler Spaß und vielleicht heute Abend ausführbar, wenn mein guter Freund die Schuldurkunde quittirt hat.“

Diese angenehmen Betrachtungen, denen sich der Doctor überließ, während sich der Andere Schritt für Schritt näherte, berührten sein verfinstertes Gemüth so wohlthuend, daß sich auf seine Züge ein leises Lächeln stahl, welches sich

bis zu einem freundlichen Kopfnicken gegen Herrn Goldstein steigerte.

Dieser sah die Umstimmung zu seinen Gunsten und verfehlte als praktischer Mann nicht, den Versuch zu machen, einigen Nutzen daraus zu ziehen. „Habe ich doch gewußt," sagte er heiter, „daß der Zorn auf den armen Goldstein nicht kann sein ein anhaltender, daß Sie überhaupt nicht können haben einen Groll an dem festlichen Tage und auf Ihren ergebenen Freund. Steigen Sie ein, Doctor, steigen Sie ein, 's ist auf Ehre die höchste Zeit; freue mich auch für die Braut auf Ihr freundliches Gesicht, und für mich, es sind bessere Gedanken, die Sie haben gefaßt gegen Goldstein, gegen Ihren treuen Goldstein."

„Ich dachte wirklich an Sie," erwiderte der Doctor gütig, nachdem sich Beide im Wagen niedergelassen, und indem er die blauen Brillengläser auf ihn richtete, fuhr er fort: „Ich sah Sie im Geiste so recht lebhaft vor mir, wie Sie sich abmühen und abwinden, und dachte dabei an Ihre Zukunft; ich glaube und hoffe, Sie werden eine feste und gesicherte haben."

„Denken wir nicht an die Zukunft, denken wir an die Gegenwart. Was werd' ich haben für eine große Zukunft? Mit Mühe und Noth werd' ich mir verdienen einen armseligen Kreuzer Geld, um vielleicht etwas zu haben in meinem Alter; jetzt bin ich noch so arm, wie Hiob;" damit spielte er mit einer schweren goldenen Kette.

„Als ein so praktischer Geschäftsmann kann es Ihnen unmöglich fehlen, und wenn Ihnen meine Kundschaft etwas eintragen kann," sagte der Doctor milde lächelnd, „so wird

sie Ihnen erhalten bleiben." — Die Tobzelle, dachte er bei sich, liegt nach dem kleinen Hofe hinaus, und kann man ihn da mit voller Sicherheit schon ein paar Tage spectakeln lassen. — „Vergessen Sie," fuhr er lauter fort, „die heftigen Worte von vorhin, man ist nicht immer gut aufgelegt, selbst unter Freunden."

„Sie sehen mich entzückt, Doctorchen, von Ihren herzlichen Gesinnungen. So ist es recht am heutigen festlichen Tage. Lassen wir ihn froh beginnen und fröhlich endigen."

„So wollen wir," gab der Doctor mit ruhiger Stimme zur Antwort; „was das Geschäftliche anbelangt, so bleibt es bei der Verabredung: Sie erhalten heute Abends Ihr Geld und übergeben mir dagegen meinen Wechsel quittirt. Dabei hätte ich aber noch eine Bitte."

„Lassen Sie hören, Doctorchen; im Voraus bewilligt, wenn es nicht betrifft Abzüge."

„Gewiß nicht, nur eine kleine Discretion, die ich von Ihnen erwarte. Wenn man erfährt, daß Sie heute Morgens bei mir waren und daß Sie heute Abends wieder zu mir hinauskommen, so könnte man sich allerlei zusammenstellen, was der unangenehmen Wahrheit ziemlich nahe käme. Deßhalb bitte ich Sie, nach dem Diner zu ein paar Leuten zu sagen, Sie beabsichtigten heute Abend eine kleine Reise gerade in entgegengesetzter Richtung, als zu mir hinaus; Sie verstehen mich, lieber Goldstein, nur um keine Vermuthungen aufkommen zu lassen; um acht Uhr sind Sie alsdann bei mir draußen, Sie nehmen bei meiner Frau eine Tasse Thee und wir machen in meinem Arbeitszimmer unsere Geschäfte ab."

„Wenn es nichts weiter ist, bester Doctor, so können Sie sich auch darin auf den Goldstein verlassen; es ist das ein Stein, wie von Gold, ein Herz, wie von Diamant, überhaupt um zu sagen, ohne Unredlichkeit, ein kostbarer Kerl.“

Der Sprecher rieb sich heiter die Hände und blickte seinen Nachbar an, der ruhig vor sich hin summend und dabei milde lächelnd zum Wagenfester hinaus auf die verschleierte Landschaft sah. Durch eine Biegung des Weges war es dem Doctor möglich, rechts neben sich auf der Höhe die hohen, weißen Mauern seiner Anstalt zu erblicken. „Ein Gefängniß,“ murmelte er mißmuthig zwischen den Zähnen, „ein Kerker, und ich von heute an in doppelten Banden!“ Seine Augen blickten von dem Hügel hinab und folgten einem Wagenzuge, der schon in ziemlicher Ferne mit dampfender Locomotive gegen Süden fuhr und eben im Begriffe war, zwischen einer durchschnittenen Hügelkette zu verschwinden. „Es würde gar keinen Verdacht erregen,“ fuhr er in seinen Gedanken fort, „wenn ich morgen schon die Papiere zu Geld machte und dann ein bischen in die Welt hinausreis'te.“

Es ist ein behagliches Gefühl, an eine Vergnügungsreise zu denken, man läßt dieses behagliche Gefühl gern nach außen bringen, woher es auch wohl kam, daß das Gesumme des Dr. Henderkopp in eine verständliche Melodie überging, und er pfiff die Weise des Liedes:

„Es kann ja nicht immer so bleiben
Hier unter dem wechselnden Mond.“

bis die Hufe der Pferde auf dem Pflaster klapperten und er mit seinem Wagen am Eingange der Stadt hielt. Hier verabschiedete sich Herr Goldstein dem Vertrage gemäß, mit dem festen Versprechen, sich pünctlich zu Anfang des Hochzeits-Diners einstellen zu wollen.

[illegible]

Die dunkle Stunde.

Dritter Band.



Die
Dunkle Stunde

von

F. W. Hackländer.

Dritter Band.

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1863.

Schnellpressendruck der J. G. Sprandel'schen Buchdruckerei in Stuttgart.

Inhalt.

Einundvierzigstes Kapitel.

Zweiundvierzigstes Kapitel.

Dreiundvierzigstes Kapitel.

Die dunkle Stunde.



Vierunddreißigstes Kapitel.

Dunkle Stunden.

Der freundliche Leser wird sich vielleicht noch erinnern, daß der Laden der Frau Wittwe Speiteler in der Zeit, welche dem heute statt findenden Hochzeitsfeste vorausging, auf die ausgezeichnetste Art geschmückt erschien, ja, der Geschmack der neu angenommenen Ladenjungfer traf noch obendrein häufig kleine Anordnungen, um selbst eine allenfallsige Monotonie in dieser wunderbaren Ausstellung durch tägliche, an sich unbedeutende Nuancirungen zu verwischen. Sie wechselte mit den Blumen, sie ließ zwischen harmlosen geräucherten Bratwürsten feine Erzeugnisse der Metzgerkunst, als Würste in silbernen Schalen, oder vergoldete Ferkelfüßchen durchschimmern; sie beleuchtete Gläser mit gefärbtem Wasser Abends von hinten und brachte dadurch unerhörte Effecte zuwege; sie hörte mit großer Freude die Ausrufungen des Entzückens der vor dem Laden stehen bleibenden Straßenjungen, und gestand sich aber dagegen am Tage vor der Hochzeit mit

Schrecken, daß eine Steigerung für morgen rein unmöglich sei. Darin hatte sie Recht: es konnte in diesem Genre nichts Reizenderes und Lieblicheres geschaffen werden, und deßhalb war der Beschluß der Frau Wittwe Speiteler, da eine Steigerung unmöglich sei, für heute, den festlichen Tag, gar nichts sehen zu lassen, der allergescheiteste. Deßhalb sah denn auch die Straßenjugend schon am heutigen frühen Morgen grüne Vorhänge vor den Fenstern herabgelassen, und statt der Herrlichkeit, die gestern noch hier zu schauen war, nur eine Reihe von Porzellanvasen voll blühender Blumen. Auch für die täglichen Kunden war dies ein Wink, heute nicht den Versuch zu machen, um die Hochzeitsfeier zu stören, denn wie vorn die Fenster durch Vorhänge maskirt, so blieb zur Seite auch der Laden geschlossen, und der Lehrjunge, der in sauberer, blauer Jacke, rother Weste und schneeweißer Schürze am Eingange stand — er hatte später die Obliegenheit, mit Hülfe eines der Knechte den Wein aus dem Keller herauf zu fördern — machte eine entschieden mißbilligende und verneinende stumme Geberde, wenn es trotzdem jemand wagen wollte, sich der verschlossenen Ladenthür zu nähern.

Von dem hinteren Theile der Hausflur her, wo alle die schaurigen Requisiten der ehrsamen Metzgerzunft, der mächtige Hackblock mit dem breiten Beil, die blinkenden Klingen der langen und spitzen Messer, blutige Kübel und auch die weißen Leichname der gemordeten Schweine sorgfältig entfernt worden waren, drang ein angenehmer feiner Duft hervor, zwischen dem der wohlriechende Brodem der Gans und geschmorter Aepfeln vorherrschend war. Drang man weiter in jenes Heiligthum und warf einen Blick in die große und schöne Küche, so sah man hier alles in unerhörter Thätigkeit, so

bemerkte man die gewöhnlich unumschränkte Herrscherin dieser Räume mit Kartoffelschälen beschäftigt, und sah andere fremde weibliche Gestalten die höheren geheimen Mysterien besorgen, das Ganze aber kommandirt von einer Kochfrau ersten Ranges, die mit hochrothem Gesichte in alle Töpfe schaute, hier Zucker und dort Salz beifügte, alle Saucen versuchte, links in einem Topf rührte, rechts eine Casserolle vom Feuer wegschob, und zwischen diesen verschiedenen Beschäftigungen jedes Mal an den Anrichttisch zurückkehrte, wo sie einer Flasche Wein zusprach, von dem sie jetzt ein Glas trank, um gleich darauf ein anderes mit feinem Zwieback auszutunken. Auf einem Nebentische sah man eine ganze Batterie von Porzellantellern und Geschirren aller Art aufgepflanzt, deren Masse sich aber zusehens verringerte, da jeden Augenblick Dienstmädchen in weißen Schürzen erschienen, welche das Service in die Speisezimmer des ersten Stockes trugen. Hier sah man einen Freund des Hauses, der zugleich königlicher Tafeldecker war, beschäftigt, ein Werk herzurichten, das seinen Meister loben mußte; wenn man die selbstgefällige Miene des Herrn betrachtete, mit der er die wohl und zierlich geordneten Reihen von Porzellan, Krystall und Silber betrachtete, so konnte man wohl überzeugt sein, daß ein Kenner damit zufrieden sein mußte. In den übrigen Zimmern war es still und leer, denn die näher Betheiligten, so wie die Hochzeitsgäste waren in der Kirche versammelt, um die Hauptfeier dieses außerordentlichen Tages zu begehen.

Was den Anzug der Braut betraf, so war es selbstredend, daß der Schneider Schweizer etwas Außerordentliches geliefert hatte, aus Kunst that er, was er konnte, und war sehr erfreut, als seine zeitweilige Gehülfin, Mamsell

Rosa, sich angeboten hatte, beim Anziehen der Braut gegenwärtig zu sein. Letzterer war dies auch doppelt angenehm, denn erstens kannte sie die kundige Hand der Gehülfin, und zweitens liebte sie deren Persönlichkeit, ihr offenes energisches Wesen, ihre vernünftige Art, Sachen und Verhältnisse anzuschauen. Hatte doch Sophie ihre Mutter dringend gebeten, die Rosa mit zur Hochzeit einladen zu dürfen, hatte sie ihr doch vorgestellt, Rosa würde sich gewiß gut anziehen, sie sei ein so hübsches Mädchen und wüßte sich so gut zu benehmen. Dazu aber wollte sich die würdige Wittwe nicht verstehen und antwortete: „Man muß in der Welt Unterschiede zu machen wissen, und wenn es mir auch nicht unlieb war, daß du mit Rosa sprachst, als sei sie deines Gleichen, so haben wir doch an deinem Hochzeitstage Gäste, die es dir mit Recht übel nehmen würden, wenn du eine Nähterin mit ihnen an den gleichen Tisch setzen würdest."

Hatte nun Sophie geglaubt, die Rosa würde erwarten, von ihr eingeladen zu werden, genug, sie sagte ihr während des Anziehens ein paar Worte, welche wie eine Entschuldigung klangen, doch küßte die Gehülfin des Schneiders die Braut darauf heiter auf die Stirn und gab ihr zur Antwort, daß es ihr unmöglich sein würde, dem Hochzeitsfeste beizuwohnen, selbst wenn sie eine Einladung erhielte. „Es freut mich," setzte sie hinzu, „Sie heute Morgens noch gesehen zu haben, um Ihnen etwas helfen zu können. Wahrhaftig," fuhr sie freundlich lächelnd fort, „Sie sehen sehr hübsch aus, Sophie. Mit dem Bewußtsein gehe ich fort, und bitte Sie noch einmal, meinen herzlichen Glückwunsch annehmen zu wollen." Dabei hatte sie ihr beide Hände gereicht, welche die Braut nicht nur hastig ergriff, sondern sich

auch mit einer raschen Bewegung in die Arme des jungen Mädchens warf, ihren Kopf an deren Brust drückte, sogar auf die Gefahr hin, den schönen Myrtenkranz zu zerknittern, und laut anfing zu weinen.

„Nicht so," bat Rosa sanft, „ich habe schon von manchen Bräuten gehört, daß sie am Hochzeitstage ein eigenthümlich schmerzliches Gefühl bewegt hätte, aber Thränen dürfen nicht gesehen werden."

„O, es sieht sie auch niemand als Sie, Rosa, und Sie werden mich verstehen, ja, Sie müssen es verstehen, wie entsetzlich unglücklich ich bin."

„Ihre Thränen sprechen mir davon, und auch wohl früher Ihre ernste, kummervolle Miene. Aber sehen Sie nicht zu schwarz, Sophie. Gewiß, Ihr Bräutigam liebt Sie, und ich bin fest überzeugt, daß diese Thränen für lange Zeit Ihre letzten sein werden. Aber fassen Sie sich!"

„O, lassen Sie mich weinen, ich werde mich alsdann zu fassen wissen, sehe ich doch Thränen in Ihren Augen. O, Rosa, warum haben wir uns früher nicht näher gekannt, Sie mit Ihrem festen Sinn hätten mir geholfen."

„Ich höre sich jemand dem Zimmer nähern," gab die Gehülfin des Kleidermachers zur Antwort; „blicken Sie auf, trocknen Sie Ihre feuchten Augen, blicken Sie heiter in das Leben, gewiß, Sie können es. Und nun, Sophie, wünsche ich Ihnen frohe Stunden, Sonnenschein auf Regen," setzte sie lächelnd hinzu; „in ein paar Tagen sehe ich nach Ihnen, wenn es mir möglich ist."

„Nicht in ein paar Tagen, Rosa, sehen Sie heute noch einen Augenblick nach mir, ich bitte Sie herzlich darum.

Kommen Sie nach Tische, ehe ich das Haus verlasse; nicht wahr, Sie kommen?"

„Wenn es mir möglich ist, ich will sehen."

„Warum sollte es Ihnen nicht möglich sein? Es ist Ihnen möglich; nicht wahr, Sie versprechen mir, zu kommen?"

„Ich verspreche es Ihnen," erwiderte die Andere mit einem ruhigen Nicken des Kopfes, und verließ langsam das Zimmer.

Sophie blickte ihr nach, und während sie mühsam nach Fassung rang, sprach sie zu sich selber: „O, wie glücklich ist dieses arme Mädchen! Wenn sie einmal liebt, so wird der, den sie liebt, ihrer werth sein, und sie muß glücklich werden. O, nähme sie diesen Myrtenkranz und diesen Schleier, und gäbe sie mir ihr unscheinbares Kleid und ihre Freiheit, und ließe mich in das Leben hinausgehen, um mein Brod mühsam mit meiner Hände Arbeit zu verdienen."

Dann war Frau Speiteler erschienen und hatte die Braut ins Nebenzimmer geführt, wo sich Brautjungfern und Bräutigam befanden.

Eine Viertelstunde nachher waren alle in der Kirche. —

„Wie die Zeit vergeht, du lieber Gott," sagte etwas später die Kochfrau in der Küche, nachdem sie auf die schwarzwälder Uhr geblickt, die lustig hin und her pendelnd schon ein Uhr zeigte, „sollte man nicht meinen, so ein Ding liefe absichtlich geschwinder, wenn man viel zu thun hat? Eilt ein wenig, Lisette, Babette! So, die Suppe näher ans Feuer, gebt den Klöschenteig herüber, ich muß wahrhaftig daran denken, daß es bald losgehen kann; freilich soll das Essen erst um zwei Uhr beginnen, aber das hängt alles davon ab, ob es in der Kirche langsam oder geschwind geht, und das

hängt wieder davon ab, ob der Pfarrer Hunger hat oder nicht, und ich vermuthe stark das Erstere. — Reich' mir das Salz daher! — Nun, Herr Tafeldecker," wandte sich die unermüdlich hin und her schießende Frau an diesen würdigen Beamten, „sind wir oben fertig?"

„Alles in Ordnung bis auf den Wein, den sollte man jetzt aufstellen."

„Natürlicher Weise," rief die Kochfrau fast erschrocken, „ich kann nicht alles auf einmal behalten! Ruft mir einmal den Philipp her, und der Ludwig soll die Körbe richten, und da, Katharine, sind die Schlüssel; geh' Sie mit hinab und lasse Sie vom rothen und weißen, er steht abgesondert im Vorkeller, von jedem dreißig Flaschen bringen. Zähl' Sie auch den Champagner noch einmal nach," setzte sie leise hinzu, „er steht in Eis in dem großen Waschkübel, es müssen 24 Flaschen sein, eigentlich 25," sagte sie noch leiser, „aber es gelten nur 24. Madame Speiteler hat es so befohlen, die hat doch auch ein Einsehen, und weiß, wie sich eine arme Kochfrau plagen muß."

„Soll ich die 25. gleich mit hinaufbringen?" fragte Katharine.

„Gott bewahre, drück' Sie sie noch recht fest ins Eis; nach dem Anrichten muß man einen recht kühlen Trunk thun können, es ist jetzt schon hier zum Verbraten, jetzt spute Sie sich, Katharine."

Und damit ras'te Katharine von dannen, mit den Schlüsseln klappernd und so rasch, als es ihre alten Beine erlaubten. Hinter ihr drein verschwanden in der dunkeln Kelleröffnung Philipp der Knecht und Ludwig der Lehrjunge, mit großen Körben bewaffnet, die sie wenige Augenblicke nachher

gefüllt wieder hinauftrugen in den ersten Stock, wo der Herr Tafeldecker die Flaschen in Empfang nahm und mit einer bewunderungswürdigen Sorgfalt auf dem Tische rangirte. Dann rückte er auch noch hie und da an den Couverts und den blumengefüllten Vasen, welche die Aufsätze vertraten, ließ noch einen Feldherrnblick über die Schlachtreihen gleiten und sagte alsdann: „sodele!“ was als Beweis gelten konnte, daß er mit seinem Werke vollkommen zufrieden war.

Drunten in der Küche pendelte die Uhr indessen immer hastig fort und fort; Teller und Casserolle klapperten, die Suppe brodelte, die heiße Butter in der Pfanne zischte und die Kochfrau stand befehlend am Heerde und glänzte in schwitzender Selbstwonne besser als ihr schönster Festbraten.

Da vernahm man draußen das Rasseln von Rädern, und Ludwig, der seinen dicken Kopf zur Küchenthür hereinstreckte, rief: „Sie kommen, sie kommen!“ Und wirklich hielt die erste Equipage vor der Thür, in der sich aber noch nicht die Hauptpersonen befanden, die, wie bei allen festlichen Aufzügen, fast zuletzt erscheinen mußten. Der Lohnbediente, im schwarzen Frack, mit weißen baumwollenen Handschuhen, riß den Schlag auf, und aus demselben quoll eine Wolke von Gaze und Spitzen, zwischen denen ein paar Füße sichtbar wurden, welche den Wagentritt suchten, auch glücklich fanden und sich so nach und nach zur ganzen zierlichen Gestalt von einer der Brautjungfern entwickelten. Dann erschien eine zweite, dann eine dritte, und zuletzt wurden ein paar bespornte Stiefel sichtbar, eine Uniformshose und über derselben der glänzende Attila eines Husaren.

„Schade darum, daß wir schon da sind,“ bemerkte lächelnd Herr von Marlott; „wir saßen so hübsch bei ein-

ander, daß ich gewünscht hätte, es wäre noch eine Stunde so fortgegangen.“

„Wir aber nicht,“ versetzte eine der Brautjungfern, „nicht wahr, Eugenie? Was meinst du, Emma?“

Emma sagte nicht ja und nicht nein, denn sie empfing eben aus den Händen des Husaren-Offiziers ihr Blumenbouquet, was eine ziemliche Zeit dauerte und ein schwieriges Geschäft zu sein schien.

Eugenie und die Andere waren übrigens zu discret, um darauf zu achten, auch hatten sie genug mit ihrer Toilette zu thun; sie faßten ihre Röcke hinten an und schüttelten sie kräftig aus, um sie wieder gehörig bauschig zu machen, sie drückten die Taille ihres Leibchens etwas herab und sahen nach den Handschuhen und Armbändern, was sich durch die Fahrt allerdings alles ein wenig verschoben hatte. Dabei lachten sie vergnügt über gar nichts, warfen hier und da einen schelmisch sein sollenden Blick auf Emma, wunderten sich, daß diese gar nicht fertig werden wollte, und stiegen endlich die Treppe hinauf, eine nach der anderen, jede mit ihrem Reifrocke die ganze Breite einnehmend, und gefolgt vom Husaren-Offizier, welcher sich so dicht als möglich hinter Emma hielt und das junge Mädchen im Aufsteigen freundlich unterstützte, indem er seine Hand an ihre Taille legte.

Nun erschien unten ein zweiter Wagen — der erste war, was die Pferde laufen konnten, weggefahren, um weitere Gäste zu holen — welcher Madame Speiteler enthielt, so wie ein paar entfernte Verwandte der Familie, den Herrn Kanzleirath Sporer mit Gattin. Diese beiden wurden in den oberen Stock beordert, um dort die Honneurs zu machen, während sich die Hochzeitsmutter selbst in die Küche begab,

um nach dem Wichtigsten zu schauen. Jetzt folgte Wagen auf Wagen rasch hinter einander. Der Herr Pfarrer mit der Frau Pfarrerin und der ältesten Tochter, einer Freundin der Braut; dann Verwandte und Freunde des Hauses, Freunde und Bekannte des Bräutigams, unter letzteren auch Herr von Scherra mit einer Hauptmanns-Wittwe und ihren beiden sehr erwachsenen Töchtern, welche alle drei sich den einzeln stehenden und wohl bekannten alten Herrn zum Opfer auserlesen hatten. Endlich kam auch das neuvermählte Paar, Herr Henderkopp in weißer Halsbinde, dito Weste und schwarzem Fracke. Aus dem Knopfloche des letzteren dehnte sich so lang und breit als möglich das bunte Band der Medaille heraus.

Der Director der Irren-Anstalt sah ernst, würdevoll, ja, gerührt aus; er hielt seine junge Frau bei der Hand, hatte seinen Mund gespitzt, und um seine Lippen spielte ein so wohlwollendes Lächeln, daß es selbst dann nicht ganz erlosch, als sich ihm die Hochzeitsmutter rasch näherte, ihn herzlich auf beide Backen küßte und ihn ihren lieben Sohn nannte. Ja, er nickte dazu gnädig mit dem Kopfe, und seine Miene umdüsterte sich nicht einmal, als nun in der Hausflur, die zur Küche führte, die Kochfrau erschien mit ihren sämmtlichen Gehülfinnen, die alte Katharine natürlich laut weinend, und als alle der Braut die Hände reichten oder den Arm erfaßten oder auch den Zipfel ihres Shawls und daran schüttelten und drückten, um die Freude ihres Herzens auszudrücken, während sie ihre Glückwünsche stammelten. Auch Ludwig erschien und Philipp, und von der Straße herein ein paar Nachbarn und vorübergehende tägliche Kunden, und alle freuten sich über den schönen, glücklichen Tag und prophezeiten eine ganze Kette eben so glücklicher Jahre, und schwatzten

und lachten so lange durch einander, daß sich endlich Frau Speiteler genöthigt sah, ihre Tochter selbst am Arme die Treppe hinauf zu führen, um die oben versammelten Gäste nicht zu lange auf die Hauptpersonen warten zu lassen.

Droben mußte die arme junge Frau einen neuen Sturm von Küssen und Glückwünschen aushalten: die Brautjungfern drängten sich um sie, und jede sagte ihr erröthend etwas Schönes, der Husaren-Offizier schlug seine Sporen klirrend zusammen, ehe er sich verbeugte und ihr die Hand küßte, worauf er alsdann bemerkte, ein solcher Anblick könne ihn auf Ehre vermögen, bald ans Heirathen zu denken. Dann machte alles vor dem neuvermählten Paare Platz, weil sich der Herr Pfarrer näherte, eine stark beleibte Persönlichkeit mit einem runden, wohlwollenden Gesichte, der in gutmüthiger, salbungsvoller Weise ein paar Worte des Segens sprach über den Eintritt des jungen Paares ins elterliche Haus. Die Pfarrerin sagte ungefähr dasselbe ins Mütterliche übersetzt, und Hermine, die etwas ältliche Tochter dieses würdigen Paares, begnügte sich mit einem leichten Aufschluchzen und einer sehr bezeichnenden Thräne.

Dr. Henderkopp überschlug alsdann mit schneller Berechnung die Anzahl seiner Gäste und theilte seine Wünsche dem Kanzleirath Sporer mit in Betreff derjenigen, welche an den Tisch des Nebenzimmers zu setzen seien, wo der Kanzleirath den Vorsitz führen sollte.

Wenn auch im Ganzen eine hübsche Anzahl recht respectabler Gäste bei der Hochzeit zugegen war, so schien sich doch das Auge des Doctors zu umwölken, und gewiß nur, weil er daran dachte, welchen Glanz es diesen Zimmern verliehen hätte, wenn der holländische Admiral van Henderkopp oder

sein Neffe, der Vice-Staats-Secretär von Batavia, oder wenigstens der Banquier Henderkopp von Rotterdam erschienen wäre; aber merkwürdiger Weise mußten diese drei Ehrenmänner das Einladungsschreiben des Doctors nicht erhalten haben, denn keiner hatte auch nur mit einer Silbe seinen Glückwunsch gespendet oder sich entschuldigt, daß große Staatsgeschäfte ihn abhielten, bei der Vermählung zu erscheinen. Vielleicht war aber auch der Grund, warum sich plötzlich sein Auge verdüsterte, der Anblick einer korinthenfarbenen Sammtweste, die bald hier, bald da im Hintergrunde des Zimmers aufleuchtete; zuweilen bemerkte man auch in einer Lücke das rothe, lächelnde Gesicht des Herrn Goldstein. Ja, er war erschienen, wie Banko's Geist, ein so unheimliches Gefühl in das Herz der Hauptperson dieses Festes träufelnd, daß sich dieser veranlaßt sah, den Kanzleirath Sporer nochmals mit dem Ersuchen auf die Seite zu nehmen, dem Manne mit der rothen Weste doch im Nebenzimmer seinen Platz anzuweisen, daß er von der Haupttafel aus so wenig als möglich gesehen würde.

Endlich waren die nöthigen Glückwünsche und Complimente gewechselt; fast alle Gäste hatten der Reihe nach schon die Versicherung abgegeben, daß sie einer erhebenderen kirchlichen Feier noch nie beigewohnt, daß der Herr Pfarrer außerordentlich schön gesprochen, daß die Kirche bei einer ähnlichen Veranlassung noch nie so voll gewesen, und daß alle Welt, welche der Trauung beigewohnt, offenbar ergriffen und gerührt gewesen sei.

Frau Wittwe Speiteler führte den Pfarrer an den Ehrenplatz des Tisches, und obgleich sie sich darauf demüthig zurückziehen wollte, so mußte sie doch nothgedrungen an seiner

Linken Platz nehmen, während die junge Frau zu seiner Rechten gesetzt wurde. Dann folgte alles in bunter und lieblicher Reihe, arrangirt von der Kanzleiräthin Sporer, all die Verwandten, Freunde und Bekannten. Die verwittwete Hauptmännin und ihre älteste Tochter wichen nicht von der Seite des Herrn von Scherra; wir glauben fast annehmen zu dürfen, daß die Hauptmännin selbst heimlicher Weise einen seiner Frackschöße gefaßt hatte, — und so kamen alle Drei neben einander zu sitzen.

Gegenüber den Neuverheiratheten befanden sich die Brautjungfern und zwischen zweien derselben war der glückliche Husaren-Offizier eingekeilt. Ehe sich nun alle niedersetzten, wurden noch vergebliche freundschaftliche Versuche gemacht, diesem oder jenem, der im gesellschaftlichen Range vielleicht etwas höher stand, den besseren Platz abzutreten; auch vernahm man Bemerkungen, daß man sich auf ein außerordentliches Diner gefaßt machen dürfe, daß die Weine voraussichtlich excellent wären und daß man noch niemals ein solches Arrangement an einer Tafel gesehen hätte — nein, niemals. Dann wurde mit den Stühlen gerückt, mit den Füßen gescharrt hier und im Nebenzimmer, die Teller klapperten gelinde, als man sich der künstlich zusammen gelegten Servietten bediente, worauf mit einem Male eine plötzliche Stille eintrat, als sich nämlich der Herr Pfarrer erhob, um das Tischgebet zu sprechen. Kaum war dieses vorüber, so hob ein Dienstmädchen den Deckel von der riesenmäßigen Suppenschüssel, und mit dem Dampfe, der sanft gekräuselt emporstieg, erhob sich auch rings an beiden Tischen eine gemeinschaftliche und heitere Conversation.

Wo war Herr Goldstein?

Goldstein war bei dem Versuche, sich neben eine der Brautjungfern zu setzen, glücklicher Weise von dem Kanzleirath Sporer abgefangen und ins Nebenzimmer geführt worden, wo er zwischen der redseligen Wittwe eines seligen Steuerbeamten und einer plauderhaften Clavierlehrerin, einer entfernten Verwandten des Hauses, untergebracht und im Laufe des Diners von Beiden mit Reden und Fragen förmlich zugedeckt wurde.

Die Kochfrau hatte sich mit Ruhm überladen, und ein Meisterstück ihrer Kochkunst nach dem andern erschien auf den Tischen, um dort nach besten Kräften berücksichtigt zu werden. Was den Wein anbetraf, so war es zweifelhaft, ob der rothe Affenthaler oder der weiße Markgräfler besser sei; beide aber waren ganz ausgezeichnet, und zwischen denselben wurde von den Kennern lange hin und her probirt, ehe jeder die wichtige Frage entschieden hatte, am welchem Weine er sich nun fest zu halten habe. Da aber die Damen, wie in den meisten derartigen Fällen, trotz der Ermahnung ihrer freundlichen Nachbarn und trotz dem wohlwollenden Zunicken der Gastgeberin nur zaghaft nippten, so ließ diese rücksichtsvolle Frau schon beim Gemüse die Champagnerflaschen aufstellen und erklärte mit lauter, fröhlicher Stimme, jetzt gar keine Ausreden mehr annehmen zu wollen, und jede Dame müsse sich entschließen, ihr Glas des schäumenden Weins auch auszutrinken. Das gab nun allerdings Demonstrationen aller Art, Erschrecken und Erröthen; namentlich versicherten die jüngeren Damen, es sei ihnen rein unmöglich, ein ganzes Glas Champagner zu trinken, gewiß, rein unmöglich, ein paar Tropfen wären genug, sie zu echauffiren. Da mußte dann kräftig genöthigt und zugesprochen werden, und in dem Puncte

leistete Herr von Marlott, der auch selbst mit gutem Beispiele voranging, das Unglaubliche. Seinen beiden schönen Nachbarinnen hielt er eine gehaltvolle Rede, wobei er sich namentlich an die liebenswürdige Emma wandte, und bewies ihnen, daß, wie in allen Dingen, so auch namentlich im Champagnertrinken der erste Schritt einige Mühe mache, daß der zweite schon viel leichter ginge, und daß, wenn man nur erst einmal gehen gelernt, das Laufen ganz von selbst käme.

Wir müssen gestehen, daß sein Zureden nicht ohne Wirkung blieb, und wenn die jungen Damen nach dem ersten ausgetrunkenen Glase schon thaten, als müßten sie hinter ihren Taschentüchern oder Servietten vor Husten ersticken, so machten sie doch bei dem zweiten Glase, welches ihnen eingeschenkt wurde, schon viel weniger Schwierigkeiten; überhaupt belebte das Knallen der Champagnerpfropfen, wie überall, so auch hier, die Heiterkeit der Unterhaltung, ja, selbst den Stillen und Zurückhaltenden schien ein Pfropfen aufgeflogen zu sein, und solche, die früher nur ein schüchternes Wort zur Unterhaltung beigetragen, sprudelten jetzt förmlich über vor lustigen Einfällen und Bemerkungen.

Da schlug Herr von Scherra mit dem Rücken des Messers an sein Glas, und es trat jene bezeichnende Stille ein, wo man erwartungsvoll aufhorcht, wo man, den Inhalt des Trinkspruches, der nun kommen wird, kennend, schon im Voraus beistimmend lächelt und dem, den er angeht, freundlich zunickt. Dieser aber blickt entweder mit einer befangenen Miene auf den Teller oder er schaut sich mit einer angenommenen Gleichgültigkeit rings um, als könne er sich gar nicht einbilden, daß es nur möglich sei, ihn zum Gegenstand eines Toastes zu machen.

Herr von Scherra hatte sich indessen langsam erhoben, stützte die rechte Hand auf den Tisch und blickte rings im Kreise umher, ehe er begann: „Meine werthen Anwesenden, verehrte Herren und Damen! Die Veranlassung, welche uns zu diesem frohen Feste hier zusammen führt, ist so schöner Art, so Glück und Segen verheißend, daß es selbst einem schlechten Redner, wie ich bin, nicht an Stoff fehlt, um ein paar gut gemeinte und herzliche Worte darüber zu sagen. Wir feiern die Vermählung eines werthen Freundes mit der liebenswürdigen Tochter einer würdigen Mutter. Wir feiern dieses Fest, meine Herren und Damen, mit all' der frohen Zuversicht auf eine schöne Zukunft, mit dem Wunsche und der vollen Ueberzeugung, daß die künftigen Tage, Monate und Jahre unseres verehrten Paares eine Reihe eben so schöner Feste wie glücklicher Tage sein mögen. Meine verehrten Herren und Damen! Füllen Sie Ihre Gläser, und ehe wir austrinken auf die Erfüllung der Wünsche, die ich vorhin ausgesprochen, lasset uns alle diese Wünsche in einem einzigen Wunsche zusammenfassen, in dem Rufe: Das junge Paar lebe glücklich, heiter und froh, es lebe hoch! — — abermals hoch! — und zum dritten Male hoch!"

Man kann sich denken, daß dieser mit Wärme und auf so würdevolle Art vorgetragene Toast, wie sie in diesem Kreise vielleicht nur allein dem Herrn von Scherra eigen war, eine ungeheure Wirkung nicht verfehlte; besonders machte Herr von Marlott den größtmöglichsten Spektakel, nachdem er vorher seine beiden Nachbarinnen gezwungen, ihre Gläser bis zur Nagelprobe auszutrinken; dann füllte er sein Glas wieder, trank es über den Tisch hinüber mit einer eleganten Handbewegung dem Dr. Henderkopp zu, füllte es abermals,

um darauf durch hastiges Hinunterstürzen des edlen Weines dem Herrn von Scherra einen Begriff zu geben, wie tief ihn dessen Trinkspruch ergriffen, und dann ließ er sich nochmals einschenken, um mit aller Herablassung, deren er fähig war, der würdigen Gastgeberin seine Ehrfurcht zu bezeigen. Wenn man dabei annimmt, daß die meisten der Anwesenden fast auf dieselbe Art, wenn auch nicht mit so viel Geräusch verfuhren, daß jeder Stuhl beim hastigen Aufspringen des Betreffenden ein paar Schritte zurückflog, daß Der oder Die verschiedentliche Stellen des Trinkspruches mit gerührter Stimme wiederholten, daß man sogar Schluchzen vernahm, so wie auch herzliches Lachen, daß hie und da ein Stuhl von den Kleidern der Damen umgefegt wurde, daß Gläser klingelten und Teller klapperten, so kann man sich allenfalls einen Begriff machen von dem freudigen Lärmen, der noch mehrere Minuten nachher das Zimmer erfüllte. Auch aus dem Nebengemach eilten alle herbei unter Leitung des Kanzleiraths Sporer, der in Folge seiner Alleinherrschaft und seines Gefühls für die Familie so voll Wein und Rührung war, daß er, bei dem jungen Paare angekommen, nur mit dem Kopfe zu nicken vermochte und froh war, von dem Nächstfolgenden rasch auf die Seite befördert zu werden.

Dieser Nächstfolgende war Herr Goldstein, noch geröthetер als sonst, und strahlend vor Vergnügen, weil das Essen so ausgezeichnet und der Wein so wohlfeil war. Hatte er doch nie erlebt ein Hochzeitsfest, wie das heutige, und wußte er gar nicht zu sagen, wie sehr —

Da kam das Schicksal roh und kalt in der Gestalt der redseligen Wittwe des seligen Steuerbeamten und riß ihm

seine wahrscheinlich sehr geistreiche Schlußbemerkung vom Munde hinweg, worauf die Wittwe und die Clavierlehrerin aus hoch aufgezogener Mundschleuse mit der Kraft eines lang aufgestauten Baches eine unsagbare Flut von Redensarten auf das geduldig still haltende Ehepaar ausgossen.

Es ist mit dem Toastausbringen wie mit jeder andern ansteckenden Krankheit: kaum ist der erste Fall constatirt, so verbreitet sie sich mit rasender Schnelle, plötzlich hier und dort ausbrechend.

Ein alter Freund des Hauses, der Oberrevisor Schwepping, bedachte die würdige Hochzeitsmutter und Gastgeberin, und erregte fast einen eben so starken Sturm von Beifallsbezeigungen und Glückwünschen. Dann erhob sich der Hausarzt und faßte den Dr. Henderkopp in seiner medicinischen Eigenschaft und als Director der Privat-Irren-Anstalt auf. Er sprach sehr lange, sehr wissenschaftlich und sehr unverständlich. Schlagwörter, wie z. B. daß die Anstalt ein Segen für die Menschheit sei, wurden sehr häufig wiederholt und verfehlten unglücklicher Weise nie, ein Beifallsgemurmel hervorzurufen, denn nach jedem solchen Beifall fing der Hausarzt wieder von Neuem an und würde vielleicht bis in die Ewigkeit fortgesprochen haben, wenn sein Trinkspruch nicht, wie auf eine Verabredung, in einem solchen Beifallssturme erstickt worden wäre. Wir glauben annehmen zu müssen, daß es der junge Husaren-Offizier war, welcher durch ein gänzlich unbegründetes Hoch dem Toaste des Arztes förmlich den Todesstoß versetzte; Hoch und Hoch und wieder Hoch tönte es hinterdrein, und der Hausarzt, um seinen glänzenden Schluß betrogen, sank mit gemischtem Gefühl auf seinen Stuhl zurück.

Es trat jetzt bei dem Hochzeitsmahle jene Periode ein, wo das, was die jungen Damen anfänglich gefürchtet, wirklich zu Tage kam, daß sie nämlich sehr echauffirt aussahen; auch lachten sie häufig ohne besondere Veranlassung, stießen unaufgefordert mit ihren Nachbarn an, und bei Emma kam es zuweilen vor, daß sie bei einer gewagten Bemerkung ihres Nachbars in der Verwirrung statt von diesem ab, gerade zu diesem sich hinwandte, wobei es der kühne Husar nie unterließ, mit einer beispiellos schnellen Bewegung seinen Arm um ihre Taille zu legen und sie herzhaft an sich zu drücken.

Es gab ältere Damen, die sich mit ihren Nebensitzenden über längst vergangene Zeiten unterhielten, und dabei bald auf dieses, bald auf jenes Ereigniß unaufhörlich anstießen und unaufhörlich austranken; es gab ältere Herren, deren an sich schon röthlicher Teint anfing, ins Violette überzugehen, und deren Augen etwas gemüthlich Starres hatten, Männer, deren sonst feste Hand einigermaßen beim Auffüllen des Glases zitterte, und die auf alle an sie gerichteten Fragen nur noch ein simpelhaftes Lächeln zur Antwort gaben.

Herr Dr. Henderkopp, der schon seit einiger Zeit auf seinem Stuhle unruhig hin und her rückte und schon ein paar Male die blaue Brille fester an die Nase gedrückt, ergriff jetzt das Messer, und nachdem er an sein Glas geklopft, daß es klingelnd tönte, erhob er sich rasch, steckte seine rechte Hand unter die Weste und räusperte sich eine Zeit lang, bis eine allgemeine Stille eingetreten war.

„Meine werthen Freunde und lieben Gäste,“ begann er alsdann mit lauter Stimme, „wenn ich sage, daß ich gerührt bin von der Feier dieses schönen und wichtigen Tages, so

spreche ich die Wahrheit, wenn ich hinzufüge, daß ich mich tief ergriffen fühle von der allgemeinen Theilnahme, von der allgemeinen herzlichen Liebe, so drücke ich die Gefühle meines Herzens aus, und wenn ich die Bemerkung ausspreche, daß ich es für nicht leicht halte, die gediegenen Worte, die an mich gerichtet wurden, in gleicher Weise zu erwidern, so müssen Sie mir beipflichten."

Hier ließ der Redner die Hand aus der Weste herausgleiten und erfaßte die goldene Kette seiner Uhr, welche er begann zwischen dem Daumen und Zeigefinger hin und her zu drehen.

„Ich verstehe mich auf Trinksprüche," flüsterte der Husaren-Offizier seiner schönen Nachbarin zu, „der da wird lang werden;" mit sich selbst redend fügte er hinzu: „sorgen wir daher für eine kleine Unterhaltung. Sein Lackstiefel diente schon längst zur Fußbank, jetzt ließ er geschickter Weise die Serviette fallen, und als er sie wieder aufhob, ergriff er mit großer Geschicklichkeit die Hand des jungen Mädchens, die auf deren Schooße ruhte, und hielt sie dort fest. Emma schien dies übrigens kaum zu bemerken und nur Sinn für den Redner zu haben, dem sie schwer athmend zulauschte.

„Der liebenswürdigen Freundlichkeit, die man mir als Mitglied der menschlichen Gesellschaft im Allgemeinen, und dieser verehrten und geachteten hier," dabei wandten sich die blauen Brillengläser im ganzen Zimmer umher, „im Speciellen gezollt, vermag meine Bescheidenheit nichts zu entgegnen, und bin ich nur im Stande, für die gewiß unverdiente Güte und Herzlichkeit meinen innigsten Dank abzustatten, aber," fuhr er mit erhöhter Stimme fort, „man erwähnte auch in diesem geselligen Kreise meines geringen

Wirkens als Arzt und Pfleger meiner Kranken auf so anerkennende Weise, daß ich mir schon erlauben muß, darüber ein paar Worte zu sagen.“

„Hört, hört!“ rief der entzückte Husaren-Offizier, und darauf flüsterte er seiner Nachbarin zu: „wenn er nur eine gute Stunde oder so etwas fortplaudern würde!“

„Es war von je her der glühende Wunsch meiner Seele, der leidenden Menschheit zu helfen, und ich kann mit Stolz sagen, daß ich meine schwachen Kräfte denen widmete und widme, die unserer Hülfe am meisten bedürfen. Dieser Resultate, die ich erzielt, kann ich mir wohl erlauben in diesem Kreise von Freunden Erwähnung zu thun, und darf ohne Eigenlob gestehen, daß es mir schon in den schwierigsten Fällen gelang, das Licht der Vernunft dort wieder aufleuchten zu lassen, wo es zu ersticken drohte unter der todten Asche der fixen Idee, des Wahnsinns, ja, der Tobsucht. Es gelang mir durch milde und zweckmäßige sanfte Behandlung, Kranke, die mir in größter geistiger Verwilderung übergeben wurden, so weit wieder herzustellen, daß von ihrem traurigen Zustande höchstens eine fixe Idee übrig blieb, die auch nach und nach verschwinden wird und so dem Ausgestoßenen es ermöglicht, wieder als zurechnungsfähiges Mitglied in die menschliche Gesellschaft zurückzukehren.

„Manche der Anwesenden werden sich noch des Generals v. S. erinnern, der in den wüthenden Anfällen seiner Raserei mit jeder Waffe, deren er habhaft werden konnte, über seine Wärter herfiel, und den ich durch Ausdauer und Kunst so weit herstellte, daß von einem Wahnsinn nur noch die Idee übrig blieb, als sei er dazu bestimmt, Verschwörungen anzustiften und auszuführen; eben so des Factors M., dessen

Begriffe sich verwirrten durch das tagtägliche Erblicken des Titels seiner sonst so geachteten Zeitschrift: Zeitblüthen — Blätter für Geist, Herz und Publicität, so daß er in diesem stereotypirten Satze Druckfehler aufsuchen und finden zu müssen glaubte. Auch diesem braven Manne, welcher im schlimmsten Stadium seiner Krankheit tobsüchtig wurde, sobald er nur den Titel seines Blattes erblickte, kann dieser schon vor Augen gebracht werden, ohne daß er darüber außer sich geräth, gewiß ein großer Beweis beruhigter Nerven. — Der Förster B., der sich beständig von einer Legion Teufel umringt sah, hat diese alle glücklich beseitigt," fuhr der Doctor nach einer Pause mit behaglichem Lächeln fort, „und bemüht sich nur noch zuweilen, den letzten zu verschlucken, was ihm auch hoffentlich mit meiner Hülfe gelingen soll.

„Daß mich die Anerkennung, die ich außer diesem erlesenen Kreise hier nun fast allerwärts gefunden habe, dazu antreibt, mein bescheidenes Wirken zum Segen der Menschheit nach besten Kräften fortzusetzen, brauche ich eigentlich nicht zu sagen, muß aber hinzufügen, daß eben diese Anerkennung ein großer Sporn für mich ist, um rastlos zu wirken; ja, ich darf es mit einem wohlbegründeten Stolz aussprechen, daß der Ruf der Anstalt des Dr. Heuberkopp sehr rühmlich in ferne Länder gedrungen ist; daß mir der würdige Vetter meines Hauses, der Admiral van Heuberkopp, schon mehrere Male darüber Glück wünschte, ist selbstredend und gehört am Ende eben so wenig hieher, als das Gutachten, welches ich auf Verlangen eines zweiten Vetters, des Vice-Statthalters von Batavia, dorthin über eine ähnliche Anstalt sandte. Aber auch der nähere, und doch wieder fern gelegene Süden, das große und schöne Neapel, kennt meinen Namen. Auch von

dort besitze ich einen Kranken in meiner Anstalt, der mir im verwildertsten Zustande übergeben wurde, der nicht nur tobsüchtig, sondern, was noch schlimmer ist, fast blödsinnig war, und den wieder herzustellen es meiner Kunst gelang."

Herr von Scherra, welcher der Rede des Doctors mit Interesse gelauscht, richtete sich bei diesen letzten Worten etwas in die Höhe und blickte den Sprecher schärfer an.

„Ja," fuhr dieser fort, „so weit hergestellt, daß ihm von seiner Krankheit nur noch die fixe Idee übrig geblieben ist, als gehöre er, der übrigens ganz braver Leute Kind sein soll, einer vornehmen und mächtigen Adelsfamilie dorten an, als sei er ein Graf oder Marchese Gaetano Fontana."

Hätte das Champagner-Glas vor dem Herrn von Scherra aus eigenem Antrieb einen Purzelbaum gemacht, oder wäre die Decke über ihm zusammengestürzt, er hätte nicht erstaunter oder erschreckter zusammenfahren können, als bei Nennung dieses Namens in so unheimlichem Zusammenhange. Selbst dem Herrn von Marlott schien derselbe bekannt ins Ohr zu klingen, denn er blickte rasch auf und wandte die fragenden Blicke auf seinen alten Freund. Glücklicher Weise war aber jetzt keine Zeit zu Erörterungen, wir sagen glücklicher Weise, denn Herr von Scherra hätte um alles in der Welt nicht vor seinem unbesonnenen jungen Freunde etwas in Betreff jenes Namens verlauten lassen mögen, der im Hause des Grafen Lotus einen so furchtbaren Klang angenommen hatte. Hatte doch Rosa erst vor Kurzem mit ihm über diese Angelegenheit gesprochen, und mußte auch er bei der bekannten Gemüthsart des Grafen erbeben, als sich der Todtgeglaubte nun so plötzlich seinem innern Auge zeigte — der fröhliche, lebensfrische, sorglose junge Mann von damals, jetzt hier im

Irrenhause — entsetzlich! — „Arme Françoise," murmelte er in sich hinein, „wie wird sich diese schreckliche Geschichte lösen? Doch sie und Rosa sollen nicht umsonst ihr Vertrauen in mich gesetzt haben."

Dr. Henderkopp hatte seine Lippen mit etwas Wein angefeuchtet und fuhr alsdann fort: „Ja, meine verehrten Freunde und lieben Gäste dieses Hauses, was ich bis jetzt geleistet, war vom besten, segensreichsten Erfolge gekrönt und macht mir Muth, auch ferner auf dem gewiß sehr dornenvollen Pfade fortzuwandeln. Es erscheint Ihnen vielleicht nicht ganz passend, daß ich bei dieser heutigen festlichen Veranlassung mich so ins Einzelne gehend über meine Leistungen aussprach, aber Manchem der verehrten Anwesenden ist mein Wirken noch ziemlich unbekannt geblieben, und auch diese möcht' ich gewinnen, damit sie meine ferneren Bestrebungen unterstützen möchten mit gutem Wort und guter That."

„Was das Letztere anbelangt," meinte der Husaren-Offizier gegen die schöne Nachbarin gewandt, „müßten wir uns geradezu einsperren lassen, um ihm gefällig zu sein, und wahrhaftig, süße Emma, mit Ihnen ließe ich mich auch dazu geneigt finden."

„Wie sehr sich meine Bestrebungen diesem Zweige der Wissenschaft zugewandt, soll die Welt schon daraus erkennen, daß ich mich bemühen werde, in irgend einer passenden Stadt des deutschen Vaterlandes eine Versammlung der Vorsteher sämmtlicher in- und ausländischer Irren-Anstalten zu Stande zu bringen, und wir haben ebenso ein Recht und die Verpflichtung dazu, wie jede andere Corporation. Versammeln sich doch die deutschen Künstler, die deutschen Turner, die deutschen Sängervereine und Schützen, die deutschen Gerber,

die deutschen Juristen, ja, die deutschen Scharfrichter. Zu unserer Versammlung würde ich vorschlagen, daß jeder der Vorsteher der oben benannten Anstalten einen besonders ausgezeichneten Narren mitzubringen habe, um so durch Vergleichung und Austausch der Ideen neue Fundamente für die Wissenschaft zu gewinnen.

„Und nun," sagte der Doctor mit einem neuen Aufschwunge im Tone, „füllen Sie Ihre Gläser und trinken Sie mit mir auf das Gedeihen aller Wissenschaft als leuchtenden Lichtes in den dunkeln Irrgängen dieser Welt, es gilt jeder Wissenschaft und jeder wissenschaftlichen Bestrebung."

„Hoch!" schrie der gefällige Kanzleirath Sperer, der wie alle übrigen aus dem Nebenzimmer sich hinter dem Stuhle des Sprechers aufgestellt hatte, „Hoch und abermals Hoch!" und da alle erfreut schienen, endlich von den Banden dieser sehr langen Rede erlös't zu sein, so klang dieses Hoch stürmischer als alle übrigen. Dabei ist noch hinzuzufügen, daß während der Rede des Doctors Mancher im Stillen manches Glas getrunken oder sich auch auf sonstige Art echauffirt hatte, und daß dadurch die Begeisterung auf den Gipfel gestiegen war. Fast alles erhob sich so geräuschvoll als möglich von den Stühlen, stieß die Champagnerkelche zusammen, schrie sich unverständliche Worte in die Ohren, und niemand nahm es dabei übel, wenn der Andere ihn durchaus nicht verstanden hatte.

In einer Ecke des Zimmers wurden mehrere Schmollis getrunken, auch diese Krankheit wirkt ansteckend wie das Toastausbringen; in einer andern versöhnten sich ein paar langjährige Feinde unter reichlichen Thränen und starkem Vergießen des edlen Weines.

Daß der Doctor famos gesprochen, darüber waren auch die einig, welche nicht mehr im Stande gewesen, auch nur einen einzigen Satz dieser Rede zu verstehen, ja, diese hatten am meisten Bravo gerufen und durch enthusiastische Hört! Hört! den Redner ermuntert, fortzufahren. Hätte der Direktor der Privat=Irren=Anstalt in diesem Augenblicke zehn Hände, eben so viele Backen und Lippen gehabt, so wären sie in den nächsten zehn Minuten alle besetzt gewesen, und nicht nur das männliche Geschlecht warf sich an seine Brust, sondern auch Manche des andern, schönern, gab auf die stürmischste Art ihren Beifall zu erkennen.

Daß Herr Goldstein in diesem Augenblick nicht zurück blieb, ist wohl selbstverständlich. Er näherte sich dem Doctor, als endlich um denselben etwas Platz geworden war, hastig von der einen Seite, während der junge Husaren=Offizier, den ein sehr strenger, mißbilligender Blick des Herrn von Scherra vermocht hatte, endlich den Platz neben der erkorenen Brautjungfer zu verlassen, von der andern Seite herkam, um der Hauptperson des Festes einen freundlichen Händedruck angedeihen zu lassen. Unglücklicher Weise aber traf es sich, daß dieser im Augenblicke, als die Beiden sich etwas schwankend, aber unaufhaltsam ihm näherten, von der verwittweten Hauptmännin, welche ebenfalls die Gefühle ihres Herzens nicht länger mehr zu unterdrücken vermochte, rasch rückwärts gezogen wurde, woher es kam, daß Herr Goldstein den Husaren=Offizier in Ermangelung eines Andern in seine Arme drückte. Dieser betrachtete das fremde, süßlächelnde Gesicht erstaunt eine halbe Sekunde, und da ihm die freundliche Miene desselben, die rothen Backen, die dicken, schmatzenden Lippen und die gebogene Nase durchaus nicht

sympathisch vorkamen, so warf er ihn einfach auf die Seite, so daß Herr Goldstein, einen Stuhl mit sich umreißend, fast auf den Boden niederzusitzen kam und sich vor einem gänzlichen Hinstürzen nur dadurch bewahren konnte, daß er sich an die dicken Röcke der verwittweten Hauptmännin festklammerte, welche aber, dieses Attentat mißverstehend, ihn dafür mit einer lautklatschenden Ohrfeige belohnte.

Da nun bei gewissen Veranlassungen eine Ohrfeige eben so, wie Toast und Schmollis ansteckend zu wirken im Stande ist, so hätte vielleicht großes Unheil entstehen können, wenn sich nicht der Kanzleirath Sporer, ein großer starker Mann, in seiner Eigenschaft als Festordner vollkommen berechtigt gefunden hätte, den Geschäftsmann mit der korinthenfarbenen Weste am Kragen zu nehmen und, ungeachtet dieser heftig zappelte und gesticulirend demonstrirte, in das Nebenzimmer abzuführen, wo er ihn ernsthaft ermahnte, sich ruhig zu verhalten, indem sonst eine weitere Beförderung die Treppe hinab und von dort zur Hausthüre hinaus unzweifelhaft sei.

Die klatschende Ohrfeige hatte indessen auch im andern Zimmer die Wirkung hervorgebracht, daß Frau Wittwe Speiteler, um das festliche Gelage endlich zu beendigen, die aufwartenden Mädchen mit dem Kaffee erscheinen ließ.

Warum wir der Braut bei der Beschreibung dieses Mahles so wenig gedachten, können wir nur damit entschuldigen, daß sie gar keine Veranlassung gab, von sich reden zu machen; sie aß fast gar nicht, sie nippte nur hier und da an ihrem Glase und sprach so wenig als möglich, das heißt, sie gab nur spärliche Antworten auf die Fragen, welche man an sie gestellt. Sie saß da, wie in sich zurückgezogen und wie zusammengedrückt von der Last ihres Myrtenkranzes und ihres

Brautschleiers. Von einer jungen Frau an diesem ersten Tage ihres Ehestandes läßt sich auch keine laute Fröhlichkeit erwarten und man findet es begreiflich, daß sie, mit ihren oft gewiß ernsten Gedanken beschäftigt, mit der Außenwelt so recht heiter nicht verkehren mag. Nach der langen Rede ihres Gatten war sie ohne Aufsehen verschwunden und hatte zwei der Brautjungfern mitgenommen, während die dritte mit dem jungen Husaren-Offizier noch in eifrigster Unterhaltung begriffen war. Doch mochte auch Emma endlich durch die Abwesenheit ihrer Colleginnen an ihren Dienst erinnert werden, beim Auskleiden der Braut behülflich zu sein, denn unter diesem triftigen Grunde wollte sie vorläufig den letzten innigen Händedruck mit dem jungen Manne wechseln, um alsdann den andern nachzueilen. Arthur aber ließ seine Beute nicht so bald fahren, er hielt es vielmehr für eine außerordentlich günstige Gelegenheit, dem jungen Mädchen nach in das leere Nebenzimmer zu schlüpfen, von wo aus eine Thür auf die Treppe und eine andere in das bisherige Schlafzimmer der Braut führte.

Herr von Scherra hatte in diesem Augenblicke den Dr. Henderkopp in eine Fensternische genommen, und was er dort ernsthaft mit ihm besprach, ist nicht schwer zu errathen, doch war er hiedurch nicht im Stande, auf seinen jungen leichtsinnigen Eingeführten so zu achten, wie er sich vorgenommen.

Daß Emma, als ihr der eben Genannte folgen wollte, versichert hatte, wenn er nicht zurück bliebe, so würde auch sie das Zimmer nicht verlassen, müssen wir, um der Wahrheit die Ehre zu geben, eingestehen, leider aber waren die Verhältnisse für das erhitzte junge Mädchen zu stark, um ihrem Vorsatze getreu zu bleiben, und ehe sie sich dessen versah, be-

fand sie sich, von den Armen des jungen Offiziers umschlungen, schon im Nebenzimmer.

Der kurze Herbst-Nachmittag war rasch verflossen, und obendrein warfen die nahestehenden Nebenhäuser schon tiefe Schatten durch das einzige Fenster in dieses kleine Gemach. Gerade nach diesem Fenster aber, das eine tiefe Nische hatte, über welche ein dunkler Vorhang herabfiel und wo sich ein altmodisches Sopha befand, zog Arthur das schwerathmende junge Mädchen.

„Es kommt jemand,“ sagte sie angstvoll.

Doch um so inniger zog er sie an sich und preßte fest seine Lippen auf ihren widerstrebenden Mund. Was kümmerte es ihn, ob jemand kam, kannte ihn doch wohl niemand in der ganzen Gesellschaft, Herrn von Scherra ausgenommen, und der war viel zu discret, um ihm nachzugehen.

Aber es trat in der That jemand ins Gemach, doch nicht vom Gesellschaftszimmer her, sondern von der Treppe, eine unbekannte Figur, die er nie gesehen, und die ihn deßhalb auch durchaus nichts kümmerte; es war eine weibliche Gestalt, dunkel und unscheinbar angezogen, deren Kopf mit einem rothen Tuche halb verhüllt war. Sie wandte ihr Gesicht einen Augenblick den Beiden zu, nur einen kleinen Augenblick, und es war ihm, als hätten ihn ein paar dunkle Augen angeschaut, dann sah sie wieder gerade aus und ging ruhigen Schrittes der Thür des Schlafzimmers der Braut zu, hinter der sie alsbald verschwand.

„Sehen Sie wohl,“ sagte Emma angstvoll. „Wenn uns jemand erkannt hätte? Aber jetzt bitte ich Sie inständig, lassen Sie mich gehen.“

„Und wenn uns jemand erkannt hätte,“ gab er leicht-

sinnig zur Antwort, „kann ich nicht ein Bräutigam sein? Und jetzt," fuhr er dringender fort, „wollen Sie mich verlassen, jetzt, da gerade der Besuch, welcher so eben kam, uns für ein paar kurze, süße Augenblicke sicher macht? — O, gehen Sie meinetwegen," setzte er mit wohlberechnetem, schmerzlichem Tone hinzu, „Sie haben kein Gefühl für mich — o, gehen Sie, gewiß, es ist besser, daß wir uns nie wiedersehen!" Und absichtlich ließ er sie los, da er sicher war, sie würde ihm nicht entfliehen. —

Und sie entfloh nicht, sie entfloh ihm nicht, sie entfloh nicht ihrer dunkeln Stunde. —

Fünfunddreißigstes Kapitel.

Nach der Hochzeit.

Nachdem im Gesellschaftszimmer der Kaffee getrunken worden war, fingen viele der Gäste, von denen die meisten Uebermögliches geleistet hatten, an, zu verschwinden, und dann kam es gerade so, wie Herr Goldstein vorausgesagt: Frau Wittwe Speiteler faßte ihren Schwiegersohn sanft bei der Hand und ersuchte ihn, ihr in das gelbe Zimmer zu folgen.

Das gelbe Zimmer lag in entgegengesetzter Richtung von dem, wohin die junge Frau abgegangen war, und stieß an das Schlafzimmer der Hauseigenthümerin; es war ihr Schreib- und Wohnzimmer. Hier hingen in breiten goldenen Rahmen ihr eigenes Bildniß wie auch das des seligen Herrn Speiteler, Beide in ihrem Hochzeitsstaate gemalt. Dabei war es eigenthümlich, daß die Blicke des seligen Speiteler die seiner Frau zu suchen schienen, während sie unbekümmert aber fest, gerade vor sich hinaus in die Welt blickte, ein Bild des Lebens, das die Beiden geführt. Unter ihnen

in einem Ovalrahmen befand sich eine Photographie von Sophie.

Die Kunst, ein Portrait durch Oeffnen und Schließen einer Maschine hervorzubringen, war damals, als die Bilder der Eltern gemalt wurden, noch nicht erfunden. Ob die Kunst im Allgemeinen dabei gewonnen, ist eine Frage, die wohl verneint werden kann, wogegen die Art, photographische Bilder aufzunehmen, ganz gemäß ist unserem jetzt sich überstürzenden Leben, denn ein Künstler von denen, die nach der Elle malten, brauchte damals eine ganz unverhältnißmäßige Zeit, um eine Familie von einem halben Dutzend Mitgliedern zu liefern, wogegen sich jetzt die Maschine in so viel Sekunden öffnet und schließt und man während einiger Morgenstunden im Stande ist, ganze Generationen auf Glas und Papier zu fixiren. Es sind dies aber meistens Aehnlichkeiten, aber keine richtige Abbildung, und der erstaunte Blick, das hölzerne Lächeln, die möglichst verdrehte Körperhaltung erinnern nur zu oft und zu stark an die Maschine.

In diesem gelben Zimmer trug Frau Wittwe Speiteler die Rechnungen in ihre Bücher, hier calculirte sie und hier saß sie manche Dämmerungsstunde, um sich ihrer fernen Tage zu erinnern. Hier hatte sie auch den Entschluß gefaßt, den Anträgen des Dr. Henderkopp, welche ihr durch die dritte Hand gemacht worden waren, ein günstiges Gehör zu leihen, und hier hatte sie auch nach ziemlich langer Unterredung ihre Tochter Sophie vermocht, die Bewerbungen des Doctors freundlich anzunehmen. Dabei hatte sie gedacht: die Sophie paßt nicht für einen Geschäftsmann, wo sie selbst mit ins Leben eingreifen muß, sie ist ganz wie der selige Speiteler, der auch eine Person brauchte, die ihm sagen mußte, was er

zu thun habe. Dabei ist das Kind anständig versorgt, und es ist mir doch lieber, wenn man sie Frau Doctorin nennt und wenn sie sich dabei ruhig in ihrem Hauswesen beschäftigen kann, als wenn sie vielleicht einen Handwerker heirathet und sich mit Mägden und Gesellen abgeben muß.

Hier in diesem gelben Zimmer stand auch die Cassette, von der Herr Goldstein gesprochen, und Frau Wittwe Speiteler, nachdem sie ihren Schwiegersohn mit dem wohlberechtigten Stolze einer Frau, die das Ihrige redlich erworben, vor den Tisch geführt, auf dem die Cassette stand, öffnete nun dieselbe und nahm ein Paket Staatspapiere, die Mitgift ihrer Tochter, heraus.

Herr Dr. Henderkopp, welcher sich bemühte, so gleichgültig als möglich auszusehen, versicherte, wie er auch schon früher gethan, daß es ja mit dieser Ueberreichung durchaus keine Eile habe, daß dieselbe in guten Händen sei, und was dergleichen Redensarten mehr waren.

Madame Speiteler aber schüttelte ruhig ihren Kopf und ersuchte ihn, die Staatspapiere zu zählen. Es waren zwanzig Stück zu tausend Gulden, und somit die Rechnung im Augenblicke gestellt. Den Antrag, eine Quittung darüber entgegen zu nehmen, wehrte die gute Frau mit Entschiedenheit ab und bat nur ihren Schwiegersohn, die Papiere so schnell als möglich in seine Tasche zu stecken, damit die Sache ein- für allemal abgemacht sei.

Das that denn auch der Director der Privat-Irren-Anstalt, wobei er dieselbe gleichgültige Miene beibehielt und nur dann sein gewöhnliches wohlwollendes Lächeln sehen ließ, als er die Bemerkung machte, im Grunde wären die Papiere

eben so gut aufgehoben gewesen, wohl noch besser, dort in jener Cassette — — bei den andern, wollte er hinzusetzen, denn unter der blauen Brille hinweg hatte sein scharfer Blick wohl gesehen, daß sich dort noch mehrere der gleichen Art befanden; er unterdrückte aber diesen Zusatz als vielleicht nicht ganz passend, und litt es herablassend, daß die Schwiegermutter nun seine beiden Hände ergriff, sie herzlich drückte und mit zitternder Stimme sagte:

„Nicht wahr, Herr Schwiegersohn, Sie machen meine Sophie glücklich? Sie ist ein gutes und braves Kind und wird Ihnen eine gute, brave und getreue Hausfrau werden.“ — Mehr vermochte sie in diesem Augenblicke nicht zu sprechen, denn sie fühlte, wie ihr die Thränen aus den Augen stürzten und über die Wangen hinabliefen: es waren die ersten Thränen wieder, die sie geweint seit dem Tode des seligen Speiteler.

Ein Anderer an der Stelle des Dr. Henderkopp, den die Rührung vielleicht übermannt, was bei ihm nicht so sehr der Fall war, hätte auf diese kurze Rede auch nicht viel zu erwidern vermocht. Ihm verursachte sie ein unbehagliches Gefühl, und deßhalb vielleicht schwieg er und verbeugte sich nur stumm, wobei er wenigstens die Hände seiner Schwiegermutter leicht drückte.

„So,“ sagte die Frau nach einer Pause, während welcher sie an das Fenster getreten war und in die Dunkelheit hinausgeblickt hatte, „jetzt wären wir mit den Geschäftssachen fertig, und da nun Sophie gewiß umgezogen sein wird, so werde ich gehen und sie her holen, auch nach dem Wagen sehen, der Sie Beide nach Hause bringt. Ich kann mir denken,“ setzte die Frau gutmüthig lächelnd hinzu, „daß es für

Euch nach dem angestrengten, wenngleich schönen Tage doch angenehm sein wird, endlich in Eure vier Pfähle zu kommen, und Gott segne dort Euren Eingang, wie hier Euren Ausgang!"

Sie verließ das Zimmer und ließ ihren Schwiegersohn allein, der in Gedanken versunken in dem Zimmer hin und her schritt. Zuweilen schüttelte er den Kopf, und mehr als einmal stahl sich ein tiefer Seufzer aus seiner Brust.

„Das ist in der That eine gute und brave Frau," sprach er zu sich selber, „ich hätte es wahrhaftig wagen können, ihr die ganze Trostlosigkeit meiner Lage aus einander zu setzen — — — — aber damit hätte ich mir selbst ein Fangseil über den Nacken geworfen, woran mich die beiden Weiber wahrscheinlich schön hin und her gezogen hätten, mich, den Dr. Henderkopp — nein, nie, nie! Halten wir den Kopf so hoch als möglich, eine harte Stirn kommt überall durch!"

Bei dem flackernden Scheine der beiden Lichter, die auf dem Tische standen, sah man deutlich, wie der selige Speiteler in seinem breiten Goldrahmen seine Frau besorgt anblickte, als wollte er sagen: wenn ich noch lebte oder überhaupt hätte mitsprechen können, so würde ich es vielleicht gewagt haben, Einwendungen zu machen gegen — gegen allerlei. — Seine Frau dagegen schien, wie gewöhnlich, zu antworten: Ach was, das ist meine Sache; ich muß das besser wissen.

„Nie hätte ich mir so viel vergeben dürfen," fuhr der Schwiegersohn des Hauses in seinem Selbstgespräche fort, „und das, was ich gegen diese lumpigen zwanzigtausend Gulden in die Wagschale werfe, ist auch nicht gering zu

achten: eine Fessel für lebenslang, ein vielleicht freudenloses Dasein."

Er zuckte zusammen, als wenn ihn fröre, oder that er es, weil er hörte, wie sich langsam die Thür öffnete — nur ein wenig öffnete sie sich, und ohne daß er jemand sah, hörte er eine bekannte Stimme sagen: „Nun darf ich mir wohl erlauben, uns zu gratuliren? Habe ich nicht richtig vorher gesagt, wie alles müßte kommen, und ist es nicht gekommen, wie ich gesagt? — Also auf Wiedersehen."

Dr. Henderkopp biß die Zähne aufeinander und blickte sich um, ob nicht etwas im Bereich seiner Hände sei, tauglich, um es dem Geschäftsfreunde an den Kopf zu werfen.

Doch hatte dieser die Thür wieder hinter sich zugezogen und war verschwunden, ehe der Andere das Gewünschte gefunden.

Wenn sich auch, wie vorhin bemerkt, eine große Anzahl der Gäste schon entfernt hatte, so vernahm man doch immer noch ein fröhliches Lachen so wie ein lustig gesungenes Lied vom Gesellschaftszimmer her, denn manche hatten sich nach dem Kaffee wieder der Weinflasche zugewandt und sahen mit großem Behagen, daß der Keller ihrer Wirthin unerschöpflich schien.

Herr von Scherra hatte sich, nachdem er den Doctor verlassen, vergeblich nach seinem jungen Freunde umgesehen, und verließ nun kopfschüttelnd und verdrießlich allein das Zimmer. Wer weiß, dachte er, wo sich dieser leichtsinnige Mensch wieder herum treibt! Hoffentlich macht er mir keine unüberlegten Streiche. Nun, bei den Brautjungfern wird er glücklicher Weise nicht sein, da diese, wie ich gehört, mit der Braut gegangen sind.

Er nahm im Vorzimmer seinen Hut und Paletot und stieg langsam die Treppe hinab, auf deren unterster Stufe ihm zu seinem nicht geringen Erstaunen der Husaren-Offizier in ziemlich aufgeregtem Zustande begegnete.

„Ah, famos!" rief dieser lustig, „daß wir uns hier finden, ich wollte gerade nach Ihnen sehen."

„Nun, ich meine, um mich, der ich oben war, zu finden, hätten Sie nicht nothwendig gehabt, erst die Treppe hinab zu steigen. Muß ich fürchten," setzte er in fragendem Tone hinzu, „daß Sie wieder Streiche gemacht?"

„Gewiß nicht," entgegnete Arthur heiter; „es ist wahrhaftig traurig, daß man bei Ihnen immer in schlimmem Verdachte steht. Finden Sie es denn nicht natürlich, daß man sich aus dem heißen Zimmer droben hinweg sehnt, um ein bischen frische Luft zu schöpfen? — Aber wie ich sehe, wollen Sie schon nach Hause?"

„Schon? Nun, ich meine, man hätte lange genug geschwelgt, ich wenigstens, und unserer Verabredung gemäß, junger Freund, gehen Sie mit mir und fassen mir keine kühnen Gedanken, wie z. B. eine dieser kleinen Brautjungfern in Ihrem Wagen nach Hause zu führen, dagegen habe ich Ihr Versprechen."

„Und werde es halten, wie alles, was ich gelobe," erwiderte der Husaren-Offizier, wobei er vergnügt mit den Augen zwinkerte; „aber meinen Paletot werden Sie mir gestatten, zu holen?"

„Gewiß, und werde gern unten auf Sie warten, aber engagiren Sie sich da oben nicht wieder."

„Unbesorgt," lachte der leichtsinnige junge Mann, „dazu müßte mir etwas ganz Absonderliches begegnen; ich habe der

Süßigkeiten genug genossen, nur irgend etwas Kräftiges, ganz außerordentliches Pikantes könnte mich vielleicht zum Umschauen veranlassen."

Nach diesen Worten sprang er in großen Sätzen die Treppe hinauf. In einigen Augenblicken hörte ihn Herr von Scherra sprechen, lachen, dann wieder einige Worte sprechen, in so eindringlichem und bekannt süßem Tone, daß der alte Herr unten an der Treppe unwillig mit dem Kopfe schüttelte; dann nahm der droben plötzlich einen verdrießlichen Ton an und sprach ziemlich laut: „Aber erlauben Sie mir, eine höfliche Frage ist einer höflichen Antwort werth, wenn ich Sie nun nicht gehen lasse — ah, das ist stark!" rief er auf einmal entrüstet.

Kaum waren diese Worte gesprochen, so eilte eine weibliche Gestalt, fast ohne die einzelnen Treppenstufen zu berühren, so rasch hinab, daß Herr von Scherra kaum Zeit hatte, sie nur mit einem ganz flüchtigen Blick zu betrachten. Offenbar gehörte sie nicht zu den Hochzeitsgästen und auch nicht zur Dienerschaft des Hauses. Sie war dunkel gekleidet, hatte ein buntes Tuch um den Kopf und etwas wie eine Art Shawl um ihre Schultern und um ihr Haupt geschlungen, so daß man vom Gesichte nichts sehen konnte. Sie flog mit solcher Gewalt an dem alten Herrn vorüber, daß sie ihn wahrscheinlich umgerissen hätte, wenn er mit ihr in Berührung gekommen wäre. Gleich hinter ihr drein stolperte auch Arthur die Treppen hinab, drohend, scheltend und fluchend.

„Auf Ehre, das ist zu stark," rief er entrüstet. „Wenn ich nur eine Idee hätte, wer diese wilde Katze wäre, oder wo sie wohnte, ich hätte wahrhaftig gute Lust, nochmals umzukehren und jeden im Hause nach diesem brutalen Ge-

schöpfe zu fragen. So was ist mir doch noch nie vorgekommen!"

„Wenn es etwas Unangenehmes war, das Ihnen bis jetzt zum ersten Male auf Ihre oft unmotivirten Angriffe begegnet ist, so zeugt das von Ihrem guten Glücke. Aber ich bitte Sie, Arthur, machen Sie sich mit Nachforschungen nicht lächerlich. Kommen Sie, ich gebe Ihnen eine gute Cigarre, wonach ich schon lange schmachte, und wenn Sie wollen, erzählen Sie mir Ihr Abenteuer; so eine Mittheilung erleichtert das Herz."

„Sie hätten sie wohl aus Freundschaft für mich aufhalten können."

„Daß ich ein Narr wäre, wie andere Leute," gab Herr von Scherra lachend zur Antwort.

„So ein gemeines Geschöpf," sprudelte der Husaren-Offizier im Zorne von sich, „sollte sich eine Ehre daraus machen, wenn ein Cavalier sich herabläßt, ihr ein freundliches Wort zu sagen."

„Es scheint mir aber, die hat sich keine Ehre daraus gemacht."

„Im Gegentheil, Gott verdamme sie! — Aber kommen Sie, wir wollen gehen, ich will es Ihnen erzählen, und Sie werden entrüstet sein, wie weit die Frechheit dieser Art Geschöpfe geht."

„Hier ist die versprochene Cigarre, das wird Sie einigermaßen beruhigen."

„Denken Sie sich," erzählte der Husaren-Offizier, während sie Arm in Arm die Straßen hinab gingen, „es war so eine Person aus dem Hause, ein Dienstmädchen nicht, — ich schätze, eine Nähterin, eine Schneidermamsell, ich sah sie

schon einmal vor einer halben Stunde in das Zimmer gehen, wo die Brautjungfern die Braut umkleideten."

„Und von wo sahen Sie das?" fragte der alte Herr mit einem lächelnden Seitenblick.

„Nu—n—n von der Treppe aus, wo ich gerade hinab steigen wollte, um frische Luft zu schöpfen."

„Um frische Luft zu schöpfen?"

„Allerdings, es war so heiß droben. Damals beachtete ich die Person aber nicht, so eben dagegen, als ich meinen Paletot anziehen will, sehe ich sie durch die Zimmer wieder daher kommen. Ich blicke nach ihr, und nun wissen Sie, lieber Scherra, ich bin Kenner und weiß zu beurtheilen, ob und welch' solider Kern sich unter der unscheinbaren Hülle verbergen mag; da war aber Kern, dessen kann ich Sie versichern, ich bemerkte das sogleich an der leichten und freien Art, wie sie den Oberkörper bewegte, wie sie den Kopf trug, vor allem aber an der graziösen Bewegung ihrer linken Hand, mit der sie ihr Kleid etwas in die Höhe hob, und dabei hatte sie einen Gang, weitschreitend und dabei sicher auftretend, — ah, so was trügt nie!"

„Das alles brauchte Sie aber weder zu kümmern, noch zu beunruhigen."

„Lieber Scherra, Sie sprechen, wie man in Ihrem Alter spricht. Hätten Sie aber in Ihren zwanziger Jahren, wie ich heute, einem Hochzeitsfeste beigewohnt, anständig gegessen und gut getrunken, und wären dabei Stunden lang zwischen zwei warmblutigen Brautjungfern eingekeilt gewesen, so hätten Sie —"

„Vielleicht einer der Brautjungfern ein wenig den Hof gemacht," unterbrach ihn Herr von Scherra.

„Seien Sie ruhig, das ist geschehen,“ fuhr der Andere fort; „aber so hätten Sie auch nachher die Gestalt da ein bischen angeschaut.“

„Nun, wenn Sie sie bloß angeschaut haben, so weiß ich nicht, wie es möglich ist, daß sie so in Zorn gerieth.“

„Zuerst habe ich sie allerdings nur angeschaut, als sie mir aber näher kam und, wie um ihr Gesicht vor mir zu verbergen, ihr Tuch, welches sie um die Schultern trug, leicht um den Kopf warf, und mich dabei einen Wuchs sehen ließ, der, das kann ich Ihnen auf Ehre versichern, nicht ohne war, so spielte ich Faust: Mein schönes Fräulein, darf ich's wagen, mein' Arm und Geleit Ihr anzutragen?“

„Und als sie sich das verbat,“ bemerkte lachend Herr von Scherra, „so fielen Sie aus Ihrer Faustrolle und, anstatt bescheiden zurück zu treten, griffen Sie zu.“

„Ja, ich faßte sie um ihre Taille, und bin beinahe gutmüthig genug, trotz ihrer Entgegnung nicht zu bereuen, daß ich es gethan. Ich sage Ihnen, Scherra, ein wunderbarer Wuchs!“

„Und was entgegnete sie?“

„Gar nichts,“ erwiderte der Husaren-Offizier, und setzte mit leiser Stimme hinzu, indem er sich langsam umschaute, „sie schlug mich ins Gesicht.“

„Fest?“ fragte der alte Herr, laut lachend.

„Nun, dessen kann ich Sie versichern, so, daß mir das Feuer aus den Augen sprang. — Es war ein seltsames Abenteuer, solch' eine wilde Katze ist mir in meinem Leben noch nicht vorgekommen; ich möchte wissen, wo sie wohnt.“

„Seien Sie vor der Hand mit dem Andenken zufrieden, welches sie Ihnen gelassen,“ gab Herr von Scherra immerfort

und so lustig lachend zur Antwort, daß Arthur nun unwillkürlich mit einstimmen mußte, und Beide hierauf äußerst vergnügt ihren Weg fortsetzten. —

Kehren wir noch einen Augenblick nach dem Hause zurück, wo die laute Fröhlichkeit sich nun aus dem ersten Stocke in die Küche hinab verpflanzt hatte und wo bei den Ueberbleibseln des Diners und mancher dreiviertel oder ganz gefüllten Weinflasche verschiedene Hochs auf das Brautpaar und die Hochzeitsmutter ausgebracht wurden.

Was diese drei Letzten anbelangte, so schickten sich Herr und Frau Dr. Henderkopp zur Heimreise an und standen Abschied nehmend vor der Mutter und Schwiegermutter, umringt von den drei Brautjungfern, welche verschiedenartig ihre Gefühle bei dieser ersten Trennung ausdrückten. Emma, deren etwas geröthete Augen voll Thränen standen, schien es am schwersten zu nehmen und warf sich leidenschaftlich in die Arme ihrer Freundin, wobei sie wiederholt versicherte, sie werde sie bald und oft besuchen, um sich an ihrem häuslichen Glücke, das ja jedem Mädchen wünschenswerth sein müsse, zu erfreuen.

Frau Wittwe Speiteler hätte gern die vor dem Hause haltende Kutsche mit Proviant für ein ganzes Jahr beladen, doch verbat sich das Herr Dr. Henderkopp freundlich, aber bestimmt, mußte sich jedoch dazu verstehen, wenigstens ein kleines Körbchen hineinstellen zu lassen, welches eine straßburger Gänseleber-Pastete enthielt, so wie eine Flasche Champagner, damit doch etwas zum Souper im Hause zu finden sei — daß dort alle Vorrathskammern ohnehin schon auf ihre Anordnung angefüllt worden waren, schien die gute Frau vollkommen vergessen zu haben.

Nun kam eine ganze Reihe von wirklichen letzten und allerletzten Abschieden, zuerst oben auf dem Gange, dann auf der Treppe, dann unten im Hause, wo die Kochfrau mit ihren Gehülfinnen, auch die alte Katharine neben Philipp und Ludwig versammelt waren und aus bestem Herzen das Ihrige dazu beitrugen, um den Dr. Henderkopp ungeduldig, der jungen Frau aber das Herz so schwer als möglich zu machen. Es war, als trete diese eine Reise nach Indien an, und sei dieser Abschied auf Nimmerwiedersehen, bei dem man sich nothwendiger Weise bemühen muß, den letzten Augenblick so lange als möglich hinauszuschieben. Die Kochfrau schluchzte, Katharine weinte, die Dienstmädchen wollten nicht aufhören, ihre Hände darzureichen, und der Kutscher auf dem Bocke mußte, um sich vor der kalten Abendluft zu schützen, ein Glas Wein nach dem andern trinken, was er auch zur Ehre der Neuvermählten willig that.

Dann wurde die junge Frau in den Wagen gehoben, der Doctor setzte sich an ihre Seite und zog den Schlag hinter sich zu unter nochmaligem Sturm von Abschiedsworten und Thränen, der Kutscher ermunterte seine Pferde, und fort rasselte die Kutsche auf dem Pflaster.

Wäre Frau Wittwe Speiteler jetzt, wie es bei ähnlichen Veranlassungen schon geschehen sein soll, in Ohnmacht gefallen, so würde wahrscheinlich die Flur des Hauses im nächsten Augenblicke mit Kochfrauen, Katharinen, Dienstmädchen und Brautjungfern übersäet gewesen sein, und Philipp und Ludwig, um ebenfalls ihr Mitgefühl an den Tag zu legen, hätten vielleicht mit düsterem Blick irgend ein blinkendes Schlachtmesser oder ein scharfes Beil betrachtet. Da aber die Frau des Hauses starke Nerven hatte und, nachdem sie

sich von den Brautjungfern freundlich verabschiedet, ruhig die Treppen hinanstieg, so zog sich das dienende Personal wieder geräuschlos in die Küche zurück, um dort die halbvollen Flaschen vollends zu leeren.

Madame Speiteler ging in ihr gelbes Zimmer hinauf, blieb dort einen Augenblick nachdenklich vor dem Bilde ihres verstorbenen Gatten stehen und sagte, als rede sie diesen an: „Ich habe nach bestem Ermessen gehandelt, du würdest es wahrscheinlich auch nicht anders gethan haben; Gott gebe seinen Segen dazu!“

Die Kutsche rumpelte unterdessen durch die Straßen der Stadt und endlich zum Thore hinaus, wobei sich die Beiden, welche im Inneren saßen, jedes mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt, schweigend verhielten. Dabei hatte sich die junge Frau wie ängstlich so in ihre Ecke zurückgezogen, daß man scharf hinsehen mußte, um sie zu erblicken.

Es war eigenthümlich, daß kurz nach diesem Wagen eine einspännige Droschke durch dasselbe Thor fuhr und genau denselben Weg nahm. Wollten wir unsere wahrhaftige Geschichte hier mit etwas düsterer Poesie ausschmücken, so würden wir sagen: den Pfaden der Beiden, welche einem ungewissen Geschicke, vielleicht einer dunkeln Stunde entgegen gingen, folgte ein hungriger Rabe, seinen Schnabel wetzend, der seiner Beute gewiß war.

Bald sah Dr. Henderkopp vom Wagenfenster aus den Hügel vor sich liegen, auf dem sich seine Anstalt befand, und erstaunte, als er über die Mauern derselben hinweg eine Glut bemerkte, welche das Hauptgebäude röthlich anstrahlte; er machte seine Frau auf diese eigenthümliche Beleuchtung aufmerksam, die erschreckt und mit zitternder Stimme auf

eine Feuersbrunst rieth; doch lächelte er im nächsten Augenblicke über diese Befürchtung und versicherte, es werde eine Empfangs-Feierlichkeit sein, die Gebhard veranstaltet. Und so war es auch in der That. Als sie sich dem Gitterthore näherten, bemerkten sie im Hofe der Anstalt zwei Pechpfannen aufgestellt, aus denen die röthlichen Flammen loderten; der Wärter selbst befand sich am Thore, das er eilfertig aufriß, um den Wagen seines Herrn einzulassen, so wie ebenfalls die einspännige Droschke, von der er natürlicher Weise nicht anders vermuthete, als sie enthalte noch ein paar der intimsten Freunde des Hauses; dann verschloß er sorgfältig das Thor.

Am Eingange zur Wohnung des Directors befanden sich das Dienstmädchen und der Hausknecht, so wie auch der Förster, welch' letzterer einen großen Blumenstrauß in der Hand hielt, den er der jungen Frau, nachdem sie ausgestiegen war, mit einer tiefen Verbeugung überreichte, und den sie mit einem freundlichen Worte annahm. Dr. Henderkopp dagegen warf einen mißbilligenden Blick auf seinen Patienten und sagte zu Gebhard: „Warum ist der da nicht auf seinem Zimmer? Ich mag es nicht leiden, wenn die Ordnung des Hauses gestört wird."

„Er ist so vollkommen ruhig," gab dieser flüsternd zur Antwort, „daß man ihn bei Tag und Nacht frei herumgehen lassen kann; ich habe bemerkt, daß er erst unruhig und aufgeregt wird, sobald man ihn einschließt."

„Sonst aber ist alles in Ordnung?" fragte der Doctor in trockenem, etwas scharfem Tone und betonte dieses sonst noch ausdrücklich.

Nachdem Gebhard mit einer schweigenden Verbeugung geantwortet, führte der Doctor seine Frau ins Haus.

Es war übrigens eine anerkennenswerthe Aufmerksamkeit von dem Wärter, daß er den öden Hof der Anstalt mit seiner stillen Capelle und den hohen lichtlosen Mauern der Gebäude durch die spielenden Flammen der Pechkränze einigermaßen freundlich belebt hatte, sonst wäre der Eindruck, den Frau Dr. Henderkopp von ihrer neuen Heimat erhielt, welche sie heute zum ersten Male bei Nacht sah, wahrscheinlich ein noch trostloserer gewesen. Sie blickte jetzt schon verschüchtert in die dunkeln Ecken des Hofes und dann im Hause die langen kalten, hallenden Gänge hinab, und fühlte sich erst dann nicht mehr gedrückt und wie neu geboren, als sie in ihr Wohnzimmer trat, das ihr die sorgliche Hand ihrer Mutter zum großen Theil mit bekannten Geräthschaften freundlich ausgeschmückt, und wo auf demselben Tische, an dem sie zu Hause so oft gesessen, auf derselben Tischdecke dieselbe Lampe brannte, in deren Licht sie als Kind so oftmals sinnend geblickt.

Fast überschlich sie ein frohes Gefühl, nachdem ihr Gemahl mit dem Versprechen, bald wieder zu kommen, sie allein gelassen hatte und sie sich nun nach Belieben in dem angenehm durchwärmten und freundlich beleuchteten Zimmer unter den guten alten Bekannten umschauen durfte. Alles dagegen, was von den Möbeln und Geräthschaften nicht zu den guten alten Bekannten gehörte, betrachtete sie mit einer gewissen scheuen Ehrfurcht, und wo sie es trotz derselben wagte, die Thür eines Schränkchens langsam zu öffnen, da durchschauerte sie der Gedanke, es müsse dort irgend etwas Ungeheuerliches hervorspringen. Und doch war dem nicht so; wo überhaupt ein leeres Plätzchen gewesen, um etwas aufzube-

wahren, dahin hatte ihre Mutter eine Kleinigkeit gesteckt, welche die junge Frau finden und sich daran erfreuen sollte.

Schon mehrere Male war diese an die Thür des Nebenzimmers getreten, hatte auch schon die Hand auf den Drücker des Schlosses gelegt, sie aber wieder scheu zurückgezogen, so daß sie endlich selbst anfing, sich über diese kindische Furcht Vorwürfe zu machen. „Ist es mir doch gerade zu Muth," sprach sie zu sich selbst, „als sei ich im Schlosse des Blaubarts, und bin ich doch kindisch genug, zu glauben, es verberge jene Thür etwas ganz absonderlich Entsetzliches.

„Wie man nur so thöricht sein kann!" sprach sie endlich rasch entschlossen zu sich selber, und öffnete die Thür, um hinein zu blicken. Da war denn auch in der That durchaus nichts Verdächtiges, es war ihr Schlafzimmer, und auch hier wieder fand sie die sorgsam waltende Hand ihrer Mutter. Sie trat ans Fenster und blickte in die Nacht hinaus. Da standen die hohen Bäume des Gartens, von dem Monde beleuchtet, ruhig und schweigend waren ihre schwarzen Aeste mit den unzähligen kleinen Zweigen auf dem hellen nächtlichen Himmel deutlich sichtbar und doch wieder mit winterlichem Dufte umzogen. Es war gerade, als webe die Nacht riesenhafte Schleier um sie, unter denen Baum und Strauch, leicht erschauernd, zur Ruhe gehen wollten. Still war es genugsam rings umher, um schlummern zu können, und auch Sophie fühlte das Bedürfniß, nach dem angestrengten Tage ihre müden Augen zu schließen. —

Einige Fenster von denen ihres Wohnzimmers entfernt, leuchtete ebenfalls durch ein paar andere Licht in die Nacht hinaus. Dort war das Arbeitszimmer des Doctors, wo er selbst mit großen Schritten auf und nieder ging, aber nicht

mit einem behaglichen Gefühl der Müdigkeit, auch nicht in der sanften Aufregung, die uns beherrscht, wenn wir ein lang angestrebtes Ziel endlich erreicht. Er hatte die Hände auf den Rücken gelegt und preßte die Finger fest ineinander. Zuweilen warf er den Kopf heftig in die Höhe und schien einen Gedanken fest halten zu wollen, der ihm aber immer wieder entschlüpfte. Am Schreibtisch auf einem Stuhle saß Herr Goldstein, die Blicke auf ein mäßiges Paket Papiere gerichtet, die er auch zuweilen mit der Hand zu berühren strebte, aber seine Finger immer wieder zurückzog, so oft sich der Andere auf seinem rastlosen Spaziergange umwandte.

„Warum sich ereifern," sagte er endlich, „über eine Sache, die wir haben genugsam besprochen, und die ist abgemacht worden endgültig? Die Zeit ist gekommen, wo ich wieder erhalten soll mein Geld, die Wechsel habe ich quittirt in bester Form, wie es sich gehört, und so oft ich will ausstrecken die Hand nach meinem Eigenthum, so oft fahren Sie mich an wie — wie — ja, Gott soll mir verzeihen den Vergleich — wie ein Hund, der dem andern nicht gönnen will den Brocken. Wollen Sie abmachen das Geschäft, oder soll ich zurück nehmen meine Wechsel, um morgen anzutragen auf Haft für Sie, wie es sich gehört?"

Auf seinem Hin- und Hergehen durchs Zimmer hatte sich der Doctor mehrere Male der Schnur des Glockenzugs genähert, war aber eben so oft daran vorüber geschritten; jetzt faßte er die Schnur und zog heftig daran.

„Warum wollen Sie klingeln nach jemand," fragte der Geschäftsfreund ein wenig unruhig, „da wir beide doch vollkommen genug sind, um zu reguliren das Geschäft?"

„Gewiß," gab der Doctor in einem seltsamen Tone der

Stimme zur Antwort, „aber nachdem das Geschäft vollbracht ist, muß ich Ihnen doch die Treppe hinab leuchten lassen.“

„Ist nicht nothwendig,“ erwiderte hastig der Andere, „durchaus nicht nothwendig. Kenne ich doch die Treppen und Gänge wie meine Tasche, und finde mich schon allein in den Hof zu meiner Droschke, die mich kostet einen Gulden und zwölf Kreuzer extra. O, ich verliere mein Geld bei dem Geschäft.“

„Gebhard muß Ihnen aber doch das Gitterthor aufschließen, und wenn ich ihm dazu keinen Befehl gebe, so läßt er Sie nicht hinaus.“

„Gott der Gerechte, er ließe mich nicht hinaus!“ rief fast erschrocken Herr Goldstein, doch setzte er lächelnd hinzu: „ach gehen Sie, Herr Director, Sie machen einen Spaß mit mir! Der gute Gebhard weiß genau, daß ich nicht gehöre zu Ihren Patienten.“

„Man hat Beispiele,“ sprach der Doctor wie zu sich selber, „daß jemand, der vollkommen bei Verstand war, plötzlich verrückt wird — und eingesperrt werden muß,“ setzte er für den Andern unhörbar hinzu. — „Aber wo der Gebhard bleibt, er muß doch mein Klingeln gehört haben?“ Und damit ging er wieder an den Glockenzug und riß heftig daran.

Aber auch dieses Mal erschien der Wärter nicht, und nach einer längeren Pause sagte Herr Goldstein: „Wie können Sie heute verlangen den Dienst so pünctlich wie sonst, heute an dem frohen, festlichen Tage, wo sich auch die Dienerschaft machen wird ihr kleines Privat-Vergnügen? Gott der Gerechte! Da sitzen se unten drinn wo beisammen und trinken auf das Glück und Wohlergehen des jungen Ehepaares.“

Der Doctor war an das Fenster getreten, stützte seinen Arm gegen die Mauer und legte den Kopf darauf. „Ja, ja,“ sprach er schmerzlich bewegt zu sich selber, „diesen Blutsauger zu bestrafen, muß ja doch nur eine Phantasie bleiben! Morgen, übermorgen, die nächsten Tage müßte ich ihn frei geben, und mein Ruf wäre für immer dahin, jeder müßte meiner Handlungsweise die richtigen Motive unterschieben.“ — Er wandte sich rasch gegen den Schreibtisch, nahm die Wechsel in die Hand, und nachdem er die Unterschriften genau geprüft, verschloß er sie in eine Schublade. „Dort ist das Geld,“ sagte er alsdann kurz; „zählen Sie die Papiere, und dann gute Nacht auf Nimmerwiedersehen.“

Die Augen des Herrn Goldstein glänzten, und während er hastig die Staatspapiere zu sich nahm, erwiderte er mit einem freundlichen Grinsen: „Wie kann man nur so reden unter Freunden von Nimmerwiedersehen! Werde ich nicht bleiben mein Leben lang Ihr ganz ergebener Goldstein, der stets sein wird zu Ihren Diensten — werden Se mer verbieten, mich zu erkundigen in den nächsten Tagen nach dem schätzbaren Wohlbefinden und nach dem Ihrer Frau Gemahlin? — Nein, Se werden es nicht verbieten dem Goldstein, und wenn Se es verböten, so würde er doch kommen aus Anhänglichkeit, aus purer Anhänglichkeit!“ —

Während er so redete, und dabei jedes Wort langsam aussprach, hatte er die Staatspapiere sorgfältig gezählt und nach allen Seiten betrachtet, und er that das erstaunlich sicher und mit einer außerordentlichen Geschwindigkeit — und dann fügte er hinzu: „Alles in Ordnung, alles richtig, bis auf die Coursdifferenz.“

„Gehen Sie!“ rief der Doctor barsch, wobei er nach der Thür zeigte.

„Wollte ich doch sagen, bis auf die Coursdifferenz, die wir haben nachgelassen,“ versetzte geschmeidig der Andere. „Nun will ich aber gehen in aller Ruhe, Verehrtester, da ich sehe, daß Sie sind schlecht gelaunt an Ihrem Hochzeitstage. — Aber auf Wiedersehen — auf baldiges Wiedersehen, denn ich lasse mich nicht abschrecken von Ihrem Zorn, der morgen sein wird verraucht. Leben Se wohl und gesund! Gebhard werd' ich unten aufsuchen bei die Fröhlichen, daß er mir aufschließt das Thor. Eine glückselige Nacht denn.“

Damit verschwand er, seine Papiere fest in der Hand haltend, und erst, als er draußen im halbdunkeln Gange war, schob er sie sorgfältig in die Brusttasche seines grauen Paletots, den er alsdann bis unter das Kinn zuknöpfte.

Es fand sich, wie Herr Goldstein gesagt; die Gänge und Treppen kannte er wie seine Tasche, und war bald im untern Gange, wo er horchend stehen blieb, ob er nicht etwa hinter einer Thür die fröhlichen Stimmen der Dienstleute hörte, die dort beisammen säßen, um den frohen, festlichen Tag ihres Herrn zu feiern.

Aber da war nicht das Geringste zu hören, als der Wiederhall seiner eigenen Schritte. Wo werden se sein? dachte er bei sich selber; ah, wahrscheinlich unten im Souterrain in der Küche, wo ich zu den Fenstern im Hof kann hineinschauen, und mir den Gebhard kann heraus rufen oder den Hausknecht, daß er mir das Thor aufschließe.

Um diesen Entschluß auszuführen, ging er dem Ende des Ganges zu, wo dieser in den Thorbogen mündete, der nach dem Hofe führte. Doch hatte er erst ein paar Schritte ge-

macht, als sich neben ihm aus einer dunkeln Fensternische dieses Ganges eine schattenhafte Gestalt ablös'te und ihm in den Weg trat, während sie ihm in festem Tone: „Halt! Werda?" zurief.

Herr Goldstein, heftig erschrocken, fuhr eilig zurück, so weit, als es ihm der ausgestreckte Arm des Anrufers erlaubte, der ihn fest am Kragen gepackt hatte und sein Werda? etwas lauter wiederholte.

Glücklicher Weise erkannte Herr Goldstein die Stimme des Försters und dachte: Es ist nur ein kleiner Spaß von dem guten, harmlosen Mann! Worauf er diesem Gedanken Worte gab, indem er heiter sagte: „Aha, der Herr Förster thun gerade wie eine Schildwache — nun, ich weiß mich zu benehmen vis-à-vis von die Schildwachen! Schreit sie mich an: Halt! Werda? — so antworte ich ihr: Gut Freund, und dann läßt sie mich passiren. Also: Gut Freund, Herr Förster."

„Der Teufel ist sein guter Freund," gab dieser barsch zur Antwort, „wohin will Er?"

„Erlauben Sie mir das zu nennen eine komische Frage, wo werd' ich wollen hin? Nach Hause will ich, nachdem ich habe gute Nacht gesagt dem Herrn Director. — Lassen Sie mich vorbei, guter Freund!"

Der Förster zog seine Hand zurück und erwiderte ruhig: „Dort oben links geht es in den Hof. Wenn Er aber Miene macht, rechts in den Garten gehen zu wollen, so schieße ich Ihm mit dieser Büchse eine Kugel durch den Kopf."

Eine Büchse? dachte Herr Goldstein auf's höchste erschrocken, und während er sich an die andere Seite des Ganges drückte, blickte er scheu nach dem Förster hinüber, und der

Angstschweiß trat ihm plötzlich auf die Stirn, als er bemerkte, daß dieser in der That das fürchterliche Gewehr im Arm trug.

Er vermochte es kaum, davon zu gehen, und that es zaghaft mit langsamen Schritten; er erinnerte sich, von wilden Thieren gelesen zu haben, welche ihr Opfer nur dann ergreifen, wenn es eigentlich vor ihnen davon flieht. „Bin — ich — erst — im — Hof," sprach er zitternd zu sich selber, „so will ich laufen an das Küchenfenster und schreien nach dem Gebhard, und werd' ihm dann sagen, was ein vernünftiger Mensch davon hat zu halten, wenn die Narren nächtlicher Weile frei mit geladenen Gewehren umherlaufen! Bei Gott dem Gerechten! Es ist keine Ordnung in dem Hause, und es muß zurückgehen mit dem Mann da oben — daß ich nur passe auf und nicht links gehe; bin ich doch fest überzeugt, der Kerl werd schießen auf mich — wenn ich nur in der Angst nicht vergesse, was ist links.

„Gelobt sei Gott!" murmelte er nach einigen qualvollen Minuten, als er glücklich den Hof erreicht hatte und die kalte Nachtluft seine Stirne kühlte, „das werd ich nicht vergessen mein Lebtag!" — Doch sollten dem unglücklichen Geschäftsmanne noch bitterere Erinnerungen an den heutigen Abend verbleiben. Als er sich nach den Fenstern der Küche wenden wollte, trat ihm plötzlich eine zweite Gestalt in den Weg, in der er mit noch größerem Erschrecken den verrückten General erkannte, von dem er wohl wußte, daß es ein finsterer und gefürchteter Charakter war. Dieser trat leise, aber sehr dicht an ihn heran und murmelte: „Halt! 's Feldgeschrei! Oder ich stech' dich nieder!"

Herr Goldstein sank entsetzt gegen die Mauer des Hauses

und rief, während er mit den Armen von sich abwehrte: „Welches Geschrei ist es, das man verlangt von mir? Wie soll ich anders schreien, als ich bin gewohnt? Aber thun will ich, was die Narren verlangen von mir!“ Und damit öffnete er den Mund und wollte anfangen zu brüllen, so laut er konnte; doch verschloß ihm plötzlich eine starke Hand den Mund, und als er die Augen gegen diesen neuen Angreifer richtete, erkannte er den wahnsinnigen Italiener, welcher vor ihm stand, und während die Kniee ihm vor Schrecken zusammenbrachen, murmelte er: „Ich bin verloren, das ganze Irrenhaus ist losgelassen.“

„Er soll sein Maul halten,“ bedeutete ihm der Italiener, und setzte, gegen den General gewandt, hinzu: „Wer ist dieser Mensch?“

„Keiner der Verschworenen,“ versetzte der Gefragte mit großer Wichtigkeit, „vielmehr scheint er mir ein Verräther zu sein; er schlich sich um die Mauern herum, wie das böse Gewissen, und wollte wahrscheinlich irgendwo hinaus, um uns die Truppen des Tyrannen auf den Hals zu hetzen.“

Herr Goldstein wußte nicht, ob er lachen oder weinen sollte; er hätte nach dem Sprichworte, daß man mit den Wölfen heulen müsse, gern das Erstere gethan; denn er zwang sich zu der Annahme, die Patienten des Herrn Dr. Henderkopp machten sich einen kolossalen Spaß mit ihm; wenn er aber von seitwärts in das düstere, glühende Auge des Generals blickte, welcher dicht vor ihm stand, so verdunkelten sich unwillkürlich seine Augen.

„Bringen wir ihn dort zur Laterne,“ sagte der Italiener, „damit wir ihn genauer anschauen.“

Herr Goldstein folgte wankenden Schrittes und schielte

dabei ängstlich nach den Küchenfenstern im Souterrain, wo aber auch alles eben so dunkel war, wie an den übrigen Fenstern des Hauses. Der Schein des vor Kurzem aufgegangenen Mondes drang noch nicht in den Hof, und dieser wäre deßhalb finster gewesen, wenn nicht noch einige glühende Pechkränze in den eisernen Pfannen, welche Gebhard aufgestellt, etwas Helle verbreitet hätten. Hieher wurde nun der Aufgefangene geführt und dort von den Beiden sorgfältig betrachtet, worauf der General laut ausrief: „Ah, es ist die Vogelscheuche von heute Morgen, ein gefährlicher Kerl, spionirte den ganzen Tag hier herum und hat gewiß eine Liste sämmtlicher Verschworenen bei sich; wir müssen ihn untersuchen. Richtig, dort steckt sie," setzte er triumphirend hinzu, als er, mit der Hand die Brust des Herrn Goldstein berührend, das Paket Papiere fühlte.

Jetzt war der Augenblick gekommen, wo diesem, trotz der kalten Nacht, der Angstschweiß von der Stirne zu fließen begann. Hülflos in die Hände von Narren zu fallen, war an sich schon fürchterlich; aber daß diese Narren auf die entsetzliche Idee kamen, Staatspapiere für eine Liste von Geschworenen anzusehen, das war doch in der That schaudererregend. Und wie er auch um sich her schielte, es war niemand im Hofe zu sehen, an den er einen Hülferuf hätte richten können. Der Wagen des Doctors, so wie sein Einspänner waren verschwunden, und wenn er auch bei dem dämmerigen Lichte der verglimmenden Pechkränze ein paar Gestalten im Hofe hin- und hergehen sah, so vermehrten diese doch nur seine Besorgnisse, denn sie trugen Stangen auf den Schultern, die eben so gut Gewehre wie Lanzen sein konnten. Gott mochte es wissen, was hier geschehen war; aber so viel war sicher, die

Narren waren aus ihren Zellen entwischt und spielten Herren und Meister im Hause.

„Wer sind Sie?“ fragte der Italiener, und trotz der Barschheit des Tones klang doch dem Aermsten diese Frage so vernünftig, daß er, einige Hoffnung schöpfend, sogleich antwortete: „Wer soll ich sein, verehrtester Herr? Ich bin Goldstein, Moses Goldstein, der gekommen ist hieher, abzumachen mit dem Herrn Director ein kleines Geschäft — ein armer Handelsmann, der ruhig seinen Weg nach Hause gehen wollte, als man ihn aufhielt und ihn erklärte unrechtmäßiger Weise für einen Spion. Gott der Gerechte, ich ein Spion!“

„Er ist einer,“ sagte der General mit dumpfer Stimme, „er hat die Liste der Verschworenen hier in seiner Tasche.“

„Bei meine Väter,“ entgegnete Herr Goldstein geschmeidig, „ich will erlahmen, wenn es was ist von Spionirerei! Sind es doch nur Papiere, die sich beziehen auf das Geschäft, das ich habe abgemacht mit dem Herrn Director.“

„Zeigen Sie her,“ versetzte der Italiener in so gebieterischem Tone, daß der Andere keine Widerrede mehr wagte, sondern mit zitternden Fingern und wankenden Knieen anfing, den grauen Paletot aufzuknöpfen. Er brauchte dazu ziemlich lange, und dann war der General noch genöthigt, ihm mit einem raschen Griffe die Papiere aus der Brusttasche zu nehmen und dem Herrn Grafen zu überreichen.

Goldstein schien in diesem Augenblicke saft- und kraftlos, wie eine ausgepreßte Citrone. Der Urquell seines Lebens war ihm entflossen, es blieb nichts übrig, als eine zusammengequetschte Schale. Er verwünschte das Geschäft, so er hatte gemacht mit dem Doctor, er verfluchte alle Narren der ganzen Welt, er war nahe daran, sich den Tod zu wünschen — gewiß,

den kalten, grausenhaften Tod; denn er mußte sehen, wie der, den der Andere Herr Graf genannt, seine kostbaren Papiere dicht an die Flamme hielt, und wie der verrückte General, gleich einer hungrigen Bestie, nur auf die Erlaubniß zu lauern schien, sie hineinzuwerfen und fressen zu lassen von dem Feuer.

Fressen zu lassen Staats-Obligationen, deren Nummern er noch nicht Zeit gehabt, einzutragen in sein Notizbuch — zwanzigtausend Gulden, ein Vermögen! Was war ihm da noch das Leben — eine Actie, die gefallen war neunzig Percent unter ihren Werth! —

„Es ist keine Verschworenen-Liste," sagte ruhig der Graf, nachdem er die Papiere durchgesehen, und Goldstein athmete wieder; „es sind Staatspapiere von großem Werth — von so großem Werth," setzte er kopfschüttelnd hinzu, „daß es schon eine eigenthümliche Veranlassung sein muß, welche ihn bewegen konnte, diese große Summe bei Nacht und Nebel hier aus dem Hause wegtragen zu wollen."

„Gott der Gerechte, so könnte man glauben, ich sei ein Dieb, und könnte mir wollen nehmen meine Papiere, für die ich habe zurückgelassen gültige Wechsel? Man will mich berauben meines redlich erworbenen Geldes — so nehmen Sie mir denn auch mein armes Leben. Was soll ich thun mit mein Leben ohne Geld?"

„Wenn Sie Ihr Geschrei nicht mäßigen," erwiderte der Italiener, nachdem er sich vorsichtig ringsum geschaut, „kann auch dazu Rath werden, also schweigen Sie. Sie sollen Ihre Papiere wieder haben, wenn sie Ihr Eigenthum sind, und das soll genau untersucht werden."

„O, verehrtester Herr Graf, gnädigster Herr Graf," wandte sich Goldstein jammernd und mit einiger Hoffnung an diesen,

da in der tiefen Nacht seines Elends der Gedanke wie ein leuchtender Stern in ihm aufblitzte, er habe es hier mit keinem Verrückten zu thun; „schützen Sie mich und retten Sie mir mein bischen Habe, lassen Sie mir nichts Schlimmes geschehen von den Anderen da, und der allmächtige Gott wird es Ihnen lohnen. Schleppen Sie mich hinauf zu dem Director, und der soll Ihnen sagen, daß Sie dort in Ihren Händen halten mein wohlerworbenes Eigenthum.“

„Ruhe jetzt!“ herrschte der Andere ihn an, „das wird sich alles finden; ich behalte diese Papiere und gebe sie Ihnen zurück, sobald Ihr Eigenthumsrecht erwiesen ist. Ich muß dieses Haus,“ setzte er mit eigenthümlich klingender Stimme hinzu, „welches sein Dach, wenn auch als das Dach eines Kerkers, über mich ausbreitete, doch vor möglicher Beraubung schützen. Ich gehe jetzt hinauf, General, um ein ernstes Wort mit dem Director dieser Anstalt zu reden. Sie übernehmen diesen da, aber General, Sie haften mir dafür, daß kein Haar seines Hauptes gekrümmt wird.“

„Und glauben Sie, gnädigster Graf,“ flüsterte Goldstein diesem mit vor Angst zitternder Stimme zu, „daß er mir nicht ab wird schneiden die Gurgel, wenn Sie mich lassen allein bei ihm — bei ihm, einem Wahnsinnigen? Sehen Sie, Gott der Gerechte, er hat ein Messer in seiner Hand, und er schaut mich wild an, wie der Metzger sein Schlachtopfer, das schuldlose Lamm.“

„Gehen Sie mit dem General, er wird mir in allem für Sie bürgen; nicht wahr, General, auf Ihr Ehrenwort?“

„Auf mein Ehrenwort,“ erwiderte dieser mit dumpfer Stimme; „komm' mit, Unglücklicher!“

Und damit faßte er ihn am Arme und führte ihn hinter

einen der dicken Strebepfeiler der alten Kirche, wo sich ein Kehrichtfaß mit einem Deckel befand. Dort ließ er seinen Gefangenen niedersitzen und schritt dann in einiger Entfernung mit über einander geschlagenen Armen schweigend auf und nieder.

Herr Goldstein sank auf seinem Sitze zusammen, so daß sein Kinn die Brust berührte und ihm der Hut nothwendiger Weise hätte herunterfallen müssen, wenn er nicht die Gewohnheit gehabt, diesen etwas stark auf dem Hinterkopfe zu tragen.

„Komm, Unglücklicher! hat er gesagt," sprach er zu sich selber; „Unglücklicher hat er mich genannt, also werden sie vorhaben mit mir grausame Dinge, die Narren. Was werden sie mir anthun? Werden sie mir nehmen das Leben oder werden sie mir sogar nehmen mein Geld? O Nacht voll Pein, o Nacht voll Jammer, wärst du hinweggezogen über mein unschuldig Haupt! Stieg' doch empor die Dämmerung mit ihrem grauen Lichte und sähe mich sitzen fern von diesem erschreckenden Orte, meinetwegen fern und einsam an der Landstraße, mit durchgelaufenen Sohlen, einen ungeschälten Weidenstock in der Hand! Und wenn sie auch kommt, die Dämmerung, und läßt zurück ihren grauen Schimmer auf meinem Haupte, das weiß werden wird vor Angst und Kummer!" — —

Sechsunddreißigstes Kapitel.

Der Ausbruch einer Verschwörung.

Nachdem Dr. Henderkopp droben in seinem Arbeitszimmer auf und ab geschritten war, um seine aufgeregten Nerven zu beruhigen, suchte er seine junge Frau auf, die in ihrem Wohnzimmer saß und mit ruhigem, ergebenem Blicke in den Schein der Lampe schaute. Der Doctor trat leise in das Zimmer, ging zu Sophien hin und legte seine Hand auf ihre Schulter. „Du bist nachdenkend," sagte er in wohlwollendem Tone, „du denkst an dein elterliches Haus, es erscheint dir hier noch alles fremd, wenn nicht unbehaglich, nicht wahr? Meine liebe Sophie, sprich mit mir gerade heraus, wie es dir ums Herz ist; es ist deine Schuldigkeit, ich kann das von dir verlangen, und wenn du das thust, so werde ich dir offen und ehrlich auf die herzlichste Art antworten."

Sie schaute zu ihm empor und sah ihm ein paar Sekunden lang fest in die Augen, wobei sich die ihrigen mit Thränen füllten.

„Gewiß, Sophie," fuhr er fort, „ich meine es gut und

ehrlich mit dir; wie sollte ich auch anders," setzte er milde lächelnd hinzu, „bin ich nicht dein Mann? Bist du nicht meine Frau? Sind wir nicht dazu bestimmt, ein langes Leben in Eintracht zusammen zu wandeln?"

„Ja, ein langes, langes Leben," hauchte sie kaum vernehmlich.

„Du sagst das in keinem ermunternden Tone," meinte er kopfschüttelnd; „ich weiß wohl, du denkst nicht ganz so von mir und für mich, wie du wohl solltest; aber das wird sich geben, liebe Sophie, ich werde dir durch Thaten beweisen," fügte er in einem etwas hochmüthigeren Tone hinzu, „daß, wenn du mir eine aufrichtig ergebene und folgsame Hausfrau bist, ich dir ein Gatte sein werde, der deine allenfallsigen Befürchtungen vollkommen zu Schanden machen wird. Deßhalb, mein Kind," fuhr er in weicherem Tone fort, wobei er seine Hand unter ihr Kinn legte und so ihr Gesicht etwas aufrichtete, „schau heiter in die Welt, denk' an eine freundliche Zukunft, und wenn du einen Wunsch hast oder irgend etwas an meinem Benehmen auszusetzen wüßtest, so sage es ohne Scheu gerade heraus, und ich werde mich genügend verantworten, vielleicht dir hier und da auch einmal Recht geben können. — Nicht wahr, Sophie, gestehe es frei und offen, bis jetzt fehlt dir das rechte Vertrauen zu mir?"

Sie nickte leicht mit dem Kopfe und fuhr alsdann zusammen, als habe sie schon zu viel gethan.

„Und warum flöße ich dir kein Vertrauen ein, warum kannst du nicht mit zutrauensvollem Herzen mit mir verkehren?" forschte er weiter, wobei aus seinen Augen ein harter Blick sprang, den sie aber nicht sah, da sie vor sich niederschaute.

„Närrchen," sagte er nach einer Pause schmeichelnd, „wenn jetzt der Augenblick nicht da ist, um sich gerade und offen auszusprechen, so kommt auch keiner mehr. Was spricht in deinem kleinen Herzen gegen mich?"

Sie schüttelte leicht mit dem Kopfe, und erst als er mit seiner Frage wiederholt in sie drang, gab sie mit leiser Stimme zur Antwort: „Sie thun so — so vornehm gegen uns, so großartig, daß wir immer meinen, zu tief unter Ihnen zu stehen, um je so recht vergnügt zusammen leben zu können."

„Ei, ei," versetzte er scherzend, während er sich herabbeugte und sie auf die Stirne küßte, „seit wann sagt man denn zu seinem Manne ‚Sie'? Du, meine kleine Frau, stellst dich vornehm gegen mich." — Gleich darauf richtete er sich wieder in die Höhe und sagte in einem Tone wie überströmend von Wohlwollen für die ganze Welt: „Ich thäte vornehm, ich thäte großartig?" — Er schüttelte, wie schmerzlich von diesem Gedanken berührt, den Kopf. „Was, mein Kind, berechtigt Euch zu diesem Gedanken? Daß ich mit Selbstbewußtsein meine erworbene Stellung in der Welt festzuhalten mich bemühe, daß ich meines inneren Werthes mir bewußt bin, daß ich den würdigen Namen, den ich trage, mit so viel Glanz umgeben möchte, als ich es einer ehrenhaften, vornehmen und mächtigen Familie schuldig bin, die Henderkopp — warum siehst du mich so sonderbar an?" unterbrach er sich selber; „verstehst du meine Worte nicht?"

„O, ich verstehe sie nur zu gut," versetzte schüchtern die kleine Frau, „und gerade weil ich sie verstehe, thun sie meinem Herzen weh."

„Gott sei Dank, daß du endlich einmal sprichst," sagte

er mit einem mitleidigen Lächeln. „Jetzt nenne mich auch nicht mehr Sie, und dann habe ich Hoffnung, das Eis deines Herzens zu brechen."

„Wir werden uns ja gewiß bemühen, deine hohe Stellung in der Welt zu achten, und werden gewiß nichts thun, um deiner reichen und mächtigen Familie Schande zu machen; nur daß wir es gerade immer hören müssen, wie tief wir unter dir stehen, und welches Opfer du uns eigentlich gebracht, das läßt, wenn ich es gerade heraus sagen darf, nicht das rechte Vertrauen und die rechte Anhänglichkeit aufkommen."

Er zuckte mit den Achseln und machte einen Gang durch das Zimmer. „Du wirst mir aber zugeben," sagte er nach einer Pause, „daß ich auch für dich handle, wenn ich die einmal errungene Stellung in der Welt festhalte und den Leuten zeige, woher ich stamme und was ich werth bin."

„O, den Leuten," erwiderte sie ermuthigter, „kannst du das ja sagen und zeigen, so oft und so viel du willst, aber uns, oder jetzt vielmehr mir, deiner Frau, solltest du zutrauen, daß sie gewiß im Stande sein wird, deinen Werth zu erkennen und zu schätzen."

Er trat näher zu ihr hin und beugte sich auf sie herab, während er seinen Arm um ihre Schultern legte. „Ei, mein Kind," sagte er heiter, „das werde ich dir auch zutrauen, um so mehr, da ich endlich einmal deine Wünsche aus deinem eigenen Munde vernommen. Gewiß, ich bin fest überzeugt, du wirst meinen Werth erkennen und das deinige dazu beitragen, um den Namen, den ich dir gegeben, würdig zu tragen."

Sie zuckte leicht zusammen, als er sie hierbei wiederholt

auf die Stirn küßte und dann seinen Mund ihren Lippen näher brachte.

In dem Augenblicke vernahm man rasche Tritte, die sich der Thüre näherten, und während der Doctor der Privat-Irren-Anstalt sich schnell emporrichtete, sagte er in unmuthigem Tone: „Dieser Schlingel von Gebhard, nach dem ich vor einer halben Stunde geläutet, beliebt es ihm endlich, zu kommen? Ich werde ein ernstes Wort mit ihm reden!“

„Aber nicht am heutigen Tage!“ bat die kleine Frau.

Die Schritte hielten vor der Thür, dann wurde angeklopft, worauf Herr Dr. Henderkopp ein ziemlich barsches „Herein“ rief.

Doch wer beschreibt sein Erstaunen, ja, sein Erschrecken, als nicht der Wärter hereintrat, sondern die ihm besonders unangenehme, ja, gewissermaßen von ihm gefürchtete Gestalt des Italieners, dem der Förster, ein Gewehr im Arme, folgte, jedoch auf der Schwelle stehen blieb.

Der Doctor rieb sich die Augen, als hoffe er, aus einem unangenehmen Traume zu erwachen, doch war es nicht zu verkennende Wirklichkeit, was er vor sich sah.

Nach der ersten Ueberraschung, ja, noch unter dem Einflusse eines nicht zu bewältigenden Schreckens, faßte er den einzig richtigen Entschluß und versuchte, mit der ganzen Strenge und Barschheit des Directors aufzutreten. „Herr!“ rief er dem Eintretenden entgegen, „was soll dieses Betragen? Wer gab Ihnen Erlaubniß, Ihr Zimmer zu verlassen und hieher zu kommen? — Und Sie,“ wandte er sich an den Förster, „was soll diese dumme Maskerade? Was thun Sie mit dem Gewehre dort? Ist das der Dank, daß man milde gegen Sie ist und Sie frei herumgehen läßt? Verfügen

Sie sich augenblicklich hinunter und rufen Sie mir Gebhard, damit ich diesem da zeige, ob er es wagen darf, mich ungestraft hier in meiner Wohnung zu überfallen."

Auf diese Anrede hin schluckte der Förster, als gäbe er sich gewaltige Mühe, den letzten und widerspenstigsten Teufel zu bewältigen, blickte aber zu gleicher Zeit auf den Italiener, welcher ruhig und gemessen seine Hand gegen ihn ausstreckte und alsdann einen Schritt vortrat, um, gegen die Dame gewandt, zu sprechen.

„Madame," sagte er ihr in einem verbindlichen Tone, „da ich von dem festlichen Ereignisse gehört, welches diesem Hause eine Herrin geben soll, und Sie hier sehe, so vermuthe ich, daß Sie das Glück haben, die Frau dieses Mannes zu sein. — O," wandte er sich gegen diesen, der eine zweite Einrede auf noch heftigere Art beginnen wollte, „lassen Sie mich sagen, was ich zu sagen habe und was vorläufig nicht an Sie gerichtet ist; ich bin es dieser Dame, Ihrer Frau, schuldig, mich darüber zu erklären, warum ich, ohne gerufen zu sein, hier erscheine, und warum ich auch durchaus keine Veranlassung habe, mich weder durch Ihr heftiges Wort noch durch Ihr flammendes Auge bestimmen zu lassen, mich eher von hier zu entfernen, als bis ich das für gut finde."

Der Doctor, dem Zorn und Wuth den Mund verschlossen, und der vergeblich zur Thür hinaus wollte, wo ihm der Förster fest und bestimmt den Weg vertrat, riß nun an der Klingelschnur, die hier im Zimmer hing, heftig und zu wiederholten Malen, worauf ihm der Italiener mit großer Kälte bemerkte:

„Sie werden sich alle diese Versuche, jemand herbei zu

rufen, ersparen, wenn ich Sie von dem Stande der Dinge in Ihrem eigenen Hause unterrichte: ich bin im Besitze dieses Hauses, Ihre Dienerschaft ist drunten eingeschlossen und wird sich ruhig verhalten, da keiner von ihnen Lust hat, sich Unannehmlichkeiten auszusetzen und Ihnen zu helfen."

„Also ein Complott, eine Rebellion?" rief der Doctor, während er mühsam Athem holte.

„Nennen Sie das, wie Sie es wollen."

„Und Sie sind der Anstifter dieser Schändlichkeit, dieses Verbrechens?"

„Ja," rief der Italiener in lautem, entschiedenem Tone, „um Ihnen endlich zu beweisen, was ich Ihnen schon oft gesagt, daß ich nicht wahnsinnig bin, und um der Welt zu zeigen, daß man mich widerrechtlich wie in einem Gefängnisse hier eingesperrt hält. — Doch wollte ich diese Bemerkungen nicht an Sie richten," fuhr er mit einer heftigen Handbewegung gegen den Doctor fort, „ich wollte mich nur bei dieser Dame rechtfertigen über das, was hier geschehen muß, und warum ich nicht anders konnte, als ungerufen vor ihr zu erscheinen."

Es wäre schwer zu sagen, welche Empfindungen Sophien bei diesem Auftritte bewegten. Sie hatte den Mann, der vor sie hintrat, wohl schon gesehen, namentlich noch vor wenigen Tagen, und hatte ihn, durch die Bemerkung ihres jetzigen Gatten veranlaßt, für den gefährlichsten der Kranken dieses Hauses gehalten, obgleich schon damals ihr feines Gefühl ihr gesagt, daß der Unglückliche mindestens sehr hart behandelt würde. Sie hatte sich auch damals dieser Scene, die ihr unerträglich war, entzogen; jetzt trat derselbe Mann vor sie hin, sich allerdings feindlich gegen ihren Gatten zei-

gend, dabei aber mit großer Ueberlegung sprechend und gegen sie die Form der Höflichkeit genau beobachtend. Damals in einem leinenen Anzuge, den Strohhut trotzig auf den Kopf gedrückt, mit finsterem, wildem Blicke, war er ihr unheimlich erschienen, obgleich sie ein inniges Mitleiden mit ihm fühlte; nun aber, wo er in einem einfachen, aber anständigen dunkeln Anzuge vor ihr erschien, das Haar sorgfältig aus der Stirn gestrichen, den Hut in der Hand, betrachtete sie ihn wohl erschreckt, aber mit einer ihr fast selbst unerklärlichen Theilnahme, die dadurch nicht vermindert wurde, daß der Doctor ihn bleich, entstellt und mit zuckenden Lippen betrachtete und ihm hastig zurief:

„Wenn Sie überhaupt etwas zu reden haben, so wenden Sie sich an mich und nicht an meine Frau. Was bezweckt dieser Ueberfall? Was wollen Sie?"

„Madame," sprach der Italiener, indem er that, als habe er die Worte des Doctors nicht vernommen, „Sie sehen hier einen Mann vor sich, den das Schicksal schon in der Jugend grausam verfolgte, den es von der schwindelnden Höhe des Glückes hinab in das entsetzlichste Elend warf, aus einer unabhängigen, glänzenden Stellung in die Hände dieses Mannes, das Furchtbarste, was überhaupt jemand treffen kann!"

Der Doctor suchte sich zu fassen und sagte nach einigen tiefen Athemzügen mit erkünstelter Ruhe zu seiner Frau: „Geh' auf dein Zimmer, Sophie, 's ist besser, wenn ich mit diesem da allein zu thun habe."

„Wünschen Sie sich das nicht," rief der Andere mit flammendem Auge. „Danken Sie es der Rücksicht, welche mir die Gegenwart dieser Dame auferlegt, daß ich mit Ihnen

so ruhig, so leidenschaftslos verkehre! Bleiben Sie, Madame," wandte er sich bittend an die Frau des Directors, „ich beschwöre Sie darum! Nicht nur zu meinem Besten, sondern auch zu dem Ihrigen mögen Sie hören, was ich Ihnen zu sagen habe, und ich werde mich bemühen, mich so kurz als möglich zu fassen. Auch wünschte ich vor allen Dingen," setzte er mit einem traurigen Lächeln hinzu, „daß Sie überzeugt würden, Sie hätten es mit keinem Wahnsinnigen zu thun."

Sophie warf einen langen, prüfenden Blick auf den Gatten, und mochte es nun die Ueberzeugung sein, daß sie es in der That mit einem unglücklichen Verfolgten zu thun hätte, oder mochte sie der gebieterische Wink des Doctors verletzen, mit dem er sie nach dem Nebenzimmer wies, genug, sie verleugnete zum ersten Male das Gemüth ihres Vaters und es regte sich etwas in ihr vom Blute ihrer Mutter, als sie sagte: „Ich glaube hier auf meinem Platze zu sein und will Sie hören."

„Das lohne Ihnen Gott!" rief der Italiener; dann fuhr er fort: „Sie werden es aus der Weise, wie ich Ihre Sprache rede," — der Graf sprach indessen ein vortreffliches Deutsch, an dem nur ein sehr geübtes Ohr vielleicht einen Ausländer errathen konnte, — „und auch sonst schon erfahren haben, daß ich ein Fremder bin. Weit entfernt im Süden ist mein Vaterland, wo ich glückliche Tage verlebte, bis ein entsetzlicher Verlust, an den ich nicht glauben konnte und wollte, mich veranlaßte, meinem entschwundenen Glücke nachzueilen um es wieder zu finden. Ich fand es nicht, und hier in der Fremde überfiel mich eine wilde, tückische Krankheit, in deren Folge es allerdings den Anschein hatte, und

auch vielleicht momentan so war, als sei mit meiner körperlichen Kraft auch meine geistige gebrochen und zerstört. Ich fand mich in diesem Hause wieder, und erst nach und nach, wie meine Besinnung und meine ruhige Ueberlegung wiederkehrte, sah ich die entsetzliche Lage ein, in der ich mich befand: ich wurde für wahnsinnig gehalten, und wenn ich von meiner Vergangenheit sprach, meinen Rang und Namen nannte, so wandte man die furchtbarsten Mittel an, um diese fixe Idee zu zerstören — ah, Mittel, Madame, wie sie nur die raffinirteste Grausamkeit zu erdenken vermag, Mittel, die im Stande gewesen wären, mich in der That wahnsinnig zu machen, wenn ich nicht unter unsagbaren Seelenleiden und Kämpfen den Einen Gedanken festgehalten hätte, dort meinen feigen Peiniger eines Tages zu Schanden zu machen und ihm Gleiches mit Gleichem zu vergelten! — Der Tag ist nun gekommen, und obgleich ich hier erschien, um Rache zu nehmen für alles, was man mir gethan, so ist doch der süße Gedanke, meine Freiheit wieder zu erlangen, so bewältigend für mich, daß ich an Anderes nicht mehr denken will."

Dr. Henderkopp hatte den Worten des Anderen, ohne weiter eine große Bewegung zu zeigen, zugehört; nur zuweilen zuckte er die Achseln, lächelte mitleidig, und als der Italiener geendet, sagte er mit einem Tone der Stimme, dem man einiges erheucheltes Wohlwollen nicht absprechen konnte: „Ueber diesen Ihren Wunsch habe ich schon längere Zeit mit Ihren Verwandten correspondirt und diesen mitgetheilt, daß ich bei Ihrem Widerwillen gegen meine Anstalt es selbst für besser halte, wenn man eine andere für Sie auffände, und daß ich weit entfernt wäre, Sie gegen den Willen Ihrer Verwandten hier zurück zu halten."

Ein schmerzlicher Zug zuckte um den Mund des Italieners, als er entgegnete: „Und wer sind diese Verwandten? Ich kenne nur ein einziges theures und liebes Wesen, das sich dieses Namens gegen mich bedienen konnte, die Marchesa, meine Mutter, und von ihr sagten Sie mir einmal, um mich ganz zu zerschmettern, sie weile nicht mehr unter den Lebenden."

„Und wie immer, sagte ich Ihnen auch damals die Wahrheit," erwiderte der Doctor mit einer absichtlichen Kälte; „die Dame, die Sie nannten, die Frau Marchesa Fontana, starb vor zwei Jahren."

„Während ihr Sohn im Irrenhause festgehalten wurde und vergeblich nach ihr schmachtete!" rief der Italiener mit so schmerzerfüllter Stimme und mit einer so bezeichnenden Handbewegung gegen den Director, daß Sophie entsetzt ihren Gatten anblickte und darauf ihr Gesicht in beide Hände verbarg.

„Sie ersehen aus meiner Aeußerung von vorhin," sprach der Doctor nach einer Pause, während welcher der Andere wie von tiefem Weh niedergedrückt da stand, „daß ich es wahrhaftig nicht bin, der Sie hier zurückhält. Wozu also dieses Attentat?"

„Wozu?" fuhr der Italiener hastig fragend empor, „wozu? Um von Ihrer Grausamkeit nicht in der dunkeln Zelle festgehalten und nicht unter den verfluchten Wasserstrahl gebracht zu werden, wenn ich mit Ihnen, wie ich schon oft gethan, mit ruhigen Worten über meine Vergangenheit sprach, o, mit Worten, die einen Stein hätten bewegen müssen!" —

„Und jetzt wollen Sie mich zwingen, Ihnen zu glauben?“ fragte der Director der Anstalt höhnisch.

„Mir zu glauben? O nein, Ihr Glaube ist mir vollkommen gleichgültig. Ich will nur dieses entsetzliche Haus verlassen und vor der Thür desselben den Staub von meinen Füßen schütteln, sogar ohne ihm und Ihnen zu fluchen.“

„So gehen Sie, da Sie, wie Sie sagen, mir die Macht genommen, Sie zu halten.“

„Damit Sie mich morgen als entsprungenen Wahnsinnigen reclamiren?“ erwiderte der Italiener mit einem schrecklichen Lächeln. „Und wenn ich auch meine Rache nicht, wie ich mir fest vorgenommen, im vollsten Umfange an Ihnen ausübe, so will ich doch, ehe ich dieses Haus verlasse, von Ihnen ein offenes Schreiben, worin Sie aussprechen, daß ich von einer langen, gefährlichen Krankheit vollkommen genesen, daß Sie mich zwei Jahre festgehalten auf den Wunsch meiner Verwandten — und diese Verwandten werden Sie namentlich aufführen — in der irrigen Meinung, mein Geist sei gestört, daß Sie aber leider bekennen müßten, sich vollständig geirrt zu haben. Und dabei sollen Sie es bedauernd aussprechen, daß ich eine so fürchterliche Zeit in Ihrer segensreichen Anstalt zugebracht.“

„Nein, nein,“ rief der Doctor mit großer Entschlossenheit. „Vollführen Sie Ihr Attentat, thun Sie mit mir, was Sie wollen, aber glauben Sie nicht, daß ich mich zu irgend etwas werde zwingen lassen, was eine unaussprechliche Schmach werfen müßte auf den Namen meiner Familie, einer Familie, deren Vergangenheit klar und glänzend ist, wie die Scheibe der Sonne!“ —

„Auch die Sonne hat ihre Flecken,“ wandte der Italiener

ein, indem er einen eigenthümlichen Blick auf den Förster warf, der sein Gewehr bei Fuß genommen hatte und nun langsam aus dem Schatten der Thüröffnung näher trat, wobei er mit seiner tiefen Stimme sagte: „Und erst die Familie Hinderkopf aus dem Dorfe Wermersbach — es gehörte zu meinem Revier und ich kannte sie genau, diese Familie.“

So furchtbar der Anblick des Italieners, als er ins Zimmer trat, auf den Doctor gewirkt hatte, so war diese Wirkung doch nicht zu vergleichen mit dem Eindruck, den diese einfachen Worte auf ihn hervorbrachten. Er fuhr zusammen, warf einen scheuen Blick auf seine Frau, und als er bemerkte, daß diese die Augen auf ihren im Schooße gefalteten Händen ruhen ließ, erhob er seine Rechte zugleich drohend und abwehrend und schüttelte sie alsdann wie verneinend gegen den Sprecher. — „Genug, genug,“ rief er nach einer Pause, „genug der Schändlichkeiten! Hier bin und hier stehe ich, macht mit mir, was Ihr wollt. Doch glaubt mir, daß, wenn ich auch heute in Eurer Gewalt bin, morgen die Stunde kommen wird, wo ich strenge Vergeltung üben kann.“

„Und wofür Vergeltung?“ fragte der Italiener ruhig. „Dafür, daß Sie das gegen mich begangene Unrecht einsehen sollen und es durch ein paar Worte wieder gut machen? Fügen Sie sich dieser bescheidenen Forderung, und es wird von weiterer Gewalt nicht die Rede sein.“

„Und was die Familie Hinderkopf aus Wermersbach anbelangt, Ihre Familie,“ sagte der Förster, „so wird das bischen Schmach und Schande eines freimüthigen Bekenntnisses Ihrer Grausamkeiten gegen uns dieser Familie nicht

schaden, sie ist daran gewöhnt, die Familie Hinderkopf. Soll ich von Ihrem Bruder Stephan reden?"

„Was ist es mit dieser Familie?" fragte Sophie mit entschiedener, wenngleich tonloser Stimme; „was hat sie mit uns zu thun?"

Der Doctor trat rasch einen Schritt auf den Förster zu, ihn fest ansehend, wobei er den Versuch machen zu wollen schien, ob sein bekannter, sonst so gefürchteter Blick heute nicht auch einige Wirkung ausüben würde, doch sah er wohl, daß derselbe machtlos an dem unbeweglichen Gesichte seines Gegners abglitt, denn dieser wandte sich ruhig gegen die Fragende und erwiderte ihr: „Es ist die Familie dieses Mannes — eine Familie," fuhr er nach einer Pause fort, wobei ein jähes, unheimliches Lachen sein Gesicht momentan wie ein Blitz erhellte, „der ich leider meine besondere Aufmerksamkeit zuwenden muß, denn der letzte Teufel, den ich nicht hinunterschlucken kann, stammt ja eben aus dieser Familie. — O, es ist traurig, dieselbe langwierige Arbeit immer wieder von vorn beginnen zu müssen!" Und darauf fing er unter so furchtbaren Gesichtsverdrehungen zu schlucken an, daß die junge Frau, die ihn aufmerksam angeschaut, entsetzt ihre Hände vor das Gesicht schlug und der Thür des Nebenzimmers zueilte.

Doch vertrat ihr der Italiener rasch den Weg, indem er fest, aber ehrerbietig sagte: „Madame, es thut mir leid, aber ich muß Sie dringend bitten, uns nicht zu verlassen, es sind noch einige Sachen aufzuklären, bei denen Ihre Gegenwart erforderlich ist. Was jenen unglücklichen Mann anbelangt," dabei deutete er auf den Förster, „so ist das einer

seiner uns wohlbekannten Anfälle, der bald vorüber sein wird und Ihnen keine Besorgnisse einflößen darf."

Für den Doctor aber hätte nichts erwünschter kommen können, als der Anfall gerade zu dieser Stunde. Er schien um einige Zoll gewachsen zu sein, während er aufrecht neben dem Tische stand, seine rechte Hand darauf stützte und die linke unter seiner Weste verbarg. „Du siehst jetzt wohl, Sophie," sagte er, „mit wem wir es zu thun haben. Gott soll dem Gebhard seine Nachlässigkeit verzeihen, ich war zu nachsichtig, zu gelinde! Es soll das aber für die Zukunft nicht mehr vorkommen."

„Ihre Worte," erwiderte ihm rasch der Italiener, „sind in den Wind gesprochen und machen keine Wirkung auf uns; die Zeit verrinnt, und ich muß zu Ende kommen. Das Verlangen, welches ich an Sie stellte, ist die billigste Genugthuung für alle Leiden, welche Sie mich erdulden ließen, und nur wenn ich es den übrigen unglücklichen Bewohnern dieses Hauses zeige und ihnen dabei sage, Sie hätten mein Verlangen erfüllt und ihre Zukunft würde sich jetzt anders und freundlicher gestalten, bin ich im Stande, es zu verhüten, daß deren Haß gegen Sie zum Ausbruch kommt."

„Ich trotze diesem Hasse so wie Ihren Drohungen, und werde niemals das Verlangte schreiben!"

„Gut, so zwingen Sie mich, Sie in Gewahrsam zu nehmen, in der Hoffnung, Sie vielleicht bis morgen früh meinen billigen Wünschen geneigter zu finden. Vorerst aber habe ich Ihnen hier einige Papiere vorzulegen, welche ich drunten einem Manne abnahm, der mir gerade im Besitz dieser Papiere verdächtig erschien."

Schlag auf Schlag traf das Haupt des Directors der

Irren-Anstalt, und kaum schien er einer Gefahr entronnen, so fiel eine andere wieder um so grausamer über ihn her.

„Der Mann," stotterte er mit einem flüchtigen Seitenblick auf seine Frau, „ist vollkommen in seinem Rechte. Jene Papiere — ich will sie nicht sehen," setzte er rasch mit einer ungeduldigen Bewegung hinzu.

„Sie sind von großem Geldeswerth," sprach gelassen der Italiener; „es mußte mir verdächtig erscheinen, daß er sich in dunkler Nacht damit entfernen wollte."

„Wer ist dieser Mann?" fragte Sophie, nachdem sie einen raschen Blick auf die Papiere geworfen, welche der Italiener trotz des Widerstrebens des Doctors auf den Tisch gelegt und dort ausgebreitet hatte. „O," fuhr sie mit einer heftigen Erregung fort, „ich glaube diese Papiere zu kennen und bin überzeugt, daß sie jenem Manne nicht rechtmäßiger Weise angehören können — oder doch?" fügte sie mit einem Tone hinzu, der den Zuhörern tief ins Herz schnitt.

„Das sind Angelegenheiten," flüsterte der Doctor mit unsicherer Stimme, „die nicht hieher gehören, mein Kind; glaube mir, Sophie, ich will dir das alles morgen genügend erklären."

„Madame kennt diese Papiere?" fragte der Italiener aber trotzdem.

„Sie sind mein Eigenthum."

„Ah, ich dachte es mir, ich hatte also Recht, jenen Menschen fest zu halten! Und da sie Ihnen gehören, so stelle ich sie Ihnen wieder zurück."

„Und werden mir wohl noch eine zweite Bitte erfüllen?" fragte hastig die unglückliche junge Frau. „Sie werden mir

erlauben, mich in Begleitung meines Dienstmädchens zu meiner Mutter zurück zu begeben."

„Ich bin untröstlich," versetzte der Italiener auf die ehrerbietigste Art, „Ihnen diesen Wunsch nicht erfüllen zu können; wenn ich auch wollte, es steht nicht mehr in meiner Macht. Das Thor unten wird von einem Manne gehütet, über den ich nur bedingungsweise einige Gewalt habe, dem ich das Wort abnahm, niemand, es sei, wer es wolle, heute Nacht sich aus dem Hause entfernen zu lassen. Seien Sie so freundlich, Madame, bis morgen von Ihrem Zimmer Besitz zu nehmen. Veranlassen Sie diesen Herrn da, mir mein billiges Verlangen zu erfüllen, und wir wollen alsdann zufrieden dieses traurige Haus verlassen."

„Ueber ihn habe ich keine Gewalt," gab sie wie schaudernd zur Antwort. „Gott soll mich auch bewahren, nur einen Versuch dazu zu machen; Ihrem Wunsche will ich mich aber fügen, denn ich bin in Ihrer Macht und überzeugt, daß ich es mit einem Ehrenmanne zu thun habe."

„Nehmen Sie meinen Dank für diesen Glauben, der mich glücklich macht," erwiderte der Italiener mit leuchtendem Blick; „er ist mir aus Ihrem Munde wie eine Bürgschaft zum Wiedereintritt in ein freies, wenn auch nicht glückliches Leben. Nehmen Sie aber diese Papiere zu sich," fügte er hinzu, als die junge Frau sich rasch umwandte, „ich möchte sie in keiner andern Hand wissen, als in der Ihrigen."

Im nächsten Augenblicke war sie verschwunden, und man hörte, wie sie den Schlüssel im Schlosse herumdrehte.

Dieser einfache Klang schien den Director der Irren-Anstalt aus seinem tiefen Nachsinnen aufzuschrecken; er strich hastig die Haare aus seiner Stirn und fragte, nachdem er

tief aufgeathmet: „Und wo ist jener Mann, dem Sie die Papiere genommen?“

„Der General bewacht ihn.“

„Er thut ihm hoffentlich kein Leid?“

„Bis jetzt nicht,“ erwiderte der Italiener, indem er dieses ‚bis jetzt‘ ausdrucksvoll betonte. „Auch ihm wird morgen früh die Thür offen stehen, sobald Sie sich entschlossen haben, mir das gewünschte Zeugniß auszustellen. — Dieses Zeugniß,“ fuhr er in sehr entschiedenem Tone fort, „soll nicht nur mir von Nutzen sein, sondern es soll auch die Behörde veranlassen, auf Ihre Anstalt ein wachsameres Auge zu richten, wie bisher. Sie sehen, ich bin offenherzig, und das sollte Sie veranlassen, gegen mich billig und gerecht zu verfahren.“

Der Director schien kaum die Worte des Andern gehört zu haben. Seine finsteren Blicke hefteten sich starr auf den Fußboden, er entgegnete lange nichts, und wenn sich auch seine Lippen krampfhaft öffneten und schlossen, so thaten sie das nur, um schwere Seufzer auszustoßen. Zuweilen nickte er mit seinem Kopfe vor sich hin, und ein paarmal zuckten seine Augen empor, wobei sich alsdann seine düstere, verschlossene Miene etwas aufheiterte. Endlich sprach er in ruhigem, kaltem Tone: „Ich werde das Verlangte schreiben, jetzt gleich auf der Stelle.“

„Das hängt von Ihrem Belieben ab, ich bewillige Ihnen zu diesem Geschäfte die ganze Nacht und muß nur so grausam sein, Sie in eine der Zellen drunten einzuschließen, nur für wenige Stunden,“ setzte er mit einer Verbeugung hinzu. „Ich habe das gelobt, und Sie werden finden, daß es nur eine kleine Wiedervergeltung ist für die unaussprechlich lange

und entsetzliche Zeit, die Sie mich zu Ihrem Vergnügen fest eingeschlossen hielten."

„Ich bin in Ihrer Macht und muß mich Ihrem Willen fügen."

„Endlich," sagte der Förster in mürrischem Tone, „geht die Sache einmal vorwärts; der General drunten wird hübsch ungeduldig geworden sein, aber eine Freude werden sie haben, daß alles so abgelaufen ist. Vorwärts also! Nummer 4 ist schon lange bereit."

Der Director der Irren-Anstalt schleuderte einen ingrimmigen Blick auf den Sprecher, dann wandte er sich an den Italiener, indem er sagte: „In Ihre Hand gebe ich mich also — und darf wohl die Hoffnung aussprechen, daß Sie über mich und mein Haus wachen?"

„Als wenn Sie es selbst thäten," erwiderte der Andere, und nachdem der Doctor noch einen finstern Blick auf das Nebenzimmer geworfen, verließ er das Gemach, von den Beiden gefolgt. Drunten wurde er in Nummer 4 eingeschlossen und der Förster schob extra noch beide Riegel vor.

Allerdings war der General im Hofe ungeduldig geworden. Zuerst hatte er den Versuch gemacht, Herrn Goldstein, den er für einen gefährlichen Spion ansah, ins Verhör zu nehmen und dessen Mitschuldige bei diesem offenbaren Verrathe heraus zu bringen, doch hatte ihn der zerknirschte Geschäftsmann längere Zeit angehört, ohne zu verstehen, was jener eigentlich wollte, und ihm nur zuweilen in kläglichem Tone geantwortet: „Gott der Gerechte, lassen Se mich zufrieden, haben Se mer doch genommen mein Geld! Was liegt mer ferner am Leben? Nehmen Se's auch und dann lassen Se mich in Ruh! O, Unglücksnacht, waih g'schrieen,

Unglücksnacht! Was hat gefrevelt gegen die Gebote Moses Goldstein, um bestraft zu werden mit solcher Grausamkeit? Waih geschrieen!"

Dieses Waih geschrieen! betonte er glücklicher Weise sehr leise, denn sonst hätte sich der über diese Verstocktheit aufgebrachte General vielleicht veranlaßt gesehen, ihn auf sehr unangenehme Art zum Schweigen zu bringen. Als er dagegen sah, daß mit dem Gefangenen nichts anzufangen sei, ging er in einiger Entfernung mit übereinander geschlagenen Armen und zuweilen sich finster nach ihm umschauend, vor ihm auf und nieder, wobei er nicht verfehlte, von Zeit zu Zeit die Wache anzurufen, die er nahe beim Gitterthor aufgestellt hatte. Dies war der Factor, welcher sich indessen bei diesem ganzen Unternehmen nicht besonders behaglich zu fühlen schien. Er schoß mit einer fledermausartigen Unsicherheit im Hofe hin und her, wobei er den alten Spieß, den man ihm zur Bewaffnung gegeben, wie einen Spazierstock gebrauchte, mitunter auch an die Pechpfanne trat, deren Flamme der General zuweilen höchst eigenhändig mit einigen Pechringen speis'te, um hier alsdann bei der neu aufflackernden Glut einen raschen Blick auf sein geliebtes Zeitungsblatt zu werfen und sich zu überzeugen, ob sich nicht bei diesen außerordentlichen Ereignissen ein paar tückische Druckfehler eingeschlichen hätten. Das that er aber nur, sobald der General auf seinem Spaziergange ihm den Rücken zugekehrt; so wie jener sich umwandte, flatterte der Factor mit einem scheuen Blick in die tieferen Schatten des Hofes hinein.

Was den Telegraphisten anbelangte, so war dieser dicht an das Gitterthor gestellt worden, um auf telegraphische Weise Meldung zu machen, sobald sich auf dem Wege drau=

ßen irgend etwas Verdächtiges zeige. Verschiedene Male hatte er schon solches durch heftige Zeichen mitgetheilt, doch wenn der General, aufmerksam geworden, näher trat, so zeigte sich das Wichtige, das er gesehen haben wollte, vielleicht als der scheue Flug eines Nachtvogels oder als ein Licht, welches unten im Thale harmlos auf der Chaussee vorüberzog. Jetzt aber mit einem Male wurden die Zeichen des Telegraphisten so extravagant und in so rascher Reihenfolge gegeben, daß sich unbedingt draußen etwas ganz Außerordentliches zutragen mußte. Der General wollte sich schon zu einer Recognoscirung näher begeben, als in diesem Augenblicke der Italiener und der Förster im Hofe erschienen, und Ersterer selbst an das Gitterthor eilte. Da sah er nun, daß sich freilich etwas Außergewöhnliches der Anstalt näherte; was es war, konnte er im ersten Augenblicke nicht deutlich erkennen; er bemerkte verschiedene Männer, die langsam den Hügel herauf kamen, von denen einige Laternen trugen, andere aber Dinge in den Händen hatten, die im Scheine der Laternen metallisch glänzten.

„Wir sind verrathen!“ flüsterte der General, der ihm über die Schulter schaute, „unsere Verschwörung ist entdeckt, jetzt heißt es muthvoll sterben.“

„Stille!“ sagte der Andere in leisem, aber gebieterischem Tone, „wer wird denn gleich den Muth verlieren? Wie kann unsere Verschwörung entdeckt sein? Es müßte ja ein Vogel die Botschaft davon nach der Stadt gebracht haben. Ah!“ fuhr er nach einer Pause fort, „jetzt sehe ich, was es ist; es sind Musicanten, welche den festlichen Tag des Directors mit einem Ständchen beschließen wollen.“

„Sollte die Bande nicht eine Batterie maskiren, welche

gegen uns anzieht, um uns zu beschießen? Es sind ähnliche Sachen in der Kriegsgeschichte schon vorgekommen, und wir haben einen schlauen und hartnäckigen Feind vor uns — dort glänzt wahrhaftig etwas wie ein Kanonenlauf."

„Glauben Sie meinen Versprechungen," erwiderte der Italiener. „Was Sie da sehen, ist die Mündung einer Ophikleide; aber ziehen wir uns zurück, es könnte Verdacht erregen, wenn man uns hier draußen im Hofe sähe.

Es waren in der That Musicanten, die sich langsam der Anstalt näherten und welche von der Verwandtschaft der Frau Wittwe Speiteler ausgesandt waren, um den Director mit seiner jungen Frau in einen sanften Schlummer zu wiegen. Philipp, der Knecht, war mit ihnen ausgesandt worden, und neben ihnen ging Ludwig, welcher ebenfalls eine Laterne trug und die Sache als einen ungeheuren Spaß zu betrachten schien. Er näherte sich rasch dem Thore und zog derb an der Glocke, daß der Klang derselben laut im Hofe wiederhallte und Herrn Goldstein auf seinem Kehrichtfasse heftig zusammenschrecken ließ. Doch war es ein freudiges Erschrecken, welches ihn durchzuckte, als er nun, aufblickend, menschliche Wesen sah, ächte, vernünftige Menschen, welche Einlaß begehrten. Ein lauter Ruf nach Hülfe lag ihm schon auf der Zunge, doch wurde er zurück gehalten aus Furcht vor dem langen Messer des Generals, welch' Letzterer sich neben den Pfeilern des Thores verborgen hatte. Dagegen erhob sich Herr Goldstein, alles Geräusch vermeidend, langsam in die Höhe.

Der erste Zug an der Glocke blieb natürlicher Weise eben so erfolglos, wie der zweite und dritte, auch hatte der

laute Ruf nach Gebhard, den Ludwig ausstieß, die gleiche Wirkung.

Betroffen schauten sich die Musicanten an, und einer von ihnen meinte, die da drinnen hätten jetzt schon einen festen Schlaf, worauf ein anderer erwiderte, nach dem guten Abend, den sie sich gemacht, sei das nicht zu verwundern.

„Dort ist übrigens jemand," bemerkte ein Dritter, welcher den grauen Paletot des Herrn Goldstein durch die Dunkelheit schimmern sah. „Heda, guter Freund, will Er nicht so gut sein, näher zu kommen, oder den Gebhard rufen, daß er uns das Thor aufmache?"

Nun mochte der Italiener nicht länger zögern, hinter einem der Pfeiler hervorzutreten: „Meine Herren," sagte er mit ruhiger Stimme, „Gebhard ist im Augenblicke nicht im Stande, hieher zu kommen, da er drinnen bei einem Kranken beschäftigt ist; darf ich mich wohl im Auftrage des Herrn Directors nach Ihren Wünschen erkundigen?"

„Na, die sind leicht zu errathen," gab einer der Musicanten, welcher zuerst gesprochen, zur Antwort; „wir sind hinaus gesandt worden, um für den Doctor und seine Gemahlin eins aufzuspielen, also machen Sie nur immerhin das Thor auf, daß wir hinein können."

„Das wird nicht gut angehen," erwiderte der Italiener, „denn ich habe keine Schlüssel, und der Herr Director wünscht auch nicht, daß im Hofe selbst, dicht unter den Fenstern seiner Kranken, laute Musik ertöne. Wollen Sie also nicht lieber da draußen spielen, es klingt das auch viel angenehmer und feierlicher aus der Entfernung."

Ludwig und Philipp schauten einander verwundert an, doch meinte ein anderer der Musicanten: „im Grunde hat er

nicht Unrecht, und uns kann es gleich sein, also fangen wir meinethalben an. — Choral Nummer 6."

Und Herr Goldstein? Er athmete tief und schwer, er nahm seinen Hut vom Kopfe und wischte sich mit der Hand den Schweiß von der Stirn, welchen ihm die tiefe Erregung ausgepreßt, er näherte sich mit den kleinsten, ihm nur möglichen Schritten dem Gitterthore, mit der Absicht, sobald er nahe genug wäre, dasselbe mit einem gewaltigen Sprunge zu erreichen und dann so laut um Hülfe zu rufen, als es ihm nur möglich sei. Jetzt aber schon, ehe er dies nur ausführen konnte, bewegte er seine rechte Hand, mit derselben Zeichen machend, so auffallend, als er nur konnte, gegen Philipp, den er beim Scheine einer Laterne erkannte. Es wurde ihm nicht schwer, dies auch ein paar Minuten lang zu thun, ohne daß es von den Andern im Hofe bemerkt wurde, denn mit den feierlichen Klängen des Chorals, welcher nun durch die stille Nacht erklang und das seit lange schlummernde Echo im Hofe wach rief, war auch eine feierliche Stimmung über sämmtliche Verschworene gekommen. Musik hatten diese ohnehin lange nicht mehr gehört, und jedem rief sie wehmuthsvolle oder heitere Bilder aus der Vergangenheit hervor.

Der Telegraphist, der in einem Winkel stand und ungesehen fortfuhr, seine Zeichen zu machen, ließ zuerst den rechten, dann den linken Arm ruhig herabhangen und faltete wenige Sekunden danach seine Hände zusammen. Der General dachte an die letzte Kirchenparade, die er kommandirt, an die Auszeichnung, die er dabei empfangen, und es erschien ihm eigentlich jammervoll, ein Verschworener zu sein und nie zum rechten Ziele gelangen zu können.

Der Förster hörte aus den ernsten, getragenen Tönen nur die Waldhörner herausklingen, und bedeckte seine Augen mit der Hand, da er sich durch die Erinnerung an den schönen grünen Wald aufs schmerzlichste bewegt fühlte. Sogar der Factor flatterte nicht mehr im Hofe umher, sondern hatte sein Zeitungsblatt verkehrt genommen, und sang die Worte des Chorals, den er wohl kannte, langsam vor sich hin.

Am tiefsten ergriffen war wohl der Italiener. Die harte narbige Rinde, welche sein Herz eingeengt und zusammengepreßt, schmolz vor den Klängen der Musik. Er drückte seine heiße Stirn gegen den kühlen Stein des Thorpfeilers, er schloß die Augen und sah die funkelnden Kreise, welche seine Thränen in ihnen hervorriefen. Auch ihm schienen jene Töne bekannt, er hatte sie gehört bei einem heiteren Feste, in seiner geliebten Vaterstadt, im schönen Neapel. Sie nahmen das tiefe Weh, den gewaltigen Schmerz, welche ihn fast vernichtet, von seinem Herzen, und träufelten dafür den Glauben an eine bessere, glücklichere Zeit in sein wundes Gemüth. Sah er doch die Freiheit vor sich, lag es doch jetzt schon in seiner Macht, das eiserne Thor zu öffnen und hinaus zu eilen — fort, immer fort, — weiter, immer weiter, über Berg und Thal, seiner glücklichen Heimat zu, wo er vielleicht nur anzuklopfen brauchte an die Thür eines geliebten Wesens, damit sie ihm öffne, nicht nur diese Thür, sondern auch ihre Arme. Das alles versprachen ihm die wogenden Töne, die seine Brust mit Entzücken schwellten und die ihm jauchzend immerfort wiederholten: Ja, du wirst frei sein, morgen schon, — und glücklich? — Vielleicht, vielleicht! —

Herr Goldstein fühlte sich durch jeden kleinen Schritt, mit dem er sich dem Thore näherte, ermuthigter, und fing

schon an, aus dem Chaos von Tönen eine einzelne klingende Stimme heraus zu hören. Es war die der Posaune, die ihm zurief: Du wirst sie wieder haben, die zwanzigtausend Gulden. Dir wieder geben wird man die zwanzigtausend Gulden — ja, zwanzig — tausend — Gulden.

Endlich schwieg die Musik, und alle die Träumer erwachten aus ihren Phantasieen, unsanft aber wurde Herr Goldstein aus ihnen geweckt, denn als er eben zu einem verzweifelten Sprunge gegen das Gitter ansetzen wollte, fühlte er sich plötzlich von einer eisernen Faust gehalten, und sah erschreckt um sich schauend in das düster glühende Auge des Försters, welcher ihm zuflüsterte: „Noch einen Schritt vorwärts, noch eine einzige auffallende Bewegung, und ich schlage dir den Schädel ein, mag daraus entstehen, was da wolle! Und ändere augenblicklich deine erschreckte Fratze, — heiter sollst du scheinen, lustig, wie wir! Ha, ha, ha," lachte er laut hinaus, „das war eine schöne Musik, nicht wahr?" Und damit stellte er sich Gesicht gegen Gesicht vor den unglücklichen Geschäftsmann, daß die am Gitterthore dessen Jammermiene nicht mehr erblicken konnten.

Aber gesehen hatten sie ihn schon; namentlich Philipp und Ludwig hatten ihn gesehen und erkannt, den Herrn Goldstein, der ja auch auf der Hochzeit gewesen war. Aber da sie wußten, daß er auch schon früher zu dem Dr. Henderkopp ins Haus gekommen war und diesem genau bekannt sei, so fanden sie leider kein Arges darin, ihn hier im Hofe unter den Pensionären der Anstalt zu sehen; wir sagen leider, und zwar im Interesse des Herrn Goldstein, denn der Musicant, welcher die Posaune blies — er fungirte zugleich als Dirigent des Ganzen — hatte schon den Kopf geschüttelt, als er die Narren,

wie er sich gegen seinen Nebenmann ausdrückte, hier im Hofe frei umher gehen sah. Wenn er der Wahrheit des hier Vorgefallenen auch nicht im entferntesten nahe kam, so war es ihm doch sonderbar erschienen, daß die, welche eigentlich hinter Schloß und Riegel in ihren Zellen sein sollten, sich so spät Abends hier noch im Hofe umhertrieben. Aber der Herr Goldstein war ja dabei, ein Geschäftsmann, über dessen klare Verstandeskräfte man durchaus keine Besorgnisse zu haben brauchte, das hatte er häufig bewiesen.

„Es macht's der Hochzeitstag," meinte Philipp; „nun, den armen Leuten kann man das wohl gönnen, daß sie auch einmal ein bischen Freiheit haben und die Musik in der Nähe hören dürfen."

„Ja, und sie betragen sich so ruhig," flüsterte Ludwig, welcher mit der gleichen Neugierde durch das Eisengitter auf die Wahnsinnigen blickte, als schaue er in einen Käfig voll wilder Thiere hinein, es aber gar zu gern gesehen hätte, wenn sie einiges tolles Zeug und Spectakel gemacht hätten.

„Achtung!" rief nun der Posaunist, die Polka Nummer 8."

Und darauf ging es los in einem lebhaften Takte, lustig und heiter, klingend und springend, wie nach dem alten, bekannten Leineweber-Lied:

„Fein oder grob, Geld gibt's doch.
Mir ein Viertel, dir ein Viertel,
Schrum, schrum, schrum!" —

Und so wirkte sie auch auf die meisten der Zuhörer im Hofe: der Telegraphist hob Arme und Beine nach dem Takte zuckend in die Höhe und telegraphirte eine unendlich lange Depesche, die seinem Gesichtsausdrucke nach voll Humor und Freude sein mußte. Der General marschirte auf und nieder und

öffnete zuweilen den Mund, als fände er es für nöthig, den vorbeiziehenden Truppen irgend einen Befehl zuzurufen. Sogar der arme Factor schien aus seiner gedrückten Stimmung heraus zu kommen, denn er nickte ordentlich vergnügt mit dem Kopfe.

Förmlich elektrisirt von der Musik schien übrigens der Förster zu sein: seine Hände waren noch immer auf die Schultern des Herrn Goldstein gelegt, — die Außenstehenden konnten es freilich nicht bemerken, daß er dessen Rockkragen fest gepackt hielt. Nach dem Takte der Musik hob er abwechselnd ein Bein um das andere, schaute mit einem lustigen Grinsen bald rechts, bald links, und seine Freude steigerte sich so, daß er sich nicht enthalten konnte, seinem unglücklichen Gegenüber eindringlich zuzuflüstern: „mit getanzt, mit getanzt, wir alle müssen lustig sein, sehr lustig sein, auch du, mein guter Freund!“ Und als der unglückliche Herr Goldstein gar keine Veranlassung hierzu in sich spürte, so stieß er ihn mit den Fäusten auf die Schultern und mit den Ellbogen in die Rippen, so lange, bis sich der Geschäftsfreund des Dr. Henderkopp zu einigen ungraziösen Sprüngen genöthigt sah; doch hatte der Förster an diesen schwachen Versuchen noch nicht genug, und als Herr Goldstein einmal in Bewegung gesetzt war, so hob er ihn mit seiner riesigen Kraft fast in die Höhe und drehte sich mit ihm im Kreise, so daß es aussah, als führten die Beiden einen zierlichen Walzer auf, wobei der graue Paletot nach allen Richtungen emporflatterte. Dabei aber entfernten sich Beide, trotz des Widerstrebens des einen Theils, immer mehr von dem Gitterthore, und Herr Goldstein sah mit Schaudern ein, daß seine Partie verloren sei; er sah es ein und hörte es auch aus den Aeußerungen der Außenstehenden.

„Seht den guten Herrn Goldstein," sagte Philipp so laut und vernehmlich, daß es durch die Musik klang, „er freut sich mit den armen Leuten, ich hätte das wahrhaftig nimmer von ihm gedacht!" —

„Mir ein Viertel, dir ein Viertel,
Schrum, schrum, schrum,"

machte die Musik immer noch lustig in der gleichen Weise während der eben erwähnten Scene und als der Belobte schon wieder auf seinem Kehrichtfasse saß, wohin ihn der Förster dirigirt, und wo er zusammengesunken war, förmlich zerknickt vor Angst, Furcht und Entsetzen. In seinem Innern sah es trostlos aus — dort draußen Hülfe und Rettung, wenn er sich hätte verständlich machen dürfen durch einen lauten Hülferuf, dort jenseits des Gitters fühlende Menschen, die zu seiner Befreiung herbei geeilt wären, die nun lustig nach Hause zurückzogen, unter Scherzen und Lachen von einem gelungenen Abend erzählend, während er hier zurück bleiben mußte, — unter Larven die einzig fühlende Brust! Er kam sich vor wie ein Schiffbrüchiger, der aufjubelnd Land gesehen oder ein rettendes Boot, das sich aber unaufhaltsam wieder entfernte, ohne ihm Hülfe gebracht zu haben.

Ja, sie entfernte sich von ihm, die Rettung, denn als die Polka zu Ende war, packten die Musiker ihre Instrumente zusammen, Philipp und Ludwig wünschten eine gute Nacht in den Hof hinein, und dann zog alles von dannen, lachend und plaudernd. Eine Zeitlang bemerkte man noch die wimmelnden schattenhaften Gestalten und dazwischen das Blitzen der Lichter aus den Laternen, zuletzt sah man nur noch einen ungewissen Schein, und dann herrschte wieder die kalte, stille, erbarmungslose Nacht.

Herr Goldstein hörte kaum noch, daß der Italiener etwas zu den andern Verrückten sprach, und daß diese alsdann die Pechpfanne umwarfen und das glimmende Feuer auf dem Boden auslöschten. Er war so voll Jammer und Elend, daß er mechanisch folgte, als man ihn dazu aufforderte, und daß er nur einen tiefen Seufzer ausstieß, als er nach dem Hause geführt wurde und man ihn dort in eine finstere Zelle schloß; ja, er fühlte sich fast etwas erleichtert, als nun die schwere Thür derselben mit ihren Riegeln und Schlössern ihn von seinen Verfolgern trennte, — war doch jetzt wenigstens sein Leben gesichert, wenn auch vielleicht nur für eine kurze, arme Frist.

Siebenunddreißigstes Kapitel.

Eine ärztliche Consultation.

Die Nacht entschwand und machte dem jungen Morgen Platz, der aber mit einem so verbrießlichen, verlebten Gesichte erschien, daß man ihn eigentlich für einen alten Morgen hätte halten können, der als Stellvertreter eines besseren und frischeren schon mehrere Male grämlich die Erde betrachtet. Der Anblick derselben auf der sonst so gesegneten Stelle, wo unsere wahrhaftige Geschichte spielt, war aber auch heute danach, daß man es diesem Morgen nicht übel nehmen konnte, wenn er sie mit einem verbrießlichen Gesichte begrüßte. In den Frühstunden hatte es geregnet, und von den kahlen Aesten der Bäume und Gesträuche fielen immer noch die schweren Tropfen herab, während es unterdessen kühler geworden war und sich ein dichter Nebel erhoben hatte, der alles in seinen grauen, spinnwebenartigen Schleier hüllte. Es fröstelte einen, wenn man nur zum Fenster hinaus sah. Drunten im Thale huschte der Dampfwagen mit seinem Zuge vorüber, eine dunkle, graue Linie, eingehüllt in Rauch und Nebel; Wagen,

Reiter und Fußgänger, welche den Weg auf der Landstraße verfolgten, nahmen, wenn sie näher kamen, riesenhafte Dimensionen an, so wie der Hase, welcher sich dort am Abhange des Berges aufthut, wie ein mäßiger Metzgerhund aussieht. Es war ein Morgen, bei welchem man allenfalls behaglich in guter Gesellschaft am Kaffeetisch sitzen mag, oder der einem auch nicht unangenehm erscheint, wenn man in den Wagen steigt, um im Süden Gegenden aufzusuchen, wo Nebel und Regen selbst während der Winterzeit Seltenheiten sind.

Trostlos aber über alle Beschreibung ist es, wenn man einen solchen Morgen aufdämmern sieht durch das kleine, vergitterte Fenster einer gefängnißartigen Zelle, obendrein mit dem ungewissen Gefühle für die nächste Zukunft. So erging es in der Anstalt des Dr. Henderkopp dem würdigen Vorstande derselben, so wie dem Herrn Moses Goldstein. Letzterer war obendrein noch in den Frühstunden vor Erschöpfung in einen tiefen Schlummer gesunken und hatte geträumt, daß er mit dem größten Gewinne in der Ziehung des österreichischen Lotterie-Anlehens herausgekommen sei, mit baaren zweimalhundertvierzigtausend Gulden, wofür er nicht einmal Papier zu nehmen brauchte, sondern die ihm in neuen, glänzenden Guldenstücken ausbezahlt wurden — ein reicher Traum, ein schöner Traum, ein Traum, welcher ihm Herz und Magen wärmte, denn an der Börse, die er auch besuchte, kamen die großen Banquiers, die ihn sonst keines Blickes gewürdigt, obgleich meistens ‚von unsere Leut,‘ um ihm jetzt zu drücken die Hand, und der große Rothschild schickte jemand aparte daher, um ihn einzuladen zum Diner nach Frankfort am Main. — Dann kam die Reaction über ihn, schauerlich und

fröstelnd, er erwachte und hatte, wie es dem Geschäftsfreunde geziemt, augenblicklich seine fünf Sinne bei einander und jammerte: „Waih geschrieen, ich habe nicht gewonnen das große Loos in die österreichischen, sondern habe verloren zwanzigtausend Gulden, die ich schon hatte in der Tasche in guten Papieren — waih geschrieen! Ich bin ein verlorener Mann, ich bin ein ruinirter Mann! Besser wäre es gewesen, mein Vater und meine Mutter hätten sich nicht gegeben so große Mühe, um mich eintreten zu lassen in diese verdorbene Welt — waih geschrieen!“

Was Herrn Dr. Henderkopp selbst anbelangt, so sah er schon gefaßter den trüben Morgen aufdämmern; er hatte wenig geschlummert und war dafür desto mehr mit seinen Gedanken beschäftigt in seiner kleinen Zelle auf und ab gegangen. Ein tückisches Geschick hatte allerdings das Gebäude in die Luft gesprengt, das er mühsam aufgebaut und mit Lug und Trug zusammengeleimt. Doch fühlte er selbst sich noch fest auf seinen Füßen stehen und war überhaupt eine von den Naturen, welche nicht geneigt sind, einem Unfalle schnell den Rücken zu kehren, sondern die Trümmer, welche derselbe hinterläßt, sorgfältig und genau untersuchen, um manchen unverletzten Stein und manchen noch brauchbaren Balken zu entdecken.

Er blickte in den Nebel hinaus und sprach zu sich selber nach einem längeren Nachdenken: „Wenn auch die Brücke, die ich in trügerischer Construction aufgebaut, vor meinen Füßen zusammengebrochen ist, so sind doch die Fundamente stehen geblieben, auf die ich ein neues und hoffentlich solideres Bauwerk aufführen kann. Henderkopp oder Hinderkopf,“ fuhr er mit einer sauern Miene fort, „muß allerdings

Einräumungen machen und alsdann sehen, wie er langsam die Zügel wieder zu ergreifen vermag, die seinen Fingern entschlüpft sind — ja, ja, es war eine bösartige Wunde, die ich allerdings künstlich bepflasterte, die aber niemals zur Gesundheit führen konnte, wenn man sie nicht, wie geschehen, zu einer Radicalcur gewaltsam aufriß. — Es that weh, verdammt weh, aber ein Tölpel, der verzagt, so lange er lebt und so lange ihm noch eine Möglichkeit bleibt, sich nach tiefem Falle wieder aufzurichten."

Darauf rieb er sich die Hände, vielleicht weil es ihn fröstelte, vielleicht aber auch wegen eines nicht ganz unbehaglichen Gefühls, welches die Fortsetzung seines Selbstgesprächs in ihm erweckte. „Möchte nur wissen," sprach er, „was sie mit meinem Freunde Goldstein angefangen, und wie es diesem armen Teufel geht. Im Ganzen haben sich die Narren besser benommen, als ich ihnen zugetraut, und wenn ich gegen mich selber nicht ungerecht sein will, so muß ich mir gestehen, daß ich sie ziemlich wieder zu Verstand gebracht; mit dem Herrn Marchese läßt sich wohl noch ein Wort reden, und wenn ich mich bereit zeige, in seine Wünsche zu willigen, so wird auch er, die künftige Beaufsichtigung meiner Anstalt betreffend, glimpflich verfahren. Daß er wahrhaftig wieder bei vollem Verstande ist, glaube ich annehmen zu können, und so mag er denn in Gottes Namen hinziehen, wohin es ihm beliebt."

Ein leises Klopfen an die Zellenthür unterbrach sein Selbstgespräch. Auch war der Director der Anstalt nicht wenig erstaunt, die Stimme Gebhards zu vernehmen, welcher ihm sagte: „Das ist eine merkwürdige Geschichte. Glauben Sie mir aber, Herr Doctor, daß es mir ganz unmöglich war,

mich zur Wehre zu setzen, als sie mich einschlossen. — Ich war, an nichts Arges denkend, auf meinem Zimmer beschäftigt."

„Und man hat Euch frei gelassen?"

„So eben, Herr Director, aber der Herr Förster erzeigt mir die Aufmerksamkeit, mich mit seinem Gewehr auf Schritt und Tritt zu begleiten."

„Und wie steht's im Hause? Was macht meine Frau?"

„Die Frau Director sind noch auf ihrem Zimmer, und sonst geht alles so still und ruhig, wie man es sich nur wünschen kann. Der Herr Marchese, ich muß ihn so nennen, da er es befohlen hat, schloß selbst mein Zimmer auf und sagte, ich solle nun meinen Geschäften wie gewöhnlich nachgehen, auch dem Hausknecht und der Köchin die ihrigen anweisen, es geschehe das alles mit Ihrer Bewilligung. Als ich ihm entgegnete, es sei doch sonderbar, daß Sie sich freiwillig einschließen ließen, gab er mir zur Antwort, Sie wollten ein Studium über die Zellenhaft machen, und ersuchte mich darauf, nicht viel mehr zu fragen, sondern zu thun, wie mir befohlen."

„So thut das und sagt dem Herrn Marchese, ich lasse ihn ersuchen, zu mir zu kommen."

„Der Herr General steht am Thore und hat den Schlüssel zu demselben; ich werde Ihnen gleich ihr Frühstück bringen."

„Ja, auch mein Schreibzeug und Papier."

„Weiter haben der Herr Director für den Augenblick nichts zu befehlen?"

„Nein, man soll mir nur sagen, was meine Frau macht, wenn sie ihr Zimmer verläßt."

„Es soll nicht fehlen," erwiderte Gebhard, und damit

hörte man seine Schritte, so wie die des Försters sich von der Thür entfernen.

Der Marchese Gaetano Fontana hatte die Nacht in dem Arbeitszimmer des Doctors und in dessen großem Lehnstuhle zugebracht, zuweilen ein wenig geschlummert, häufiger aber noch das Zimmer nach allen Richtungen durchmessen; auch stand er lange, lange an den Fenstern des Gemachs, um in die Nacht hinaus zu blicken, und namentlich that er dies in den Frühstunden, um den ersten Schimmer des anbrechenden Tages zu erhaschen. Doch schlich dieser an dem heutigen nebeligen Morgen langsam und faul empor, fast ausgelöscht von dem strömenden Regen und dann wieder dicht verschleiert von den aufsteigenden Dünsten.

„Soll das ein Bild meiner Zukunft sein," sprach der Italiener zu sich selber, „oder zeigt sich der traurige Norden, wo ich so viel gelitten, noch einmal in seiner ganzen Häßlichkeit, um mir zu sagen, daß ich in ihm mein Glück nicht finden werde, um mich zu ermahnen, eilig nach dem Süden zu fliehen? — Unnöthige Mahnung! Jahre sind verstrichen, und statt sie zu finden, die mein Glück ausmacht, fand ich Schlimmeres als Krankheit und Tod. War sie ein neckendes Gebild meiner Phantasie? War sie eines jener himmlischen Wesen, von denen man sagt, daß sie zuweilen die Erde und arme Sterbliche mit ihrer Gegenwart beglücken, um alsdann wieder verschwindend ihnen alles zu nehmen: Glaube, Liebe, Hoffnung?

„Mir geschah es also, und wenn ich zurückkehre in meine schöne Heimat, so habe ich auch dort nach den Worten jenes Mannes alles verloren, was meinem Herzen nahe stand, und muß dagegen gute Freunde und Verwandte kennen lernen,

die sich kein Gewissen daraus machten, mich zu einer ewigen Gefangenschaft zu verdammen, mich auszulöschen aus der Zahl der Lebenden, mich lebendig zu begraben, um mich bei Lebzeiten schon zu beerben. Ja, ich werde sie kennen lernen, ich werde ein Wort mit ihnen reden," setzte er mit einem aufflammenden Blicke hinzu, „und dann — — — — und dann —! —"

Er versank in ein tieferes Nachsinnen, während er den Kopf in seine Rechte sinken ließ. „Und dann," wiederholte er nach einer längeren Pause, „werde ich den Ort aufsuchen, wo sie gewohnt, die Thür, durch welche sie verschwand, und werde von da Schritt für Schritt nochmals den Versuch machen, sie wieder aufzufinden. Wie ein treuer Hund werde ich trachten, ihrer Spur zu folgen — ach, damals folgte ich ihr zu flüchtig, zu leidenschaftlich! Ihr Bild, das mir vorleuchtete in trügerischem Schimmer, brachte mich auf Abwege und endlich hieher. — Ich kann von ihr nicht lassen, ich kann nicht, und jetzt, wo sich die Riegel dieses traurigen Hauses öffnen, fühle ich, wie meine heiße Liebe zu ihr wieder mein ganzes Selbst überflutet. Finden muß ich die geliebte Spur, und wenn sie mich auch zu ihrem Grabe führt!"

Es wurde leise an die Thür geklopft, und ehe der Marchese noch „Herein" rufen konnte, war sie auch schon geöffnet, und der General trat in das Gemach, in seiner heute ausnahmsweise etwas vernachläßigten Kleidung, so wie in den leicht gerötheten Augen die Spuren einer durchwachten Nacht zeigend. „Ich komme zu melden," sagte er, „daß ich einen Gang um die Außenwerke gethan habe und überall die Posten wachsam und sorgfältig auf ihrer Hut fand; auch schaute ich vom östlichen Thurme auf die Stadt herab, um mich zu

überzeugen, daß sich von dort kein Kriegsvolk nahe, welches in feindlicher Absicht gegen uns ausgeschickt. Dort aber ist auch alles ruhig: die Schornsteine dampfen wie gewöhnlich, die Eisenbahnzüge machen ihren Weg hin und her; es scheint, unsere Verschwörung ist gelungen, und der Feind hat seine Absicht aufgegeben, diese für ihn so wichtige Position wieder zu gewinnen."

„So denke ich auch, mein verehrter General," erwiderte der Marchese und setzte nach einem flüchtigen Blicke auf ihn hinzu: „da sich aber nach dem Gesetze der Natur auch die größten Kräfte abnutzen, wenn man sie zu lange in Anspannung erhält, und Sie heute Nacht das Uebermögliche geleistet haben, so werde ich, der ich mehrere Stunden geruht, nun wieder selbst die Ueberwachung der Festung übernehmen, und indem ich Sie, Herr General, hiermit als abgelös't erkläre, ersuche ich Sie freundschaftlichst, sich in Ihre Gemächer zurückziehen zu wollen, um dort für einige Stunden der Ihnen so nothwendigen Ruhe zu pflegen. Sie können sich darauf verlassen, daß, so wie eine Gefahr droht, ich Sie augenblicklich selbst davon benachrichtigen werde."

„Unter der Bedingung und da ich die Festung in der vortrefflichsten Hand weiß, ziehe ich mich gern für einige Stunden zurück, denn ich fühle mich sehr abgespannt. Auf Wiedersehen denn, Herr Graf!"

„Bis nachher, mein lieber General!" sagte der Marchese, indem er ihm die Hand reichte, und fügte, als jener zur Thür hinausging, noch hinzu: „Wenn Sie den Förster sehen, so schicken Sie ihn zu mir herauf."

Das war nun nicht nöthig, denn der Förster trat in

das Zimmer gleich nachdem es der Andere verlassen; er schloß die Thür sorgfältig hinter sich zu, und seine Mienen zeigten an, daß er etwas Außergewöhnliches zu berichten habe, und so war es auch in der That. „Herr Graf," hob er an, „draußen am Gitter hält ein Wagen, eine herrschaftliche Equipage mit Kutscher und einem Bedienten, und in dem Wagen sitzt ein Herr, welcher den Dr. Henderkopp zu sprechen wünscht."

Der Marchese preßte die Lippen auf einander und murmelte nach einem Augenblicke: „So früh schon Besuche, das ist ungeschickt! Ihn abweisen, würde Verdacht erregen, ihn empfangen, ist gefährlich, denn wenn er den Dr. Henderkopp persönlich kennt, so müssen wir den Fremden zu ihm führen, und unser ganzes Spiel könnte verloren gehen."

„Der Kutscher dieses Herrn," erwiderte der Förster, „war noch nicht hier oben, und eben so wenig kannte der Bediente die Anstalt, denn als er anfuhr, fragte letzterer, ob er richtig sei, und darauf bog sich der Herr aus dem Wagen und schaute mit neugierigen Blicken in den Hof hinein."

„Was für ein Mann ist das, alt oder jung?"

„Er scheint mir ziemlich bei Jahren zu sein, hat ein langes, blasses Gesicht und ein düsteres, stechendes Auge, mit dem er mich scharf ansah, als ich mich am Gitter zeigte."

Der Marchese machte einen Gang durch das Zimmer, dann blieb er vor dem Förster stehen und sagte kurz und entschlossen: „Man muß auf sein Glück bauen, und ich habe so lange Unglück gehabt, daß ich wohl mit einigem Rechte einen gänzlichen Umschwung annehmen kann. Oeffnen Sie das Gitter, lassen Sie den Herrn allein in den Hof, Wagen und Bediente sollen draußen bleiben, und bringen Sie ihn

zu mir; sagen Sie ihm aber, Sie wüßten nicht genau, ob der Doctor schon zu sprechen sei. Sie könnten ja etwas von der gestrigen Hochzeitsfeier fallen lassen," setzte er lächelnd hinzu, „aber jedenfalls würde der Assistenz-Arzt oben sein und den Doctor herbeirufen. — Noch eins," fuhr er nach einer Pause fort, „Sehen Sie nach den anderen Herren und sorgen Sie dafür, daß sie sich in ihren Zimmern ausruhen; dem General habe ich dasselbe bedeutet, und Sie können wohl so freundlich sein, sich zu überzeugen, ob er in seine Zelle gegangen ist und sich auf sein Bett gelegt hat."

Als der Förster die Thür hinter sich zugezogen, sprach der Marchese zu sich selber: „Ich kann nicht anders, ich muß den Fremden vorlassen, werde ja auch nach den ersten Worten sehen, ob er mich für den Director nimmt oder nicht; eine kleine Aenderung meines Aeußern wird aber jedenfalls nichts schaden." Er nahm einen Morgenrock des Doctors, der auf einem Stuhle lag, und zog ihn an, trat dann vor den Spiegel, um nach seinem Haare und Barte zu sehen, die sich in guter Ordnung befanden, und nahm dann vom Schreibtische die blaue Brille des Directors, welche dieser gestern Abend dort liegen gelassen. Er setzte sie auf und nickte zufrieden mit dem Kopfe, als ihm aus dem Spiegel eine ganz andere Physiognomie entgegensah.

Er hatte eben diese Vorbereitungen beendigt, als der Förster die Thür öffnete und den Fremden eintreten ließ. Es war dies ein großer, hagerer Mann von vornehmer Haltung, einfach aber elegant angezogen, und der Marchese bemerkte mit einigem Erstaunen, daß ihm die linke Hand fehlte und der Aermel derselben an einem Knopfe seines Rockes befestigt war. Auf der linken Seite des Kopfes, von der

Stirn bis zu den Augenbrauen, sah er eine lange Narbe, die leicht geröthet war.

Der Fremde machte eine Verbeugung, trat ein paar Schritte näher und sagte dann: „Ich habe wohl das Vergnügen, den Herrn Dr. Henderkopp, den Director dieser Anstalt, vor mir zu sehen?"

Diese Frage, in ruhigem Tone ausgesprochen, gab dem Andern völlig sein Gleichgewicht wieder; er rückte einen Lehnstuhl in die Nähe des Tisches, ersuchte den Eingetretenen, sich zu setzen, und erkundigte sich, nachdem er selbst Platz genommen, nach seinen Wünschen.

„Sie erlauben mir zuerst," gab jener zur Antwort, „daß ich mich Ihnen selbst vorstelle: ich bin der Graf Lotus. Daß Sie diesen Namen schon nennen gehört," fuhr er mit einem verbindlichen Lächeln fort, „darauf kann ich keine Ansprüche machen. Die Zeit, wo ich etwas Weniges von mir reden machte, liegt lange hinter uns, und der Schauplatz meiner unbedeutenden Thaten so weit von uns entfernt, daß ich derselben und dieses Schauplatzes gewiß nicht erwähnen würde, wenn ich es nicht für nothwendig hielte, Sie, Herr Doctor, mit meiner Vergangenheit bekannt zu machen. Ich diente in Indien im englischen Heere, machte dort an der Spitze eines braven Reiter-Regimentes die Kriege gegen die Afghanen und Sikhs mit, — ein wild bewegtes Leben, das, wie Sie mir zugeben werden, wohl im Stande ist, die Nerven zu zerstören. Auch war ich damals ein lebhafter, junger Mensch, hatte heißes Blut und war gewiß keiner der Letzten, wenn nach angestrengtem Tagewerk Abends der Becher im Kreise umherging oder wenn wir jenen wunderbaren Tänzen zuschauten, die, obgleich nur vom kalten Mondlicht beschienen,

doch heißer auf unsere Sinne wirkten, als wenn wir alles das empfunden unter dem glühenden Strahle der Sonne. Kurz, ich lebte nicht besser und nicht schlechter, als ein junger Offizier zu thun pflegt, der sich nicht zu geniren braucht, das Gold mit vollen Händen weg zu werfen, und der den festen Glauben hat, seine Gesundheit sei unzerstörbar.

„Letztere war aber eher erschöpft, als meine Kasse, und als mich bei einem jener wilden Gemetzel der Säbel eines heimtückischen Sikhs schwer auf den Kopf traf — Sie werden hier das Merkzeichen sehen, welches dieser Hieb hinterlassen —, so fühlte ich, nach langem Krankenlager endlich wieder aufgestanden, daß es Zeit sei, auf dem betretenen Wege einzuhalten; auch konnte ich das heiße Klima nicht mehr vertragen, litt periodisch an furchtbaren Kopfschmerzen, die sich zu einer Heftigkeit steigerten, daß ich zuweilen bewußtlos niederfiel, zuweilen aber auch Stunden und Tage förmlich tobend zubrachte. Auch stellte sich in Augenblicken, wo die Schmerzen minder heftig waren, das verdächtige Symptom des Doppelsehens bei mir ein, und es wurde mir oftmals sehr schwer, irgend einen bestimmten Gedanken festzuhalten oder ihm zu folgen. — Ich verließ Indien, kehrte nach Europa zurück und lebte Jahre lang in der frischen, stärkenden Luft der Schweiz, wo meine Kopfschmerzen nach und nach schwächer wurden und mich am Ende in so weit ganz verließen, daß sie sich hie und da nur noch einstellten als eine heftige Migraine, womit auch andere Sterbliche geplagt sind. Was das Doppelsehen und die Schwäche meiner Gedanken anbelangte, so verminderte sich das ebenfalls, wogegen aber ein anderes Leiden bei mir auftrat, das der Schlaflosigkeit nämlich, zuweilen Monate lang anhaltend,

zuweilen, in besseren Zeiten, nur eine Nacht um die andere erscheinend. O," setzte der Graf seufzend hinzu, „das furchtbarste Leiden, wogegen alle anderen Krankheiten und Schmerzen gar nicht zu rechnen sind!"

Der Marchese, der dem Grafen schweigend zugehört, nickte mit dem Kopfe und sagte dann: „Dieses Leiden habe auch ich erfahren und kenne wohl die ewig langen Nächte, wo man sich auf seinem Lager ruhelos von einer Seite auf die andere wirft und vergeblich den Schlaf, der, ein flatterndes Band, um uns her zu gaukeln scheint, zu erhaschen strebt. Wenn Sie, Herr Graf, für dieses Leiden die Kunst des Arztes in Anspruch nehmen wollen, so bin ich leider nicht im Stande, Ihnen große Hoffnungen auf Erfolg zu machen."

„Das weiß ich wohl," versetzte der Andere, „und habe darin auch schon zu viele fehlgeschlagene Versuche gemacht, um diese auf dem gewöhnlichen Wege zu erneuern. Wenn es aber doch möglich wäre, daß ein Arzt, wie Sie, der ja bei der Ausübung seiner Kunst auch die Krankheiten der Seele ins Auge fassen muß, doch durch dieselbe auf den Körper mehr einzuwirken vermöchte, als das mit anderen Heilmitteln möglich ist, so ist es doch nicht meine Schlaflosigkeit, weßhalb ich Ihren Rath und Ihre Hülfe verlange. Hoffentlich," setzte er mit einer verbindlichen Neigung des Kopfes hinzu, „haben Sie noch von Ihrer kostbaren Zeit übrig, um mich vollständig anzuhören, sonst würde ich auch dafür dankbar sein, wenn Sie die Güte hätten, mir später eine Stunde zu bestimmen."

„Gewiß nicht, Herr Graf," erwiderte der Marchese; „meine Zeit ist den Leidenden gewidmet, und wenn Sie nicht

selbst Ursache hätten, eine andere Zeit zu bestimmen, so bitte ich ungenirt über die meinige zu verfügen; nur in dem Falle, oder wenn Sie es vielleicht vorzögen, mich in Ihre Wohnung zu berufen, so —"

„Nein, nein," unterbrach ihn der Andere mit einer hastigen Handbewegung, „ich bin verheirathet, wie ich Ihnen vielleicht noch nicht sagte, und meine Frau, welche begreiflicher Weise den innigsten Antheil an meinen Leiden nimmt, würde beunruhigt sein, wenn sie von einer Consultation erführe — — gerade mit Ihnen, Herr Doctor — — ja, mit Ihnen, zu dem ich nun einmal unbedingtes Vertrauen gefaßt habe. Sie sehen mich erstaunt an, und dieses Erstaunen zeugt mir von Ihrer Bescheidenheit. Neben dem guten Rufe aber, den Ihre Anstalt hat, und neben den glänzenden Resultaten, welche Sie schon erzielt, ist es auch noch ganz besonders die anerkennende Weise, mit der ein gemeinschaftlicher Freund, den wir Beide haben, von Ihnen sprach."

Der Marchese blickte auf und seine Lippen bewegten sich wie zu einer Frage.

„Ja, ein gemeinschaftlicher Freund," fuhr der Graf fort, der Sie schon in früheren Jahren kannte, und dessen Lob — er lobt selten — mich veranlaßt, zu Ihnen zu gehen und Ihnen mit der Offenheit, die man einem Arzte schuldig ist, meine Verhältnisse, meinen Zustand, meine Befürchtungen darzulegen."

„Ein gemeinschaftlicher Freund?" wiederholte der Marchese, wobei in dem Klange seiner Stimme eine Unruhe unverkennbar war, die aber dem Anderen, welcher in diesem Augenblicke auf den Boden blickte, entging. „Darf ich um den Namen dieses gemeinschaftlichen Freundes bitten?"

„Gewiß; er bot sich an, mich selbst hieher zu geleiten, um uns mit einander bekannt zu machen; doch da ich mir gänzliche Offenherzigkeit, wobei mich vielleicht selbst die Anwesenheit meines vertrauten Freundes genirt hätte, zur Pflicht machte, so zog ich es vor, allein zu kommen — Sie werden sich aber dieses Freundes, des Herrn von Scherra, ohne Zweifel erinnern."

Es war gut, daß der Marchese die blaue Brille des Dr. Henderkopp vorgenommen und daß diese schützend seine Augen verhüllte und sein Gegenüber nicht den Blick des grenzenlosen Erstaunens, ja, des Schreckens erkennen ließen. Der falsche Director der Irren-Anstalt, dem der Name des Herrn von Scherra wie ein plötzlicher, gellender Ruf aus jener glücklichen Zeit aus Neapel erklang, und der sich von seinem Besuche nun als Marchese Fontana mit jenem Namen in Zusammenhang gebracht glaubte, mußte im ersten Augenblicke denken, daß er erkannt sei; ja, er war schon entschlossen, sich an die Großmuth des Fremden zu wenden, ihm in raschen Worten seine Lage zu enthüllen und um seinen Schutz zu bitten, als der Graf ihm glücklicher Weise mit ruhiger, leidenschaftsloser Stimme die Bemerkung machte: „Sie scheinen sich dieses Freundes nicht mehr so genau zu erinnern, als Herr von Scherra sich wohl gedacht? Gestern noch sprach er mir von Ihnen und erzählte mir unter Anderem, er habe Ihre Bekanntschaft gemacht in der Anstalt des Dr. Hausberg in W., wo Sie damals Assistenz-Arzt waren."

„A—a—a—ah!" murmelte der Marchese, „dieser Herr von Scherra war ein Freund des Dr. Hausberg — ist es derselbe, den ich damals in Neapel sah?" Darauf nickte er mit dem Kopfe und sagte laut: „Ah, ich erinnere mich, wie

kann man auch so vergeßlich sein!“ Er holte einen tiefen Athemzug und fuhr dann hastig fort: „Herr von Scherra muß jetzt ein Mann von etwa Sechszig sein, eine freundlich liebenswürdige Persönlichkeit, ein offenes und ehrliches Gesicht und ein eben solches Herz.“

„So ist es; mir ist er ein treuer und bewährter Freund.“

„Mir war er das auch; o, wie sein Bild jetzt mit einem Male wieder lebendig vor meine Seele tritt! Wenn ich nicht irre,“ setzte er zögernd hinzu, „kam Herr von Scherra damals von weiten Reisen zurück.“

„Vor Jahren sah ich ihn in Indien, dann blieb er eine Zeit lang in Aegypten und hielt sich später ein paar Jahre in Neapel auf.“

„Ja, in Italien — ich — glaube — er — war — in — Neapel.“

„Häufig, er hielt sich gern in der schönen Stadt auf und betrachtete sie als eine Art Standquartier, von wo aus er größere und kleinere Ausflüge machte.“

„Ja, in Neapel!“ O, wie gern hätte der Marchese leidenschaftlich ausgerufen: Und Scherra, der Freund meines Hauses, mein väterlicher Freund war mir so nahe und konnte mich nicht erlösen aus dieser schmählichen Gefangenschaft, konnte mir nicht helfen, sie aufzusuchen, sie zu finden, und so vielleicht noch glücklich zu werden! Fast überwältigt von diesen Gedanken war er abermals im Begriff, den ihm gegenüber sitzenden Fremden, der ihm ein Edelmann in der guten Bedeutung des Wortes zu sein schien, zum Vertrauten seiner schrecklichen Lage zu machen, und ihn vor allen Dingen um Nachricht zu bitten, wo es ihm möglich sei, Herrn von Scherra aufzufinden. Er erhob schon seine Hand nach der blauen

Brille des Doctors, um sie von seinen Augen wegzunehmen und so sein eigentliches Gesicht zu zeigen, als eine Bemerkung des Grafen ihn plötzlich daran verhinderte.

Dieser hatte einige Minuten schweigend da gesessen und düster auf die Finger seiner rechten Hand geschaut, mit welcher er leise auf den Tisch trommelte. „Ja, ja," bemerkte er wie zu sich selber, doch verstand es der Marchese deutlich, „Scherra war oft und viel in Neapel, und was er einstens dort erlebt, greift hart in mein Leben." Dann richtete er sich plötzlich wie aus einem Traume auf, rieb mit der Hand über die Stirn und sagte mit einem trüben Lächeln: „Ich war da ganz in andere Regionen hinein gerathen und im Begriffe, ohne Zusammenhang von etwas zu reden, was ich Ihnen doch ganz folgerecht mittheilen muß. Doch ehe ich fortfahre, erlauben Sie mir eine Frage, die sich mir schon zu Anfang unserer Unterhaltung aufdrängte: Sie sind kein Deutscher, ich höre das, obgleich Sie unsere deutsche Sprache für einen Ausländer außerordentlich gut accentuiren."

„Sie haben Recht, Herr Graf," erwiderte ihm der Marchese mit einer höflichen Verbeugung. „Wie Ihnen schon mein Name Henderkopp anzeigen wird, bin ich ein Holländer. Meine Mutter," setzte er rasch hinzu, „war eine Italienerin, weßhalb ich dieser Sprache mächtiger bin als der deutschen, und man sagte mir oft, ein Accent des Italienischen bringe sogar durch meine holländische Aussprache — vielleicht ist es Ihnen aber lieber, wenn wir französisch reden."

„Ich war nicht lange genug in Italien, um das mit Sicherheit beurtheilen zu können; aber Sie entschuldigen meine Bemerkung von vorhin, und wir wollen, wenn es

Ihnen recht ist, unsere Unterredung in deutscher Sprache fortsetzen."

Der Doctor nickte zum Zeichen seines Einverständnisses mit dem Kopfe und der Andere fuhr, den Blick gegen den Boden gesenkt, fort: „Man ist einem Arzte dieselbe Wahrheit schuldig, wie einem Beichtvater, Ihnen aber doppelt, da Sie gewissermaßen beides mit einander vereinigen. — — Nachdem sich, wie ich Ihnen schon vorher sagte, meine Gesundheit wieder befestigt hatte, heirathete ich eine junge Dame, deren Geist, Herz und Gemüth nicht allein mir alles bot, was uns ein weibliches Wesen nur zu bieten vermag, sondern die auch eine große Künstlerin war, eine vortreffliche, berühmte Sängerin, deren gutes, liebes, ja, reizend schönes Aeußere mit dem Adel ihrer Seele harmonirte, kurz, ein vollkommenes Wesen, das mich denn auch namenlos glücklich machte. Sie ist eine Deutsche, wie ich, und wenn sie auch, wie wir Anderen uns oft auszudrücken belieben, nicht von Familie war, so wurde sie doch in kurzer Zeit durch ihre liebenswürdige Persönlichkeit, durch ihre Güte und auch durch ihre Kunst das enfant gâté der sogenannten vornehmen Gesellschaft."

Der Marchese hatte, beim Wiederbeginn dieser Eröffnungen des Grafen aufmerksam zuhörend, das Kinn auf seine linke Hand gelegt, doch war sein Gesicht nach und nach durch die Finger durchgeglitten, so daß dieselben jetzt seine Stirn unterstützten. Dabei war es eigenthümlich, daß seine Fingerspitzen sich zusammenkrümmten und sein dichtes, schwarzes Haar faßten.

„Nach alle dem," fuhr der Graf fort, „brauche ich Ihnen wohl nicht zu sagen, daß wir ein unsäglich glückliches Leben

führten. Leider war unsere Ehe nicht durch Kinder gesegnet, doch verschmerzten wir die Abwesenheit dieser kostbaren Güter des Lebens, weil man ihre Kostbarkeit in ihrem ganzen Umfange nicht zu würdigen versteht, wenn man sie nicht besitzt. Auch gestehe ich Ihnen," setzte er lächelnd hinzu, „daß der Unterschied des Alters zwischen mir und meiner Frau so bedeutend ist, daß es mir nicht schwer wird, die Zärtlichkeit des Gatten mit dem väterlichen Wohlwollen für eine liebenswürdige Tochter zu verbinden, und das macht mich noch glücklicher, denn auf diese Art darf ich Françoise doppelt lieben."

Die zuckenden Finger des Marchese gruben sich fester in sein dichtes Haar ein, seiner Brust entrang sich ein schmerzlicher Seufzer, der wie das Echo des eben ausgesprochenen Namens klang. Ja, er wiederholte diesen Namen gleich darauf so deutlich, daß ihn der Andere verstand, und setzte hinzu: „Francesca, so hieß sie!"

„Nach und nach beruhigten sich meine Nerven auf eine wunderbare Art," sprach der Graf weiter. „In dem Ihnen scherzweise angedeuteten Verhältnisse zwischen Vater und Tochter spielte auch ich häufig die andere Rolle, und wenn mich der Schlaf floh, so saß sie an meinem Bette und sang mir mit ihrer lieblichen Stimme sanfte Weisen, wie man es einem Kinde macht, um es einzuschläfern. Da — da —" fuhr er mit bewegter Stimme fort, „schien ein tückisches Schicksal wieder finster eingreifen zu wollen in mein Leben, das sich so freundlich gestaltet."

„Francesca verschwand," sprach der Andere halblaut vor sich hin, „ja, sie verschwand, und als Sie eines Abends nach Hause zurückkehrten, fanden Sie sie nicht mehr."

„Sagte ich etwas Aehnliches?“ fragte der Graf, indem er die Hand an seine Stirn legte und erstaunt aufblickte.

Doch hatte sich sein Gegenüber rasch den wilden, schmerzlichen Träumereien entrissen, die ihn eben beschäftigt; er hob das Haupt in die Höhe, strich seine Haare aus der Stirn und sagte, wie wenn er über sich selbst den Kopf schüttelte: „Verzeihen Sie mir, Herr Graf, es geht mir bisweilen so, daß, wenn ich mich innig, wie eben geschehen, in die mir interessante Erzählung eines Anderen vertiefe, ich mir plötzlich Umstände ausmale, die hätten geschehen sein können. Es ist das, wie ich wohl weiß, eine recht fatale Art von Phantasieen, doch mögen sie Ihnen dagegen beweisen, wie sehr ich mich bemühte, mich in Ihre Lage zu finden. Nochmals Verzeihung, und indem ich Sie bitte, fortzufahren, verspreche ich Ihnen, meine Aufmerksamkeit nur noch auf das zu richten, was Sie mir freundlichst mittheilen wollen.“

„Dafür werde ich Ihnen sehr dankbar sein,“ erwiderte der Graf in einem so freundlichen Tone, als wolle er dem Director der Privat-Irren-Anstalt ausdrücken, daß er seine Worte vollkommen begreiflich finde. — „Unser gemeinschaftlicher Freund, Herr von Scherra, dinirte neulich bei uns und erzählte von Neapel, von werthen Bekannten, die er dort gehabt, unter Anderem von dem Hause einer Marchesa Fontana, wo er bei seinem Aufenthalte dort als genauer Bekannter des Hauses zu wohnen pflegte. Die Marchesa hatte einen einzigen Sohn, Gaetano.“

Der Doctor hatte sein Kinn abermals mit der Hand gefaßt, und man sah deutlich, daß er es krampfhaft festhielt, um es nicht wieder entgleiten zu lassen und vielleicht abermals wieder laut zu träumen. Er preßte seine Lippen fest

auf einander, so daß man es nicht bemerkte, wie er seine Zähne in dieselben hineinbiß. — „Ruhe, Ruhe und Gelassenheit!“ sprach er zu sich selber; „ich bin da wahrscheinlich im Begriff, etwas Furchtbares zu hören, ein entsetzliches Bild der Vergangenheit zu schauen, das davonflattern wird, sobald nur ein Zucken meines Gesichtes verräth, daß ich dem, was ich hören werde, eine größere Aufmerksamkeit schenke, wie meine Stellung als Arzt mir erlaubt.“

Und auf seinem bleichen Gesichte zuckte keine Miene. Glücklicher Weise war sein flammendes Auge durch die blaue Brille maskirt. Daß er seine rechte Hand langsam unter den Rock schob und fest auf die Stelle preßte, wo er sein Herz gewaltsam schlagen fühlte, daß seine Zähne sich immer tiefer in seine Lippen einbissen, konnte sein Gegenüber, welcher unbefangen in seiner Erzählung fortfuhr, um so weniger bemerken, da der Erzähler selbst tief ergriffen schien und mit bebender Stimme sprach.

„Damals machte in Neapel eine deutsche Sängerin ungewöhnliches Aufsehen — eine große Künstlerin, verband sie mit einer wunderbaren Stimme alle Vorzüge des Geistes und des Körpers, welche ein weibliches Wesen nur zu schmücken im Stande sind.“

„Das war sie,“ zischte es zwischen den Zähnen des falschen Doctors hervor.

Der Graf nickte leicht mit dem Kopfe, während er fortfuhr: „Und der Sohn der Marchesa, jener Gaetano Fontana, liebte die deutsche Sängerin und wurde von ihr wiedergeliebt. Die Mutter war gegen eine Verbindung und wußte es dahin zu bringen, daß die deutsche Sängerin, überzeugt von der Untreue ihres Geliebten, spurlos von Neapel verschwand.“

„Man hatte ihn verleumdet, man hatte gesagt, er —“

„Sei bereits verheirathet,“ fuhr der Graf fort.

„Ah!“ machte der Marchese; aber neben diesem Ausrufe, dessen Ton einem aufmerksameren Beobachter, als sein Gegenüber in diesem Augenblicke war, entsetzlich geklungen hätte, zuckte in dem unbeweglichen Gesichte immer noch keine Miene, und die blauen Gläser der Brille starrten mit einer unbeschreiblich kalten Gleichgültigkeit dem Erzähler in das Angesicht.

„Auf welche Art man die deutsche Sängerin von der Untreue ihres Geliebten überzeugte, weiß ich nicht; es ist genug, sie verschwand damals von Neapel, trat nie mehr öffentlich auf und war bald vergessen.“

„Sie verbarg sich wahrscheinlich irgendwo vor den Nachstellungen jenes ungetreuen Gaetano?“

„So war es; sie lebte mit ihrer Schwester.“

„Ah, sie hatte eine Schwester?“

„In einem kleinen Dorfe,“ fuhr der Graf kopfnickend fort, „in der Nähe von Zürich, wenig abseits von der großen Straße nach Italien.“

„Und damals,“ sprach der Marchese mit dumpfer Stimme, „zog ich auch auf dieser Straße, langsam, sehr langsam.“

„Sie, Herr Doctor?“

„O ja, ich, Dr. Henderkopp; ich machte zu meinem Vergnügen eine kleine Schweizerreise und erinnere mich ganz genau, daß ich gerade die Umgebung von Zürich aufs genaueste betrachtete. Es wäre doch sonderbar, wenn ich vielleicht damals, auf der großen Straße wandelnd, die Fenster des Hauses gesehen hätte, flimmernd im Abendsonnenstrahl, wo jene Dame gewohnt.“

„Ich war so glücklich, jene Fenster zu sehen und Eintritt zu erlangen in ihre verborgene Einsamkeit.“

„Ah, Sie waren so glücklich!“

„Ja,“ sagte der Graf nach einem tiefen Athemzuge, „ich sah Françoise, ich war entzückt von ihrer liebenswürdigen Persönlichkeit, ihre Stimme erklang mir wie die Melodie der Engel, welche im Stande sind, selbst die wilden Dämonen der Tiefe zu bändigen. — Lassen Sie mich kurz über jene glückselige Zeit hinweggehen. — Nach langem Widerstreben, ich gestehe es offenherzig, nahm sie meine Hand, und ich glaube sagen zu können, sie lernte mich lieben.“

„Gewiß, gewiß!“

„Wir gingen hieher zurück und unser Leben war, wie ich es Ihnen vorher geschildert, bis mit einem Male vor ganz kurzer Zeit —“

„Von jenem Gaetano Kunde kam?“ fragte der Marchese bebend, — „bis man erfuhr, daß er noch lebe?“

„Das wolle Gott nicht!“ rief erschreckt der Graf aus; „o nein, Gaetano ist todt, er muß todt sein! Möge er still in seinem Grabe ruhen, möge ihm die ewige Seligkeit zu Theil geworden sein, aber todt ist er und todt muß er bleiben!“

Beide schienen die Rollen gewechselt zu haben. Der Graf war leidenschaftlich erregt, seine Augen brannten in düsterem Feuer, auf seiner Stirn zeigte sich die Narbe dunkelroth, seine Hand erhob sich wie beschwörend in die Höhe, während die des Marchese, welche bisher dessen Kinn unterstützt, schwer auf den Tisch niederfiel und sich zusammenballte, während die blauen Brillengläser gleich kalt und unbeweglich starrten, während noch immer keine Muskel in

dem bleichen Gesichte zuckte, während der vermeintliche Director der Privat-Irren-Anstalt nur den Oberkörper etwas zurückgebogen und den Kopf ein klein wenig erhoben hatte.

„Also man erfuhr nicht, daß jener Gaetano noch lebe; und was erfuhr man denn, wenn ich fragen darf?"

„O," rief der Graf schmerzlich bewegt aus, „ich erfuhr noch genug, um zu fühlen, daß meine alten Leiden wieder mit neuer Kraft auszubrechen drohten, um mich fürchten zu lassen," setzte er in schneidendem, wehklagendem Tone hinzu, „daß der Wahnsinn, der schon vor Jahren bei mir anklopfte, jetzt mich stürmisch zu überfallen droht — ah, entsetzlich! — Und deßhalb bin ich hier und will um Ihren Rath und Ihre Hülfe bitten."

Der Marchese machte ein beistimmendes Zeichen mit dem Kopfe, worauf er in ruhigem und gemessenem Tone sagte: „Mein lieber und verehrter Herr Graf, wenn Ihnen diese meine Hülfe von einigem Nutzen sein soll, so müssen Sie vor allen Dingen versuchen, die nothwendige Fassung zu erringen und Ihrer Aufregung Meister zu werden."

„O, ich empfinde es und ich weiß, daß Sie darin Recht haben," entgegnete der Andere leidenschaftlicher; „fühle ich doch, wie mir das Blut gewaltsam gegen die Adern des Kopfes strömt, sie zu zersprengen droht oder mein Gehirn überfluten will. Erlauben Sie mir, einen Gang durch das Zimmer zu thun und so den Versuch zu machen, ruhiger zu werden."

„Thun Sie das," versetzte der vermeintliche Doctor der Irren-Anstalt mit jener unerschütterlichen Ruhe und Gelassenheit, die man an einem Arzte so hoch schätzt. Ja, der Mar-

chese war ruhig geworden, kalt und gelassen, er hatte gewaltsam niedergekämpft, was ihn in einem anderen Augenblicke vielleicht zur Raserei gebracht hätte; er hätte lächeln können, so sehr fühlte er sich auf der Höhe der Situation; sie lebte ja, Francesca lebte, sie lebte in seiner Nähe — — sie liebte ihn noch, das hatte er gefühlt bei dem wahnsinnig eifersüchtigen Ausbruch ihres Gatten, der dort aufs Höchste erregt auf und ab ging. — Ja, Francesca lebte, es gehörte nicht in das Reich der Unmöglichkeit, sie wieder zu sehen — ah, der Gedanke allein hätte ihm seine erkünstelte Ruhe rauben können, und wenn er ihn verfolgte und sich ein Wiedersehen ausmalte, so fühlte auch er sein Herz gewaltsamer klopfen; es war ein Glück für ihn, daß ihm Dr. Henderkopp während der Zeit seines Aufenthaltes hier Veranlassung gegeben hatte, die Kunst der Verstellung zu erlernen.

Der Graf hatte sich unterdeß sichtlich beruhigt und sagte, nachdem er sich tief aufathmend wiederum in seinen Lehnstuhl gesetzt hatte: „Wir blieben bei jener Katastrophe stehen, die mir meine Ruhe raubte. Es war kein eigentliches Ereigniß, sondern, wie ich Ihnen früher sagte, durch die Erzählung unseres gemeinschaftlichen Freundes erfuhr ich Françoisens und Gaetano's Geschichte, und bei einer Unterredung meiner Frau mit ihrer Schwester hörte ich, daß Françoise und Francesca eine und dieselbe Person wären."

Der Marchese nickte mit dem Kopfe.

„Früher hatte ich Eifersucht nicht gekannt, ich begriff sie nicht," sagte stolz der Graf, „jetzt aber erfüllt sie mich mit allen Qualen der Hölle. Sie zerreißt mein Herz, sie martert mein Gehirn, sie läßt mich nicht schlafen, sie treibt

mich auch am Tage ruhelos umher, kurz, sie erweckt alle Leiden wieder, von denen ich mich für immer befreit glaubte."

„Nicht die Eifersucht," versetzte der Andere; „wie kann man auf einen Verschollenen, auf einen Todten eifersüchtig sein? Es ist die momentane Aufregung, welche Ihr Blut in Wallung brachte, welche Ihre Nerven aufreizte."

„Mag es denn sein, was es will," gab der Graf nach einem tiefen Seufzer zur Antwort, „ich leide fürchterlich, ich leide durch die Gedanken an die Vergangenheit, durch die Qualen der Gegenwart, durch eine gänzliche Hoffnungslosigkeit für die Zukunft. Ich sehe ein Gespenst mich umschweben, das zuweilen bald hinter mir drein schleicht, um mich tückisch von hinten zu überfallen, das mir bald zur Seite schreitet, mich hohnlachend betrachtet und mir zuzuflüstern scheint: Du entgehst mir nicht! Das zuweilen vorauseilt und das ich dann plötzlich wieder erblicke, am Wege sitzend, auf mich wartend und mich freundlich neben sich zur Ruhe einladend — o, es ist das Gespenst des Wahnsinns, das mich überallhin verfolgt.

„Doch warum soll ich Ihnen erzählen von diesen Ausgeburten einer erhitzten Phantasie?" setzte er nach einer längeren Pause hinzu; „ich muß Ihnen, dem Arzte, Reelleres bieten, obgleich ich Ihnen versichern kann, daß mir die Gestalt, von der ich Ihnen eben sprach, oft entsetzlich körperhaft erscheint, aber nur in unruhigem Schlummer, in halbwachem Zustande, dann allerdings am häufigsten. Aber wenn ich meine Augen schließe, so bin ich im Stande, sie zu jeder Zeit hervorzurufen, und wenn ich mich alsdann anstrenge, das Phantom zu verbannen und andere, freundlichere Bilder hervorzurufen, so martern mich die unerträg-

lichsten Kopfschmerzen, die nach ein paar Stunden unerträglicher Pein wieder verschwinden, um dem quälenden Gefühle des Doppelsehens Platz zu machen. — Das ist mein Zustand; ich habe Ihnen alle Symptome desselben geschildert, ich habe Ihnen offen und wahr die Quellen meiner Leiden angegeben, und ich erwarte jetzt den Ausspruch von Ihnen, ob Sie glauben, daß mir zu helfen ist oder nicht."

Für den Marchese war jetzt der schwierigste Augenblick gekommen, um die angenommene Rolle glücklich durchzuführen. Dabei kam es ihm aber sehr zu Statten, daß er selbst mit dem Director der Irren-Anstalt, wenn sie beide einmal in gutem Einverständnisse waren, häufig ähnliche Gespräche geführt, wo sich der Dr. Henderkopp alsdann gern mit allgemeinen Redensarten behalf und besonders hervorhob, daß zur Herstellung eines gestörten Denkvermögens die erste Hauptbedingung Ruhe des Geistes und des Körpers sei, daß der Arzt nur nach längerer Beobachtung im Stande sei, glücklich auf den gestörten Organismus einzuwirken.

Der Marchese war, während er sich daran erinnerte aufgestanden und an das Fenster getreten, wo er in die trübe Winterlandschaft hinausschaute und nur von Zeit zu Zeit nach dem Grafen umblickend in abgerissenen Sätzen das wiedergab, was er, wie eben angedeutet, von Dr. Henderkopp gelernt.

Wer erwartet überhaupt nach einer ersten Unterredung selbst mit dem berühmtesten und sogar mit dem weisesten Arzte, wenn es sich nicht gerade um die Untersuchung eines deutlich ausgesprochenen körperlichen Leidens handelt, mehr als allgemeine Redensarten, mit der angenehmen Versiche-

rung gemischt, daß die Kunst zu helfen wissen werde, daß man den Zustand des Kranken reiflich überlegen werde und daß man hoffe, bei einer nächsten Unterredung eine tiefere Einsicht über den eigentlichen Sitz des Leidens gewonnen zu haben?

So auch der falsche Director der Privat-Irren-Anstalt, und da es ebenfalls eine bekannte Thatsache ist, daß ein Leidender sich schon nach ausführlicher Schilderung seiner Krankheit gegenüber einem Arzte, zu dem er Vertrauen hat, erleichtert fühlt, so erhob sich auch Graf Lotus mit einem ersichtlichen Gefühle der Beruhigung und mit dem Aussprechen des Wunsches, vielleicht schon morgen eine zweite Unterredung mit ihm, dem Dr. Henderkopp, haben zu können.

„Morgen," entgegnete dieser mit großer Geistesgegenwart, „wäre doch noch etwas zu früh, um mich genügend aussprechen zu können. Wenn ich Sie nicht in der Stadt aufsuchen soll," setzte er mit einer verbindlichen Verbeugung hinzu, „so erzeigen Sie mir vielleicht die Ehre, mich von heute in drei Tagen, also am nächsten Samstage, um dieselbe Stunde hier aufzusuchen."

„Sie haben Recht," erwiderte der Graf, welcher sich ebenfalls erhoben hatte und auf den Marchese zutrat, „ich werde gewiß nicht fehlen; nehmen Sie aber vorläufig meinen herzlichsten Dank für Ihre freundliche Aufnahme." Er reichte dem vermeintlichen Doctor seine Hand, doch zögerte dieser eine Sekunde, die seinige hineinzulegen, und als er es doch endlich nothgedrungen that, durchzuckte es ihn auf eine eigenthümliche Art. War doch jene Hand, welche jetzt die seinige drückte, dieselbe, die sich vorhin drohend erhoben, als

der Mund des Grafen die furchtbaren Worte ausgesprochen, Gaetano müsse todt sein, Gaetano dürfe nicht leben!

Doch behielt der Marchese auch jetzt seine Ruhe bei, ja, er vermochte es über sich, freundlich zu lächeln, als er nun den Grafen bis an die Treppe begleitete, wo ihn der Förster in Empfang nahm und durch den Hof an seinen Wagen führte. Der Marchese blieb an einem Fenster des Corridors stehen, bis die Equipage sich gegen die Stadt zu entfernt, dann trat er hastig in das Schreibzimmer des Directors zurück, preßte beide Hände vor das Gesicht und rief in einem Tone, in dem sich seine ganze, so lange mühsam zurückgehaltene Leidenschaft aussprach: „Sie lebt, sie war glücklich an der Seite dieses Mannes!“

Darauf schaute er mit einem wirren Blicke um sich her und schien sich mit einiger Anstrengung dessen zu erinnern, was gestern und heute hier vorgefallen; dann blickte er entsetzt auf die Eisenstangen des Fensters, auf den trübseligen Garten der Anstalt, wo die schweren Regentropfen langsam von den dürren Aesten herabfielen; hierauf erinnerte er sich mit einem Male der furchtbaren Zeit, die er hier zugebracht, und es tönte in ihm: Fort, fort, damit nicht ein unglücklicher Zufall die Riegel meines Gefängnisses, die ich mir so mühsam geöffnet, wieder vorschiebe! Fort, fort, — sie lebt — in meiner Nähe und Scherra ist hier! O mein Gott, wie dank' ich dir für dieses Glück! Fort, fort!

Und bei dem, was er jetzt noch hier zu thun hatte, benahm er sich in fieberhafter Hast; so bei Entgegennahme jenes Documentes, das ihm die Freiheit sichern sollte und welches der wirkliche Director der Irren-Anstalt aufs bereitwilligste geschrieben; so bei Freilassung des Herrn Gold-

stein, den er mit seinen erschütternden Klagen um die verlorenen Papiere an den Dr. Henderkopp wies; so bei dem Besuche, den er der unglücklichen Gattin desselben nothgedrungen abstatten mußte. Die arme Frau hatte begreiflicher Weise ihre Hochzeitsnacht in Jammer und unter Thränen zugebracht und pries sich dabei noch glücklich, daß alles so abgelaufen sei. Sie war im Begriffe, sich in Begleitung ihres Dienstmädchens nach ihrem elterlichen Hause zurück zu verfügen. Dem Marchese war es unmöglich, ihr seine Begleitung anzutragen; er mußte allein sein, allein mit sich und seinen Gedanken, wenn er zum ersten Male wieder die entzückende Luft der Freiheit in seine lechzende Brust einsog.

Von dem Director der Anstalt nahm er einen ruhigen und förmlichen Abschied. Der General schlief nach dem anstrengenden Dienste der Nacht und träumte gewiß von einer neuen Verschwörung.

Der Förster, der ihn bis zum Gitterthore des Hofes begleitete und dem er versprach, bald Genügendes von sich hören zu lassen, sah ihn ohne Neid scheiden. Wohin sollte auch er, der Förster, in dieser kalten Winterzeit sich wenden? Ja, wenn der Frühling wieder erscheinen würde, Blätter und Knospen zu sprossen anfingen, wenn der Kukuk im Gehölze sänge, dann wolle auch er wieder hinausziehen in die stille, heilige Waldespracht. Bis dahin hatte er noch einige Monate Zeit, um mit sich darüber ins Reine zu kommen, ob es auch ganz sicher sei, daß er den letzten, hartnäckigsten der Teufel wirklich hinabgeschluckt.

Als sich das Gitterthor hinter dem Marchese wieder geschlossen, blieb dieser noch einen Augenblick davor stehen

und legte seine Hand wie prüfend an die festen eisernen Stangen. „Jetzt bin ich ausgeschlossen," sprach er zu sich selber, „und wenn ich wieder hinein wollte, hätte ich vielleicht die gleichen Schwierigkeiten zu überwinden, die ich bekämpfen mußte, um hieher zu gelangen. Wach' ich denn, oder träume ich? Liegen nicht Jahre zwischen jenem Tage, wo man mich hiehergebracht, und heute, wo ich mich selbst befreit? Jahre, in denen so viel Furchtbares geschehen, Jahre, die ich dort an der Mauer sitzend und in die Ferne starrend auf so entsetzliche Weise verträumt? — Nun habe ich meine Freiheit wieder, nun weiß ich, daß sie lebt, daß sie glücklich ist! O mein Gott, wäre es nicht besser, daß ich zurückkehrte hinter jenes traurige Gitter, um mich lebendig begraben zu lassen? Was kann mir ferner das Leben bieten?"

Und es war gerade so, als hielte ihn eine unsichtbare Gewalt an den Eisenstangen fest; er umspannte dieselben immer noch mit seinen Fingern, ja, er legte seine Stirn daran und empfand wohlthuend die Kälte des Metalls.

„Aber warum soll ich nicht leben," rief er alsdann aus, „warum nicht kämpfen bis zum Siege oder bis zum Untergange? Sie lebt — sie ist das Weib eines Anderen, aber sie ist es widerstrebend geworden, hat sie mich doch todt geglaubt und liebt mich ja noch! — Ja, sie lebt und sie liebt mich, sie lebt, an einen Mann gefesselt, der vielleicht ihre Qual ist, an ihn, der meinen Tod verlangt und wünscht! Wohlan, ich nehme die Herausforderung an, kämpfen wir denn für ein verlorenes Leben, für eine untergegangene Liebe!" —

Damit wandte er sich ab, und als er die Eisenstangen

verlassen und das Thor und hinter demselben die stillen, traurigen Gebäude der Anstalt nicht mehr sehen konnte, da ließ auch die unsichtbare Macht, die Macht jahrelanger Gewohnheit, ihre Beute fahren, und er flog rasch den Hügel hinab der großen Straße zu, die zur Stadt führte. Die Bäume rechts und links an seinem Wege waren gerade so wie im Garten der Irren-Anstalt, und doch wieder ganz anders, und doch betrachtete er sie mit entzücktem Blicke, denn es waren freie Bäume, frei wie er, frei wie die Regentropfen, die sein Haupt netzten — denn er trug den Hut in der Hand — die sein Gesicht kühlten! — Freier däuchte ihm auch der Wind, der um seine Schläfe spielte, frei war er ja selbst, wie die Leute, die ihm begegneten und auf seinen Gruß freundlich dankten.

Ja, er war frei; er hätte nicht nach der Stadt zu gehen brauchen, deren erste Häuser sich nun dicht vor ihm erhoben; er hätte auch einen andern Weg nehmen können und dorthin, nach Süden wandern, den fernen Bergen zu, und dann immer weiter und weiter, bis sich statt der kahlen Aeste der Bäume wieder tiefgrünes, saftiges Laub zeige, bis sich der glänzende Spiegel des heimatlichen Meeres vor seinen entzückten Blicken aufthue.

Geduld, Geduld, wild klopfendes Herz! Auch der Tag wird kommen, auch ihn werde ich mit Freudenthränen begrüßen! Jetzt aber zieht es mich hinab zur Stadt, wo sie lebt, wo sie weint, wo sie athmet, die meiner gedenkt!

Achtunddreißigstes Kapitel.

Bei dem Theater-Friseur.

Herr Karl Bander war in Folge seines Stuben-Arrestes, den ihm der Arzt wegen seiner Verwundung auferlegt, etwas blaß geworden — interessant, pflegte sein Freund, der Chorist Richter, zu sagen, schmachtend, ungeheuer verführerisch für jede Dame von Gemüth.

Endlich war ihm erlaubt worden, auf dem uns bekannten Gange, welcher das Hintergebäude mit dem Vorderhause verband, lustwandelnd etwas frische Luft zu schöpfen, und ein paar Tage nachher, als gerade eine freundliche Wintersonne am Himmel glänzte, durfte der Patient in Begleitung seines Freundes während der warmen Tagesstunden, wie man zu sagen pflegt, einen kleinen Spaziergang versuchen.

Herr Richter hatte dem Freunde in edler Selbstaufopferung von seinen eigenen spärlichen Gewändern angezogen und umgehängt, damit jener sich ja nicht erkälten solle, und begnügte sich für seine eigene Person mit dem dünnen, roth

ausgeschlagenen Mäntelchen, einem merkwürdigen Stück Garderobe, das schon häufig auf den berühmten Brettern geglänzt hatte. Ehe Herr Richter Chorist wurde, war er schon im Besitze dieses Mäntelchens, zu gleicher Zeit selbstständig ausübender Künstler bei herumziehenden Truppen und mimte dort von Don Carlos bis herab zu einem Botschaft bringenden Knappen alles, was ihm in den Wurf kam.

Die Beiden gingen also mit einander fort. Das Bübchen im Vorderhause, welches sie bis zur Treppe begleitete, wäre gar zu gern mitgezogen, doch hatte Meister Schweizer durch den Advocaten Berger nach dem neulichen Vorfalle auf der Probe ein für alle Mal die strenge Weisung erhalten, das Kind nur dann ausgehen zu lassen, wenn er sich vorher mit Tante Rosa darüber besprochen.

In das finstere Treppenhaus hatte sich durch eine Häuserlücke auf der andern Seite ein kleiner Sonnenstrahl geschlichen, den Richter, abwärts steigend, mit den muntern Worten begrüßte:

„Muntere Frühlingslüfte wehen.
Und die Sonne scheint so schöne,
Scheint so schöne, scheint so schöne
Bei dem Weh'n der Frühlingslüfte."

„Bis dahin dauert es noch eine Zeitlang," meinte Bander, „zu lange für meine Sehnsucht. Ich weiß nicht, ich gäbe gerade jetzt viel um eine keimende Knospe, um ein frisches grünes Blatt."

„Frühlingssehnsucht, wie der Dichter sagt!" gab sein Freund zur Antwort, und dann blieb dieser plötzlich stehen, sie waren gerade auf dem ersten Stockwerke angekommen, wo sich die Wohnung der Hauseigenthümerin befand, und hier

sagte Herr Richter flüsternd: „Weißt du auch schon, daß wir wieder da sind?“

„Wen meinst du?“

„Nun, unsere Braut oder vielmehr unsere Neuvermählte, die Frau des Doctors und Directors Henderkopp.“

„Sie wird zum Besuche da sein.“

„Hat sich nichts zum Besuche; andere, ernsthafte Verhältnisse, kam am Tage nach der Hochzeit, also gestern Morgen schon zurück, fiel schluchzend in die Arme ihrer Mutter, und wenn ich als Chor dabei gestanden hätte, würde ich gesungen haben:

„Ungeheures ist geschehen,
Oder nichts geschehn, was schlimmer,
Denn geschah es, kam sie nimmer
In das Haus zurück der Mutter.

„So hätte ich mich ausgedrückt, vielleicht nicht singend, aber declamirend, in spanischer Romanzenform, wenn die Sache im Lande der Donnas passirt wäre.“

„Woher weißt du denn das?“

„Ich habe so meine Fühlhörner im Hause herum, doch kam mir die Sache nicht unerwartet; diesem schleichenden Privat-Irren-Anstalts-Director habe ich nie besonders viel zugetraut.“

„Und was kann denn geschehen sein?“

„Das weiß ich begreiflicher Weise noch nicht ganz genau, Factum aber ist, sie kam am Tage nach ihrer Hochzeit in aller Morgenfrühe schon zurück. Frau Wittwe Speiteler wüthete etwas Weniges, und eine Stunde darauf erschien ein Bekannter des Hauses, Herr Moses Goldstein, und dann ging erst ein rechtes Gezeter an — es müssen da draußen

merkwürdige Dinge passirt sein. Die Alte ließ den Advocaten Berger kommen, und da der häufig bei Schweizers oben erscheint, so hoffe ich schon etwas Näheres zu erfahren."

„Wie mir die frische Luft wohl thut," sagte Bander, als sie vor dem Hause angekommen waren.

„Und erst der Sonnenschein, wenn wir aus dieser finstern Gasse in eine breitere, mittäglich gerichtete Straße kommen. Was meinst du, lieber Freund, wenn wir unsere Schritte nach dem Theater lenkten? Dort ist ein famoser Sonnenschein, und während ich einen Augenblick in das Haus gehe, — ich ließ dort meine Stimme liegen, — kannst du dir einige Augenblicke die Ecke anschauen, wo du durch die vorüberrasselnde Equipage so unsanft hingestreckt wurdest."

„Ja, ja, das wollen wir."

Und damit gingen sie den bekannten Weg, und es kam dem ehemaligen Sänger vor, als sei er hier seit Jahren nicht mehr gewesen. Dort war der Platz vor dem Theater und das Gebäude selbst mit dem kleinen Nebenausgange, wo er an jenem Abende so schmerzlich bewegt gewartet.

Dahin gingen die Beiden, und während der Chorist in das Haus ging, blieb Bander unten stehen und versenkte sich lebhaft in die Ereignisse jenes Abends.

Dort hatte ihr Wagen gehalten, da war der junge Offizier zu ihr eingestiegen, und während darauf die Equipage durch einen rechten Winkel auf dem Pflasterwege drüben die Straße gewann, war er quer über den kleinen Platz gegangen bis dort an jene Hausecke.

Und während er so dachte, schritt er mechanisch wieder dorthin und stand gleich darauf auf derselben Stelle, wo er damals in seinem Blute gelegen, und wo die mildthätige Fee,

für ihn unsichtbar, zu seiner Hülfe erschienen war. Er faßte unwillkürlich an seine Brust, wo er das kleine Battisttuch verborgen hatte, das er nie von sich ließ: das feine Gewebe, welches in einer Ecke ein zierliches R zeigte, mit einem Rosengewinde umgeben.

Wer war die Fee gewesen? Warum, da sie nicht nur an jenem Abend so freundlich in sein Geschick eingegriffen hatte, sondern ihm auch Zeichen gab, daß sie ihres Schützlings nicht vergessen, warum, dachte er unzählige Male, verschmäht sie, dir ein Lebenszeichen zu geben und dir zu erlauben, ihr deinen tiefgefühlten, innigen Dank auszusprechen? — Es ist das so die Art der Feen, hatte Herr Richter ihm häufig auf ähnliche Fragen lachend zur Antwort gegeben, sie greifen in unser Leben ein, und dann bleiben sie gewöhnlich unsichtbar bis zum Schlusse des Ballets, wo sie wieder erscheinen, hoch auf ihrem Wolkenwagen vorüberschwebend im Glanze bengalischen Feuers, wenn er und sie sich unten am Altare die Hand reichen. So wird sie dir auch einmal erscheinen, hatte er hinzugesetzt, bei deiner Vermählung mit irgend einer verwunschenen Prinzessin, oder dir vielleicht den Lorberkranz reichend, wenn dein Name einstens glänzt unter den dramatischen Dichtern unseres Jahrtausends.

Solche Phantasieen bewegten ihn, als er an der verhängnißvollen Ecke stand, und er wünschte fast, wenn ihm die gute Fee wieder einmal erschiene, so möge es in einem Augenblicke sein, wo ihn sein Talent über die Reihen der gewöhnlichen Sterblichen emporgehoben.

„So, da bin ich wieder.“ Mit diesen Worten weckte ihn Herr Richter aus seinen tiefen Träumereien. „Hab' ich mir doch gedacht,“ setzte er launig hinzu, „daß ich dich an

dieser denkwürdigen Ecke finden würde; es geht allen bedeutenden Menschen so, daß sie gern den Schauplatz ihrer Thaten wieder aufsuchen. Aber was meinst du, wenn wir hier einen Faden fänden, der uns glücklich zu ihr brächte, zur Dame mit der Schärpe und dem Taschentuche?"

„Die Fee'n hinterlassen keine sichtbaren Spuren, denen wir arme Sterbliche zu folgen im Stande wären, nur ein glücklicher Zufall, nur ein wunderbares Ungefähr kann uns wieder in ihre beglückende Nähe führen."

„Oder zum Ende vom Liede," meinte lachend Herr Richter; „aber nun komm, es ist gerade nicht nothwendig, daß du an dieser zugigen Ecke stehen bleibst, wir wollen noch eine halbe Stunde in Gottes freier Natur lustwandeln, und dann schlage ich dir vor, wollen wir bei unserem Theater-Friseur einsprechen, um unsern etwas verwahrlos'ten äußern Menschen mit seinem schönen Innern in harmonischen Einklang zu bringen. Ich habe dem Herrn Harper, der da droben das lockige Haar eines nürnberger Zunftmeisters für heute Abend herrichtet, unsern Besuch zugesagt; du weißt, alle Großen belieben ihre Ankunft dem niedern Volke anzeigen zu lassen, um eines guten Empfanges gewiß zu sein, also wenn es dir recht ist —"

„Dein Vorschlag ist annehmbar," entgegnete Bander, „denn ich fühle wohl, daß mein Haar und Bart nach dem langen Zuhausebleiben einer sorgfältigen Nachhülfe bedarf; also gehen wir noch etwas spazieren und dann zu Herrn Harper."

Da nun auf dem Spaziergange der Beiden durchaus nichts vorfiel, was einer Aufzeichnung im Interesse unserer wahrhaftigen Geschichte werth gewesen wäre, so wollen wir

den Beiden voraus eilen nach dem Etablissement des Herrn Harper, das schon von Weitem kenntlich war an einem eleganten Schaufenster, durch eine einzige kolossale Scheibe gebildet, hinter der sich die vielerlei unnützen Nothwendigkeiten befanden, welche uns unentbehrlich geworden sind, und die uns als ganz überflüssig erscheinen, sobald wir sie nicht mehr haben können.

Der Theater-Friseur Herr Harper hatte die beste und ausgebreitetste Kundschaft und verdiente dies auch in jeder Beziehung, nicht als ob er und seine Gehülfen das Haar besser geschnitten und frisirt hätten, als manche seiner Collegen, nicht als ob seine Parfümerieen, Kämme und Bürsten ächter und solider gewesen wären, sondern Herr Harper hatte von der Natur alle Talente empfangen, die nothwendig sind, um ein großer und bedeutender Friseur zu werden: seine Hand war sicher und leicht, sein Auge unparteiisch und gerecht, und seine Zunge das Vorzüglichste, was unter Zungen nur gefunden werden konnte. Dieselbe unterstützte seine Talente in kräftiger Weise, und eine Frisur, die bei einem Andern scheußlich gewesen wäre, wußte er als ein Meisterstück darzustellen. Dabei erfreute sich Herr Harper eines außerordentlich guten Gedächtnisses und einer großen Erfindungsgabe, und bei den Unterhaltungen, welche er mit seinen Kunden führte, wurden die eben genannten Eigenschaften auf solch' ausgiebige Art benutzt, daß eine die andere ergänzte und verstärkte, daß der unter dem Puder-Mantel sich auf's beste unterhalten fühlte, daß er eine Menge Neuigkeiten erfuhr, ohne die Grenzlinie zwischen Wahrheit und Dichtung erkennen zu können. Dabei hütete sich Herr Harper wohl, irgend einer Sache als etwas zu erwähnen, das er selbst

gehört und das von ihm weiter berichtet wurde; er half sich mit dem bequemen ‚man sagt‘ oder pflegte auch gern des Gerüchtes zu erwähnen, welches diese oder jene Thatsache unter das Publikum gebracht.

Sein Etablissement war auf's eleganteste nach der uns bekannten Art eingerichtet: unter großen Spiegeln befanden sich schmale Marmortischchen mit den verschiedenen Tagesblättern, und davor standen runde Lehnstühle, über deren Lehne der weiße Puder-Mantel lag. Die hintere Seite des Ateliers wurde von einem großen Vorhange mit einem Stoff in türkischem Geschmack gebildet, und wenn man hinter denselben blickte, so sah man, daß dieser orientalische Anklang zu dem ganzen Gemache paßte, welches ein wenig in maurischem Stile gehalten war, einen Divan hatte, ja, sogar einen kleinen Springbrunnen — der Wasserstrahl war freilich nur von der Dicke einer Stricknadel — und bemerkte ferner an den herumliegenden Utensilien, daß hier die Mysterien des Rasirens verwaltet wurden.

Daß der Herr Harper Theater-Friseur war und mit diesem Amte die Ober-Aufsicht sowohl über die Herren- als auch über die Damen-Garderoben verband, war für seine jungen männlichen Bekannten aus der Stadt ein Anziehungsmittel mehr für sein Etablissement, nicht als ob er zwischen diesen seinen Kunden etwas das Theater Betreffende freundlichst vermittelt hätte, Gott bewahre uns vor einem solchen Gedanken, er würde ihn mit Entrüstung zurückgewiesen haben. Indessen, mit allen Verhältnissen der Theater-Angehörigen auf's genaueste vertraut, ließ er darüber wohl zuweilen Bemerkungen fallen und machte Mittheilungen, die aber auch

eine gewisse Grenze, namentlich für die nicht überschritten, welche, um uns eines bekannten Ausdrucks zu bedienen, bei Herrn Harper nicht zwischen den Zeilen zu lesen verstanden.

So eben aus der Theater-Garderobe zurückgekehrt, nahm Herr Harper mit eigener Hand Kamm und Eisen aus der Hand seines ersten Gehülfen, um einen jungen Dragoner-Offizier selbst zu bedienen, was in diesem Falle immer als ein ganz besonderes Wohlwollen von Seiten des Herrn Harper anzusehen war. Der Offizier hatte seine Beine weit von sich abgestreckt und erwiderte die Artigkeit des Principals mit einem gnädigen Kopfnicken und auch sonst noch dadurch, daß er ein Mode-Journal, welches er aus Langerweile ergriffen, wieder vor sich auf den Toilette-Tisch legte.

Herr Harper, welcher das starke, lockige Haar seines Kunden leicht mit den Fingerspitzen der rechten Hand berührte, während er den Oberkörper scharf zurückbog, um aus der Entfernung mit freierem Auge urtheilen zu können, that nach ein paar Sekunden in gemessenem Tone den Ausspruch, daß heute ein paar Schnitte mit der Scheere unumgänglich nothwendig wären. „Ich weiß wohl," setzte er mit einem feinen Lächeln hinzu, „daß der Herr Graf schwer dazu zu bringen sind, sich unter die Scheere zu beugen, aber was nothwendig ist, ist nothwendig, und ich kann Sie wahrhaftig dieses Mal aus meinem Atelier nicht entlassen," fügte er würdevoll bei, „ohne auf der rechten Seite und etwas nach hinten ein paar Schnitte angebracht zu haben."

„Thun Sie, was Sie nicht lassen können," erwiderte trocken der Dragoner-Offizier, „aber bedenken Sie, daß ich kein Pudel bin und daß es Winter ist."

Herr Harper zog die Augenbrauen in die Höhe, spitzte

den Mund und schien durch ein leichtes Achselzucken ausdrücken zu wollen: wem sagt man so etwas, mir, dem Herrn Harper? Dabei hatte er aber auch schon das eben angedeutete Instrument ergriffen, und nachdem er die Scheere einmal klirrend um den Daumen hatte herumfliegen lassen, wie ein Rad um seine Achse, ließ das Eisen in seiner Hand jenen eigenthümlich klingenden Ton vernehmen, wodurch sich die Schärfe seiner Schneide zeigt, dann setzte er das Instrument weich auf und that ein paar rasche Schnitte, nicht ohne zwischen jedem derselben zischend die Luft zerschnitten zu haben, während welcher Zeit er dann jedes Mal das angefangene Werk aus der Entfernung wohlgefällig betrachtete.

„Nun, wie sieht's drüben aus?" fragte der junge Dragoner-Offizier, „bleibt's ausnahmsweise bei der auf heute Abend angekündigten Vorstellung?"

„Wer kann das behaupten, Herr Graf, ohne sich zu compromitiren? So lange die erste Scene nicht beginnt, kann man nie wissen, ob nicht noch eine Aenderung beliebt wird."

„Es ist aber wirklich unerträglich mit diesen ewigen, unaufhörlichen Aenderungen; freut man sich einmal auf irgend ein classisches Stück oder auf ein beliebtes Ballet, so hat der Teufel seine Hand im Spiele, und man bekommt statt ‚Robert der Teufel' das ewige Nachtlager zu hören."

„Namentlich im Winter, Herr Graf. Man muß aber auch gerecht sein; denken Sie an sich selber, wie oft sind Sie enrhümirt oder heiser und würden nicht spielen oder singen können, wenn Sie ein Künstler geworden wären."

„Zum Henker, das ist auch ganz was andres! Ich habe keine Verpflichtung, mich in Acht zu nehmen, aber wer heißt

einen ersten Tenor auf die Jagd gehen, oder wer gibt einer Sängerin das Recht, Soiréen und Bälle zu besuchen? Die Leute sollen sich schonen, dafür sind sie bezahlt."

„Der Herr Graf haben allerdings ganz Recht, aber —"

„Wenn ich mich zufällig einmal krank melde," unterbrach ihn der Offizier, „so muß ich mit der Nase zu Hause bleiben; aber sehen Sie einmal unsere Madame Darabinsky. Sie lesen, sie sei krank, auf dem Zettel, und sehen sie wohlgemuth Abends in ihrer Loge sitzen und mit dem Publikum kokettiren, daß es nur so kracht. Nein, nein, mein Lieber, es ist kein Dienst bei dem Theater, keine Zucht von oben; die Einzigen, die noch etwas von Zucht und Dienst verstehen, sind immer noch die vom Ballet-Corps, obgleich da auch Aenderungen genug vorkommen."

„Das macht der militärische Umgang," erlaubte sich Herr Harper lächelnd zur Antwort zu geben, worauf der Herr Graf wohlgefällig schmunzelte und die Gegenbemerkung machte: „Daran ist was Wahres — aber Scherz bei Seite, eine vernünftige Ansprache thut schon viel, und die Intendanz sollte uns eigentlich dankbar sein, daß wir uns bemühen, in das kleine leichtsinnige Volk so viel Subordination zu bringen, es kostet das Zeit und Mühe. Apropos," fuhr er nach einem augenblicklichen Stillschweigen fort, „wie steht's denn mit der kleinen Marietta? Herr Harper, seien Sie ehrlich; sie ist meine Vorgesetzte geworden, zur Excellenz avancirt, da wird sich der arme Wildlingen eines seiner wenigen Haare ausreißen — nun, wie steht's damit? So sprechen Sie doch!"

Herr Harper zuckte mit den Achseln und nahm dabei

einen Gesichts-Ausdruck an, aus dem man heraus buchstabiren konnte, daß er nicht alles sagen könne, was er wisse.

„Es ist aber ein gutes Avancement für die Kleine, vom Adjutanten zum General! — Nun seien Sie kein Kind und lassen Sie mich was hören; Ihr verzweifelt pfiffiges Gesicht macht mich ganz neugierig. Hat der Wildlingen sie aufgegeben oder hat sie den Wildlingen verlassen?"

„Sie werden mir zugeben, Herr Graf," erwiderte der diplomatische Friseur, „daß ein Adjutant seinem General in vielen Dingen zu Diensten sein muß, und daß eine solche Ergebenheit sich belohnt. Ich weiß nur, daß das Gerücht sagt, Mademoiselle Marietta habe jetzt ein größeres, standesgemäßes Quartier genommen, und empfange bei ihren kleinen Thees ohne Ansehen der Person und des Standes."

Der Dragoner-Offizier lachte so erschütternd, daß Herr Harper erschrocken mit dem heißen Brenneisen, das er so eben aus der Hand seines jüngsten Gehülfen ergriffen, in die Höhe fuhr. „Ich gäbe was darum," fuhr der Dragoner-Offizier nach einer Pause fort, „wenn ich die Drei, den guten Wildlingen, die Excellenz und die kleine Marietta zusammen Thee trinken sehen könnte."

„So etwas habe ich nicht angedeutet," versetzte Herr Harper mit absichtlich angenommenem sehr ernstem Tone.

Der Dragoner-Offizier wollte gerade etwas in sehr großer Heiterkeit entgegnen, als er sich plötzlich selbst unterbrach, durch das Fenster auf die Straße deutete und hastig rief: „Dort geht Marlott! thun Sie mir den Gefallen und lassen Sie ihn einen Augenblick herein citiren."

Der Friseur gab seinem Gehülfen einen Wink und dieser schoß augenblicklich auf die Straße.

„Ich bitte aber recht sehr, Herr Graf," sagte der Principal, „daß Sie diese Geschichte nicht hier in meinem Beisein weiter erzählen."

„Die mit der Excellenz? Gewiß nicht, das habe ich beinahe schon vergessen, es wird mir auf der Parade schon wieder einfallen; nein, nein, ich muß Marlott etwas mittheilen."

Jetzt erschien der Gerufene unter der Thür des Ateliers, und da er wie gewöhnlich nichts Wichtiges zu thun hatte, so ließ er sich ohne Weiteres auf einen Lehnstuhl nieder, den ihm der jüngste Gehülfe geschäftig hinschob, worauf er lächelnd fragte: „Bist du von Harper angestellt, Kunden herein zu rufen? Thut mir leid, ich bin heute schon bedient worden."

„Das sieht man auf tausend Schritte," versetzte der Dragoner. „Wer hat dich überhaupt je unfrisirt auf der Straße gesehen, dich, den Schrecken aller Väter und Ehemänner? Was gibt's denn Neues, Don Juan unter den Husaren?"

„Du scheinst nicht viel zu wissen," erwiderte Arthur von Marlott, „sonst würdest du nicht so mit deinen alten Witzen aufräumen und diese verlegene Waare noch tief unter dem Werthe anzubringen suchen, denn ich gäbe keinen Pfifferling darum."

„Sei nicht verdrießlich, ich meine im Ernste, ob du nichts Neues weißt."

„Und ich meine alles Ernstes, du hast mich herein citirt, um dich bei deinen Verschönerungsversuchen unterhalten zu lassen. Das ist kein Compliment für Harper."

„Nun, mit ihm wirst du es doch aufnehmen?" entgegnete lustig der Dragoner, indem er gegen den Friseur ein Auge zublinzelte.

„Harper," sagte der Husar, welcher diese Aeußerung nicht

gehört zu haben schien, „Sie haben mir Ess Bouquet geschickt, und ich verlangte doch etwas Neues, the Madeira Bouquet; man muß mit der Zeit vorwärts schreiten."

„Ja, und häufig wechseln," gab der Dragoner zur Antwort, „man verräth sich zu leicht, wenn man immer ein und dasselbe Parfüm gebraucht; ich weiß davon schreckliche Beispiele."

„Du?" entgegnete Herr von Marlott mit einem deutlich ausgesprochenen Tone der Geringschätzung. „Du kannst dich noch Jahre lang mit Eau de mille fleurs behelfen, deine Bekanntschaften werden nichts Außergewöhnliches darin finden."

„Lieber Freund, du bist bitter," antwortete der Dragoner, „und ich nehme dir das eigentlich nicht übel; ja, ja, es ist nicht angenehm, wenn man lange Zeit überall wie ein Aal durchgeschlüpft ist, dann aber mit einem Male merkt, daß man mit Netzen umgeben ist."

„Was willst du damit sagen?" warf Herr von Marlott gleichgültig hin, und setzte hinzu, als er bemerkte, daß der Andere den Friseur anblickte; „genire dich um Gotteswillen nicht vor unserem Freunde Harper, der weiß eben so gut wie ich, was er von deinen Reden zu halten hat; wie gesagt, genire dich ganz und gar nicht."

„Das würde mir auch schon die Freundespflicht verbieten; denn du kennst meine Discretion und kennst mich, daß ich nie Namen nenne."

„Besonders wenn du keine weißt. Auf denn, erfülle deine Freundespflicht."

„Nun denn, nur um dich zu warnen, — du machst irgendwo deine kleine Cour, doch bei dir, dem das so vielfach vorkommt," setzte der Dragoner-Offizier lachend hinzu,

„muß man sich deutlicher ausdrücken. Nicht weit von einem Hause, welches du häufig besuchst, — das heißt die Cour machst du nicht im Hause selbst, da hast du noch keinen Zutritt, sondern auf einsamen Spaziergängen Abends auf der Straße nach dem Theater, oder bei Familien-Festen, wo du zufällig eingeladen bist. Du siehst, ich bin gut unterrichtet, und eben so entdecke ich an deiner Miene, daß wir uns vollständig verstehen.“

„Und wenn dem so wäre, was weiter?“

„Von jenem Familien-Feste,“ fuhr der Dragoner in sehr langsamem und etwas boshaftem Tone fort, „erzählt die Fama, daß es in seinen Folgen auch für dich zu einem Familien-Feste werden könnte. Das hätte nun an und für sich nichts zu bedeuten, aber deine Geliebte hat einen Vater, der in Dingen, welche uns sehr spaßig vorkommen, durchaus keinen Scherz versteht, und obendrein hat das Mädchen einen Bruder, welcher eben die Hochschule verlassen hat und schwindelhafte Begriffe von Ehre und Gleichstellung aller Stände cultivirt. Dem Vater ist etwas gesteckt worden von deinem kleinen Verhältniß, und wie ich aus guter Quelle weiß, hat er sich irgendwo erkundigt, wie deine Vermögensumstände seien und ob du ein freier Mann wärest.“

„Pah, Unsinn!“

„Unsinn allerdings, von dem Alten nämlich, aber du wirst mir zugeben, daß es von mir ein Freundschaftsdienst ist, dir einen Stein in deinem Wege zu zeigen, an dem du wenigstens straucheln könntest, wenn du auch nicht über ihn fallen würdest. — Höchsten Ortes —“

„Na, jetzt laß mich in Ruhe,“ unterbrach ihn ärgerlich

der Husar; „was wird man sich höchsten Ortes um dergleichen Geschichten kümmern!“

„Das kommt alles auf den Vortrag an. Schiller sagt irgendwo:

„Der Vortrag macht des Redners Glück,“

und du weißt, daß dein Schwiegervater in spe höchsten Ortes nicht selten zum Vortrage kommt.“

„Ach, laß mich zufrieden,“ rief Herr von Marlott verdrießlich. „Du bist ein langweiliger Kerl, und ich ein Narr, wenn ich mir deine Worte nur im Geringsten zu Herzen nehme! — So, dein Zweck scheint mir, ist erreicht, deine wunderbare Frisur ist fertig und du hast dabei meine Unterhaltung genossen. Bist du zufrieden?“

„Mit meiner Frisur? Ja,“ erwiderte der Dragoner-Offizier, indem er ruhig aufstand, einen wohlgefälligen Blick in den Spiegel warf und dabei seinen Waffenrock mit beiden Händen fest in die schlanke Taille hinabdrückte; „Harper hat wie immer ein Meisterstück gemacht, eigentlich ist es kein Meisterstück zu nennen, denn aus dem Kopfe müßte auch ein Stümper etwas Außerordentliches machen. Dennoch danke ich Ihnen, Herr Harper.“

„Und das ist wohl die einzige Belohnung, die Sie von ihm erhalten?“ meinte lachend Herr von Marlott. — „Aber nun komm, Adonis, und mache Glückliche und Unglückliche.“

Der Husaren-Offizier ging voraus zur Thüre hinaus, doch schien sich sein Freund nicht so leicht von dem Spiegelglase trennen zu können. Er setzte vor demselben seinen Helm auf, nahm den Säbel unter den Arm, und ging alsdann, um das Bild seines schönen Selbst so lange als möglich zu genießen, halb rückwärts nach der Thür zu, wodurch es denn

kam, daß er dort mit einem Herrn zusammenstieß, der gerade zufällig hereintrat und der ebenfalls rückwärts blickte, als er auf der Schwelle stand.

„Je vous demande mille fois pardon, Monsieur,“ sagte der Eintretende auf eine sehr höfliche und verbindliche Weise, wogegen der Dragoner sein: „Il n'y a pas de quoi, M'sieur,“ mit einem finstern Ausdrucke sagte, ungefähr so, als wollte er damit zu verstehen geben: hole Sie der Teufel! worauf der Fremde ihn mit einem festen Blicke betrachtete, dann aber ruhig in das Etablissement des Herrn Harper trat, während der Dragoner auf die Straße schritt.

„Es gibt doch schrecklich ungeschickte Menschen,“ sprach dieser zu seinem Freunde, „wie kann man nur zu einer Thür herein kommen, während man sich umschaut?“

„Ja, oder wie kann man zur Thür hinaus gehen, während man rückwärts in den Spiegel schaut — da drehe ich die Hand nicht um, wer von Euch der Ungeschicktere war. Aber,“ fuhr Herr von Marlott nach einer Pause, stehen bleibend, fort, „hast du das Gesicht des Mannes betrachtet, mit dem du so unsanft carambolirt?“

„Nein, ich sah nur im Vorübergehen ein paar schwarze Augen.“

„Und ich sah lange nicht einen so merkwürdig wilden und so starken Bart, das muß ein wahres Fressen für die Scheerer sein, wenn er die Absicht hat, ihn drinnen abnehmen zu lassen, und unter dem Hute starrt eine wahre Welt von dichten und schwarzen Haaren.“

„Die wohl deinen Neid erregt haben?“ meinte der Dragoner lächelnd. „Ja, lieber Freund, ich sage dir, das ist doch eines Mannes schönste Zierde, und es muß ein unge-

heurer Reiz darin liegen, wenn sich eine kleine niedliche Hand darin vergraben kann."

„Wie kann das meinen Neid erregen, was ich selber habe? Und ich bin mit meinen blonden wohl zufrieden."

„Steig' auf den Hügel, Druidenschar,
Sieh' ob der Tag sich neige,
Neuer Mond sich zeige!"

sang der Dragoner-Offizier, eine weniger grundlose als boshafte Anspielung, welche indessen von Herrn von Marlott mit einem verächtlichen Achselzucken erwidert wurde, was übrigens dem guten Einvernehmen der beiden Offiziere durchaus keinen Eintrag that, denn wenige Schritte weiter sah man sie Arm in Arm lachend ihres Weges dahin ziehen.

Neununddreißigstes Kapitel.

Aufklärungen.

Der in das Etablissement des Herrn Harper eingetretene Fremde nahm dort höflich seinen Hut ab und wandte sich mit der Frage an den Principal, ob er Zeit habe, sein Haar und seinen Bart in Ordnung zu bringen.

Herr Harper, der schon manchen tüchtigen und ausgezeichneten Haarwuchs gesehen, war doch erstaunt über die Fülle, die ihm hier entgegenquoll. Ja, nachdem er den Fremden auf ehrerbietige Art zum Niedersitzen bewogen und ihm den weißen Pudermantel umgehängt, konnte er es nicht unterlassen, durch einen leichten Husten die Aufmerksamkeit seines ersten Gehülfen zu erregen und dann denselben durch einen dem Fremden unbekannten Wink herbeizurufen. Er hätte es für gewissenlos gehalten, diese außerordentliche Fülle anzugreifen, ehe er seinen jungen Leuten den Anblick derselben gegönnt; der zweite Gehülfe, welcher dem Principal assistirte, stand überhaupt schon sprachlos vor Erstaunen da.

Herr Harper hatte sich mit Kamm und Scheere be=

waffnet und that nach einem einleitenden Räuspern die Frage: „Euer Gnaden befehlen also?"

„Ich wünsche mir das Haar zu einer gewöhnlichen Frisur verschnitten, nicht zu kurz, wie man es jetzt ohne auffallend zu sein trägt. Lassen Sie Ihr Journal sehen," setzte er gleichgültig hinzu.

Der Gehülfe bot das Journal hin, worauf der Fremde auf eine Figur deutete und das Blatt alsdann, während er sich in den Stuhl lehnte, mit den Worten zurückgab: „So wünsche ich es."

„Und den Bart ebenfalls so?" fragte Herr Harper fast erschreckt, denn auf dem Kopfe der Figurine sah man Wangen und Kinn glatt rasirt und nur einen kleinen Schnurrbart stehen geblieben.

„Gerade so!"

Der Principal ließ mit einem unterdrückten Seufzer die Scheere um den Daumen herumfliegen, und als er hierauf seine Arbeit begann, geschah dies mit einem solchen Eifer, ja, wenn wir uns so ausdrücken dürfen, mit einer Wildheit als wolle er dieses für ihn unangenehme Geschäft so schnell als möglich beendigen. Nach rechts und nach links flogen die schwarzen Locken auf den Boden, und der zweite Gehülfe konnte sich nicht enthalten, hinter dem Rücken des Fremden das wirklich prachtvolle Haar auf einen Haufen zusammen zu legen.

Da der Principal mit Aufbietung seiner ganzen Kunst und Geschicklichkeit arbeitete, so schälte sich bald die Frisur, wie sie der Fremde gewünscht, aus dem Wald von Haaren heraus, was er mit einem wohlgefälligen Lächeln zu bemerken schien, und als nun das Werk so weit vorgeschritten

war, daß der Kopf in seinem neuen Umriß hervortrat, klärte sich sogar die bis dahin unzufriedene Miene des Herrn Harper sichtbarlich auf, denn das Gesicht des Fremden, mit seinen feinen und flachen Schläfen, der hohen und edlen Stirn, dem malerisch schönen Haaransatze, trat unverkennbar auf's vortheilhafteste hervor. Zufriedener ging hierauf Herr Harper an das Abschneiden des Bartes, indem er hoffte, diesen, wenn auch kürzer, doch in seiner krausen Dichte um Kinn und Wangen erhalten zu können. Diese Hoffnung sprach er auch in belobenden Worten aus, doch schüttelte der Fremde den Kopf und erwiderte mit demselben ruhigen Tone: „Ich wünsche den Bart gerade auch so, wie auf der Figurine."

Der Friseur legte achselzuckend die Scheere weg, nahm behutsam den Pudermantel von den Schultern des Kunden und sagte in einem Tone getäuschter Erwartung: „So muß ich mir erlauben, Euer Gnaden in das anstoßende Gemach zu begleiten, wo das Uebrige, wenn es nun einmal so sein soll, geschehen wird; aber," setzte er mit einem bewundernden Blicke hinzu, „ich versichere Euer Gnaden, daß Ihr Kopf jetzt ein Ensemble darbietet, wie es später nicht mehr erreicht werden wird."

„Das wächs't wieder, wenn ich es so verlange," gab der Fremde zur Antwort; „ich liebe die Abwechslung und möchte mich mit einem Male ohne den großen Bart sehen lassen, den ich lange genug getragen habe," setzte er mit einem Seufzer hinzu.

„So darf ich mir erlauben, Sie ins Nebenzimmer zu führen?"

In diesem Nebenzimmer, welches, wie der geneigte Leser sich erinnern wird, in orientalischem Geschmacke eingerichtet

war und worin der kleine Springbrunnen plätscherte, befand sich ein anderer Gehülfe des Herrn Harper und war gerade mit der nothwendigen Arbeit beschäftigt, sein Messer auf einem großen Streichriemen abzuziehen. Er befand sich hier nicht allein, doch schien der Kunde, welcher auf dem Divan in der Ecke des Gemaches saß, bereits bedient worden zu sein, und blieb vielleicht noch da, um mit dem Gehülfen zu plaudern oder, was er gerade that, gedankenvoll den kleinen Wasserstrahl anzublicken, der sich ein paar Fuß hoch erhob, dann oben aus einander stäubte und in einzelnen dicken Tropfen wieder herabfiel. Dieser Mann hatte einen Fuß in die Höhe gezogen und nach der Art der Orientalen unter den andern geschoben, was hier in dem türkischen Gemache ganz passend erschien; überhaupt bildete derselbe mit der phantastischen Umgebung eine ganz gelungene Staffage. Sein ziemlich weites Beinkleid von blauem Tuche war mit schwarzen Schnüren besetzt, die Jacke ebenfalls morgenländisch geschnitten, vom selben Stoffe und der gleichen Farbe. Um den Hals hatte er leicht ein gelbseidenes Tuch geschlungen, welches über die rothe Weste herabfiel, und auf dem Kopfe trug er ein kleines Käppchen von einem Zeuge wie persischer Shawl; um den Leib war eine Schärpe von dunkelrother Seide gewickelt. Vollkommen paßte zu diesem Anzuge sein Gesicht; es hatte einen ins Olivenfarbige spielenden gelben Teint, aus dem die großen schwarzen Augen mit einem merkwürdigen Glanze hervorleuchteten; sonst war das ganze Gesicht unbeweglich wie ein Marmorbild, eben so die ganze Figur scheinbar ohne Leben, wie man sie so in der Ecke des Divans sitzen sah. Zwischen den Händen hielt er eine Schnur von schwarzen Perlen, welche er in langen Zwischenräumen

durch seine Finger gleiten ließ; neben ihm auf dem Divan lag ein brauner Burnus mit schwarzen Quasten und ein dunkler Filzhut mit breiter Krempe.

Jussuf, der indische Diener des Grafen Lotus, liebte dieses Gemach ganz außerordentlich: es erinnerte ihn in seiner phantastischen Ausschmückung an sein Heimatland. Auch war er hier als vertrauter Diener seines Herrn, so wie auch als fleißiger Kunde und noch besonders dadurch gern gesehen, daß seine fremdartige Erscheinung für Manchen, der hier eintrat, etwas Anziehendes und Fesselndes hatte.

Für den Fremden, den Herr Harper in diesem Augenblicke selbst einführte, schien dies indessen nicht der Fall zu sein, denn er warf nur einen ganz flüchtigen Blick auf den Inder und setzte sich alsdann ohne Weiteres und ohne durch irgend eine Veränderung seiner Mienen das mindeste Interesse an diesem zu verrathen, auf den ihm angewiesenen Sitz. Jussuf ließ seine Augen unbeweglich auf dem kleinen Wasserstrahle der Fontaine haften und schob langsam wieder eines der schwarzen Kügelchen durch seine Finger.

Der Fremde hatte sich so gesetzt, daß sein Gesicht von dem Inder nur in dem daneben hangenden Spiegel gesehen werden konnte.

Nachdem Herr Harper seinem hier stationirten Gehülfen, nicht ohne nochmals sein Bedauern dabei ausgedrückt zu haben, die Weisung gegeben hatte, wie der Bart des Fremden nach dessen ausdrücklichem Befehl zu behandeln sei, trat er einen Augenblick vor Jussuf und sagte ihm flüsternd: „Schade für den prachtvollen Bart, Sie hätten ihn sich ansehen sollen, er würde Ihnen ganz besonders gefallen haben.“

Diese Aeußerung schien den Inder zum ersten Male zu

bewegen, seine scharfen Blicke auf den Spiegel zu werfen, welcher ihm das Bild des Fremden deutlich zeigte. Diese Blicke aber, so gleichgültig sie im ersten Augenblicke dieses Bild aufsuchten, verschärften sich in der nächsten Sekunde auf eine ganz eigenthümliche, ja, auffallende Art; dann fuhr Jussuf mit der rechten Hand langsam über seine geschlossenen Augen und sein Gesicht herab, wie man zu thun pflegt, wenn man seine Erinnerung schärfen will; doch schien ihm das nicht genügend zu gelingen, denn in dem Blicke, welchen er danach abermals auf den Fremden warf, las man etwas Zweifelhaftes, Unbestimmtes; doch unterließ er es nicht einen Moment, ihn unter seinen gesenkten Augenwimpern hervor forschend anzublicken. Sein Gesicht hatte dabei einen finstern Ausdruck, welcher sich aber nun plötzlich mit einem Male veränderte, als der Gehülfe drüben sein Geschäft beendigt hatte. Der Fremde war jetzt um Kinn und Wangen glatt rasirt und nur auf der Oberlippe war ein feiner, schwarzer Bart stehen geblieben. Damit hatte sich auch seine ganze Physiognomie verändert und dieselbe erschien mit einem Male jünger und edler.

Die Veränderung in den Blicken des Inders, welche sich momentan gezeigt, war einem blitzähnlichen Aufflammen der Ueberraschung, ja, des Hasses ähnlich, verschwand aber ebenfalls wie der Blitz, kaum gesehen wieder, um dem früheren unbeweglichen Gesichtsausdrucke Platz zu machen. Das Einzige, was man, als sich der Fremde gegen ihn wandte, hätte bemerken können, war ein leichtes Zucken in den Mundwinkeln und ein etwas stärkerer Athemzug, als seine gewöhnlichen. Dabei hatte er den Daumen seiner rechten Hand unter die

rothseidene Schärpe gesteckt, während er mit der linken die Schnur schwarzer Perlen geräuschlos in die Tasche seines weiten Kleides gleiten ließ.

Der Fremde beschenkte den Gehülfen des Herrn Harper, und gewiß auf eine sehr freigebige Art, was man an den tiefen Bücklingen desselben deutlich wahrnehmen konnte. Der Mensch eilte sogar geschäftig mit in das erste Zimmer, wo er sich des Paletots bemächtigte, während der andere Gehülfe den Hut des Fremden und der jüngste Gehülfe den Stock desselben hielt. Herr Harper selbst stand, als jener nun hinaus ging, an der Thür seines Etablissements, rieb sich leicht die Hände und machte, während er um fernere Kundschaft bat, eine ehrfurchtsvolle, aber doch gemessene Verbeugung.

Der jüngste Gehülfe hob eine Handvoll des schwarzen Haares vom Boden auf und konnte nicht aufhören, desselben rühmend zu erwähnen, ein Lob, welchem sich der Principal um so mehr gedrängt fühlte beizupflichten, als der Gehülfe des maurischen Gemaches die reiche Gabe des Fremden in diesem Augenblicke auf den Ladentisch legte.

Daß Jussuf so eben das Etablissement geräuschlos, wie er immer zu thun pflegte, verlassen, wurde von den Anwesenden um so weniger bemerkt, als in diesem Augenblicke die Herren Richter und Bander, von ihrem Spaziergange zurückgekehrt, in das Atelier traten.

Herr Harper, welcher im Benehmen gegen seine Kunden Nuancen anzubringen wohl verstand, behandelte die beiden eben Eingetretenen mit einer familiären Herablassung, besonders Herrn Richter, welchen er dem Eifer des jüngsten Gehülfen anvertraute, während der andere Gehülfe sich auf

seinen Wink mit dem allerdings etwas verwahrlos'ten Haar des Herrn Vander beschäftigte. Er selbst, Herr Harper, Chef der Kunst=Anstalt, legte sich seitwärts an das kleine Tischchen vor dem Spiegel, wobei er seine Arme über einander schlug und dem ehemaligen Sänger gnädig zunickte, welcher ihm sagte: „Ja, Herr Harper, dieses Mal ist es scharf an mir vorüber gegangen, und ein Gedanke mehr, so hätte ich nimmer das Glück gehabt, hier bei Ihnen hergestriegelt zu werden."

„Ja, man sieht's noch deutlich," warf der erste Gehülfe ein, welcher sich bei diesem Kunden schon eine Bemerkung erlauben konnte.

Herr Richter wandte seinen Kopf so weit herum, als es ihm das drohend schwirrende Eisen erlaubte, und gab die Bemerkung von sich, daß Carlo Vanderi an jenem Abend eigentlich zu einem Räthsel geworden sei, denn zweimal durchgefallen, sei er doch wie ein Prinz nach Hause geführt worden.

„Davon habe ich begreiflicher Weise gehört," entgegnete der Principal, „und es war auch das Wenigste, was man Ihnen nach jenem Unfalle thun konnte; zuerst fährt man Sie an der Straßenecke um und läßt Sie dann in dem gleichen Wagen nach Hause führen."

„Sie glauben," versetzte Herr Vander rasch, „daß derselbe Wagen, der mich unglücklich streifte, mich später nach Hause zurückgeführt hätte, und daß dieselbe Dame —?" — Hier unterbrach er selbst seine Frage, aber der gespannte Blick, welchen er auf Herrn Harper richtete, zeigte deutlich das hohe Interesse, mit dem er die Antwort erwartete.

„Von einer Dame weiß ich vor der Hand noch nichts,"

erwiderte der diplomatische Friseur, „sogar daß der Wagen Ihres Unglücks derselbe gewesen sei, welcher Sie nach Hause geführt, ist bei mir bloße Vermuthung.“

„O nein,“ sprach der Andere dringend, „es ist keine Vermuthung von Ihnen, Sie sagten es vorhin zu bestimmt; seien Sie nicht verschlossen gegen mich, mein lieber Herr Harper, denken Sie doch nur, wie sehr es mich drängt, dem gütigen Wesen meinen Dank auszusprechen, das mich vielleicht vom Tode errettete.“

„Nachdem es Sie dem Tode nahe gebracht, — ich meine das wäre eine Rechnung, die sich ausgliche.“

„Nicht so ganz, Herr Harper, nicht so ganz,“ erwiderte der ehemalige Sänger erregt; „daß mich der Wagen streifte, war ein Unglück, vielleicht eine Ungeschicklichkeit des Kutschers, vielleicht meine eigene. Daß sich aber der Besitzer des Wagens meiner erbarmte, mich von der kalten Straße aus dem strömenden Regen hinweg nach Hause bringen ließ, ist eine Theilnahme, die meine ganze Erkenntlichkeit hervorruft.“

„Namentlich, wenn der mildthätige Samariter eine Dame war.“

„Bitte, Herr Harper, sagen Sie mir die Wahrheit,“ bat der Andere dringend; „daß Sie bei Ihrer ausgebreiteten Bekanntschaft die Details der für mich so wichtigen Angelegenheit auf's genaueste erfahren, kann ich mir wohl denken. Seien Sie auch überzeugt, daß ich Ihr Vertrauen nicht mißbrauchen und Sie gewiß durch Plaudereien nicht in Ungelegenheiten bringen werde.“

„Ei, mein lieber Herr Bander,“ versetzte der Principal mit Würde, „glauben Sie denn, daß, wenn mir in dieser

Sache etwas anvertraut worden wäre, irgend eine Gewalt im Stande sein würde, mich zum Reden zu zwingen? Ah, Sie scheinen Harper schlecht zu kennen! — Verschwiegenheit gehört zu den Tugenden, auf die ich mir besonders etwas einbilde."

„Wer weiß das nicht? Aber ich verlange auch von Ihnen keinen Namen; ich wünsche nur zu wissen, ob derselbe Wagen, der mich nieder geworfen, mich auch nach Hause gebracht? Bitte, sagen Sie mir darüber Ihre Ansicht."

„Ich vermuthe, es war derselbe," gab Herr Harper mit einem freundlichen Blicke zur Antwort.

„O, Ihre Vermuthung ist für mich Wahrheit," rief der ehemalige Sänger; „wahrhaftig," wandte er sich an Richter, „dieser Gedanke ist mir schon öfters gekommen."

„Mir auch," erwiderte trocken der Chorist. „Da ich es im Grunde für sehr gleichgültig ansah, wer auf solche Samariter-Weise die Rechnung mit dir ausgeglichen — ich gebrauche hier absichtlich den Ausdruck des Herrn Harper — so schwieg ich darüber; du lieber Gott, man sah dich stürzen, ein bischen Gefühl wohnt in jedes Menschen Brust, und da man dich später noch da liegen sah, so ließ man es darauf ankommen, mit deinem Blute die kostbaren Kissen des Wagens besudeln zu lassen."

„Nein, nein," warf Herr Harper ein, „so muß man nicht urtheilen; ich bin überzeugt, dieser Unfall muß der Dame außerordentlich zu Herzen gegangen sein."

„So könnte sie es also gewesen sein!" sagte Vander so leise, daß keiner der Umstehenden seine Worte vernahm. „So wäre es ihre Schärpe, so wäre es ihr Tuch, das ich hier wie ein Heiligthum auf meiner Brust verwahre! Ja, sie sah

mich in jener Nacht, sie erkannte mich, sie wußte, welches Gefühl mich zu dem wahnsinnigen Beginnen trieb — und darauf hin kehrt sie zu mir zurück, knieet neben mich hin, wie ich erfuhr — sie knieend auf dem nassen Straßenpflaster! — und drückt ihr Tuch auf mein blutiges Haupt — o Räthsel in der Brust eines Weibes!"

„Diese Dame," sagte Herr Harper, und setzte gleich darauf hinzu, „Sie werden mir verzeihen, daß ich keinen Namen nenne, — interessirt sich überhaupt für Sie."

„Was zu erfahren für uns durchaus von keinem Interesse ist," warf der Chorist ein,

„Falsche Sirene, heuchelndes Bild,"

„singt Lionel — nicht der selige Lionel."

„Sie erlauben mir, Ihnen zu bemerken, Herr Richter," meinte Herr Harper in etwas spitzigem Tone, „daß es verschiedene Arten von Interesse gibt, eins, das dem Künstler gilt, und ein anderes, das man dem Menschen zuwendet."

„O armer Sidi-ben-Aben-Hamet!" lachte der unverbesserliche Chorsänger; „damals konnte man es ihr doch wahrhaftig nicht übel nehmen, wenn sie kein Interesse an dir genommen, du warst nahe daran, ihr eine ganze Scene zu verderben!" —

Herr Harper, welcher that, als hätte er diese Aeußerung gar nicht vernommen, fuhr in ernstem Tone fort: „Sie wissen, daß man sich in Gegenwart eines Künstlers meiner Art durchaus nicht genirt, besonders wenn man von der Discretion desselben überzeugt ist. Du mein Gott, ich höre so Manches, was eigentlich nur für die Wände oder für den Spiegel bestimmt ist."

„Die Dame also," fragte Bander, „wendet mir ihr Interesse zu?"

„Dem Künstler, ja, dem Schriftsteller."

„Das läßt sich allenfalls hören," meinte Herr Richter. „Was weiß sie denn von meiner schriftstellerischen Thätigkeit?"

„Die Dame weiß darum," versetzte Herr Harper in sehr bestimmtem Tone, „und sprach darüber mit dem Intendanten; sie erwähnte des Lustspiels, welches Sie im Begriffe seien zu vollenden, und von dem sie nicht genug Lobenswerthes sagen konnte."

Herr Bander wandte rasch den Kopf nach seinem Freunde um, worauf dieser, der den Blick auffing und verstand, achselzuckend sagte: „Ich weiß nichts davon, wie eine Dame, von der wir weiter nichts wissen, als daß sie uns in den Schmutz gefahren, Kenntniß von unserer schriftstellerischen Thätigkeit erhalten hat."

„Es wäre denn," unterbrach ihn Bander, „daß du mit deiner bekannten Neigung, Andern etwas mitzutheilen, auf irgend einer Probe davon erzählt hättest."

„Beim Anubis! Also that ich nicht," erwiderte feierlichst der Chorsänger, wobei er seine rechte Hand unter dem Puder=Mantel in die Höhe streckte, was von großer Wirkung war.

„Wenn eine solche Dame," fuhr der Principal fort, „sich dringend für ein Lustspiel interessirt und dieses Interesse dem Hoftheater=Intendanten im geeigneten Augenblicke kund thut, so ist das eine Sache von großer Wichtigkeit. Ich möchte, was den vorliegenden Fall betrifft, fast behaupten, daß, wenn Ihr Stück, woran ich nicht zweifle, wirklich gut

ist, es sogleich angenommen und aufgeführt wird. — Sind wir so weit," setzte er lächelnd und mit einer Protections-Miene hinzu, „so glauben Sie mir, daß ich von diesem bescheidenen Schauplatze aus besser für Ihr Lustspiel werde zu wirken verstehen, als ein Dutzend vorläufiger Zeitungs-Annoncen."

„Das ist ein Wort zu seiner Zeit an Deutschlands Fürsten und Volk, und wie die Valentine singt, so singe auch du, mein Freund:

„Fest an dich klamm're ich mich."

„Gewiß, Herr Harper," sagte der ehemalige Sänger nach einer Pause, „ich bin Ihnen sehr dankbar für Ihre Freundlichkeit und für die Nachricht, die Sie mir gegeben. Sollte es sich, ohne auffallend zu erscheinen, thun lassen, daß Sie jener Dame —"

„Solche Aufträge nimmt Herr Harper nicht an," fiel ihm Herr Richter rasch ins Wort, „wozu ihn auch bemühen? Du wirst gemerkt haben, daß Hochdieselbe nur im Dunkeln und Geheimen für dich zu wirken bestrebt ist; laß ihr diese Grille, sie ist ihr vielleicht süß, diese Grille. — So," wandte er sich hierauf an den Gehülfen, der ihn bedient, indem er mit einer theatralischen Bewegung den Puder-Mantel abwarf und sich stolz erhob, „junger Mensch, Sie haben in der Blüthe Ihres Alters ein Meisterstück gemacht, fahren Sie so fort, und unsere Huld und Gnade wird Ihnen niemals fehlen." Er reichte ihm mit einer Geberde, die eines Kaisers würdig gewesen wäre, die Hand wie zum Kusse dar, was der überraschte Gehülfe aber falsch verstand und sich bemühte, mit einer rasch ergriffenen Bürste einen Flecken vom Aermel des Chorsängers zu vertilgen, den er zufällig dort bemerkt.

Herr Vander, dessen Frisur ebenfalls beendigt war, machte eine deutliche Bewegung nach seinem Geldtäschchen, worauf Herr Harper ihn mit einem graziösen Lächeln durch eine nicht zu verkennende Pantomime ersuchte, sein Schuldner zu bleiben, ja, dieser große Mann setzte verbindlich hinzu: „Bei der ersten Aufführung Ihres Lustspiels werde ich kommen, um Sie gleichfalls um eine Gefälligkeit zu bitten."

Die beiden Freunde gingen mit einander fort, und nachdem sie eine kleine Strecke weit gekommen waren, stieß Herr Richter seinen Freund mit dem Ellbogen an und sagte: „Hat dich die Vermuthung des Herrn Harper überrascht, daß dieselbe Dame, deren Wagen dich überfahren, zurückgekehrt sei, um nach dir zu sehen? Wahrhaftig, ich vermuthe, es beschäftigt dies sehr deine Phantasie, denn du bist merkwürdig einsilbig geworden. He, mein Freund, ist es dieses Factum allein, oder weißt du vielleicht, wer die Dame gewesen?"

„Und wenn ich es wüßte?" entgegnete Herr Vander, wie aus einem Traume auffahrend.

„Nun, dann meine ich, würde es durchaus nichts geschadet haben, wenn du mir eine Mittheilung darüber gemacht."

„Ueber etwas Gewisses würde ich das auch nicht unterlassen haben. Es war mir zu unglaublich, daß sie, die sich meiner so freundlich annahm, dieselbe gewesen sein könnte."

„Aha, eine, die dir vorher nicht freundlich begegnet! Es fängt an, mir schwach aufzudämmern: gerade heraus, es war Fräulein Rosa, unsere erste Tänzerin."

„Und wenn dem so wäre, — begreifst du, warum sie zu mir zurückkehrte, um mir zu helfen?"

„Das finde ich an sich nicht so unbegreiflich. Sie sah

dich stürzen, sie konnte wahrhaftig nicht weniger thun, als nachsehen, was für ein Unglück sie eigentlich angerichtet."

„Ja, ja," sagte Vander in bitterem Tone, „sie würde sich auch vielleicht nach einem Hunde umschauen, welcher unter die Räder des Wagens gekommen wäre. Es schmerzt mich tief, daß sie es war. Ach, es war mir bisher ein so wohlthuendes Gefühl, ihr Tuch auf meiner Brust zu wissen! Nun werde ich zu Hause dasselbe ablegen, es ist mir ziemlich gleichgültig geworden."

„Daran thätest du nicht unrecht; was sollen dir auch diese Gedanken für eine bisher Unbekannte, da du sie mit deiner Gewissenhaftigkeit in ähnlichen Dingen doch einen Raub an deiner neuen Liebe nennen müßtest?"

„Laß das bleiben, Richter, darüber verstehe ich keinen Scherz, und am allerwenigsten von dir, dem ich mein Herz so rückhaltlos geöffnet."

„Sie verdient es auch, daß man ihr gut ist. Könnte ich doch für sie durchs Feuer gehen, obgleich ich weder Liebe noch Leidenschaft für sie empfinde."

„Gewiß," entgegnete Vander nach einem längeren Stillschweigen, „seit ich sie kennen gelernt, erfasse ich das Leben wieder mit voller Kraft, seit sie freundlich ermuthigend zu mir spricht, scheint mir kein Ziel zu hoch, zu schwierig zu erreichen. Ich wünsche mir eine tüchtige Brandung, um, mit Gewalt hindurchkämpfend, ein festes, glückliches Eiland zu erreichen. — — Wenn nur eines nicht wäre — — eines, das ich doch vielleicht wieder nicht missen könnte."

„Und das wäre?" fragte Herr Richter lauernd.

„Die Aehnlichkeit zwischen den Beiden, die furchtbare und doch so süße Aehnlichkeit."

„Pah,“ versetzte der Andere in nachlässigem Tone, „sie ist wohl groß, aber wenn man Beide neben einander sähe, so würde man doch einen gewaltigen Unterschied finden.“

„Seit ich die Eine gesehen, ist mir die Erinnerung an die Andere fast gänzlich verschwunden.“

„Dazu kann man dir nur Glück wünschen.“

„Ich bin nur froh,“ meinte Bander, nachdem sie eine Zeitlang stillschweigend dahingegangen, „daß die Zeit der Wunder und Märchen vorüber ist, jene Zeit, wo sich arglistige Zauberinnen ein Vergnügen daraus machten, die Herzen armer Erdenkinder zu verderben. Denk dir einmal, Richter, wenn ich mich unterstände, ihre Hand zu fassen, vor ihr nieder zu sinken, ihr meine Liebe zu gestehen, und sie würde mich plötzlich höhnisch anlachen, ihr Auge würde glänzen in jenem hochmüthigen stolzen Schimmer, mit welchem die Andere auf uns nieder zu blicken pflegte, ihre Lippen würden sich mit jenem uns so bekannten Trotze öffnen und sie spräche: ‚Ich habe nur sehen wollen, wie weit der Wahnsinn eines Verliebten geht!‘ — Ach, das wäre entsetzlich! Doch nein, nein, das Auge des Mädchens, das ich so heiß und innig liebe, kann nicht lügen, ihre weichen Lippen sind nicht geschaffen, ein hartes Wort zu sprechen, sie — —“

Mit einem Male verstummte er und blieb plötzlich stehen, seinen Freund am Arm zurückhaltend, welcher ihn verwundert anblickte. Doch löſ'te sich die verwunderungsvolle Miene des Herrn Richter im nächsten Augenblicke in ein eigenthümliches Lächeln auf und er konnte sich nicht enthalten, zu sagen: „Das ist doch wahrhaftig wie der Wolf in der Fabel, wenn der Vergleich nicht so gar hinkend wäre.“

Auf demselben Trottoir, wo die beiden Freunde gingen,

kamen ihnen zwei Damen entgegen, in einfacher aber sehr eleganter Kleidung, deren schwere Seidenstoffe rauschend die Steinplatten fegten. Die eine, bei deren Anblick der ehemalige Sänger unwillkürlich zusammenfuhr und einen Moment stehen blieb, sprach lebhaft mit der andern, welche mit ruhiger Freundlichkeit zuhörte.

Herr Richter zog seinen Freund fast gewaltsam mit fort, wobei er vor sich hinbrummte: „alberne Kindereien! Keck aufgeschaut und einfach gegrüßt, wie es sich für einen ehemaligen Collegen geziemt."

Jetzt waren die beiden Damen nahe gekommen, und die, welche so lebhaft gesprochen, blickte auf, sah die begegnenden beiden Männer, welche grüßten, mit einem ruhigen, kalten Blicke an und neigte leicht ihr Haupt.

In der nächsten Sekunde waren sie schon vorüber gerauscht, und Bander konnte sich nicht enthalten, abermals stehen zu bleiben und den beiden prächtigen Gestalten einen Blick nachzusenden.

„Bei Gott, sie ist doch schön," sprach er leise, worauf Herr Richter, der dieses Wort verstanden hatte, beifügte: „ja, schön und kalt, ein Bild ohne Gnade, wie man im gewöhnlichen Leben zu sagen pflegt."

„Ohne Gnade?" sprach der ehemalige Sänger, und während er hierbei lächelte, zeigte sich doch ein schmerzlicher Zug um seinen Mund. „O, ich kann dir versichern, sie versteht es auch, Gnaden auszutheilen — und von ihr begnadigt zu sein, müßte trotz alledem doch zu den höchsten Wonnen in diesem Erdenleben gehören."

„Arme Tante Rosa!" sagte Herr Richter kopfschüttelnd. „Da sieht man, was eine allerdings tadellose Figur, eine

graziöse Haltung und so und so viel Ellen krachenden Seidenstoffes und krachenden Sammts nicht alles hervor zu bringen im Stande sind. Schade, daß du nicht auf den Höhen des Lebens geboren bist und zu den Spitzen der sogenannten guten Gesellschaft gehörst, wie jene beiden Offiziere, siehst du, die sich jenen Damen so zuversichtlich nähern."

„Ich sehe sie wohl," versetzte Bander, „und kenne den einen von ihnen ganz genau."

„Wer kennt den nicht?" erwiderte lachend der Chorsänger. „Frage doch bei unsern Colleginnen von der Oper und dem Ballet, frage sonst wo herum, wo ein verehrtes Kind in Hut und Schleier beim Dämmerschein des Abends wandelt."

„Und sie weiß das alles nicht?"

„Und wenn sie auch etwas davon weiß, so findet sie das vielleicht selbstverständlich als zum guten Ton gehörig.

„Liebe ist die zarte Blüthe,"

„singt Faust, nicht der von Goethe, und die nennen alles Liebe, was sich in ihnen regt. — Aber komm, es ist langweilig, da zuzuschauen."

„Noch einen Augenblick, ich bitte dich!" —

„Um die Art ihrer Begrüßung zu sehen, du willst etwas dabei lernen?"

„Um mein Herz zu stählen, wenn ich die Händedrücke ansehen muß, und die herzliche Begrüßung; doch schau hin, das sieht nicht so aus, als sollte es zu einer der letzteren kommen."

Auf dem breiten Trottoir, welches längs der Straße hinlief, waren die Offiziere, welche wir unlängst gesehen, der Don Juan von den Husaren und der Adonis von den Dra=

gonern, den beiden Damen entgegen geschritten. Zu den ersteren hatte sich Graf Lotus gesellt, welcher auch bei dem heitern Sonnenschein einen Spaziergang gemacht. Jetzt waren sie einander ganz nahe gekommen, und man sah deutlich, wie die Tänzerin ihrem Schwager die Hand reichte, bemerkte aber eben so genau, wie sie den verbindlichen Gruß der beiden Offiziere — der Handschuh des Dragoners war wie fest genagelt an seinem Helm, während Arthur's Begrüßung kürzer und intimer war — mit einem kurzen Kopfnicken erwiderte, dann ihrer Schwester und dem Grafen ein paar Worte sagte, sich hierauf rasch umwandte, um allein denselben Weg zurückzulegen, den sie gekommen.

Da aber dieser Weg der gleiche der beiden Freunde war, die bis jetzt stehen geblieben, so unterließ Herr Richter nicht, seinen Freund durch ein kurzes „so komm doch!" an das Weitergehen zu mahnen, ja, er setzte hinzu: „es würde ganz eigenthümlich aussehen, wenn wir da stehen blieben, um anzugaffen, wohin eine Dame, die uns eigentlich gleichgültig sein muß, ihre Schritte lenkt. Komm aber ein bischen schneller, wenn ich bitten darf, denn du schleichst wie eine Schnecke, und sie mit ihrem energischen Gang,

„Leichtschreitend wie ein Reh"

sagt der Dichter, wird uns sonst ein- und überholen."

„Ich wandle wie im Traume," erwiderte der ehemalige Sänger nach einem tiefen Athemzuge; „ich möchte rasch davon und kann doch kaum von der Stelle kommen. Das ist der Zauber, der von diesem wunderbaren Wesen ausströmt."

„Ja, ein Zauber scheint es allerdings zu sein," gab Herr Richter mit einem Seitenblick auf seinen Gefährten zur Ant-

wort, „vor ihm schmelzen alle guten und festen Entschlüsse, wie Schnee vor der Sonne. Rette dich und komm! Hast du aber Lust, mit dem Lichte wieder in gefährliche Berührung zu kommen, arme Mücke, so thue das in Gottes Namen, ich bin in diesem Augenblicke ganz Staberl; wenn ein Opfer fallen soll, so falle du — ich entfliehe."

Dabei schwenkte er seinen Hut und bog unter einem rechten Winkel von dem Trottoir ab; es war aber auch um zu entfliehen die höchste Zeit, denn schon vernahm man das Rauschen des schweren Seidenkleides in nächster Nähe, und gleich darauf die Frage der schönen Tänzerin, welche sie mit festem Tone ihrer tiefen und wohlklingenden Stimme that: „war das nicht Herr Richter, der da eben so eilig von Ihnen ging?"

Jetzt durfte und mußte Bander stehen bleiben, er mußte ihr in das schöne Antlitz schauen, er mußte die Glut ihres großen dunkeln Auges aushalten, und er that das alles mit wahrem Heldenmuth und mit dem festen Vorsatze, sie nicht schön zu finden, nicht bezaubernd, nicht hinreißend; ja, er that noch mehr, denn er wußte wohl, er ging an ihrer Seite, da sie ihm, nachdem er ihre Frage bejaht, freundlich sagte: „Wenn es Sie nicht in Ihren Geschäften aufhält, so begleiten Sie mich ein paar Straßen, ich muß nach Hause."

Dann ging er an ihrer Seite, und da ihr Kleid von sehr weitem Umfange war, so streifte es ihn zuweilen, was ihm jedes Mal ein Gefühl verursachte, als müsse er sich von dem Trottoir hinunter auf das Pflaster retten. Das that er aber doch nicht, denn es fiel ihm glücklicher Weise ein, daß ein solches Benehmen gar zu komisch gewesen wäre.

Herr Richter war schon weit, weit davon geeilt, schon

drüben an einer entfernten Straßenecke, wo er sich umwandte und dann mit beiden Händen eine gar seltsame Pantomime machte.

Die Tänzerin, welche ihren raschen Schritt gemäßigt hatte und nun ziemlich langsam neben Herrn Bander herging, sagte ihm nach einer längeren Pause: „Ich hoffe, daß Herr Richter Ihnen mein inniges Bedauern über Ihren Unfall ausgedrückt, ein Unfall, den ich zufällig erfahren,“ setzte sie in sehr bestimmtem Tone hinzu. „Sie sind vollkommen wieder hergestellt?“ fragte sie hierauf rasch.

„Ja, mein Fräulein,“ entgegnete Bander; „der Arzt erlaubte mir heute zum ersten Male, auszugehen, und ich fühle durchaus keine unangenehmen Nachwirkungen davon.“ Er hätte gern hinzugesetzt: Ich befinde mich in diesem Augenblicke außerordentlich wohl; fast glücklich! — wenn ihm nicht im Geiste das höhnische Gesicht des Herrn Richter vorgeschwebt hätte.

„So freut es mich um so mehr, Sie gerade heute zu sehen, und Ihnen so meinen Glückwunsch sagen zu können zu Ihrem ersten Ausgange und,“ fuhr sie lächelnd fort, „zu Ihrem Entschlusse, das Theater, wo Sie kein Glück gehabt, für immer zu verlassen. Hat es Sie geschmerzt, Ihre Carriere aufzugeben? Ich hoffe nicht!“

„Die Veranlassung war mir unangenehm,“ gab er mit großer Offenheit zur Antwort und setzte mit Beziehung hinzu: „Ja, es schmerzte mich, den Unfall vor Ihren Augen zu erleben.“

„Ah, den Unfall auf dem Theater! Seien Sie froh darüber, es erspart Ihnen jahrelange, fruchtlose Mühe. Und wie ich höre, haben Sie Ihr schönes Talent einem anderen,

gewiß nicht minder würdigen Felde zugewandt. Sie schreiben ein Lustspiel?"

„Gewöhnlich pflegt man aus einer solchen Arbeit ein Geheimniß zu machen. Doch da ich schon erfahren, daß Sie um meine Bestrebungen wissen, so will ich dieselben vor Ihnen auch nicht in Abrede stellen."

„Was mich recht sehr freut," erwiderte sie in einem Tone voll Wärme, daß Bander sich nicht enthalten konnte, in ihr Gesicht zu sehen und fast erschrak über den seelenvollen Ausdruck ihres Auges, ein Ausdruck, den er sonst so wenig an ihr gewohnt war, ein Ausdruck, der ihm ein anderes Augenpaar so lebhaft ins Gedächtniß rief, daß er unwillkürlich seinen Blick wie zur Vergleichung über ihre ganze Gestalt hinabgleiten ließ. Ja, außerordentlich war die Aehnlichkeit, namentlich jetzt, wo das Gesicht der Tänzerin einen so lieben, gewinnenden Ausdruck angenommen hatte, wo der Ton ihrer Stimme so weich klang, fast gerade so zu Herzen gehend, als der Ton der anderen Stimme. Wenn aber auch sein Auge keinen so großen Unterschied zwischen Beiden entdecken konnte, so fühlte er doch in seinem Herzen jetzt noch ein anderes, fremdes Gefühl gegen das schöne Mädchen an seiner Seite, ein Gefühl, das ihm eine gewisse Scheu, eine Zurückhaltung auflegte, die er bei der anderen lange, lange nicht in dem Grade empfand. Tante Rosa, obgleich auch in ihrem Benehmen etwas ächt Weibliches lag, etwas Achtunggebietendes, so daß er auch ihre Hand nur mit einer gewissen Ehrfurcht zu berühren wagte, Tante Rosa erregte in ihm das Gefühl der Möglichkeit einer gegenseitigen Anziehung. Wenn er auch zu ihr aufschaute, wie zu einem schönen Sterne,

so erschien sie ihm doch wie ein leuchtendes Bild, dessen sanfte Strahlen einstens Einfluß auf sein ganzes Leben haben würden. Die Andere dagegen glänzte ihm aus unerreichbarer Ferne entgegen, in schwindelndem Laufe dahinfahrend, ein glühendes, strahlendes Meteor, das, wenn es sich seinem Kreise nahe, nur im Stande wäre, ihm Verderben zu bringen.

Während er so denkend neben ihr dahinschritt, vernahm wohl sein Ohr, daß sie von seinem Stücke sprach. Woher sie Kenntniß desselben hatte, sagte sie nicht, und so sehr er auch erstaunte über die Einzelheiten, die sie ihm mittheilte, so hielt er es doch nicht für passend, sie zu fragen. Er beantwortete überhaupt fast nur ihre Anreden, wobei er sie höchst selten anschaute, denn wenn er das that, wenn er die schwere Seide ihres Kleides, den Sammt ihres Mantels, die Federn ihres Hutes betrachtete, wenn er sich klar machte, wer neben ihm wandle, so entschwand ihm plötzlich das liebe Bild wieder, welches der Ton ihrer Stimme, ja, zuweilen der Ausdruck ihres Auges so lebendig in ihm wach gerufen, ja, so lebendig, daß er manchmal nachsinnend leicht mit dem Kopfe schüttelte, wenn er sich gestehen mußte, eine solche Aehnlichkeit zwischen zwei weiblichen Wesen sei fast undenkbar. Denn Unglück für ihn, wenn es sich anders verhielt, wenn sie, die er liebte, nur eine Phantasie war, nur ein Spiegelbild jener Andern, vielleicht diese selbst! —

Doch nein, nein, fort mit diesen thörichten Gedanken! Sie, die er liebte und die wohl dieses Gefühl in seiner Brust erkannt, hatte ihm erlaubt, ihre Hand zu ergreifen, hatte dieselbe nicht zurückgezogen, als er sie leicht an seine Lippen gebracht, ja, es hatte ihn durchzuckt, wie ein leichter, sanfter Gegendruck! — Warum sollte sie in sein Leben getreten sein,

um alsdann, wieder verschwindend, vielleicht nichts zurückzulassen als den kalten Schein, den er so oft in den Augen der Andern bemerkt? — Warum, warum? O, wir fragen so oft, warum, ohne im Stande zu sein, uns hierauf eine genügende Antwort zu geben! —

Je freundlicher die schöne Tänzerin trotz seiner spärlichen Antworten mit dem jungen Manne sprach, um so mehr und beängstigender flossen die beiden Bilder aus einander, und er konnte sich nicht enthalten, seufzend zu denken: O, wenn ich doch meinem Freunde gefolgt und fern geblieben wäre dieser wunderbaren Sirene! —

„Hier scheiden sich unsere Wege,“ sagte sie jetzt; „es freut mich, Sie gesprochen zu haben, und ich hoffe, es soll das nicht das letzte Mal gewesen sein. Denken Sie an mich wie an jemand, der gern bereit ist, Ihnen nützlich zu sein. Wohl weiß ich,“ setzte sie verbindlich lächelnd hinzu, „daß Ihr Werk sich selbst Bahn brechen wird, aber vielleicht bedarf es doch einer kleinen Hülfe, um auf diese Bahn zu gelangen, und in dem Falle seien Sie nicht zu stolz, sich meiner zu erinnern. Um mich praktisch auszudrücken, sagen Sie es mir, sobald Sie Ihr Stück dem Intendanten eingereicht haben. Wenn ich nicht viel über ihn vermag, so vermag ich vielleicht doch wenigstens seine Entschließung zu beschleunigen, und das ist immerhin etwas.“

Er dankte ihr mit beredteren Worten, als er es selbst für möglich gehalten hatte; er dankte ihr, halb, wie er der großen Künstlerin, seiner mächtigen Beschützerin gedankt haben würde, halb, wie er vielleicht in ähnlichem Falle zu Tante Rosa gesprochen hätte, und das erschien dann so warm und herzlich, daß sie ihm nicht nur freundlich zulächelte — o, mit

einem bekannten Lächeln, welches ihm fast das Herz zerriß! — sondern daß sie auch zum Abschiede ihre kleine Hand in seine Rechte legte und daß sie sie nicht kalt zurückzog, als er sie fest in seine zitternden Finger einschloß.

Sie war verschwunden, und er auf seinem Zimmer angekommen, verwirrt, betäubt, ohne sich klar bewußt zu sein, daß er die hohen und steilen Treppen bis zu seiner Dachkammer wirklich erstiegen. Es war ihm, als habe ihn ein unnennbar süßes Gefühl emporgetragen.

Vierzigstes Kapitel.

Gaetano.

Herr von Scherra war eine jener wohl geordneten, harmonischen Naturen, welche sich selbst und alles, was sie thun und treiben, in ein festes System gebracht haben, ein System, welches dazu bestimmt war, die Beschäftigung ihres Tagewerkes zu regeln. Obgleich er durch diese glückliche Eintheilung und durch die hiedurch herbeigeführte Ordnung viel Zeit gewann, so war er doch mit diesem Zeitcapital außerordentlich geizig, und wenn ihn etwas verdrießlich machen konnte, so wurde dies am leichtesten durch ein unvorhergesehenes Ereigniß bewerkstelligt, welches seine Zeiteintheilung auf irgend eine Art durchkreuzte.

Dies mochte am gestrigen Abend geschehen sein, denn als er von dem Hochzeitsfeste bei der Frau Wittwe Speiteler nach Hause zurückkehrte, reichte er seinem Diener den Hut mit einer verdrießlichen Miene, warf seinen Paletot ab und eilte an den Schreibtisch, wo er seinem Freunde, dem Grafen Lotus, mit ein paar Worten schrieb, es sei ihm unmöglich,

heute noch auszugehen. Damit sandte er seinen Diener fort und schritt dann einige Male nachdenkend im Zimmer auf und ab, ehe er sich wieder am Schreibtische niederließ, um dem Präsidenten irgend einer gelehrten Gesellschaft anzuzeigen, daß es ihm unmöglich sei, der auf morgen anberaumten Sitzung beizuwohnen.

„Wer hat da Sinn für etwas Anderes!“ rief er mit einem tiefen Seufzer aus, während er seine Feder wegwarf; „wie könnte ich zu Lotus gehen mit der Gewißheit im Herzen, daß jener Unglückliche, der wie ein finsteres Gespenst in das Leben meiner Freunde treten wird, in nächster Nähe ist, er selbst ein Freund, der Sohn eines lieberen und wertheren Freundes! — O mein Gott, wie gräßlich greift oft das unerbittliche Schicksal ins menschliche Leben ein!

„Wäre ein Irrthum möglich? Er sprach von einem Unglücklichen, der auf dem Wege der Besserung sei und nur noch die fixe Idee habe, er sei der Marchese Gaetano Fontana. Pah, man kann die fixe Idee haben, ein Kaiser oder König zu sein, aber wenn man sich einen bestimmten Namen aneignet, so muß man doch mit diesem in irgend einem Zusammenhange stehen. Wäre da ein Irrthum möglich?“ wiederholte er; „möglich, aber nicht denkbar! Jedenfalls muß ich mir morgen Aufklärung verschaffen, ich muß hinaus zu Henderkopp, ich muß den Sohn meines Freundes im Irrenhause aufsuchen —

„Und dann?

„Und wenn er es ist, wenn ich ihn in der That gefunden, ihn, von dem der Arzt gesagt, daß er auf dem besten Wege sei, das Glück der Vernunft wieder zu erhalten, wenn ich ihn hergestellt fände, wenn ich ihn, was meine Pflicht ist,

augenblicklich jenem traurigen Aufenthalte entrisse, wenn er erfährt, und das kann ein Zufall herbeiführen, daß sie, die er so heiß geliebt, sie, um die er so Unsägliches gelitten, sie, die er wahrscheinlich lange Zeit vergeblich gesucht, in seiner Nähe ist, von mir gekannt — o — o," rief er aus, „das ist ein Chaos, welches zu entwirren mehr als eine menschliche Kraft erfordert! Dabei kann ich nicht sagen," fuhr er nach einer Pause fort, während er mehrmals sein Zimmer durchmessen, „daß mir ein solcher Ausgang dieser furchtbaren Geschichte nicht vorgeschwebt hätte, wenn ich an jene Zeit dachte und wenn ich die Spur jenes Unglücklichen träumend verfolgte.

„Hätte ich doch diesen Henderkopp heute Abend für mich haben können — unmöglich! Wie kann man verlangen, daß sich jemand an seinem Hochzeitstage in Besprechungen einlassen soll, von denen ich ihm nicht einmal sagen kann, wie nahe und schmerzlich das Ziel derselben mein Herz berührt, die ich gleichgültig auffassen mußte, wie ich auch gethan!

„Arme Françoise!

„Ja, ein Wort, eine Bemerkung durch den Zufall in die Unterhaltung geschleudert, kann ihr alles entdecken, kann ihm sagen, daß sein gefährlichster Feind, den er in seiner entsetzlichen Aufgeregtheit mit grimmigem Haß verfolgt, nicht im Grabe ruht, daß er für seine Hand erreichbar ist! —

„Wenn ich auch glaube überzeugt zu sein, daß beim Eintritt des Unvermeidlichen die Vernunft des Grafen stark genug sein wird, um ihn nicht zu unüberlegten Schritten hinzureißen, so bin ich dagegen nicht überzeugt, ob diese Vernunft selbst einem so fürchterlichen Anprall wird widerstehen können.

„An wen könnte ich mich in Neapel wenden, um auf telegraphischem Wege etwas über die dort lebenden Verwandten Gaetano's zu hören und zu erfahren, in wessen Händen sich die Verwaltung seiner Güter, seines Vermögens befindet? — Doch wozu könnte es nützen, mich dort mit jemand in Verbindung zu setzen, in einem Augenblicke einer so furchtbaren Krisis jenes unglücklichen Landes, wo der heutige Besitzer nicht weiß, ob er es morgen noch sein wird, wo alle bestehenden Bande aus einander zu fallen drohen, wo mit dem Throne des Königs alle dessen Anhänger wanken und fallen!"

In diesem Augenblicke brachte der Diener eine Antwort des Grafen Lotus, worin ihm derselbe sein Bedauern aussprach, seinen Freund heute Abend nicht mehr zu sehen. ‚Für morgen Abend,' schloß das Billet, ‚wirst du hoffentlich sicher zu uns kommen, vielleicht habe ich dir bis dahin Einiges mitzutheilen; Françoise grüßt bestens.'"

Als Herr von Scherra gelesen hatte, bemerkte er aufblickend seinen alten Diener, der im Zimmer stehen geblieben war und ihn wie jemand anschaute, der noch eine Mittheilung zu machen hat.

„Gab man dir vielleicht noch einen mündlichen Auftrag, oder fragte er dich etwas?"

„Die Herrschaft nicht — aber der Kutscher traf mit mir unten an der Treppe zusammen und erkundigte sich nach dem Wege zu der Anstalt eines Dr. Henderkopp, der von Ew. Gnaden gekannt sei."

„Nun, und?"

„Zufällig kannte auch ich diesen Weg und gab ihn dem

Kutscher an; er müsse morgen früh um neun Uhr dorthin fahren, sagte er."

„Ich danke; es ist gut."

Herr von Scherra nahm seinen Spaziergang durch das Zimmer kopfschüttelnd wieder auf und sagte alsdann in verdrießlichem Tone: „Warum er auch gerade morgen dahin muß, und so früh! Mich nochmals zu einer Begleitung antragen, kann ich nicht wohl thun, und unnütz, ja, gefährlich für meine Nachforschungen wäre es, wenn ich zufällig dort mit ihm zusammenträfe. Ich muß also warten, er fährt um neun Uhr hinaus, braucht etwa zwanzig Minuten, bleibt eine Stunde dort, — rechnete er für sich nach, — also kann ich vor elf Uhr nicht hinaus. Nun in Gottes Namen, da Jahre vergangen sind, werden auch einige Stunden mehr oder weniger an dieser Sache nichts zu ändern vermögen!"

Herr von Scherra klingelte, und als der Diener eintrat, befahl er einen Wagen für den Vormittag auf elf Uhr.

Der Schlaf, welcher gewöhnlich der treue Freund des gelehrten alten Herrn war, nahm ihn in dieser Nacht nicht so bereitwillig und sanft in seine Arme, wie sonst; nur leicht überschüttete er ihn mit spärlichen Mohnkörnern und ließ ihn schwere und wilde Träume durchmachen, so daß Herr von Scherra nicht so frisch und gestärkt wie sonst erwachte. Auch trug die Erinnerung an die Erlebnisse des gestrigen Tages nicht dazu bei, ihn aufzuheitern, und so kam es denn, daß er seinen Spaziergang durch das Zimmer von gestern mit ernster und kummervoller Miene da wieder aufnahm, wo er ihn gestern beendigt. Spät war es auch geworden, und nachdem er in der bewußten Angelegenheit noch Hunderterlei für und wider so erschöpfend als möglich erwogen, ohne zu einem

Resultate zu gelangen, setzte er sich an seinen Schreibtisch und suchte Tagebücher hervor aus der Zeit jenes neapolitanischen Aufenthaltes, so wie Briefe von der Marchesa Fontana.

Der Bediente des Herrn von Scherra war ausgegangen, um nach dem bestellten Wagen zu schauen und Sorge dafür zu tragen, daß derselbe nicht später als zur befohlenen Stunde käme.

Ins Lesen jener Briefe vertieft, überhörte der alte Herr ein Klopfen an seiner Thür, und rief erst gegen seine Gewohnheit: „Herein!“ als sich dieses Klopfen stärker wiederholte.

Nachdem das Wort seinem Munde entfahren, bereute er es auch, denn er liebte es nicht, in seinen Arbeiten gestört zu werden, sah überhaupt nicht gern Fremde, die ihm nicht vorher angemeldet waren und denen er nicht eine Stunde bestimmt hatte.

Als sich nun die Thür öffnete, blickte er von den Briefen, in denen er las, kaum auf und murmelte, etwas seitwärts blickend, in verdrießlichem Tone: „Bedaure, außerordentlich beschäftigt zu sein und bitte, sich mit einem Anliegen —“ Dabei hatte er den Kopf langsam ganz herumgewandt und sah sich durch den eigenthümlichen Anblick des Mannes, der in sein Zimmer getreten war, veranlaßt, nicht nur seine Rede zu unterbrechen, sondern sich auch mit überraschtem Gesichtsausdrucke langsam von seinem Sitze zu erheben.

Wenn Herr von Scherra auch keine Furcht kannte, so war doch die Erscheinung so sonderbarer Art, daß er nach dem Aufstehen unwillkürlich seinen Stuhl zwischen sich und den Fremden brachte.

Dem freundlichen Leser, der unserer wahrhaftigen Ge-

schichte aufmerksam gefolgt ist, brauchen wir wohl nicht zu sagen, wer der Mann mit dem starken Haar und Barte war, doch wird es ihm nicht außerordentlich erscheinen, daß Herr von Scherra mit Erstaunen, ja, mit einigem Schrecken auf diese sonderbare Erscheinung blickte. Wenn ihm auch gerade nicht die Geschichten von einzelnen älteren Herren in den Sinn kamen, die in ihrer Wohnung unvermuthet überfallen und umgebracht worden waren, so war es doch wahrscheinlich, daß er einer Zudringlichkeit anderer Art nicht entgehen werde, und während er in seinem Innern bitter auf die Nachlässigkeit seines Bedienten schalt, daß dieser die äußere Thür seiner Wohnung nicht geschlossen, versenkte er seine rechte Hand langsam in die Tasche seines Beinkleides, um einer Forderung, die, wie er nicht anders erwartete, an ihn gestellt werden würde, so schnell als möglich nachkommen zu können.

Der Fremde hatte sich unterdessen mit der Verbeugung und dem Benehmen eines anständigen Mannes ihm genähert und richtete ohne etwas zu sprechen sein dunkles, blitzendes Auge fest auf den alten Herrn; er that das mit einem so unverkennbar fragenden Ausdrucke, daß Herr von Scherra, ihn ebenfalls fest anschauend, in allen Winkeln seines großen Gedächtnisses herumsuchte, um die Beantwortung der stummen Frage zu finden, die offenbar heißen sollte: Erinnere dich, du hast mich schon irgendwo gesehen.

Aber es tauchte kein Gesicht vor seinem inneren Auge auf, das er mit diesem in Einklang hätte bringen können; es war eine südliche Physiognomie, und der große Reisende fuhr schneller als der Telegraph durch Syrien, Aegypten nach Indien, ja, schwang sich von dort nach Süd-Amerika hinüber,

ohne daß ihm ein Bild erschienen wäre, welches auf diese Erscheinung gepaßt hätte.

Er verneigte sich deßhalb auf höfliche Art und sagte in einem ziemlich kühlen Tone: „Wenn ich vielleicht schon das Vergnügen gehabt habe, Sie, mein Herr, irgendwo zu sehen, so muß ich freundlich bitten, meinem Gedächtnisse nachhelfen zu wollen — dem Gedächtnisse eines alten Mannes."

Worauf der Fremde mit einem ausdrucksvollen Blicke im reinsten Italienisch zur Antwort gab: „Der aber unverändert gerade noch so vor mir steht, wie ich ihn vor nicht vielen Jahren zum letzten Male sah."

„Ihrer Sprache nach scheint das in Italien gewesen zu sein," entgegnete Herr von Scherra mit erhöhter Aufmerksamkeit, denn er war offenbar betroffen von dem Tone dieser Stimme, vielleicht weil derselbe so weich und wohlklingend war, vielleicht aber auch, weil er mit einem bekannten Klange an sein Ohr schlug. Das Letztere mußte offenbar der Fall sein, denn Herr von Scherra trat neben seinem Stuhle hervor, näherte sich dem Eingetretenen einen Schritt und blickte ihn forschend, wie bisher, an, ja, er schien gespannt auf die Beantwortung seiner Frage.

„Allerdings, in Italien," sagte der Fremde.

„In Neapel?"

„In Neapel."

„In der Stadt selbst oder —?"

„Auf dem Landsitze der Marchesa Fontana," sprach der Fremde mit bebender Stimme, wobei er dem alten Herrn seine beiden Hände entgegenstreckte, dieselben aber, als dieser einen Augenblick zauderte, sie zu ergreifen, zusammenlegte und mit schmerzlichem Tone ausrief: „O, ich muß mich sehr

verändert haben! So finden Sie denn in meinen zerstörten Zügen keine Spur mehr von Gaetano?"

„Ah, Gaetano — — Gaetano!"

Dieser Ausruf klang wie ein Schrei der Freude und wiederholte sich zum zweiten Male mit dem Ausdrucke des Schreckens.

Wie trat Gaetano vor ihn hin — als ein dem Irrenhause Entsprungener? Freigelassen konnte er wohl nicht sein, denn das würde Henderkopp, mit dem Herr von Scherra gestern jene flüchtige Unterhaltung über den Unglücklichen hatte, nicht verschwiegen haben; ja, er mußte entflohen sein! Sein flammendes Auge sprach dafür, das lange Haar, der wirre Bart, der ängstliche, ja, scheue Blick, mit dem er die Mienen des alten Herrn bewachte.

Diese Mienen drückten aber auch eben so viel Schrecken als Freude aus, und erst nachdem er sich gesammelt, trat er näher an den Fremden hin und vermochte es über sich, ihm die Hand zu reichen, während er fragte: „Und es ist in der That Gaetano, mein armer, unglücklicher Freund Gaetano?"

„Er ist es," entgegnete dieser mit dem Ausdrucke tiefen Schmerzes, „und um so ärmer, um so unglücklicher, da er aus den Worten seines alten Freundes entnimmt, dieser habe Kenntniß gehabt von seinem entsetzlichen Schicksale und doch nichts gethan, um ihn zu retten — ihn, den Sohn Ihres Freundes, und selbst ein Freund, wie Sie ihm oft gesagt!" —

„Wenn ich Kenntniß hatte von dem Aufenthalte Gaetano's hier in der Nähe," erwiderte der alte Herr in geflügelter Hast, „so erhielt ich diese erst gestern Abend durch einen Zufall auf dem Hochzeitsfeste des Dr. Henderkopp."

„Ah ja, er feierte gestern seine Hochzeit."

„Und noch in dieser Stunde wollte ich hinausfahren — im Augenblick wird der Wagen kommen — um mich nach dem traurigen Schicksale eines jungen Mannes zu erkundigen, der mir sehr am Herzen liegt und der, wie Dr. Henderkopp sagte, der Marchese Gaetano Fontana zu sein vorgebe.“

„Und wenn ich, der hier vor Ihnen steht,“ erwiderte der Andere in ruhigem Tone seiner tiefen, wohlklingenden Stimme, „den Beweis zu führen vermag, daß ich wirklich Gaetano Fontana bin, werden Sie mir dann glauben? Wenn ich Ihnen sage, daß diese fixe Idee nur in dem Kopfe jenes Mannes liegt, der an mir unverantwortlich gehandelt, der mich auf Antrieb habgieriger Verwandten in jahrelanger Gefangenschaft hielt, der mich quälte und marterte, wenn ich fest vor ihn hintrat und ihn zur Verantwortung ziehen wollte, wenn ich ihn fragte, wie er mich, einen vollkommen gesunden und geistesklaren Menschen, unter dem Vorwande des Wahnsinns in Gewahrsam halten könne?“

„O mein Gott,“ rief entsetzt Herr von Scherra, „so läge hier wieder einer jener Fälle vor, die wir so leicht geneigt sind, für Fabeln zu halten! — Aber wenn dem so ist, wie kamen Sie in jene Anstalt?“

„In Ihrer Frage,“ erwiderte der Marchese, „klingt immer noch ein mir nicht unbegreifliches Mißtrauen. Wie ich aber dahin kam, das sollte Ihnen, der meine Vergangenheit kennt, doch nicht so gar schwer sein, zu verstehen. Sie wissen, was ich verlor, Sie wissen, was ich gelitten, trotzdem ich damals immer noch hoffte, sie wieder zu finden. Wie sich aber meine Leiden steigerten, als ich trotz unermüdlichen Suchens — und ich suchte mit der Unverdrossenheit der Liebe und zugleich mit

der Gründlichkeit des Hasses — keine Spur von ihr fand, das vermag ich nicht mit Worten auszudrücken, das vermöchte auch kein Anderer zu fassen; vielleicht," setzte er traurig lächelnd hinzu, „ist das, was ich litt, aus dem entsetzlichen Resultate meines Suchens und Forschens einigermaßen zu erkennen: es bestand in einer furchtbaren, nervenzerstörenden Krankheit, die mich befiel und die in ihren Nachwirkungen mein Denkvermögen allerdings so geschwächt hatte, daß ich damals wohl für einen Wahnsinnigen gelten konnte. — Doch lassen Sie mich das in seinen Einzelheiten nicht einem Fremden erzählen, — und der sind Sie mir, ich sehe das an dem immer noch zweifelhaften Ausdrucke Ihres Auges, — so lange Sie mir nicht erlaubt, Ihnen den Beweis über die Richtigkeit meiner Person zu führen. Aber das kann ich nicht mit Documenten belegen, diesen Beweis kann ich Ihnen nur führen in der Sprache meines Herzens, wenn ich dem Freunde zurückführen darf jene unglückliche Zeit in Neapel, wenn er mir erlaubt, ihm an sich geringfügige Dinge zu berichten, die ihm aber außer allem Zweifel stellen müssen, wer ich bin. Doch das vermag ich nur einem Freunde," setzte er mit umflortem Blicke hinzu, „und noch stehe ich als ein Fremder vor Ihnen."

Abermals streckte er seine beiden Hände aus, und jetzt ergriff sie der alte Herr zitternd, hastig; er zog den jungen Mann an sich, er machte dann seine Rechte los und strich ihm das dichte Haar weit zurück aus der Stirn, er versenkte den Blick in seine Augen, wobei seine Lippen zuckten und lange suchten, ehe sie Worte fanden zu dem herzlichen Ausrufe der Rührung und Freude: „O Gaetano, o Sohn

meines lieben Freundes, mir so theuer wie ein eigener Sohn, ja du bist es, du bist es!"

Er riß ihn stürmisch an seine Brust, und mit den herabstürzenden Thränen des jungen Mannes mischten sich seine eigenen, die reichlich flossen in langer, inniger Umarmung, und die sich immer wieder erneuerten, so oft der alte Herr das Gesicht erhob, um die wohlbekannten, lieben Züge aufs neue wieder zu studiren und in ihnen das Bild des Verlorengegangenen und Langvermißten endlich wiederzufinden.

Als Herr von Scherra nun aufs innigste überzeugt war, daß es Gaetano, der Sohn seines Freundes war, dessen Hände er drückte, dessen Haar er berührte, den er mit einem Aufschluchzen der Rührung in seine Arme schloß, und als ihm dieser zwischen diesen Freundschaftsbezeigungen in abgerissenen Worten und doch so überzeugend Einzelheiten seines früheren Lebens mitgetheilt, ihm Dinge in Erinnerung gebracht, welche nur sie Beide allein wissen konnten, ihm Worte wiederholt, welche sie zusammen gewechselt, ihm das Zimmer mit allen Kleinigkeiten beschrieben, wo Herr von Scherra in Gaetano's väterlichem Hause gewohnt, da leuchtete es immer freudiger und glücklicher auf in dem Auge des alten Herrn, und nachdem er seinen Gast zu einem Lehnstuhle geführt und ihn durch Auflegung beider Hände auf die Schultern fast mit Gewalt hineingedrückt, ging er händereibend und mit so glückseliger Miene und in so raschen Bewegungen durch das Zimmer, daß man jeden Augenblick hätte erwarten können, der alte Herr hebe seine Füße in immer rascherem Tempo, und es werde ein förmlicher Freudentanz daraus.

Jetzt aber blieb er auf einmal stehen, legte die Hand an die Stirn, und als er sich hierauf rasch gegen Gaetano

umwandte, hatte sein Gesicht einen ernsten, kummervollen Ausdruck angenommen.

„Ich Thor," sagte er, langsam auf seinen Freund zuschreitend, „ich Thor, der ich mich gleich einem jungen Menschen von einem Augenblicke des Glücks hinreißen ließ und darob vergaß, wie sehr unser Leben aus Licht und Schatten gemischt ist, und nicht einmal zu gleichen Theilen, viel mehr Schatten, o, viel mehr! Und ich sehe mächtig schwarze über uns hereinbrechen, nachdem eben erst das Licht der Freude unsere Augen erleuchtet! — O, das ist schrecklich!" schloß er mit einem tiefen Seufzer.

Gaetano hatte der plötzlichen Aenderung in den Mienen seines Freundes einen kurzen Moment verwundert zugeschaut, dann aber schien er völlig bewußt in dessen Ideengang einzulenken, worauf er mit dem Kopfe nickte und langsam sagte: „Ich weiß alles!"

„Was wissen Sie?" fragte erschrocken Herr von Scherra.

„Alles; daß sie, die ich gesucht, hier in unserer Nähe weilt, daß Francesca die Frau eines Andern ist, und wohl glücklich verheirathet."

„O mein Gott!"

„Ist sie nicht glücklich verheirathet?" fragte hastig Gaetano.

Herr von Scherra hätte um alles in der Welt diese Frage nicht bejahen wollen; er umging diese Frage, indem er hastig ausrief: „Was wissen Sie von Françoise? Um des Himmels willen, haben Sie sie gesehen, weiß sie von Ihnen?"

„O nein," versetzte Gaetano mit Bitterkeit lächelnd, „wie

sollte ich dazu kommen, mir das Recht zu nehmen, die Gräfin Lotus aufzusuchen?"

„Aber Sie wissen ihren Namen?" —

„O, ich weiß noch mehr, und nach dem, was ich weiß, kann ich mir wohl denken, daß ich ihr keine willkommene Erscheinung sein würde."

„Es sind Jahre seit jener Zeit dahin gegangen," erwiderte tief aufseufzend der alte Herr mit leiser Stimme, als spräche er zu sich selber.

„Ja, Jahre des Glücks!" rief Gaetano mit einem flammenden Blicke, während er die linke Hand gen Himmel erhob; „und Jahre der Verzweiflung!" setzte er hinzu, während er die Rechte auf sein Herz drückte.

„Gaetano, mein Freund," sprach bewegt Herr von Scherra, „mein Sohn, möchte ich noch lieber sagen, — lassen Sie die schrecklichen Erinnerungen an vergangene Zeiten in Ihrer Brust schlummern, rufen Sie nicht hervor jene Bilder des Glücks und des Leidens, kämpfen Sie nieder alle Empfindungen, alle Wünsche und Hoffnungen, suchen Sie Ihr Herz zu beruhigen, denn was Sie hören werden und hören müssen, dazu bedarf es eines ruhigen Herzens und kalten Blutes."

„Um Beides zu haben," gab der Andere mit leidenschaftsloser Stimme zur Antwort, „machte ich eine gute Schule durch. Dr. Henderkopp, der beständig fand, daß meine Nerven zu erregt seien, daß mein Blut zu heiß wallte, goß kaltes Wasser darauf, ja, kaltes Wasser genug, und nicht nur figürlich gesprochen; auch hatte er ein prächtiges Mittel, um allzu üppige Bilder meiner Phantasie zu verwischen und unklar zu machen — die dunkle Zelle."

„Armer Gaetano!“

„Es war eine harte Schule, aber ich lernte in ihr so vortrefflich, daß ich heute Morgen kaum mit einer Wimper zuckte, als ich plötzlich erfuhr, Francesca, welche ich durch halb Europa gesucht, sei hier —“

„Durch wen erfuhren Sie das?“

„Lebe hier glücklich auf den Höhen des Lebens, während ich in der Tiefe des menschlichen Daseins, in der finstern, kalten Todzelle saß —“

„Gaetano, wer sprach Ihnen davon?“

„Sie sei verheirathet,“ fuhr er mit einer abwehrenden Handbewegung fort, „aber ihr Gemahl, ein vornehmer Herr, sei nicht glücklich; ihn ängstigen böse Träume in schlaflosen Nächten, seine Nerven sind aufgeregt, seine Gedanken verwirren sich zuweilen, er hat Visionen, er fühlt irgend ein unglückliches Ereigniß wie ein Gespenst um sich herschleichen, die unerbittliche Hand eines finstern Schicksals nach sich greifen, ja, er glaubt den kalten Finger desselben zu fühlen, wie er im Begriff ist, ihn zu fassen, er fürchtet, ein Todtgesagter, ein Begrabener werde wieder auferstehen und sich drohend vor ihm sehen lassen — ja, er fürchtet, Gaetano lebe noch. Gaetano werde vor ihm erscheinen, um das Herz jener Frau zurück zu verlangen, die jener nicht glücklich machen konnte, die aber meiner in Liebe gedenkt.“

Er hatte die Sätze mit steigender Heftigkeit gesprochen, und während er die letzten Worte in hastiger Erregung ausstieß, war er aufgesprungen, und als er nun seine Rechte wie beschwörend gen Himmel hob, setzte er mit flammendem Auge hinzu: „ja, sie hat mich nicht vergessen, sie liebt mich noch, ich muß sie wiedersehen!“ —

Herr von Scherra hatte bei diesem Ausbruche der Leidenschaft seine Hände gefaltet und ein tiefer Seufzer entrang sich seiner Brust. Dann sagte er kopfschüttelnd: „Bei alle dem scheint mir, Gaetano, die harte Schule, von der Sie eben sprachen, ist doch nicht im Stande gewesen, Ihr wildes Blut abzukühlen. Sie wissen also, wie die Verhältnisse hier stehen. Ich gebe Ihnen zu, es ist vieles davon gerade so, wie Sie sagten, — nun gut, glauben Sie denn, daß es möglich sei, diese eigenthümlichen, verwickelten Verhältnisse mit einem geraden, gewaltigen Schritte zu durchkreuzen?"

„Nein, das glaube ich nicht," erwiderte Gaetano nach einer längeren Pause, während welcher er an das Fenster getreten war und an den Himmel hinaufgeschaut hatte, „aber ich darf Sie wohl dagegen fragen, finden Sie es unbegreiflich, wenn mein lange zurückgedrängtes Gefühl auf Augenblicke alle Bande sprengt und sich, wie hier dem Freunde gegenüber, zu äußern wagt? Lassen Sie mich meine Aeußerung von vorhin wiederholen und glauben Sie mir, ich habe schwere Lehrjahre durchgemacht und in ihnen gelernt, ruhig zu scheinen, wenn auch das empörte Blut das Herz zu überfluten droht. Ich hoffe," setzte er in ruhigem, kaltem Tone hinzu, „Ihnen davon Beweise geben zu können."

„Ich glaube Ihnen, Gaetano, aber geben Sie mir vor allen Dingen Beweise Ihres Vertrauens, indem Sie mir sagen, wer Ihnen die Mittheilung über Françoise's Leben gemacht."

„Das ist eine eigenthümliche Geschichte," versetzte Gaetano mit einem Anflug von Heiterkeit in seinen Mienen, „ich werde es Ihnen erzählen, aber thun Sie mir den Gefallen, verehrter Freund, und setzen Sie sich mir gegenüber nieder.

Ich bleibe ruhiger, als wenn ich auf- und abgehe und nach der leidigen Gewohnheit des Neapolitaners meinen Bericht durch Pantomimen illustrire und ergänze. Zu gleicher Zeit werden Sie auch erfahren, wie ich, der angeblich Wahnsinnige, mich selbst aus der Irren-Anstalt entließ und hier vor Ihnen als ein passabel vernünftiger Mensch sitze."

Das Rollen eines Wagens auf dem Pflaster veranlaßte Herrn von Scherra, an die Thür zu eilen, wo er seinem Bedienten die strenge Weisung ertheilte, niemand, wer es auch sei, herein zu lassen. Gütiger Gott, sprach er zu sich selber, dieser arme unglückliche Graf könnte die Idee haben, mich nach seiner Consultation mit dem Doctor sprechen zu wollen! — „Ehe ich mich aber zu Ihnen niedersetze," wandte er sich an Gaetano, „muß ich eine Frage an Sie richten, die ich schon lange hätte thun sollen: Haben Sie, ein Entflohener, wie Sie selbst sagen, nicht den Wunsch nach einem soliden Frühstück oder dergleichen? Wenn man französischen Abschied nimmt, hat man gewöhnlich nicht Zeit, vorher an solche Sachen zu denken."

„Was meinen Abschied anbelangt," gab Gaetano lächelnd zur Antwort, „so war er, obgleich erzwungen, doch freiwillig, und ich hatte Gelegenheit, wenn ich mich auch auf heimliche Weise entfernte, dies doch öffentlich vor aller Augen thun zu können, so daß ich mich deßhalb auch nicht zu scheuen brauchte, vorher so viel zu frühstücken, als dies mein allerdings etwas aufgeregter Gemüthszustand erlaubte. Ich spreche vielleicht in Räthseln, doch werde ich diese Ihnen leichter zu lösen im Stande sein, als es wohl mit dem großen Räthsel meines Lebens wird geschehen können. Für einen andern Genuß aber, den Sie mir verschaffen können und den ich

lange entbehrt, würde ich Ihnen zu großem Danke verpflichtet sein, für den Genuß einer guten Cigarre. Es ist dies auch zugleich ein Ableiter für meine Heftigkeit, wenn sich diese im Verlauf meiner Erzählung wieder bei mir einstellen sollte — Sie rauchen ja selbst wohl auch?"

„Sehr wenig, aber für Freunde bin ich immer mit dem Nöthigen versehen und freue mich jetzt doppelt darüber. Darf ich Ihnen etwas geben, was Sie an die Heimat erinnert?"

Der alte Herr war bei diesen Worten aufgestanden und brachte von einem Nebentischchen ein Kistchen, in dem sich ziemlich lange, dünne und sehr dunkel gefärbte Cigarren befanden. „Nehmen Sie davon," sagte er alsdann, „sie ist nicht schlecht, eine Cavour."

„Cavour? Welch' eigenthümlicher Name, was ist das, Cavour?"

Auf diese Frage blickte Herr von Scherra seinen Gast mit großem Erstaunen an. „Sie wissen nicht, wer Cavour ist?"

„Ich höre diesen Namen heute zum ersten Male."

„Ah, mein Gott, ja!" rief Herr von Scherra sich besinnend. „Zeitungen ließ Dr. Henderkopp in seiner Anstalt wohl nicht zu?"

„Wenigstens keine politischen Blätter, indem er fürchtete, ein allzu reges Interesse, das man an den Zeitverhältnissen nehme, könne der Heilung schaden."

„Er hat nicht ganz Unrecht, aber es ist eigentlich ein schrecklicher Gedanke."

„Was denn?"

„Nun, daß Sie Jahre lang in einer solchen Zurück-

gezogenheit gelebt und von den Ereignissen, welche die Welt umzuwälzen drohen, nichts gehört haben."

„Ereignisse so wichtiger Art? Wo denn? O, erzählen Sie mir das."

„Nein, nein," rief abwehrend Herr von Scherra, „damit will ich Ihren Kopf jetzt nicht anfüllen und verwirren, davon später. Zuerst sind Sie mir Ihre Mittheilung schuldig, die für mich wichtiger ist als alle Umwälzungen der ganzen Welt."

„Richtig, ich erzählte Ihnen noch nicht, auf welche Art ich Dr. Henderkopp und seine Anstalt verließ. O, es ist das eine Geschichte, welche komisch genannt werden könnte, wenn sie für mich nicht von so ernsten und wichtigen Folgen wäre!"

„Ja, ja, ich bin begierig darauf, das zu hören, aber vor allen Dingen möchte ich wissen, auf welche Art und Weise Sie Kenntniß von Françoise erhielten, von deren Gatten und ihrer Stellung in der Welt."

„So hören Sie denn, wie sich Eines ganz naturgemäß aus dem Andern ergab." — Und nun erzählte Gaetano seinem Freunde die Erlebnisse des gestrigen Abends und des heutigen Morgens, und als er mit seiner Erzählung geendigt, schloß er mit den Worten: „Und nun sagen Sie selbst, ob es nicht ein Wink des Himmels ist, der mir gerade diesen Mann entgegengeführt, ob ich nicht dadurch zu dem Glauben berechtigt bin, daß das Schicksal aufhören wolle, mich zu verfolgen, daß ich in nicht zu ferner Zeit in einen ruhigen, friedlichen Hafen einlaufen werde?" —

Der alte Herr war aufgestanden und durchmaß wieder das Zimmer nach allen Richtungen, wobei man an seinen

Geberden, die er durch lebhafte Handbewegungen verstärkte, deutlich sah, wie sehr ihn das eben Gehörte beschäftige.

Auf die Frage Gaetano's blieb er mit einem plötzlichen Halt vor diesem stehen und sagte, indem er die Rechte gegen ihn schüttelte: „Ja, Ruhe und Frieden werden Sie finden, mein armer Freund, wenn Sie es vermögen, die Erinnerung an vergangene Dinge gänzlich zu verwischen und ein neues Leben zu beginnen — nur in dem Sinne, gewiß, mein theurer Gaetano, nur in dem Sinne! — Francesca und Françoise sind zwei ganz verschiedene Personen; jene wird dem verstorbenen Freunde eine Thräne der Erinnerung gewiß nicht versagen, diese aber niemals den früheren Geliebten wieder erkennen. Nicht nur die Jahre allein, welche zwischen jenen Tagen und heute liegen, haben das Band zerrissen, sondern die Pflicht des Weibes gegen ihren Gatten steht drohend zwischen Euch und spricht ihr unerbittliches: Scheidet! — Mag es Ihr Herz zerreißen, Gaetano, wenn ich Ihnen sage, Françoise wird dieser Pflicht gehorsam sein, ich muß es thun, ich muß durch diese ausgesprochene Gewißheit Ihnen jede Hoffnung ein- für allemal benehmen."

Gaetano hatte seinen Kopf in beide Hände versenkt, und als er wieder aufblickte, sagte er mit einem schmerzlichen Lächeln: „Aus Ihnen spricht der Freund jenes Mannes, aus Ihnen spricht der kalte Norden! Freund Scherra in Neapel dachte anders."

„Ich weiß nicht, ob der jüngere Scherra damals anders dachte," gab er mit einem leichten Anflug von Humor zur Antwort; „und wenn dem so wäre, so müßte ich Ihnen vielleicht erwidern: ländlich, sittlich! Aber im vorliegenden Falle

kann und muß ich Ihnen alles Ernstes versichern: Françoise ist eine Deutsche, und eine der besten und edelsten."

„Weiß ich das nicht?" versetzte der junge Mann mit dumpfer Stimme, „suchte ich sie deßhalb nicht vor allen Andern auf und liebte sie — bis zum Wahnsinn? Ich habe wahrlich das Recht, so zu sprechen," setzte er mit einem furchtbaren Lächeln hinzu.

Herr von Scherra trat nahe an ihn heran und legte ihm seine Hand aufs Haupt. „Da Sie sie kannten," sagte er mit großer Wärme, „und sie so unendlich liebten, so kann und muß Ihnen auch die Ruhe des armen Weibes, das nicht weniger gelitten als Sie, heilig sein."

„O," fuhr Gaetano mit bitterem Ausrufe in die Höhe, „ihre Leiden waren in der That zu ertragen! Sie vergaß mich in den Armen eines Andern, während ich in unerschütterlicher Treue nur an sie dachte. Sie lebte in Pracht und Ueberfluß, während ich im Elende war und manche Tage und Nächte in Qual und Marter zubringen mußte. Und doch," fuhr er mit einem schmerzlichen Ausdruck in der Stimme fort, „sollen Sie sich in mir nicht getäuscht haben. Francesca's Ruhe soll mir heilig sein, aber sehen will ich sie noch einmal, sie sehen und sprechen, und wenn Sie mir Ihre Hülfe dazu nicht leihen wollen, so werde ich nicht anders können, als dem Grafen Lotus unter der Maske des Dr. Henderkopp einen Besuch zu machen."

„Den Teufel auch!" rief halb entrüstet, halb ängstlich der alte Herr, „dazu wären Sie vielleicht im Stande! Aber glauben Sie, daß ich so etwas dulden würde? Nicht aus den Augen werde ich Sie lassen, nehmen Sie sich in Acht! Es

könnte Ihnen bei einem solchen Besuche Schlimmeres begegnen, als Sie sich denken."

„Der Graf war so freundlich," fuhr Gaetano mit großer Ruhe fort, „mich darüber nicht im Unklaren zu lassen, wie sehr ihm meine Person verhaßt ist, und bei Gott, Offenheit um Offenheit, — ich halte es für billig, daß auch er durch meinen Mund erfährt, wie wenig ich ihn liebe."

„Um die Stellung dieser armen Frau unmöglich zu machen?"

„Ich biete ihr eine andere," rief der junge Mann heftig, „indem ich mein Eigenthum fordere, denn Francesca ist mein vor Gott und Menschen! Uns verknüpfen die heiligsten Bande."

„Aufgeregt, wie Sie sind, Gaetano, kann, darf und will ich dieses Gespräch mit Ihnen jetzt nicht fortsetzen; lassen Sie uns Dinge bereden, die uns für heute näher liegen und wichtiger sind. Sie sind allerdings Ihrem furchtbaren Gefängniß entronnen, und meine Sorge soll es sein, darüber ernstlich mit Dr. Henderkopp zu verkehren, in Ihrem Interesse, so wie in dem der Zurückgebliebenen; gut, das überlassen Sie mir. In erster Linie aber muß für Sie gesorgt werden, Sie müssen auch dem Aeußern nach Ihrem Stande gemäß nach Neapel zurückkehren, wohin es Sie doch gewiß drängt, um dort Ihre Angelegenheiten zu ordnen, die mir nach Andeutungen in keiner guten Lage zu sein scheinen."

„Das ist allerdings mein Wunsch, aber in zweiter Linie; in erster muß ich erst hier ins Reine kommen. Bei Gott, ich will nicht jahrelang gelitten haben, wie ein Hund, um nach Neapel zurückzukehren, dort nach San Antonio zu pilgern, um in Jammer und Thränen auf der Schwelle ihres Landhauses niedersitzend mein Haupt mit Asche zu bestreuen!

Ich will Francesca sehen und sprechen, um von dieser Unterredung meine weiteren Schritte abhängig zu machen. Könnten Sie," fuhr er mit weicher Stimme fort, „der treue Freund meines Hauses, ja, mein eigener, dem ich vor jenem furchtbaren Abend mein Herz öffnete und den ich erkennen ließ, wie treu und ehrlich ich es mit Francesca meinte, — könnten Sie wirklich so grausam sein und mir mit kalter Ruhe den Rath geben, sie zu verlassen, ehe ich ihr gesagt, was ich um sie gelitten, daß ich sie nie vergessen, daß ich sie heute noch eben so heiß und innig liebe, wie damals?"

„Was soll ich Ihnen zur Antwort geben?" sagte Herr von Scherra, indem er seine Hände zusammenschlug und darauf seine Finger krampfhaft in einander faltete. „Fühlen Sie denn nicht, daß auch mein Herz schmerzerfüllt ist und zerrissen, wie das Ihrige, daß ich, der ich Sie liebe, der ich über Ihr Wiederfinden glücklich bin wie ein Vater, dem man einen verlorenen Sohn zurückgebracht, mich nur mit Gewalt würde zurückhalten können, um ihr, die mir so unendlich theuer ist, nicht mit einem Ausrufe der Freude zu verrathen, was sie nimmer erfahren sollte?"

„Weil sie mich noch liebt!" rief der junge Mann mit funkelndem Auge. „O, ich habe diese süße Gewißheit heute Morgen aus den Klagen jenes Mannes vernommen, ich höre sie jetzt aus Ihren Worten in mein Herz tönen, in mein Herz, das dieselben Worte im Wiederhall jauchzend zurückgibt!" —

„Wollen Sie mich um meinen Verstand bringen?" rief der alte Herr in fast komischer Verzweiflung. „Wollen Sie mir eine unheilvolle Gewißheit aufdrängen, die ich mir nicht aufdrängen lassen will? Wollen Sie die Freude des Wieder-

sehens dadurch verbittern, nein, gänzlich zerstören, daß Sie in Verhältnisse hineinfahren, die, an sich schon verwickelt und traurig genug, durch Ihre Erscheinung aber unglücklich und unerträglich werden müssen? Gaetano, mein Freund, seien Sie verständig, seien Sie ein Mann! Zeigen Sie, daß Sie in der allerdings harten Schule des Lebens etwas gelernt haben, und vor allen Dingen vertrauen Sie meiner Freundschaft," setzte er mit überströmendem Gefühle hinzu, indem er dem jungen Manne beide Hände reichte, „und seien Sie überzeugt, daß ich gegenüber der unglücklichen Frau für Sie thun werde, was in meinen Kräften steht, — das heißt, was mir mein Gewissen erlaubt." —

Gaetano riß den alten Herrn nach diesen Worten stürmisch in seine Arme, und als er gleich darauf eben so hastig von ihm wegging, trat er ans Fenster, um seine feuchten Augen zu verbergen. „Ja, eine unglückliche Frau," murmelte er mit kaum vernehmlicher Stimme; „aber sie liebt mich, sie liebt mich immer noch, und da ich sie auch liebe, können wir vielleicht doch noch glücklich werden!" —

„Wollen Sie jetzt vernünftig mit mir über Ihre Gegenwart reden?" fragte Herr von Scherra nun in beinahe ärgerlichem Tone.

„So vernünftig, als es mir in meiner Lage möglich ist, meinetwegen sogar recht prosaisch."

„Gott sei Dank, wenn wir dazu kommen! Wie ich Ihrem Aeußern ansehe," meinte der alte Herr, nachdem er ihn von oben bis unten aufmerksam betrachtet, „hat Dr. Henderkopp auch was Ihren Anzug anbelangt, Ihrer fixen Idee durchaus nicht gehuldigt."

„Gewiß," erwiderte Gaetano lächelnd; „er mochte mich nicht mehr scheinen lassen, als wofür er mich hielt."

„Und daß das geändert wird, dafür werde ich sogleich Sorge tragen," entgegnete Herr von Scherra. „Der Wagen, der schon lange drunten auf mich wartet, soll mich zu einem berühmten Kleiderkünstler führen, einem Manne, der auch alles sonst dazu Gehörige zu beschaffen versteht."

„Und soll ich Sie begleiten?"

„Im Gegentheil, ich bitte sehr, daß Sie hier bleiben; damit Sie aber keine Langeweile haben und auch Ihren gefährlichen Phantasieen nicht allzu sehr nachhangen, will ich ein genügendes Material an Büchern, Broschüren und Zeitschriften um Sie herum anhäufen, woraus Sie mit Erstaunen sehen werden, was sich in der Welt begibt, furchtbare Dinge, die gerade Ihre Heimat betreffen, und woraus Sie denn auch lernen werden, warum man die Cigarre, die ich Ihnen vorhin gegeben und die Sie in Ihrer Exaltation schon lange bei Seite geworfen, ‚Cavour' zu nennen beliebt. O, es ist das eine merkwürdige Geschichte," fuhr er wie mit sich selbst sprechend fort, und als er darauf in sein Nebenzimmer ging, um Bücher und Zeitungen herbeizuholen, dachte er bei sich: wenn das nicht seinem Sinne eine vollkommen andere Richtung gibt, so sieht es traurig bei ihm aus. Doch nein, nein, ich kenne Gaetano's gutes und edles Herz und baue darauf, er wird dem Vaterlande seine Liebe zuwenden! —

Darauf hatte Herr von Scherra seine kurze Toilette beendigt, und als der Wagen unten mit ihm davon rollte, saß Gaetano droben im Zimmer bereits vertieft in das Lesen der ihm übergebenen Schriften, die von Zeile zu Zeile sein Interesse so in Anspruch nahmen, daß er, den Kopf in die

Hand gestützt, da saß, die Finger in sein dichtes Haar vergrabend, rastlos seine Augen über die Buchstaben jagen ließ, stundenlang, ohne aufzublicken, — äußerlich ruhig, aber im Innern gewaltsam bewegt von den Wogen der Weltgeschichte, die mit einem Male brausend und tobend gegen die einsame Insel brandeten, wo er jahrelang müßig geruht, scheinbar von spiegelglatter See umgeben.

Einundvierzigstes Kapitel.

Moses Goldstein's dunkle Stunde.

Das gelbe Zimmer der Frau Wittwe Speiteler ward nicht nur benutzt bei festlichen, freudigen Veranlassungen, sondern auch bei ernsten Angelegenheiten; wenn zum Beispiel ein Familienrath abgehalten oder wenn über etwas Außerordentliches mit Geschäftsfreunden Berathung gepflogen wurde, so pflegte die Wittwe das besagte Zimmer vorzuziehen, da es so gelegen war, daß wißbegierige Nachbarn nicht hineinblicken und lauschende Dienstboten mit Leichtigkeit ertappt werden konnten, ehe es ihnen möglich war, ihr Ohr an irgend ein Schlüsselloch zu legen.

Daß es etwas überaus Wichtiges war, was Madame Speiteler wenige Tage nach den oben erzählten Vorfällen in diesem Zimmer beschäftigte, brauchen wir dem geneigten Leser, welcher hoffentlich unserer Erzählung mit Aufmerksamkeit gefolgt ist, wohl nicht zu sagen.

Die würdige Dame selbst saß an dem Tische, welcher in der Mitte des Gemaches stand, hatte ihre schwere Hand

dort zusammengeballt aufgelegt, und wenn sie sie im Eifer des Gespräches aufhob und wieder niederfallen ließ, so gab das ein artiges Getöse, welches aber vollkommen zu ihren Worten paßte. Auch bewegte sie ihren Kopf so heftig hin und her, daß der breite Strich ihrer Haube zornig auf und ab wallte, als sei diese Haube ein selbstständig fühlendes Wesen, welches den innigsten Antheil nehme an der Schmach, die dem Hause Speiteler zugefügt worden sei.

Der Wittwe gegenüber, an der anderen Seite des Tisches, saß ein Herr, den wir als Advocaten Berger vorstellen müssen, ein Name, den sich der geneigte Leser am Anfange unserer wahrhaftigen Geschichte bereits gehört zu haben vielleicht erinnern wird. Der Advocat war ein kleines Männchen mit einem feinen, schlauen Gesichte, freundlichen Augen und einem Munde, welcher sich leicht und gern zu einem Lächeln verzog; er war mit Sorgfalt, fast elegant angezogen, und da er unter der vornehmen Welt seine meisten Kunden hatte, trug er immer eine weiße Halsbinde, um stets gehörig gerüstet zu sein, wenn er zu irgend einer hohen Person gerufen wurde. Zwischen seinen Händen hielt er einen Stock mit goldenem Knopfe, den er langsam unter seinem Kinn drehte, während er den Kopf herabgesenkt hielt und die Wittwe nur zuweilen vermittelst eines leichten Augenaufschlags betrachtete.

An dem Fenster des Gemaches stand Sophie, und die vierte Person, welche sich im Zimmer befand und neben der Thür auf einem Stuhle saß, war Herr Moses Goldstein. Aber es war nicht mehr der glänzende, fröhliche Goldstein, in seinem Aeußern so würdig seines Namens, wie wir ihn gesehen bei der Hochzeits-Feierlichkeit, heiter, mittheilend, beweglich. Verschwunden war die rothsammtne Weste und die

goldene Kette, versteckt vielleicht unter dem grauen Paletot, den er bis unter das Kinn zugeknöpft hatte. Er saß da zusammengeknickt, wie Buße thuend in Sack und Asche; ja, wenn man sein graues Gewand vielleicht näher betrachtete, so war es nicht ganz unmöglich, in diesem einen Riß von oben bis unten zu entdecken, den er sich selbst zugefügt im Uebermaß des Schmerzes; und wenn man sein Gesicht betrachtete mit dem kläglichen Ausdrucke, vermißte man mit Verwunderung auf seinem pechschwarzen Haare die Asche, womit er sein Haupt bestreut. Zuweilen wollte er reden und dann öffnete er wie schnappend seinen Mund, doch schaute ihn in solchen Augenblicken Herr Dr. Berger freundlich lächelnd, aber auch fest und bestimmt an und machte zugleich eine bezeichnende Handbewegung, so daß Herr Goldstein es nie weiter brachte, als bis zum Oeffnen des Mundes.

„Wie ich schon vorhin gesagt," sprach die Wittwe Speiteler mit großer Entschiedenheit, „mein Mann, Gott habe ihn selig, war ein lammfrommes Gemüth, aber wenn er diese Geschichte erlebt hätte, so wäre selbst er mit gleichen Füßen in die Höhe gesprungen. Ja, wenn ich ihn mir so anschaue," setzte sie mit dem nothwendigen Blicke und einem leichten Anfluge von Rührung hinzu, „so ist es mir gerade, als müsse er dort im Bilde seine Hand erheben und mir durch Zunicken verständlich machen, die Sache solle mit einem Male und rasch zu Ende geführt werden. Und da dies auch meine Meinung ist, so wollen wir denn in Gottes Namen das Gerede der Leute auf uns nehmen und die Scheidung einleiten."

Der Advocat schüttelte sanft mit dem Kopfe, blickte ihr

mit großer Ruhe und lächelnd ins Gesicht, wie jemand, der überzeugt ist, daß seine eigene Meinung, die mit der eines Anderen nicht übereinstimmt, doch noch die Oberhand gewinnen werde.

„Meine liebe Madame," entgegnete er, „ich habe Ihnen schon vorher offen gestanden, daß ich principiel gegen jede Scheidung bin, und habe Ihnen schon gesagt, daß Sie bedenken sollen, ob es rathsam wäre, mich unter diesem ehrlich ausgesprochenen Grundsatze mit Ihrem Vertrauen zu beehren. Was bezweckt eine Scheidung, was nutzt eine Scheidung? Mit einer Scheidung zerreißen wir gewaltsam ein Band, das uns allerdings drückend erscheinen mag, welches uns aber vielleicht bei ruhiger Ueberlegung nicht so ganz als unerträgliche Kette erschienen wäre, wie wir beim ersten Anblicke geglaubt. Und während wir dieses Band zerreißen, verursachen wir einen Scandal — ich muß die Sache beim wahren Namen nennen — unter dessen Folgen beide Theile zu leiden haben; eine geschiedene Frau, mag sie auch noch so sehr in ihrem Rechte sein, wird, mit wenigen Ausnahmen, doch immer mit einigem Mißtrauen betrachtet."

„Aber erlauben Sie mir, Herr Doctor," entgegnete Madame Speiteler in gewichtigem Tone, „der vorliegende Fall ist so klar, daß ein Kind einsehen muß, wie das ganze Unrecht allein auf der Seite jenes Mannes ist; man braucht nur ohne Redensarten diese Geschichte zu erzählen, wie sie ist, glattweg, und jeder sieht, daß wir es mit einem Schur —"

„Bitte, Madame Speiteler, keine derartigen Benennungen!" unterbrach sie der Advocat mit einem Seitenblicke auf Herrn Goldstein; „warum sich in die Hitze hineinsteigern?"

„Nun, meinetwegen; wie die Sache vorliegt, sieht jeder, mit wem wir es zu thun haben."

Herr Dr. Berger nickte dreimal bedeutsam mit dem Kopfe, ehe er zur Antwort gab: „Allerdings mußte jeder Unbefangene einsehen, weß Geistes Kind der Herr Dr. Henderkopp ist; aber da es so leicht wird, dies einzusehen, so wird man sich fragen: wie kam eine kluge Frau, wie die Frau Wittwe Speiteler, dazu, einen solchen Schwiegersohn zu wählen, und wie vermochte sie es über sich, die Heirath geschehen zu lassen, um dann gleich nach der Hochzeit der ganzen Welt zu sagen: seht, wen ich mir da für meine Tochter auserwählt?"

Sophie hatte sich bei diesen Worten herumgewandt, und während sie ihre Lippen fest auf einander preßte, augenscheinlich um ihre Thränen zu unterdrücken, neigte sie mehrmals zustimmend ihren Kopf.

„Damit will ich aber nicht sagen," fuhr der Advocat so rasch fort, daß er eine heftige Gegenrede der Frau Wittwe Speiteler schnell abschnitt, „daß sich die Umstände nicht als solche erweisen können, wo eine Scheidung vielleicht geboten wäre. Ehe wir aber zu diesem letzten verzweifelten Mittel unsere Zuflucht nehmen, werden Sie mir später Dank dafür wissen, Ihnen den Rath gegeben zu haben, die Angelegenheit aufs gründlichste in alle Einzelheiten zu zerlegen und aufs ausführlichste zu besprechen."

„So zerlegen Sie denn in Gottes Namen," rief die Wittwe ungeduldig, „betrachten Sie die Sache von hinten und von vorn, und Sie werden doch am Ende meiner Meinung sein."

Der Advocat machte eine Miene des Zweifelns und dann sagte er mit einer Handbewegung gegen Herrn Goldstein: „Wir haben da eine andere Sache, die zu erledigen wichtiger

ist und die vorher abgemacht werden muß, um klares Terrain zu gewinnen."

„Ach du mein Gott, ja," seufzte Herr Goldstein, „denke Se an mich, Herr Advocat-Anwalt Dr. Berger! Se werde sich doch annehme eines armen Geschäftsmannes, den seine Reellität und Gutmüthigkeit gebracht hat in schweres Unglück!"

Das Lächeln, mit dem der Angeredete diese Rede zu beantworten schien, konnte auf verschiedene Art gedeutet werden, nicht so aber die Entgegnung der Frau Wittwe Speiteler.

„Was Sie anbelangt," rief sie heftig aus und wandte dabei den Kopf so rasch herum, daß sich ihre Haube auf die oben angedeutete Art als völlig mitfühlend zeigte, „so kann ich Ihnen nur das Sprichwort meiner seligen Mutter wiederholen: Pack schlägt sich, Pack verträgt sich!"

„Pst, meine liebe Madame Speiteler," ermahnte der Advocat.

„Ach, lasse Se unsere verehrte Madame Speiteler doch sagen," bat demüthig Herr Goldstein, wobei aber ein eigenthümlicher Blitz aus seinen Augen leuchtete; „es wird se beruhigen, wenn se kann ausschütten ihr Gemüth, und wenn se mich auch Pack nennt, wie se es eben gethan."

„Das hat sie aber nicht gethan," unterbrach ihn rasch der Advocat, „sie sprach nur im Allgemeinen."

„Und wenn se's auch auf mich bezogen hätte, wenn se auch spricht noch Schlimmeres über mich, werde ich es doch verzeihen dem Schmerze, welcher tobt in ihrem Herzen."

„Madame Speiteler wird durchaus nicht Derartiges sagen," erwiderte der Advocat mit großer Entschiedenheit; „wir behandeln hier Geschäftssachen ruhig und kalt, und da

muß alle Leidenschaft schweigen. Wenn es der Madame Speiteler recht ist, so kommen Sie ein bischen näher zum Tische, daß wir Ihre Papiere mit den Angaben des Dr. Henderkopp vergleichen."

„Se haben also gesprochen den Herr Doctor?" fragte Moses Goldstein mißtrauisch. „Se werden doch nicht Glauben schenken den Angaben dieses gewaltthätigen Mannes? Und wenn auch," fuhr er fort, indem er sich rasch dem Tische näherte, „kann etwas klarer sein als die Rechnung zwischen dem Doctor und mir? Hat er nicht erhalten zwanzigtausend Gulden, wie die acceptirten und leider auch quittirten Wechsel aussagen, die ich da sehe in Ihr Portefeuille, und die ich eigentlich sollte wieder haben, wenn es die Großmuth der Frau Wittwe Speiteler nicht vorzieht, mir einzuhändigen die zwanzigtausend Gulden in Staats=Obligationen, die schon einmal waren in meinem Besitze und die mir haben weggenommen mit Gewalt die Narren draußen?"

Da der Advocat sein Portefeuille herausgezogen hatte, welchem er außer den eben erwähnten Wechseln auch noch andere Papiere entnahm, in welche er schaute, statt dem Geschäftsmanne eine Antwort zu geben, so fuhr dieser, dem es eine Erleichterung zu sein schien, doch wenigstens reden zu dürfen, fort: „Die verehrte Frau Speiteler wird Gerechtigkeit üben und wird um alles in der Welt nicht lassen wollen zu Schaden kommen einen armen Geschäftsmann, der riskirt hat sein sauer erworbenes bischen Geld um ein paar elende Percent."

„Hm, hm!" machte der Advocat, wobei er lächelnd einen Blick auf Herrn Goldstein that.

„Ja, ich bin überzeugt," fuhr dieser mit Emphase fort,

„möchte ich doch darauf legen die Hand aufs Herz, möchte ich doch sagen aller Welt, daß ich so gewiß bin der Großmuth der würdigen Frau Speiteler, als daß jetzt scheint der Tag, und daß ich selbst leibhaftig hier stehe, ein armer, gedrückter, jammervoller Mann! Sprechen Se's aus, verehrteste Frau," fuhr er fort, nachdem er hastig nach Athem geschnappt hatte, „sprechen Se's aus, würdiger Herr Doctor, daß ich soll wieder haben meine sauer erworbenen zwanzigtausend Gulden — oder soll ich se vielleicht nicht wieder haben? — Gott der Gerechte, will man mich zwingen, mein Recht zu suchen vor das Gericht, indem man mir zurückgibt die acceptirten und verfallenen Wechsel? Gott der Gerechte, sind se doch schon verfallen um mehrere Tage und werden mer machen Mühe und Noth, wenn ich se lassen will protestiren und darauf hin ausfertigen einen Haftbefehl!"

Herr Dr. Berger schaute freundlich auf sein Blatt, bedeckt mit einer Menge von Zahlen, und trommelte leicht mit den Fingern auf die auseinander geschlagenen Papiere, welche vor ihm auf dem Tische lagen.

„Ach, Herr Doctor," nahm der Geschäftsmann wieder das Wort, wobei er eine verzweifelte Heiterkeit affectirte, „ich sehe es an dem wohlwollenden Lächeln, welches spielt um Ihre Lippen, daß Se sagen werden zur würdigen Madame Speiteler: Geben Se ihm wieder sein Eigenthum, dem armen Goldstein! Und dann werden Se zu mir sprechen und werden mer machen Vorwürfe über meine Leichtgläubigkeit und werden mer geben den Rath, mich künftig besser vorzusehen, ehe ich unternehme Geschäfte mit Leuten, die nicht sind reell und welche können in Gefahr bringen einen armen Geschäftsmann. Gott der Gerechte," setzte er mit einem nach oben

gewandten Blicke hinzu, „ich hätte es mir können denken, man hat mer gewarnt von verschiedenen Seiten! Doch war es möglich, nicht zu trauen der nobeln Außenseite des Dr. Henderkopp, nicht zu glauben seinen schönen Worten, ihm nicht Vertrauen zu schenken, großes, kostbares Vertrauen?"

„Ja, sehen Sie," unterbrach die alte Frau trocken den Redestrom des Herrn Goldstein, „daß er den da auch hat bestechen und anführen können, ist mir ein wahrer Trost, den da, so eine schlaue, abgeriebene Seele."

„Der Vergleich zwischen ihm und Ihnen ist nicht ganz richtig," meinte kopfschüttelnd der Advocat, „er schenkte ihm eigentlich kein Vertrauen, denn für mehr, als was er ihm gegeben, hatte er gute, gültige, acceptirte Wechsel in der Hand."

„Hatte er?" fragte Herr Goldstein mit einem spitzigen Blicke auf die Hand des Herrn Berger, unter der die kostbaren Papiere lagen — „hatte er? Sagen mer doch lieber wie es wahr ist und richtig, hat er, gewiß hat er! Sind se doch da vor meine Augen die kostbare Papiercher, ja, wie Se haben gesagt, Herr Doctor, gut, gültig und acceptirt; sehe ich se doch vor mich dort unter Ihre Hand, das Eigenthum des armen Goldstein, und er ist so überzeugt als daß der Tag scheint, daß man se ihm wiedergeben wird sogleich, wenn man ihm nicht ausbezahlt seine zwanzigtausend Gulden, und daß man dabei sprechen wird zu ihm: Hier hast du deine Wechsel, jetzt gehe hin und drangsale mir den Dr. Henderkopp und plage ihn und zwieble ihn, bis er ansieht den Himmel für eine Baßgeige!" —

Dr. Berger sah den Redseligen mit einem so eigenthümlichen Blicke an, daß dieser etwas kleinlaut fortfuhr: „und

so bitte ich also, werther Herr Advocat-Anwalt und würdige Madame Speiteler, daß Se mer verhelfen möchten zu mein Eigenthum auf die eine oder auf die andere Art — ach ja, Herr Doctor, nicht wahr, mein hochverehrter Herr Doctor?"

„Allerdings," entgegnete dieser ruhig, „Ihr Recht soll Ihnen werden, damit wird auch Frau Wittwe Speiteler einverstanden sein. Ehe wir aber die Sache zu einem endgültigen Resultate brachten, war es nicht mehr als billig, auch die andere Partei zu hören."

„So haben Se also auch gehört den Doctor? Warum haben Se gehört den Doctor? Was soll das nützen zu hören den Doctor? Er hat eine glatte Zunge und ist im Stande, dem Gescheitesten zu machen ein X vor ein U."

„Was das Letztere anbelangt," erwiderte der Advocat lächelnd, „so kann ich Ihnen zu Ihrer Beruhigung sagen, daß Dr. Henderkopp gar nicht den Versuch gemacht hat, seine allerdings etwas trostlose Sache anders darzustellen, als sie sich wirklich verhält. Er hat mir nur über das Geldgeschäft mit Ihnen einige Thatsachen mitgetheilt, die ich nicht ermangeln werde, Ihnen vorzulegen."

Herr Goldstein sperrte seine beiden Hände auseinander und von sich ab und versetzte mit einer Miene der Geringschätzung: „Thatsachen? Was kann er Ihnen haben angegeben vor Thatsachen? Die Thatsachen, welche vorausgegangen, liegen dort in meinen gültigen Wechseln, und daneben liegen die zwanzigtausend Gulden, welche schon einmal waren in meinem Besitz, und welche mer haben weggenommen die Narren, Gott möge sie dafür verderben! — Ach, Herr Doctor," rief er darauf in einem Tone, in dem sich Furcht und Entrüstung ausprägten, „kommen Se mer nicht mit

Thatsachen! Was werden ihm nützen vor das Gericht andere Thatsachen, als die so klar vorliegen, daß ein Kind darüber kann entscheiden und man wahrhaftig nicht braucht zu appelliren an den Urtheilsspruch eines Salomo oder Daniel! Wird man sich vor das Gericht bekümmern um Thatsachen? O nein, o nein, man wird einfach betrachten die Wechsel, und Kenner werden sagen, die Unterschrift ist richtig, und bezahlen muß er oder eingesteckt wird er."

„Ja, vor Gericht könnte es so heißen, mein lieber Herr Goldstein," gab der Advocat mit seiner sanften Stimme zur Antwort, „aber hier sind wir nicht vor Gericht, hier sind wir zusammengetreten, um eine Uebereinkunft zu berathen."

„Eine Uebereinkunft?" rief Herr Goldstein erschreckt, „was soll mir für Nutzen bringen eine Uebereinkunft? Was könnte das sein für eine Uebereinkunft? Ich verstehe nur das Eine: entweder Se geben mer, weil Se Gerechtigkeitssinn in Ihrem Herzen haben," setzte er in schmeichelndem Tone hinzu, „meine zwanzigtausend Gulden wieder, die ich schon einmal habe gehabt, oder wenigstens die Wechsel, und dann lassen Se mich gehen und lassen mich Asche auf mein Haupt streuen und abschütteln auf die Schwelle den Staub von meinen Füßen. Nur so kann es geschehen, aber nichts kann das sein von Thatsachen oder Uebereinkunft. Gott der Gerechte, ich bin ein geschlagener Mann!"

„Und wenn Sie sich noch so sehr dagegen sträuben, mein werther Herr Goldstein, so müssen Sie doch zuerst meine Thatsachen anhören, und würde ich Ihnen rathen, dazu einen Stuhl zu nehmen, damit Ihnen bei Anhörung dieser Thatsachen das Stehen nicht gar zu sauer fällt."

„Lassen Se mich immerhin stehen," erwiderte der Ge-

schäftsmann unruhig mit einer entschieden abwehrenden Handbewegung. „Was Se mer zu sagen haben, kann ich auch stehend anhören, und wenn ich soll aus der Haut fahren bei den Thatsachen des Doctors, die nicht werth sein werden eine faule Bohne, so habe ich das bequemer, als wenn ich sitze.“

„Ganz nach Ihrem Belieben,“ gab der Advocat zur Antwort, „und nun ersuche ich die Damen um gute Aufmerksamkeit.“

Herr Goldstein hob seine Schultern so hoch und heftig in die Höhe, als wolle er sie gar nicht mehr an ihren Platz bringen, wohin sie von der Natur aus gehörten, und als er dies am Ende doch thun mußte, preßte es ihm einen tiefen Seufzer aus, der mit den dumpf gemurmelten Worten schloß: „So muß ich denn anhören die Thatsachen, kann ich doch nicht anders!“ —

Herr Dr. Berger hatte von den Papieren eines hervorgezogen, welches er dergestalt vor seine Augen hielt, daß ihm Herr Goldstein trotz seinen Bemühungen nicht hineinschauen konnte. In dieses Papier blickend sagte er nun: „Es war gegen Anfang April vorigen Jahres, als Herr Dr. Henderkopp, Vorsteher einer Privat-Irren-Anstalt, mit Ihnen, Herr Moses Goldstein, in Unterhandlungen trat, um eine Anleihe zu erhalten, welche er brauchte, um die etwas verwahrlos'ten Gebäude seiner Anstalt zu seinen Zwecken wieder herrichten zu lassen. Diese Anleihe kam aber erst am 23. Mai zu Stande.“

„Weiter, weiter,“ murmelte der Geschäftsmann ungeduldig. „Was thue ich mit der Vorrede?“

„Es handelte sich um die Summe von achttausend Gulden."

„Was sollen mer achttausend Gulden?" rief Herr Goldstein mit einem gutgespielten Erstaunen. „Wo ist irgend ein Document, welches besagt, daß ich dem Doctor gegeben habe achttausend Gulden? Wollen Se mich machen zum schlechten Manne, wollen Se mich ruiniren, indem Se aussprechen, der Dr. Henderkopp sei mer nicht schuldig geworden zwanzigtausend Gulden? — Zwanzigtausend Gulden," setzte er mit gefalteten Händen hinzu, „ein ganzes Vermögen."

Der Advocat sah den Juden mit einem leichten Stirnrunzeln an, doch gleich darauf glättete sich sein Gesicht wieder unter dem uns bekannten gütigen Lächeln, mit dem er auch die Worte aussprach: „Allerdings sind es zwanzigtausend Gulden geworden, allerdings ein nettes Vermögen! Aber Herr Goldstein," setzte er mit einer solchen Entschiedenheit im Tone hinzu, daß diesem eine neue Einrede auf den Lippen erstarb, „Sie hören meiner Auseinandersetzung ruhig zu, Sie unterlassen Ihre ewigen Einreden, welche doch zu nichts nutzen, als daß sie die Damen und mich langweilen, oder ich packe meine Papiere zusammen, darunter die acceptirten Wechsel, Madame Speiteler verschließt ihre zwanzigtausend Gulden, und dann sehen wir uns vor dem Gerichte wieder, wo ich für den Dr. Henderkopp plaidiren werde."

„Was hör' ich?" rief Herr Goldstein mit schmerzlich bewegter Affectation. „Sie, ein Mann von dem Namen, von die anerkannte Redlichkeit wollen plaidiren für diese schlechte Sache, wollten ihr dadurch schon geben einen Schimmer von Gerechtigkeit? Wie wird mer denn? Hab' ich gehört

recht, Herr Advocat-Anwalt Dr. Berger für Henderkopp gegen Moses Goldstein? Für den Doctor, der nicht finden sollte geneigt für seine faule Sache den geringsten Ferkelstecher — verzeih' mer Gott die Sünd', daß ich genommen habe in den Mund ein so schmutziges Wort, aber wahr ist es, was ich gesagt, und es muß machen Aufsehen vor das Gericht: Dr. Berger für Dr. Henderkopp gegen Moses Goldstein! —

„So," fuhr er nach einer Pause fort, während er aufathmete, wie jemand, dem ein Stein von der Brust genommen ist, als er bemerkte, daß der Doctor wirklich Miene machte, seine Papiere zusammenzupacken, „jetzt habe ich gesprochen, wie ich gemußt, und nun werde ich schweigen, gewiß, ich werde schweigen, und sollte ich hören das Gräßlichste, was hören kann ein armer Geschäftsmann, dem man will rauben sein sauer erworbenes Gut."

„Es handelt sich also," sagte Dr. Berger in ruhigem, geschäftsmäßigem Tone, „um achttausend Gulden, welche Dr. Henderkopp dem Moses Goldstein abverlangte und welche ihm letzterer auch bewilligte."

„Ohne Pfand, Gott ist mein Zeuge, ohne Pfand, zwanzigtausend Gulden ohne Pfand, denn die lumpige Nachhypothek ist nicht werth einen Kreuzer, elendes, schlechtes Druckpapier, man kann nicht daraus machen einen Fidibus."

„Achttausend Gulden, welche berechnet wurden mit fünfzehn Procent."

„Mit fünf Percent, so wahr mir Gott helfe, habe ich es anders gegeben von mir schriftlich?" fragte Herr Goldstein lauernd.

„Ja, mit fünf Procent, aber per Monat, was freilich in keinem Schein aufgeführt ist, thut für drei Monate, für

welche Zeit Sie überhaupt nur die Schuld contrahiren lassen wollten, fünfzehn Procent oder jährlich sechszig Procent. Sie sehen, ich kann auch rechnen, und werde Ihnen gleich noch glänzendere Beweise davon geben. Diese achttausend Gulden zu fünf Procent auf drei Monate thun tausend zweihundert Gulden Zinsen, hierzu kommt dann noch eine kleine Provision von fünf Procent mit vierhundert Gulden, macht im Ganzen sechszehnhundert Gulden, welche der Empfänger des Darlehens baar liegen lassen mußte."

„Wie konnte er liegen lassen etwas in Baarem, da er besaß keinen Kreuzer?"

„Dieses Mal haben Sie Recht; für die empfangenen achttausend Gulden mußte er einen Wechsel von neuntausend sechshundert Gulden acceptiren, zahlbar in drei Monaten."

Frau Wittwe Speiteler hob bei Anhörung dieser Art, Geschäfte zu machen, ihre Hände empor und rief mit großer Entrüstung: „Das ist ja ein entsetzlicher —"

Sie wollte sagen Wucher, doch schnitt ihr der Advocat dieses Wort vom Munde, indem er rasch einwarf: „Eine merkwürdige Art, Zinsen zu berechnen, wollten Sie sagen. Ja, es ist allerdings ein bischen stark, aber wie Sie sehen werden, ist dieses Verfahren mit Consequenz durchgeführt."

„Wollten Se nicht sein so gütig, werther Herr Dr. Berger," sagte Herr Goldstein mit gelassenem Tone, aber einem eigenthümlichen Funkeln seiner Augen, „mir sehen zu lassen ob diese Berechnung geschrieben ist von meiner Hand oder anerkannt durch meine Unterschrift?"

„Das bin ich allerdings nicht im Stande," versetzte achselzuckend der Advocat; „würde auch ein schlauer und umsichtiger Geschäftsmann wie Sie, eine solche Berechnung

auf- oder unterschreiben? O," setzte er lächelnd mit aufgehobenem Zeigefinger hinzu, „wir sind keine harmlosen Kinder, mein lieber Herr Goldstein, Sie nicht, ich aber auch nicht! —

„Dieser Wechsel von neuntausend sechshundert Gulden," fuhr Herr Dr. Berger nach einer kleinen Pause im Tone seiner gewöhnlichen Auseinandersetzung fort, „wurde nun nach drei Monaten präsentirt, und da er begreiflicher Weise nicht bezahlt werden konnte, mußte ein neuer Wechsel den alten vertreten, ebenfalls wieder nach der eben angeführten billigen Berechnung: Fünfzehn Procent aus neuntausend sechshundert Gulden, macht vierzehnhundertvierzig Gulden, dazu fünf Procent Provision gleich vierhundertachtzig Gulden, zusammen tausend neunhundertzwanzig Gulden, welche wieder liegen gelassen werden mußten, das heißt, da hierzu kein Geld vorhanden war, dem neuen Wechsel wieder zugeschrieben wurden, und sich dieser also nunmehr mit der hübschen Summe von eilftausend fünfhundertzwanzig Gulden präsentirte."

Sophie war mit unhörbaren Schritten hinter ihre Mutter getreten, legte leicht ihre Hand auf deren Schulter, und fragte, während sie sich hinabbeugte, flüsternd: „Ist denn wirklich so, Mutter? Kann man auf so furchtbare Art in Schulden hinein gerathen? O, das könnte mein Mitleid für ihn erregen!" —

Es war gerade, als beantworte Dr. Berger diese Frage, ohne sie jedoch gehört zu haben. „Ja," sagte er, „da kann man wohl sagen: Gott bewahre uns vor dem ersten Schritt! Der Doctor erhielt also achttausend Gulden, und sah nach Ablauf von nicht ganz zwei Jahren eine Schuldenmasse von

zwanzigtausend Gulden auf seinen Schultern liegen; hätte er in der That diese zwanzigtausend Gulden von einem — andern Geschäftsmanne zu billigen Zinsen erhalten, so hätte er sich aus seinen Verlegenheiten reißen können und ihm und Anderen wäre Manches erspart geblieben."

„Aber beweisen Se mer," sagte Herr Goldstein trotzig, „daß er nicht erhalten hat zwanzigtausend Gulden."

„Er erhielt achttausend Gulden," fuhr Herr Berger in sehr bestimmtem Tone fort, „und wie er mir aus seinen Büchern bewies, gebrauchte er diese mäßige Summe zur Einrichtung seiner Anstalt und für die laufenden Betriebskosten. Daß dieser Betrieb in den letzten zwei Jahren so günstig war, um die Anstalt fortbestehen zu lassen, spricht nicht gerade gegen Dr. Henderkopp, wenn ich auch in manchen anderen Dingen nicht gewillt bin, seine Partei zu ergreifen. Aber wir schweifen ab, und ich halte es für meine Pflicht, Ihnen, Madame Speiteler, in Gegenwart des Herrn Goldstein das Anwachsen dieser ungeheuerlichen Schuld mit Zahlen zu belegen.

„Der dritte Wechsel nach der eben angeführten Berechnung betrug schon dreizehntausend achthundert vierundzwanzig Gulden, der vierte am 23. Mai dieses Jahres, also nach Ablauf von zwölf Monaten fällig mit Zugrundelegung eines Capitals von nur achttausend Gulden — wir wollen das in der Erinnerung behalten," setzte Dr. Berger in verschärftem Tone hinzu, — „beträgt schon sechszehntausend fünfhundertachtundachtzig Gulden achtundvierzig Kreuzer, also mehr wie noch einmal so viel, als das ursprüngliche Darlehen. Was meinen Sie dazu, Herr Moses Goldstein?"

„Wie kann ich aussprechen eine Meinung," entgegnete

der Gefragte im Tone gekränkter Unschuld, „wenn man nicht hören will meine Betheurungen, wenn man nur hört meinen Feind, den Doctor, einen gewissenlosen Mann, der mich hat gebracht ins Unglück? Legen Se mer doch vor, wie ich vorher schon gesagt, die Berechnungen, mit denen Sie da kränken wollen mein gutes Gewissen, geschrieben von meiner Hand, oder irgend einen Schein, ein Document, das da besagt, daß ich dem Doctor hätte geliehen achttausend Gulden, statt zwanzigtausend! Sehen Se meine Unschuld in meine Augen und in mein Betragen, denn wenn ich wäre derart, wie Sie versuchen mich zu schildern vor diese respectable Frauenzimmer, so würde ich einfach sprechen: Frau Wittwe Speiteler und Frau Tochter, seien Se Zeugen vor das Gericht, daß man mich hat wollen darstellen als einen Erzwucherer! Aber das werde ich nicht thun im Gefühle von meine Unschuld, sondern werde nochmals wiederholen meine Bitte: geben Se mer die zwanzigtausend Gulden oder wenigstens meine Wechsel und lassen Se mich gehen in Frieden."

„Wir kommen jetzt zum zweiten Jahre," fuhr Herr Berger fort, ohne die Rede Goldstein's einer Erwiderung zu würdigen; „da stellt sich der fünfte Wechsel auf neunzehntausend neunhundertundsechs Gulden vierundzwanzig Kreuzer, und wie ich von Dr. Henderkopp erfuhr, machte sein Geschäftsmann Schwierigkeiten, ihn für diese Summe auszustellen, und entschloß sich erst zu einer Verlängerung auf die gewünschten drei Monate, als sich der Schuldner bereit erklärte, den betreffenden Wechsel in vier Abschnitten von je fünftausend Gulden auf die runde Summe von zwanzigtausend Gulden auszustellen. So sind wir binnen anderthalb Jahr von achttausend auf zwanzigtausend Gulden gestiegen. Was sagen

Sie dazu, meine Damen? Verdient nicht ein Mann wie Dr. Henderkopp, wenn er auch grobe Fehler begangen hat, schon deßwegen unser Mitleiden, weil er in solche Hände fiel?" —

Frau Wittwe Speiteler hatte ihre beiden Fäuste vor sich auf den Tisch gedrückt. Wir sind nicht im Stande, diesen Ausdruck zu mäßigen, denn ihre zusammengeballten Finger könnte man mit keinem andern Namen benennen. Auch war im Ausdruck ihrer Augen, die sie fest auf Herrn Goldstein gerichtet hielt, etwas so Zorniges und Herausforderndes, daß leicht gebogene oder flach aufgelegte Hände durchaus nicht gepaßt hätten. „Unerhört," rief sie, „das nennt man ja im gewöhnlichen Leben dieser —"

„Dieser Herren," schaltete der Advocat rasch und gewandt ein, „Geschäftsroutine, — wir kennen das! — Wenn es Ihnen aber gefällig ist," wandte er sich hierauf an die Frau vom Hause, welche leise, aber sehr eifrig mit ihrer Tochter sprach, daß ihre Haubenbänder mitfühlend auf und ab nickten, „so wollen wir, um diese Angelegenheit nach Recht und Billigkeit zu ordnen, dem Herrn Goldstein einen annehmbaren Vorschlag machen."

„Was wird sein für mich ein annehmbarer Vorschlag," erwiderte dieser gereizt, „als daß Se mer ausbezahlen meine zwanzigtausend Gulden oder zurückgeben die Wechsel, damit ich kann einsperren lassen den schlechten Mann ohne Treu und Glauben und ihn kann sitzen lassen bis er verkrummt oder erlahmt?"

„Weder das Eine, noch das Andere," gab der Advocat mit großer Ruhe und in so bestimmtem Tone zur Antwort,

daß Herr Moses Goldstein erschrocken zurückfuhr und mit einem fatalen, zweifelhaften Lächeln der Reihe nach alle Anwesenden anschaute. Als er aber reden wollte, winkte ihm der Advocat mit der Hand und fuhr fort: „Sie müssen sich nun einmal entschließen, die Sachen zu nehmen, wie sie sind: weder Frau Wittwe Speiteler, noch ihre Frau Tochter ist Ihnen das Geringste schuldig; da aber Letztere den Namen des Mannes trägt, mit dem Sie in Geschäftsverbindung gestanden, so ist man, ganz freiwillig, nicht abgeneigt, ein Opfer zu bringen, um diese Angelegenheit beizulegen; vergessen Sie nicht, ganz freiwillig, denn wie der Ehecontract lautet, ist kein Gericht der Welt im Stande, die Frau des Dr. Henderkopp haftbar zu machen für die vor der Verheirathung contrahirten Schulden ihres Mannes."

„Wenn Se so ansehen die Sachen," erwiderte der Geschäftsmann in angenommenem Tone der Entschlossenheit, den er in den Augen der Anwesenden noch dadurch zu verstärken suchte, daß er die rechte Hand zwischen zwei Knöpfe seines Paletots zwängte, „so habe ich nichts mehr zu sagen hier vor Ihnen und auch nichts mehr zu hören in dieser Angelegenheit. Geben Se mer denn in Gottes Namen meine Wechsel und lassen Se mer ziehen."

„Welche Wechsel?" fragte freundlich der Advocat; „habe ich mit Ihnen Wechselgeschäfte, oder hat Ihnen Frau Wittwe Speiteler welche ausgestellt?"

„Wie kommen Se mer vor?" rief Herr Goldstein zornig; „werden Se doch wissen, daß es sich handelt um die bewußten Wechsel von Dr. Henderkopp, die Se da haben unter Ihre Papiere!"

„Was ich allenfalls unter meinen Papieren habe, kann

Sie nicht kümmern, mein lieber Herr Moses Goldstein. Das sind Privatgeschäfte, die ich mit Herrn Dr. Henderkopp habe, und an den auch Sie sich gefälligst halten wollen, da Sie, wie ich höre, nicht gesonnen sind, unseren vernünftigen Anerbietungen Gehör zu schenken." Nach diesen Worten faltete er seine Papiere und machte Miene, sie in die Tasche zu stecken.

„Was," rief Herr Goldstein erschreckt, „Se wollten mer gewiß und wahrhaftig nicht wiedergeben meine Wechsel? Se wollten dazu die Hand bieten, daß mich auf so unverantwortliche Art beraubt jener schlechte Mann?"

„Nennen Sie das, wie Sie es wollen, ich habe nichts mit Ihnen zu thun, als Ihnen im Namen der Frau Wittwe Speiteler einen annehmbaren Vorschlag zu machen."

Herr Goldstein fuhr mit seinen Fingern nach dem Kopfe, als wollte er sich die Haare ausraufen, doch begnügte er sich damit, sein Haupt zwischen beide Hände zu nehmen und hastig im Zimmer auf und ab zu rennen.

„Bin ich denn gefallen," rief er mit kläglicher Stimme, „in die Hände von Räuber? Will man mir nehmen mein bischen sauer Erworbenes und mich hinausstoßen in die schlimme Welt nackt und hülflos? Habe ich nicht schon leiden müssen genug von jenen schlechten Mann und seine verfluchten Narren? Soll ich hier noch anhören Vorschläge, die so sein werden, daß se mer nicht lassen mein bischen Verdienst? Ach, Herr Doctor," wandte er sich an den Advocaten, indem er vor ihm stehen blieb, „Se sind ein Anwalt des Rechts und wollen so unrecht handeln an Moses Goldstein? Gott der Gerechte, was werden sein Ihre Vorschläge? Se werden mer wollen geben für meine guten zwanzigtausend vielleicht gar nur neunzehntausend Gulden?"

Der Advocat schüttelte lächelnd mit dem Kopfe.

„Ich bin ein geschlagener Mann, nicht einmal neunzehntausend, vielleicht achtzehntausend fünfhundert? Auch das nicht, Herr Advocat-Anwalt? Haben Se sich vorgenommen, mer zu ruiniren? Sagen Se's gerade heraus, Se wollen mich machen zum Bettler und bieten mer am Ende achtzehntausend Gulden — waih geschrieen! Ja, verehrter Herr Dr. Berger," setzte er hastig mit vor Unruhe zitternder Stimme hinzu, „mit achtzehntausend Gulden, die Se mer geben wollen, wäre ich gemacht zum Bettler, denn ich habe das Geschäft nicht gemacht allein, und ich müßte denen, die mir vorgeschossen haben, die Capitalien ersetzen, die vollen zwanzigtausend Gulden!" —

Der Advocat sah den Andern mit einem so lächelnden, humoristischen Blicke an, daß dieser, der den Ausdruck wohl verstand, sein Gesicht mit beiden Händen bedeckte und nach einem tiefen Seufzer verstummte.

„Sparen Sie sich die Mühe," sagte Herr Berger, „mit mir auf den Abstreich zu unterhandeln, und hören Sie, welchen Vorschlag Ihnen Frau Wittwe Speiteler durch mich machen läßt. Glauben Sie mir aber auch, daß uns keine Macht der Erde veranlassen kann, Ihnen noch einen Kreuzer mehr zu bewilligen, denn was wir Ihnen bieten, ist gerecht und billig und vor jedermann zu verantworten."

Herr Goldstein hatte ein gelbseidenes Taschentuch hervorgezogen, und nachdem er sich den Schweiß von der Stirn gewischt, legte er die Hände über einander und schickte sich nach einem steifen Kopfnicken zu hören an, mit einer Miene, wie sich uns das Gesicht eines Delinquenten zeigt, der vollkommen überzeugt ist, sein Todesurtheil zu hören, und sich

allenfalls nur noch im Zweifel befindet, ob er gehenkt oder von unten auf gerädert werden soll.

„Ich höre, ich höre," sagte er in gurgelndem Tone.

„Frau Wittwe Speiteler erklärt sich bereit, Ihnen das Darlehen von achttausend Gulden in baarem Gelde zu ersetzen, zuzüglich ein Drittel Procent Provision, wie das gebräuchlich ist, und mit Zinsen von sechs Procent bis heute gerechnet, damit Sie auch dafür entschädigt sind, daß Ihr Schuldner die sonst üblichen Zinsen von fünf Procent nicht zur rechten Zeit bezahlte."

Der Delinquent knickte schaudernd zusammen, ja, in dem Urtheilsspruche lag, daß er nicht bloß kurzweg gehenkt, sondern von unten herauf gerädert werden sollte, und dabei müssen wir eingestehen, daß Herr Goldstein zu sehr Geschäftsmann und rechtskundig war, um nicht zu wissen, daß von diesem Urtheil keine Appellation möglich war. Ja, alle Juristen der Erde hätten einen Proceß für ihn nicht einmal zu diesem Resultate bringen können. Hatte er doch keine Beweismittel mehr in Händen, weder Schuldschein noch Wechsel, nicht einmal mehr die ursprüngliche Schuldverschreibung über achttausend Gulden. Das Einzige, was ihm blieb, war die erwähnte Nachhypothek, die aber, wie er ganz richtig gesagt, nicht einmal zu Fidibus zu gebrauchen war.

„So berechnet," fuhr der unerschütterliche Advocat fort, „macht das an Capital, Provision und Zinsen achttausend fünfhundertundsechs Gulden zweiundvierzig Kreuzer; da Sie aber die runden Summen lieben und Frau Wittwe Speiteler freundlich für Sie gesinnt ist, so bietet man Ihnen netto neuntausend Gulden, die Sie gleich in Baar empfangen können und wofür Sie dieses Document unterschreiben, in wel-

chem gesagt ist, daß der Dr. Henderkopp jeder Verbindlichkeit gegen Sie quitt und ledig ist."

Das war ein kleiner Sonnenblick, welcher Moses Goldstein in dieser dunkeln Stunde leuchtete, nur ein kleiner, ganz unbedeutender, aber doch war es ein Sonnenblick. Um aber die Anwesenden nicht sehen zu lassen, daß der Wiederschein desselben seine düstern Züge berührte, preßte er seine rechte Hand mit seinem gelbseidenen Schnupftuche vor seine Augen und verharrte in dumpfem Schweigen.

Madame Speiteler, die, der zunehmenden Beweglichkeit ihrer Mienen nach, schon lange gern hätte sprechen wollen, klopfte, ehe sie dies that, entschieden mit ihrer Faust auf den Tisch und sagte alsdann in einem so bestimmten Tone, daß er den Betreffenden ordentlich anfröstelte: „So soll es sein, keinen rothen Heller mehr, und keine guten Worte sollen Sie ihm geben, das anzunehmen. Einfach soll er sagen ja oder nein. Ich habe des Gefasels satt, und wenn er nein sagt, wie ich fast hoffe, so soll er meinetwegen zum Teufel gehen, wohin er gehört!"

Herr Goldstein ließ Hand und Schnupftuch niedersinken und zeigte den Anwesenden eine entschlossene Miene, dann ging er, obgleich etwas wankenden Schrittes, doch ziemlich direct nach dem Stuhle zu, wo er seinen Hut gelassen, nahm diesen in die Hand, trat wieder vor den Tisch hin und sprach in einem Tone, der fest klingen sollte, durch den aber eine tiefe Bewegung zitterte: „Einfach will ich also reden, wie es Madame gewünscht, und einfach will ich sagen, ich nehme das Anerbieten nicht an, der Gott meiner Väter soll mer helfen!"

Damit wandte er sich um und ging nach der Thür.

Die Frau des Hauses blickte einigermaßen erstaunt in die Höhe, wogegen der Advocat mit einem zuversichtlichen Lächeln seine Uhr hervorzog und zu dem Abgehenden sagte: „Ich habe noch eine halbe Stunde hier zu thun. Kommen Sie bis dahin nicht wieder, um Ihr Geld in Empfang zu nehmen und das Document zu unterschreiben, so ist unser Geschäft ein- für allemal abgebrochen."

„Ich werde aber nicht wieder kommen," gab Herr Goldstein, der die Thürklinke in der Hand hatte, mit dumpfem Tone zur Antwort. „Aber etwas sollen Se mer nicht vergessen, Herr Dr. Berger und die Damen, die hier anwesend sind, — wiederkommen werde ich nicht, aber wiedersehen sollen Se mich, wiedersehen als Leiche, wenn man mer haben wird gezogen aus dem Wasser, wohin mich treibt die unverantwortlich grausame Behandlung. Und wenn Se es verantworten wollen jenseits vor dem großen Richter, ein Menschenleben ausgelöscht zu haben um ein paar Tausend lumpige Gulden, so kann es dem armen Goldstein recht sein. Hätten Se mer nicht bieten müssen nach Recht und Billigkeit fünfzehntausend Gulden oder wenigstens zwölftausend Gulden, um mich zu erretten vom Tode, oder zehntausend Gulden, daß mer etwas blieb, um wieder anzufangen ein ganz kleines miserabliges Geschäft? Se wollen mer nicht geben zehntausend Gulden? Gut denn, Gott, der gerechte Richter," fügte er mit schrecklicher Resignation hinzu, „soll jenseits abrechnen mit Ihnen! — — — — Se wollen mer nicht geben die zehntausend Gulden?"

„Nein, nein!" rief der Advocat ungeduldig.

„So leben Se wohl!"

Herr Goldstein zog die Thür hastig hinter sich zu, und

Hierauf war es den beiden Damen auffallend, daß der Advocat mit weit stärkerer Stimme, als er gewöhnlich zu sprechen pflegte, ihnen sagte: „Seien wir froh, daß er unsere Bedingung nicht angenommen hat, wir haben neuntausend Gulden gewonnen, und er wird früh genug einsehen, daß er diese neuntausend Gulden ins Wasser geworfen; mag er klagen, wo er will, er wird kein Recht bekommen.“

„Und nicht wollen Se mer geben neuntausend fünfhundert Gulden?“ vernahm man noch einmal die Stimme des unglücklichen Geschäftsmannes, welcher seinen Kopf zur Thür hereinstreckte und in kläglichem Tone wiederholte: „Bei Gott, nicht einmal neuntausend fünfhundert Gulden?“

Herr Berger zog in sehr langsamem Tempo seine Uhr heraus und meinte, nachdem er einen prüfenden Blick auf das Zifferblatt geworfen: „Von der Ihnen bewilligten halben Stunde sind schon zehn Minuten verflossen; Sie haben gerade so viel Zeit, um sich unser Anerbieten draußen vor dem Hause in der frischen Luft noch einmal zu überlegen. Sind aber die dreißig Minuten vorüber, so könnten Sie sich anbieten, das jetzt noch gewünschte Document um neunhundert Gulden zu unterschreiben, und ich würde es Ihnen im Namen der Frau Wittwe Speiteler verweigern.“ —

„Nicht einmal neuntausend und einige Hundert?“ schluchzte der Geschäftsmann, indem er sich zu der halb geöffneten Thürspalte hereinwand. „So will man mich denn treten wie einen armen Hund und hält mir dazu einen ärmlichen Brocken vor das Maul, nach dem er schnappen muß, weil seine Eingeweide ausgedörrt sind vor Hunger! Was kann er machen, der arme Goldstein?“

„Schweigen, das Geld nehmen und unterschreiben!“

erwiderte der Advocat. „Hier sind neuntausend Gulden in wohlgezählten Cassenbillets und da das Document.“

Herr Goldstein schob sich langsam und in einer Schlangenlinie gegen den Tisch hin, wobei er den Kopf bald auf diese, bald auf jene Seite hinneigte und seine Hände tief in die Taschen seiner Beinkleider vergraben hielt, um diese zu zwingen, daß sie ja nicht zu voreilig nach den winkenden Cassenscheinen griffen. Endlich war er dem Advocaten so nahe gekommen, daß er seinen Entschluß, das dargebotene Geld zu nehmen, kund thun mußte und dies auch that, indem er mit der Rechten die Feder ergriff, während er die ausgebreitete Linke rasch auf die Cassenscheine legte; dann durchflog er das Document mit geübtem Auge, seufzte tief auf und unterschrieb rasch seinen Namen.

Mit einer nicht mindern Gewandtheit überzählte er rasch die kostbaren Papiere, und ehe man wußte, wie das geschehen, waren sie schon in der weiten Brusttasche des grauen Paletots verschwunden.

Der Advocat hatte die Unterschrift des Herrn Goldstein auf dem Documente mit den Unterschriften auf den Wechseln prüfend verglichen und faltete dann das erstere gelassen zusammen, um es zwischen seine Papiere zu legen.

Was die Wechsel anbelangte, so betrachtete sie der Geschäftsmann des Dr. Henderkopp mit lüsternem Blicke und sagte nach einer kleinen Pause, während er seinen Kopf stark auf die linke Schulter neigte: „So sind se jetzt geworden gänzlich unnütz, diese schönen, gültigen Wechsel, nur noch eine Rarität für den Liebhaber! Würden Se se mer nicht schenken als Rarität, um se einzukleben in mein Album, um mich zu erinnern an eine Zeit, die mir hat gemacht vielen Kummer?“

Der Advocat blickte seinen Clienten lächelnd an und versetzte: „Lieber Herr Moses Goldstein, auch wir sind Liebhaber von Raritäten, und ich bin überzeugt, Dr. Henderkopp wird diese Papiere in Erinnerung an Sie ebenfalls sorgfältig aufheben.“ Dabei machte er eine nicht zu mißkennende Handbewegung, begleitet von einer Neigung des Kopfes, die denn auch Herr Goldstein verstand und sich langsam gegen die Thür zurückzog, nicht aber ohne vorher noch zu sagen: „Die verehrten Anwesenden, denen ich mich aufs allerbeste empfehle, werden mer zugeben müssen, daß ich kullant (coulant) gehandelt habe, wie nur handeln kann ein Geschäftsmann von Umsicht, der nicht bloß auf die Vergangenheit sieht, sondern auch ins Auge faßt die Zukunft. Und wenn in dieser Zukunft, die für uns alle glücklich sein möge, die Dienste des gehorsamsten Goldstein gewünscht werden sollten, so wird er sich bemühen, in anerkannter Brauchbarkeit und Redlichkeit zu wahren das Interesse seiner Kunden. Leben Se wohl!“

Damit war er verschwunden.

Zweiundvierzigstes Kapitel.

Familienrath.

Als sich die Thür hinter Herrn Goldstein geschlossen, schlug Frau Wittwe Speiteler ihre Hände zusammen und rief aus: „Ich habe in der That nicht gewußt, daß es solche Menschen gibt. Wenn ich auch hier und da von ihnen hörte, so glaubte ich, das sei Uebertreibung oder es wäre wenigstens niemand dumm genug, sich auf diese Weise in den Abgrund locken zu lassen.“

„Daß dies auch gescheiten Leuten geschehen kann, davon hat uns im vorliegenden Falle Dr. Henderkopp ein genügendes Beispiel gegeben. Aber was wollen Sie, meine liebe Madame? Es ist das wie der Strohhalm, nach dem der Ertrinkende greift, und nehmen Sie die Sache hier, wie sie vorliegt, so müssen Sie zugeben, daß ohne das Eintreten der verschiedenen Zufälligkeiten dem Doctor so wie dem Andern das Geschäft gelungen wäre. Nehmen Sie an, Henderkopp hätte Sie und Ihre Frau Tochter nicht durch sein abstoßendes Wesen verletzt und es wäre nicht schon so bald zu Auf-

klärungen gekommen, wie hätte sich alsdann die Sache gestaltet? Sie übergaben das Heirathsgut Ihrer Tochter, zwanzigtausend Gulden, vertrauensvoll in seine Hände, er bezahlte damit seine allerdings ungeheuerlich angewachsene Schuld und hatte sich von dem Augenblicke an wieder vollständig herausgerissen — dessen kann ich Sie versichern," betheuerte der Advocat auf einen Blick des Zweifels und ein Achselzucken der Wittwe, — „seine übrigen Passiva sind nicht der Rede werth, und seine Anstalt, der allerdings in einzelnen Theilen noch nachzuhelfen wäre, und wozu er auch den besten Willen hatte, versprach einen guten Aufschwung zu nehmen, gewiß, meine liebe Madame Speiteler. Ich sprach darüber mit Leuten, die das ganz genau verstehen, und nachdem ich Einsicht in seine Bücher genommen, würde ich, ein gewiß vorsichtiger Geschäftsmann, durchaus keinen Anstand nehmen, ihm eine nothwendige Summe zu verschaffen."

Frau Wittwe Speiteler schüttelte langsam und bedächtig ihren Kopf und sagte alsdann: „Ihren Worten glaube ich, aber es ist nicht diese Geldangelegenheit, welche mich veranlaßt, meine Tochter bei mir zu behalten; pah, was wäre es auch gewesen, wenn man die zwanzigtausend Gulden vollständig verloren hätte! Sophie ist mein einziges Kind und hat mehr als das Doppelte von dem zu erwarten, was ich ihr als Heirathsgut bestimmte. Glauben Sie mir, ich habe mit dem Manne gesprochen, wie es eine Mutter ja nur mit ihrem eigenen Sohne vermag; ich habe es ihm nahe gelegt, mir zu sagen, daß er vielleicht Schulden habe und daß ihm ein kleines Capitälchen wohl sehr dienlich sein könnte, alte Schäden zu heilen. Sehen Sie, lieber Herr Doctor," fuhr die Frau mit bewegter Stimme fort, „wenn man seine

Schwiegermutter anzusehen beliebt, wie es sein sollte, so muß man es doch für keine Schande halten, ihr die Hand zu drücken und zu sagen: da und da fehlt es, helfen Sie mir, denn was Sie an Ihrem Schwiegersohn thun, kommt an Ihrer Tochter und an Ihren Enkeln wieder herein. — Aber da steckte der Knoten," sagte Madame Speiteler, wärmer werdend, in lauterem Tone, „da stellte er seinen Hochmuth gegen uns hin, kalt, glatt und undurchdringlich wie seine blauen Brillengläser; dann lächelte er, und dieses Lächeln gab mir jedes Mal einen Stich ins Herz."

„Ja, ja, Mutter, mir auch," seufzte Sophie.

„Dann lächelte er und machte dazu ein Maul, als wollte er sagen: ich bedauere, solche Anträge von Ihnen hören zu müssen; dann hob er seine Nase empor, zehn Procent über die Möglichkeit, und sprach von der reichen und berühmten Familie Henderkopp. Du mein Himmel und meine Güte, ich könnte mir alle Haare herausreißen, daß ich mich von so einem Menschen hinter das Licht führen ließ! Wissen Sie, Doctor, wo er herstammt?"

„Ich weiß das, liebe Frau," erwiderte der Advocat beschwichtigend, „und Sie haben auch Recht in allen Dingen, und ich kann nur allenfalls zu seinen Gunsten hinzufügen, da er leider einmal A gesagt hatte, so mußte er im Alphabete fortfahren, wobei es denn sehr natürlich war, daß, wenn er Gelder brauchte, er sich zuerst an den reichen Banquier Henderkopp in Amsterdam, glaube ich, oder Rotterdam, wandte. Hochmuth kommt vor dem Falle, ist ein wahres Sprichwort, und eben Hochmuth und Eitelkeit sind die schlimmsten Fehler Henderkopp's."

Frau Wittwe Speiteler hatte ihre Hände zusammen=

gefaltet in den Schooß gelegt und blickte mit etwas umflortem Auge zu dem Portrait ihres seligen Mannes empor. „Die Geschichte," sagte sie, „bringt mich um alle Reputation; seit Sophie zurück ist, wage ich gar nicht mehr, auszugehen, nicht einmal in die Kirche, denn das Gefrage, was ich schon hier im Hause anhören muß, und das Mitleidigthun von all den Weibsbildern, aus deren Augen ich doch deutlich lese, daß sie mir sagen möchten: dir ist dein Recht geschehen, ist nicht zu ertragen. Aber sagen Sie mir, Doctor," fuhr sie nach einer Pause lebhaft fort, „warum ist die Welt ganz anders geworden und warum werden die Menschen täglich schlechter?"

„Das kann ich Ihnen Beides nicht zugeben," erwiderte freundlich der Advocat; „unter gleichen Umständen hat man wohl vor achtzig Jahren gerade so gehandelt wie jetzt."

„Nein, nein," unterbrach ihn eifrig die Wittwe, „dagegen kann ich Ihnen ein lebendiges Beispiel anführen. Der selige Speiteler, Gott möge ihm Frieden schenken, stand vormals in gleichem Verhältnisse zu meinen Eltern, wie der Andere jetzt zu mir; ich, ein junges, naseweises Mädchen, horchte an der Thür, als der Speiteler mit meinem Vater eine Unterredung hatte, nachdem ich meinen Eltern erklärt, wenn sie mir den Speiteler nicht gäben, so nähme ich gewiß und wahrhaftig keinen Andern."

Der Doctor hob lächelnd seinen Zeigefinger in die Höhe, womit er sagen wollte: darin sind die Verhältnisse schon nicht ganz die gleichen.

„Mein Vater nun," fuhr die Frau vom Hause fort, deren Augen in Erinnerung an diese glückliche Zeit förmlich leuchteten, „hatte den Speiteler, wie er mir später selbst

erzählte, lächelnd am Kragen gefaßt, ihn ein wenig geschüttelt und sprach zu ihm: ‚Er Sappermenter hat meiner Rieke den Kopf verrückt, Er, ein armer Knecht, der Tochter seines Meisters. Weiß Er wohl, daß ich Ihm jetzt von Rechts wegen sein Wanderbuch sollte nach Regensburg visiren lassen, wo Er her ist und wohin man Ihn auf dem Schube bringen müßte?‘ — Schon wollte ich in meiner Angst die Thür öffnen und dazwischen fahren, da hörte ich aber, wie der Speiteler, er sprach sonst nie viel, dieses Mal wundersame Courage zum Reden hatte und meinem Vater dies und das von unserer Liebe, von gegenseitigem Versprechen und was weiß ich alles vorschwätzte, und wie er am Schlusse sagte: „Ja, es ist wahr, haben thu ich nichts, als meine beiden geschickten Hände und in meinem Herzen eine ungeheure Liebe zu der Rieke, von der ich auch nun und nimmermehr lassen werde.‘ Und darauf rief mein Vater lachend: ‚Und sonst hat Er gewiß auch noch was, was ich zuerst wissen muß, ehe ich mich auf ein weiteres Wort einlasse, Schulden hat Er wahrscheinlich auch noch einige?‘ Nun sehen Sie, Herr Doctor, hätte der Speiteler, Gott habe ihn selig, damals auch so ein geziertes Maul gemacht und zu meinem Vater gesagt: mein lieber Herr, das sind meine Angelegenheiten, mit denen ich Ihnen gewiß nicht zur Last fallen werde, — ja, ich glaube wahrhaftig, er wäre ernsthaft am Kragen genommen worden und vor die Thür gekommen, ehe er sich dessen nur versehen hätte — vor die Thür, wo ich stand, und da wäre es noch die große Frage gewesen, ob ich ihn in meinen Armen aufgefangen hätte, oder ihn nicht lieber, da er doch einmal im Schuß war, gleich die Treppe hinab befördert. Aber der selige Speiteler sprach anders, er nannte auf Heller und Pfennig die kleine Summe,

die er schuldig war, und das habe ich Ihnen nur sagen wollen — so waren dazumal die Zeiten."

Frau Speiteler schwieg mit einem Blicke großen Selbstbewußtseins, wobei sie mit ihren beiden Händen die Schürze auf ihrem Schooße glatt strich.

Dr. Berger nickte ihr nach dieser Erzählung wohl beistimmend zu, aber ohne die Antwort zurückzuhalten: „Das war alles recht schön und ehrlich und gut, aber Sie werden mir zugeben, daß die Verhältnisse zwischen dem Schwiegersohne Ihres Vaters und Ihrem eigenen auch nicht annähernd die gleichen sind. Gewiß bin ich nicht blind für die großen Fehler Henderkopp's, doch muß ich wiederholen, daß die meisten derselben aus einem allerdings unbegründeten Hochmuthe entsprangen und aus der Sucht, mehr scheinen zu wollen, als er wirklich ist."

„O nein, das ist es nicht allein," mischte sich Sophie schüchtern in das Gespräch; „er hat ein grausames und schlechtes Herz, und als ich das erfahren, habe ich mich so von ihm abgewandt gefühlt, daß es mich schaudert, wenn ich seinen Namen nur aussprechen höre, daß ich ihn jetzt hasse, was ich früher nie gethan!"

„Hören Sie, hören Sie," gab der Advocat mit aufgehobenem Zeigefinger zur Antwort, „man ist zu leicht geneigt, nur nach dem Scheine oder nach dem ersten Eindrucke zu urtheilen, besonders über jemand, gegen den man schon vorweg eingenommen ist, und das scheint mir leider — leider, für den Doctor nämlich, bei Ihnen der Fall zu sein."

„Was braucht man nach dem Scheine zu urtheilen, wo Thatsachen sprechen!" erwiderte die unglückliche junge Frau in so entschiedenem Tone, wie man bisher nicht an ihr gewohnt

gewesen; „kann er die Grausamkeit und Herzlosigkeit ableugnen, mit der er im Allgemeinen seine Kranken behandelt und mit der er sich insbesondere gegen jenen unglücklichen Italiener benommen?“

„Ah, verzeihen Sie, mein —“ erwiderte der Doctor, und setzte gleich darauf lächelnd hinzu: „fast hätte ich gesagt, mein Fräulein, das ist ein Kapitel, bei dessen Untersuchung wir so tief ins Wissenschaftliche hineingerathen könnten, daß uns bald der Boden fehlen würde. Die Gelehrten sind noch nicht darüber einig, neigen sich aber sehr der Ansicht zu, daß die Behandlung einer gewissen Classe von Wahnsinnigen mit einer Festigkeit des Willens durchgeführt werden soll, die an Härte streift, so wie mit einer Energie, welche ein Dritter, der in die Verhältnisse nicht vollkommen eingeweiht ist, wohl für Grausamkeit halten könnte. Glauben Sie mir,“ setzte er ernst hinzu, „es ist keine kleine Aufgabe, der Vorstand einer Irren-Anstalt zu sein, und es kann diesem oft ergehen wie uns selbst bei der Erziehung geliebter Kinder, deren Unarten wir lange mit Milde gerügt und die wir uns endlich doch genöthigt sehen, tüchtig zu bestrafen. Was aber dem Doctor bis jetzt in seiner Anstalt fehlte, das war eine sanfte, ausgleichende, weibliche Hand, die er auch gefunden zu haben glaubte, und auch wirklich fand, als das Unglück über ihn hereinbrach. — Er ist bei all seinen Fehlern doch in der That zu beklagen!“

Sophie blickte dem Redner frei und offen in das Gesicht, als sie ihm erwiderte: „Mir dort einen Wirkungskreis zu gründen, dieser Gedanke allein hätte mich wieder aufrichten können, nach all dem Niederdrückenden, das über mich hereinbrach.“

„Es wäre in der That so übel nicht gewesen," meinte Frau Wittwe Speiteler nachdenklich, „und mir selbst hätte es in meinen alten Tagen Vergnügen gemacht, draußen in dem Garten zu sitzen, dessen Verwilderung mit wenig Mühe abzuhelfen gewesen wäre, und den sonderbaren Käuzen auf ihre komischen Grillen tüchtig zu antworten; ich wollte ihm ein Dutzend Wärter erspart haben."

„Auch daran hat er vielleicht gedacht," sagte der Advocat geschmeidig, „doch, wie gesagt, sein lächerlicher Hochmuth hat alles das und damit seine ganze Zukunft zerschlagen. Da wir das gründlich einsehen," fuhr er in einem entschiedenen Tone fort, „so kommen wir also, wie Sie so dringend gewünscht, auf das Geschäftliche der Scheidung."

„Gewiß," erwiderte Sophie, doch nicht in so bestimmtem Tone, als sie vorher gesprochen. „Ehe Sie aber darüber reden," fuhr sie nach einer kleinen Pause fort, „muß ich mir erlauben, die Anklage gegen ihn wegen Härte und Grausamkeit im vollsten Umfange aufrecht zu erhalten; Sie scheinen nicht zu wissen, Herr Doctor, wie er jenen armen Italiener behandelte?"

„Auch das weiß ich, leider weiß ich es, Verehrteste, doch muß ich nochmals wiederholen, der Schein trügt, und auch für die Behandlung Henderkopp's gegenüber dem eben Erwähnten läßt sich eine Entschuldigung finden. Doch ist das eine kleine Geschichte, die ich Ihnen erzählen müßte."

„Henderkopp hat in Ihnen einen vortrefflichen Anwalt gefunden," versetzte Sophie spitzig, „es ist vielleicht gefährlich, sie zu hören."

„Ah was," sagte ihre Mutter, „der Doctor ist der langjährige Freund unseres Hauses, und ich habe solche Beweise,

daß er's gut mit uns meint, daß ich an ihn glaube fast wie an das Evangelium. Nicht wahr, Doctor, Sie meinen es gut mit uns?“

Sie reichte ihm ihre breite Hand über den Tisch hin, und während er seine feinen Finger hineinlegte, erwiderte er beinahe mit gerührter Stimme: „Zwietracht säen und Haß vergrößern ist außerordentlich leicht, aber nicht das Geschäft eines braven Mannes, und es freut mich, wenn ich Ihnen als ein solcher bekannt bin. Was nun den Italiener anbelangt,“ fuhr er nach einem augenblicklichen Stillschweigen in seinem gewöhnlichen Tone fort, „so habe ich das Wahre an dieser Geschichte nicht allein von Henderkopp, sondern auch von andern sehr glaubwürdigen Freunden. Dieser Italiener, der sich Marchese Gaetano Fontana nannte, erschien in hiesiger Stadt vor ein paar Jahren in ganz eigenthümlichen, traurigen Verhältnissen, und zwar in Begleitung eines andern Fremden, der sich seinen Freund nannte, und mit ihm, der damals sehr krank und elend war, in einem kleinen Gasthof der Vorstadt abstieg. Statt aber zu dem Kranken einen der gewöhnlichen Aerzte zu rufen, erschien dieser angebliche Freund bei Dr. Henderkopp und ersuchte ihn, den Andern in seine Anstalt aufzunehmen, von dem er aussagte, derselbe leide an periodischem Wahnsinn, der zuweilen in Tobsucht ausbräche, sich in ruhigen Zeiten aber in der fixen Idee äußere, als sei der Kranke der Marchese Gaetano Fontana. Natürlicher Weise erklärte sich der Doctor bereit, ihn bei sich aufzunehmen, und ließ ihn mit aller Sorgfalt zu sich bringen. Hier zeigte es sich nun, daß der Kranke ein gefährliches nervöses Fieber hatte, das ihn Monate lang ans Lager fesselte und von welchem er so geschwächt erstand, daß es nach seiner

Genesung lange Zeit brauchte, ehe man ihn dazu bringen konnte, Mittheilungen aus seiner Vergangenheit in Betreff seines früheren Lebens zu machen; sobald er aber anfing, dieses zu thun, trat auch sogleich die fixe Idee, deren jener Freund, welcher ihn gebracht, erwähnt hatte, daß er der Marchese Gaetano Fontana sei, zu Tage. Was nun jenen Freund betrifft —"

„Der mir ein schlechter Kerl gewesen zu sein scheint," konnte sich Madame Speiteler, die mit großer Aufmerksamkeit zugehört hatte, nicht enthalten einzufügen.

Kopfnickend fuhr der Advocat fort: „Was Jenen anbelangt, so hatte er eine Summe zurückgelassen, welche mehr als ausreichend war, um die Kosten für das erste Jahr seines Aufenthaltes zu bestreiten, und die Versicherung gegeben, daß nach Ablauf desselben die künftigen, genügenden Zahlungen pünktlich geleistet werden würden. Das geschah denn auch, und zwar kamen sie von Neapel her, eingesandt von einem Collegen von mir, dem Advocaten Bertucci, welcher dabei aus der Vergangenheit des Unglücklichen berichtete, derselbe sei aus einer ganz ordentlichen Familie, habe aber die fixe Idee, er sei der Marchese Gaetano Fontana. Diese fixe Idee, fügte er hinzu, hätte den Kranken so wie die Mitglieder dieser hochachtbaren und vornehmen Familie schon in große Verdrießlichkeiten gebracht, weßhalb man den Dr. Henderkopp, den Vorsteher der eben so bekannten als berühmten Irren-Anstalt bäte, den Kranken vorläufig bei sich zu behalten und alle Versuche zu machen, ob seine gänzliche Wiederherstellung nicht möglich sei. Dabei wurde Dr. Henderkopp noch ganz besonders darauf aufmerksam gemacht, daß Monate vergehen könnten, ehe die unglückliche fixe Idee bei ihm zum Vorschein

käme, und daß man sich nicht täuschen möge, wenn er in dieser Zeit so ruhig und besonnen spräche, wie man es nur von dem vernünftigsten Menschen verlangen könne."

„Das ist allerdings seltsam," meinte Frau Wittwe Speiteler, „und da wahrscheinlich die Gelder für den Unglücklichen regelmäßig einliefen, so mochte sich der Doctor vielleicht keine große Mühe geben, einen so guten Pensionär zu verlieren."

„Gewiß, und um so weniger," sagte Herr Berger, „da mir Dr. Henderkopp versicherte, er habe bisher nie daran gezweifelt, daß jener Kranke wirklich an periodischen Geistesstörungen gelitten habe."

„Und jetzt zweifelt er nicht mehr daran?"

„Seitdem ihm von der glaubwürdigsten Seite die Beweise zugegangen sind, daß jener Kranke wirklich der Marchese Gaetano Fontana ist, hat er, und ich muß hinzusetzen, zu seinem nicht geringen Schrecken eingesehen, daß sich hier einer jener Fälle wiederholt hat, wo selbst die tüchtigsten Aerzte nicht im Stande waren, die Wahrheit von einem entsetzlichen Irrthum zu unterscheiden, Fälle, deren Anzahl leider groß ist, von denen mir selbst in meiner Praxis einige vorgekommen, unter anderen, wo ich von jemand vor Zeugen ein gültiges Testament aufnahm, worin der Testator, der so arm wie eine Kirchenmaus war, über Hunderttausende verfügte."

„Ja, ja," sagte die Frau nachdenkend, „ich habe in der Komödie einmal was Aehnliches gesehen, wo Einer, der selbst nicht recht bei Troste ist, seine Frau für wahnsinnig ausgibt, und wo ihm alle Welt und auch ich unbedingt glaubte. Weißt du wohl, Sophie, wie lange es der Freund deines Vaters,

der Kaufmann Eckeberg getrieben, und daß er beinahe sein ganzes Vermögen verschleudert hatte, ehe man auf die richtige Idee kam, daß er ins Narrenhaus gehöre?"

„Aber Er mit seiner klaren Uebersicht, mit seinem Wissen, dessen er sich so oft gegen uns gerühmt," versetzte Sophie, „er, der Jahre lang mit Jenem zusammenlebte, er hätte in diesem Falle das Wahre vom Falschen unterschieden, wenn es ihm nur darum zu thun gewesen wäre."

Der Advocat zuckte leicht mit den Achseln. „Ich will Ihnen zugeben," sagte er alsdann, „daß man, diese Sache mit großer Strenge genommen, allerdings dem Doctor den Vorwurf machen könnte, als habe er einer andern Person zu viel Glauben geschenkt. Dagegen läßt sich aber wieder anführen, daß er von der Krankheit des Marchese vollkommen überzeugt zu sein glaubte, und daß, wenn allenfalls leichte Zweifel in ihm darüber aufstiegen, diese wieder verwischt wurden durch das heftige, rücksichtslose Auftreten des Kranken, durch dessen Zorn, der sich häufig bis zur Wuth steigerte, und dem alsdann jedes Mal eine Abspannung folgte, wo er unzugänglich für jedermann wochenlang jede Gesellschaft, jede Unterhaltung mied, und Tage lang an einer der vergitterten Oeffnungen der Gartenmauer sitzen konnte, um hinaus ins Weite zu schauen."

„Der arme Mann," sprach Sophie, indem sie nachdenkend vor sich niederblickte, „was mag er gelitten haben!"

„Und wo ist er jetzt?" fragte Madame Speiteler.

„Bei einem meiner Clienten, der auch Ihnen bekannt ist, bei dem Herrn von Scherra, ich glaube, er war neulich bei der Festlichkeit anwesend."

Die Frau vom Hause nickte stumm mit dem Kopfe.

Der Advocat hatte sich in seinen Stuhl zurückgelehnt und bewegte die Fahne einer Feder, die er in der Hand hielt, leicht vor seiner Nase hin und her. „So stehen nun die Sachen," bemerkte er alsdann; „als ein Geschäftsmann, der es mit seinen Parteien gut meint, habe ich Ihnen nach bestem Gewissen das Für und Wider dargelegt und bin nun bereit, Ihre Aufträge Behufs einer Scheidung entgegen zu nehmen. Daß diese Scheidung ein unangenehmes Aufsehen erregen wird, brauche ich Ihnen wohl nicht erst zu sagen."

„Wir haben eine Probe davon," gab Madame Speiteler verbittert zur Antwort, „und größer als der Scandal schon ist, kann er nicht leicht werden."

„O doch, meine liebe Madame," entgegnete sanft Herr Berger. „Man flüstert sich allerdings hie und da zu, Ihre Tochter sei am Tage nach der Hochzeit zu Ihnen zurückgekehrt, zugleich aber erzählt man sich, daß es draußen aus Anlaß der Festlichkeiten, wobei man auch den armen Kranken einige Freiheit gegönnt, zu tumultuarischen Auftritten gekommen sei, in Folge deren die junge Frau heftig erschreckt für einige Tage die Anstalt verlassen, nur für einige Tage, bis dort unter der festen Hand des Doctors alles wieder ins Reine gebracht sei; eine Lesart," setzte der Advocat mit einem vielsagenden Lächeln hinzu, „die ich nach besten Kräften unterstützte."

„Und warum das?" fragte die Wittwe.

„Weil man seine Brücken nie gänzlich hinter sich abbrechen soll, weil der Act der Scheidung ein sehr ernster Act ist, und weil, wie ich ganz genau weiß, Henderkopp seine Verirrungen aufrichtig bedauert."

„Der etwas aufrichtig bedauern, was er gegen uns gethan? Gegen eine Familie, die so tief unter der reichen Sipp-

schaft von Amsterdam und Rotterdam steht? Es wäre zum lachen, wenn man nicht lieber darüber weinen möchte. Hat er vielleicht abermals Lust, mit meinem Gelde seine übrigen Schulden zu bezahlen?"

„Ich glaube das nicht," erwiderte Herr Berger, „denn er ist, wenn auch mit Bedauern, doch so vollkommen überzeugt, Sie und Ihre Tochter aufs gröblichste verletzt zu haben, daß an eine Ausgleichung in der Art, wie die durch Ihre Antwort angedeutete, wohl nicht zu denken ist."

„Mit Bedauern?" warf Sophie in einem spöttischen Tone ein.

„Daß er allerdings darauf gerechnet hat," fuhr der Advocat fort, „seine Anstalt mit dem Vermögen, das ihm seine Frau zubrachte, emporzubringen, leugnet er durchaus nicht, und da das jetzt vielleicht aus und vorbei ist, so scheint er mir gesonnen, irgend einem Andern die ganze Geschichte zu übergeben und die Stadt zu verlassen, die für ihn so unangenehme Erinnerungen hat. Aus diesem Grunde ist er auch bereit, in eine Scheidung zu willigen, ja, um Ihrer Tochter die Unannehmlichkeiten des Rechtsganges zu ersparen und auf sich zu nehmen, will er mit Ihrer Einwilligung gern der klagende Theil sein."

„Hätte er sich um unsere Wünsche früher etwas bekümmert und den vernünftigen Rathschlägen einer Frau, die es gut mit ihm gemeint, Gehör gegeben, so stände es jetzt ganz anders."

„Ich sehe wohl," sagte der Advocat in freundlichem Tone, „daß Frau Sophie meine Bemühungen, diese Verbindung nicht gleich total zu zerreißen, mit finsteren Blicken belohnt, doch ertrage ich jetzt lieber diese finsteren, ungerechten

Blicke, als spätere Klagen und gerechte Vorwürfe. Es ist mir nämlich Aehnliches in meiner Praxis schon vorgekommen, denn nachdem die erste Leidenschaft verraucht ist, sieht man häufig ein, welch' unangenehmer Stand der einer geschiedenen Frau ist; haben wir doch in der Geschäftssprache dafür den fatalen Ausdruck ‚Deserta', was die Lage einer solchen Frau außerordentlich gut kennzeichnet."

Frau Wittwe Speiteler hatte nachdenklich vor sich niedergeblickt, während Sophie wieder an das Fenster getreten war, dann sagte die Erstere: „Ihren Reden nach, Doctor, dünkt es mich, als sprächen Sie mehr für die Gegenpartei, als für uns."

„Das nicht, nur hielt und halte ich es für meine Pflicht, Ihnen die Lage genau auseinander zu setzen. Daß ich diese Ehe nicht mit Freuden zerreißen helfe, daraus brauche ich Ihnen nach alle dem, was ich Ihnen gesagt, wohl kein Hehl zu machen, eben so wenig als ich Ihnen auch nicht verschweigen darf, daß im vorliegenden Falle eine gesetzliche Scheidung auf große, wenn nicht unübersteigliche Hindernisse stößt. Gott sei Dank, man geht bei einem solchen Acte nicht leichtfertig zu Werk und verlangt genügende Gründe, die nicht immer beizubringen sind — o," fuhr er fort, indem er seine Hand gegen die Wittwe Speiteler erhob, welche sprechen wollte, „ich weiß schon, was Sie sagen wollen, aber was Ihnen als vollkommen genügend erscheint, ist es doch nicht immer vor dem Gesetze." Er hatte die Feder, die er in der Hand hielt, weggelegt, zog seine Uhr hervor und meinte: „wir wollen aber darüber nicht streiten, die Zeit vergeht, und ich erwarte in einer Viertelstunde einen Clienten, der mich dringend zu sprechen verlangte und," setzte er in sehr gedehn-

tem Tone hinzu, „dem in Ihrem Hause ein Stelldichein zu bewilligen ich mir erlaubte."

„So—o—o—o?" machte die Wittwe, indem sie den Advocaten mißtrauisch ansah.

„Ja," erwiderte dieser lächelnd.

„Hoffentlich doch nicht —"

Der Advocat zuckte die Achseln.

„Den Sie gewiß herbestellt?" fragte Wittwe Speiteler mit leiser Stimme.

„Im Gegentheil," antwortete der Advocat eben so. „Ich rieth ihm davon ab, als er mir mit Ueberzeugung sagte, er fühle wohl, daß er, möge auch die Sache gehen, wie sie wolle, eine persönliche Rechtfertigung seines Benehmens gegen Sie nicht unterlassen könne."

„Eine Rechtfertigung? Ja, das hätte er wohl nöthig, aber ich kann ihn nicht sehen."

„Wenn ich Ihnen aber dringend dazu rathe?"

Frau Wittwe Speiteler warf einen bezeichnenden Blick auf ihre Tochter.

„Sie können mir glauben," fuhr der Advocat flüsternd fort, „er ist seit jener Katastrophe ein ganz anderer Mensch, seine Verhältnisse lasteten wie ein Alp auf ihm, machten ihn unleidlich und nöthigten ihm, ich möchte mich so ausdrücken, eine lächerliche Maske auf, ein Benehmen von Arroganz und Hochmuth, wodurch er vor der Welt das Terrain zu behaupten glaubte, das ihm langsam unter den Füßen entglitt. Die Luftschlösser seiner Eitelkeit sind vollständig zusammengestürzt, und er ist nicht einmal unglücklich darüber, im Gegentheil, er athmet auf, da er nun einen festeren Boden unter sich zu fühlen glaubt, wenn —"

„Wenn?“

„Nun kurz und gut,“ sagte Herr Berger mit so leiser Stimme, daß es Madame Speiteler nur verstand, weil sie sich über den Tisch hinüber stark gegen ihn beugte, „wenn diese Scheidung nicht zu Stande käme.“

„Bin ich seine Frau?“ fragte Madame Speiteler nach einer längeren Pause.

„Nein,“ gab der Advocat zur Antwort, „aber eine tüchtige Schwiegermutter, wie sie sein soll, das sieht er auch trotz alledem ein. Und wenn er nun käme und Ihnen selbst seine Entschuldigungen machte, Ihnen in jeder Beziehung klaren Wein einschenkte und Sie bäte, die Angelegenheit als eine verständige, praktische Frau anzusehen, ihm mit Rath und That behülflich zu sein und mit Gottes Hülfe da wieder etwas Neues und Solides aufzubauen, auf dem Terrain, das man im andern Falle umpflügen und mit Salz bestreuen müßte — nun, Madame Speiteler, würden Sie seine Hand zurückstoßen?“

„Wenn auch ich vielleicht nicht,“ meinte diese nachdenklich, „aber Sophie.“

„Nehmen Sie mir's nicht übel, Sie haben ihr vor der Heirath den Willen der Mutter gezeigt, wo das vielleicht weniger ersprießlich war. Warum sie jetzt nicht gütlich überreden, wo ich Ihnen die Versicherung geben zu können glaube, daß es ein größeres Glück für sie sein wird, als wenn sie als geschiedene Frau vegetirt?“

„Das sagen Sie mir als ehrlicher und rechtschaffener Mann?“

„Gewiß.“

„Als Freund des seligen Speiteler, der von dort auf uns herniedersieht?“

„Als solcher, und dabei kann ich Sie frei anschauen.“

„Sie haben mich überrascht, Doctor. Und glauben Sie wirklich, daß er kommt, daß er in mein Haus kommt?“

„Zuversichtlich,“ erwiderte der Advocat mit einem Blicke nach der Thür, „er wird kommen — da ist er schon.“

Dr. Henderkopp trat in das Gemach, und Sophie, welche sich bei dem Geräusch der geöffneten Thür umgewandt, floh mit einem leichten Schrei in das Nebenzimmer.

Dreiundvierzigstes Kapitel.

Nachwirkung dunkler Stunden.

Da wir überzeugt sind, daß manche unserer geneigten Leserinnen, welche dieser wahrhaftigen Geschichte mit einigem Interesse gefolgt ist, ebenfalls einen Ausruf des Mißmuthes beim Auftreten dieses Mannes kaum wird unterdrücken können, und wir weit entfernt sind, einen solchen Ausruf für ungerechtfertigt zu halten, so erklären wir feierlich, daß wir nur, um der Wahrheit unserer Geschichte keinen Abbruch zu thun, erzählen mußten, daß sich Dr. Henderkopp wirklich in das Haus seiner Schwiegermutter begab, um derselben einige Worte der Rechtfertigung zu sagen, und daß wir bei dieser Scene nur deßhalb mit kurzen Worten verweilen wollen, weil sie unumgänglich nothwendig ist zum Verständniß des Nachfolgenden, ohne sie jedoch mit demselben schriftstellerischen Behagen weiter auszuführen, mit dem wir uns bemühen, dem geliebten Leser von ihm angenehmeren Charakteren zu berichten.

Um jedoch der Wahrheit die Ehre zu geben, müssen wir

sagen, daß in der Erscheinung des Dr. Henderkopp in diesem Augenblicke etwas lag, was zu seinem Vortheile sprach, nicht als ob er sich in demuthsvoller Haltung mit der zerknirschten Miene eines Sünders genähert hätte, im Gegentheile, er trug seinen Kopf nicht weniger aufrecht als früher, doch nahm man an diesem Kopfe selbst eine angenehme Veränderung wahr: vor allen Dingen hatte er seine blaue Brille nicht aufgesetzt, welche mit ihren undurchdringlichen Gläsern seinem Gesichte so etwas unheimlich Starres verlieh. Was sein ziemlich langes Haar anbelangte, welches früher so tadellos glatt über seine Ohren herabgestrichen war, daß man sich der Vermuthung nicht erwehren konnte, an dieser Glätte müsse jedes vernünftige und eindringliche Wort abgleiten, so fiel dasselbe heute mit einer angenehmen Zufälligkeit zu beiden Seiten seines Scheitels herab. Seine sonst hoch und künstlich emporgezogenen Augenbrauen hatten heute ihren gewöhnlichen Platz eingenommen, und da er seinen Mund heute nicht ebenfalls affectirt zusammenzog, wie er ehedem zu thun pflegte, so war auch aus seiner Physiognomie das unnatürlich Steife verschwunden, und diese zeigte sich als ein gewöhnliches, nicht unangenehmes Gesicht, das den Eindruck machte, als sei es empfänglich für eine einfache, gewöhnliche Besprechung.

Wir müssen gestehen, daß sich beim Eintritt des Doctors die Frau vom Hause etwas steif aufrichtete, und ihre Finger, die auf dem Tische ruhten, langsam zusammenballte, ja, daß sie den Gruß des Eingetretenen mit einem kaum bemerklichen Kopfnicken beantwortete.

Dieser aber trat mit ein paar Schritten rasch an den Tisch, blickte aus seinen Augen, natürlich ohne jenes bekannte

übergroße Wohlwollen, auf die Schwiegermutter nieder und sagte alsdann in ruhigem, fast warmem Tone: „Der hier vor Ihnen steht und Ihnen ein gutes Wort sagen möchte, ist nicht der Dr. Henderkopp, der Neffe der berühmten Amsterdamer Familie, sondern einfach der Dr. Hinderkopf aus Wermersbach, der, ehe er seine leidigen Angelegenheiten mit Ihnen in Ordnung bringen will, darüber Gewißheit erlangen möchte, ob Sie geneigt sind, an ihn ohne Groll zurückzudenken?"

Diese Ansprache kam der Mutter Sophiens so völlig unerwartet, daß sie, statt augenblicklich eine Antwort zu geben, auf ihren Geschäftsmann blickte, welcher aber kluger Weise diesen Blick vermied und nach dem Fenster hinschaute, während er mit den Fingern seiner rechten Hand leicht auf die vor ihm liegenden Papiere trommelte.

Daß aber Frau Wittwe Speiteler endlich doch etwas antwortete, und daß sie eine viel zu gute Frau war, um einem aufrichtigen und vernünftig vorgetragenen Wunsche der Versöhnung zu widerstreben, glauben wir dem geneigten Leser eben so wenig vorenthalten zu müssen, als daß ein paar Minuten darauf Dr. Hinderkopf einen Stuhl zum Tische zog, um sich mit seiner Schwiegermutter und dem Advocaten zu einer längeren Besprechung niederzulassen.

Sophie, welche beim Anblick des Doctors mit einer Aufwallung des Hasses das Gemach verlassen, hatte sich rasch in ihr Zimmer begeben, mit der Absicht, dort in eine Sophaecke gedrückt ihr trauriges Loos zu beweinen; doch kam sie nicht sogleich zu diesem beruhigenden Mittel, denn als sie die Schwelle ihres Schlafgemachs überschritten, sah sie ihre Freundin und Brautjungfer Emma vor sich, welche sie etwas

affectirt in die Arme schloß und mit thränenerfüllten Augen anschaute.

„Du mußt mir verzeihen," sagte die treue Freundin, „daß ich nicht schon vor einigen Tagen kam, aber die Nachricht, welche wir von dir erhielten, mit der Erinnerung an jenen unglückseligen Hochzeitstag, hat uns alle, namentlich mich, so tief erschüttert, daß ich's nicht über's Herz bringen konnte, vor dir, meine arme Sophie, zu erscheinen."

Die junge Frau des Dr. Henderkopp hätte nun ihre Freundin krampfhaft ans Herz drücken und unter einem Strom von Thränen furchtbare Mittheilungen machen können über das, was nach dem Hochzeitsfeste im Verlauf der darauf folgenden Nacht geschehen, und so erwartete es auch Emma, welche bereit war, mit einem gleich starken Erguß von Thränen das Entsetzlichste anzuhören, denn Emma war sehr zu Thränen geneigt.

Merkwürdiger Weise aber schien Sophie keine derartigen Mittheilungen machen zu können, sie blickte verwundert in die thränenden Augen der Andern, ja, sie lächelte ein klein wenig, als sie kopfschüttelnd erwiderte: „mein liebes Herz, es ist da gar nichts so Furchtbares vorgefallen, als du dir zu denken scheinst."

Emma hätte nach diesen Worten ihre Freundin wohl erstaunt angeblickt, wenn nicht die Blässe auf dem Gesichte der jungen Frau so wie deren verweinte Augen ihr deutlich gesagt haben würden, Sophie spräche anders, als sie dächte, und man müsse ihr Zeit lassen und ihr eingeschüchtertes Herz mit süßem Wort erwärmen, damit es seinen Kummer ausgösse an dem mitfühlenden Busen der Freundin.

„Komm, setzen wir uns," sagte diese und zog Sophie

sanft neben sich auf das Sopha. Hier drückte sie sie nochmals an ihr Herz, strich ihr das Haar ein wenig aus der Stirn, küßte sie herzlich auf den Mund und fing dann auf's neue an zu weinen.

„Du scheinst mir trauriger gestimmt als ich," sprach die junge Frau mit einiger Verwunderung; „ist bei dir etwas vorgefallen, das du mir mittheilen möchtest?"

„Bei mir? O mein Gott, nein — was sollte auch bei mir vorgefallen sein? Ich habe mich nur mit dir beschäftigt, meine arme Sophie, ich habe immer an die tröstenden Worte gedacht, welche ich zu dir sprechen wollte, und das hat mein Gemüth erschüttert und mich weich gemacht. Wenn du aber den herzlichen Zuspruch einer Freundin nicht brauchst, o mein Gott, so ist mir das ja tausend Mal lieber."

Sie zog ihren kleinen Mund etwas affectirt zusammen und lächelte unter Thränen. „Vielleicht auch," fügte sie ein wenig spitzig hinzu, „hältst du mich deines Vertrauens nicht werth oder denkst dir einen zu großen Unterschied zwischen einer verheiratheten Frau und einem unverheiratheten Mädchen. Aber mit Unrecht, Sophie, gewiß mit Unrecht, glaube mir! Ich bin wie Wenige im Stande, dein ganzes Unglück mitzufühlen."

Um die Lippen der jungen Frau zuckte es schmerzlich, und sie mußte sich alle Gewalt anthun, um nicht der Freundin unter herabstürzenden Thränen ihre ganze jammervolle Lage zu entdecken; und doch that sie es nicht, sie preßte ihren Mund zusammen, sie drückte ihre rechte Hand fest auf ihr Herz, aber ihr Auge blieb trocken, und nach einer kleinen Pause erschien abermals ein stilles Lächeln auf ihren Zügen.

Sie hatte sich Einiges aus den Worten des Doctors gemerkt, und ein richtiger Takt bewog sie dazu, schmerzliche Enthüllungen, die ihr Herz allerdings sehr erleichtert hätten, gewaltsam zu unterdrücken.

„Ich weiß, worauf du anspielst, liebe Emma," sagte sie, nachdem sie sich vollkommen wieder gefaßt; „doch brauche ich dir wohl nicht zu wiederholen, wie sehr sich hier die Leute bemühen, in den unschuldigsten Dingen nur das Gehässigste zu sehen. Es war allerdings ein unangenehmes Zusammentreffen, welches mich veranlaßte, am Tage nach der Hochzeit — die Nacht blieb ich draußen, wie du wohl erfahren hast, — wieder für einige Zeit hieher zurückzukehren."

„So, nur für einige Zeit? O, wie mich das freut!" rief Emma.

„Gewiß, nur für wenige Tage; es ist draußen im Spätherbst gebaut worden und da konnte man nicht alles so fertig machen, wie es — Henderkopp gewünscht. Auch passirte draußen eine unangenehme Geschichte, die ich dir, der Freundin, wohl mittheilen darf."

„Kennen wir uns nicht schon so lange, liebe Sophie, und wirst du je an mir zweifeln?"

„Gewiß nicht, auch soll die Sache im Grunde kein Geheimniß bleiben. Im Gegentheil, es ist uns allen sehr recht, wenn du denen, die danach fragen, die reine Wahrheit mittheilen wirst."

„O, erzähle mir das genau, Sophie," sagte das junge Mädchen eifrig; „ich habe mich überhaupt so sehr darauf gefreut, dich nach deiner Verheirathung zu sprechen. Ihr fuhrt also von hier direct hinaus —"

„Das thaten wir, und draußen waren allerlei Festlich-

keiten; sie hatten im Hofe Pechfackeln angezündet und die Leute empfingen mich mit herzlichen Worten, und meine Wohnung fand ich, abgesehen von den noch nicht ganz vollendeten Baulichkeiten, so angenehm, als ich es nur wünschen konnte."

„Wie viel Zimmer hast du?"

„Für mich ein kleines hübsches Wohnzimmer und dann ein Schlafzimmer."

„So, nun erzähle mir, wie es weiter ging."

„Närrchen, was ist da viel zu erzählen; wir waren von den vielen Festlichkeiten ermüdet, doch ehe ich zu Bett gehen konnte, kam der unangenehme Vorfall, den ich dir mittheilen muß und den du dann mit aller Genauigkeit wieder erzählen sollst. Den Pensionären im Hause, es sind einige sehr widerspänstige Leute dabei, hatte man an diesem Abend mehr Freiheit gegönnt als gewöhnlich, und da kam es zu unangenehmen Auftritten, welche — Henderkopp veranlaßten, lange aufzubleiben, um die Sache wieder in Ordnung zu bringen."

„So, er blieb lange auf? Doch nicht die ganze Nacht?"

„Diese Auftritte nun," entgegnete die junge Frau mit niedergeschlagenen Augen, „hatten mich so erschreckt, daß ich kindisch genug war, freilich mit Einwilligung Henderkopp's, am andern Morgen hieher zurückzukehren, um die Mutter zu besuchen, und da überlegten wir denn, es sei besser, ich bleibe hier, bis die Baulichkeiten draußen vollkommen in Ordnung seien. Das ist die ganze Geschichte. Und nun siehst du, wie boshaft die Leute sind, daß sie daraus schon alles Mögliche gemacht haben. O, ich weiß wohl," setzte sie nach einer Pause hinzu, während welcher sie den zweifelnden

Blick ihrer Freundin fest ausgehalten, „daß man die unangenehmsten Dinge gesagt, daß man schon von einer Scheidung gesprochen, und was dergleichen Unsinn mehr ist.“

Emma nickte mit dem Kopfe, als sie erwiderte: „Ja, man ist hier gleich bereit, von allem das Böse hervorzuheben; ach Gott, Sophie, und mit welchem Schein von Wahrheit die Leute das sagen, ich versichere dir, wenn du hättest hören können, wie man es auf das genaueste wußte, daß du deinen Mann nach einer heftigen Scene, die noch am Abend eures Hochzeitstages statt gefunden, verlassen, dich in ein Zimmer eingeschlossen und darauf am andern Morgen hieher zurückgekehrt wärest, ihn nicht mehr gesehen hättest und auch nicht mehr sehen würdest, bis vor Gericht, wo man eure Scheidung ausspräche, — ach,“ setzte sie mit niedergeschlagenen Augen hinzu, „und es seien schreckliche Ursachen gewesen!“

„Ja, siehst du, Närrchen,“ erwiderte die junge Frau — junge Frauen brauchen gern gegen Mädchen, wenn sie auch selbst nicht viel älter sind, als diese, dergleichen Diminutive, — „das wäre noch das Glaublichste von allen diesen Lügen; wenn wir solche entsetzliche Scenen gehabt hätten, so müßten doch auch schreckliche Ursachen vorhanden gewesen sein. Aber glaube mir, das ist nicht der Fall; ich weiß nichts von solchen Ursachen, noch von solchen Scenen, und das kannst du mir nacherzählen.“

„Gewiß, Sophie?“

„Gewiß, Emma, in vollem Ernst!“

„Und du bist nicht zu deiner Mutter zurückgekehrt, um deinen Mann nicht wieder zu sehen, um dich scheiden zu lassen?“

„Lächerlich!“ versetzte die junge Frau, und nachdem sie

sich einen Augenblick mühsam gesammelt, fuhr sie fort, ohne aber dieses Mal ihre Freundin anzuschauen: „Und was ihn, meinen Mann, anbelangt, so habe ich ihn noch vor wenigen Minuten gesehen, er ist drüben bei der Mutter."

„Gewiß, Sophie?"

„Närrchen, warum sollte ich so etwas sagen, wenn es sich anders verhielte? Aber auch nur mit dir spreche ich darüber," fuhr sie ernsthaft fort, „indem ich will, daß du die Wahrheit erfährst und damit du sie den Klatschmäulern mittheilen kannst. Hoffentlich kommst du jetzt auch bald zu mir hinaus," setzte sie in leichtem Tone hinzu, „wenn nämlich die Baulichkeiten beendigt sind, und bleibst ein paar Tage bei mir, damit du dich überzeugen kannst, daß es in unserem Hauswesen in jeder Beziehung vortrefflich geht."

„Wie die Menschen so schlecht sind," sagte Emma mit einem tiefen Seufzer, während sie ihr Köpfchen hin und her wiegte. „Es ist wahrhaftig wahr, man kann sich noch so sehr in Acht nehmen, und doch entgeht man den schlimmsten Nachreden nicht."

„Du, du!" erwiderte die junge Frau, während sie dabei freundlich drohend ihren Zeigefinger emporhob; „etwas zu sehr hast du dir doch den Hof machen lassen von deinem Husaren-Offizier!"

„Von meinem Husaren-Offizier?" versetzte Emma, indem sie das Fürwort etwas scharf und fragend betonte; „o, dergleichen Herren," setzte sie mit einem Seufzer hinzu, „sind nicht allein bunt wie ein Schmetterling, sondern auch eben so flatterhaft — ich habe ihn seit jenem Abende nicht mehr gesehen."

„Dazu kann ich dir eigentlich nur Glück wünschen,"

erwiderte die junge Frau, welche froh war, das andere Thema glücklich überwunden zu haben, in einem mütterlich klingenden Tone, „denn glaube mir, mein Kind, bei dergleichen Geschichten kommt nie viel Gescheites heraus.“

Emma biß sich auf die Lippen und nickte schweigend mit dem Kopfe. Nach einer Pause aber rief sie mit einer etwas affectirten Lustigkeit: „Lassen wir ihn und alle Offiziere der ganzen Welt; ich bin nur froh, liebe Sophie, daß ich nun im Stande bin, in deiner Angelegenheit den Leuten scharf entgegen zu treten, und wie es mich freut, daß alles das schändliche Erfindungen und Lügen sind! Nun sage mir aber auch,“ fuhr sie schmeichelnd fort, indem sie einen Arm um den Hals ihrer Freundin legte und sie sanft an sich hindrückte, „nun gestehe mir aber auch ein klein wenig davon, ob es denn wirklich ein so wonniges Gefühl ist, eine junge Frau zu heißen und einen Mann zu haben, der uns nun mit einem Male so recht selbstständig macht.“

„Eigentlich weiß ich nicht, was du damit meinst, Närrchen,“ gab die junge Frau erröthend zur Antwort; „nun ja, man verheirathet sich, wie du das ja alles selbst mit angesehen und erlebt hast.“

„Ach ja,“ flüsterte Emma träumerisch.

„Und dann ist man eine Frau und hat sein Hauswesen, und wenn man das einmal gewohnt ist, so glaube ich nicht, daß man einen großen Unterschied gegen früher merkt.“

„Ach, du bist glücklich, alles das in rechter Art überstanden und einen Mann zu haben in angenehmen Verhältnissen, der doch zu den deinigen paßt.“

„Dafür bin ich aber auch keine gnädige Frau,“ sagte

Sophie lächelnd, „wie du einmal wirst, wenn du deinen Husaren-Offizier heirathest."

„Ach, scherze nicht so grausam," entgegnete Emma mit einem schmerzlichen Seufzer; „glaube mir, liebe Sophie, ich habe wegen dieser Geschichte schon viel Unangenehmes erfahren müssen; er war so unüberlegt und nahm alles so leichtfertig. Mein Vater hat davon erfahren, und mein Bruder, der sich überhaupt gern in Sachen mischt, die ihn nichts angehen, und der nun einmal, wie so viele Studenten, die Offiziere nicht leiden kann, — ach, Sophie," fuhr sie mit gefalteten Händen und mit einem traurigen Blicke nach oben fort, „mit Ferdinand hatte ich darüber eine furchtbare Scene, so daß ich ganz unglücklich bin!"

„Und was will denn dein Bruder eigentlich?"

„Er hat mir gedroht, wenn ich dieser lächerlichen Cour-macherei, wie er es nennt, nicht ein- für allemal ein Ende mache, so werde er dem Herrn von Marlott einen Besuch machen, ihm einige passende Worte sagen und sich mit demselben auf gehörige Art aus einander setzen."

„Nun, und dann?"

„Um Gottes willen, das wäre ja ein Scandal!"

„Aber du erfährst dann doch, ob er ehrliche Absichten auf dich hat."

Emma schüttelte mit tief betrübter Miene den Kopf und dann sagte sie sehr leise: „So 'was darf man aber nicht forciren; wenn Ferdinand in seiner übermüthigen Art barsch mit ihm redet, so gibt ein Wort das andere, und ich muß unter der Unbesonnenheit meines Bruders leiden; o mein Gott, ich bin recht, recht unglücklich!"

Sie lehnte den Kopf an den Busen ihrer Freundin und weinte bitterlich.

„Tröste dich, mein liebes Herz," sprach diese in ihrer sanften Weise; „wie kann man dich im schlimmsten Falle für die Unbesonnenheiten deines Bruders verantwortlich machen, wenn du nur selbst keine begehst? Und dann, um ernsthaft mit dir zu reden, Emma, wäre es wahrhaftig besser, du ließest diese Geschichte ein- für allemal fallen; so viel ich erfahren, ohne daß ich darum gefragt, soll dieser Herr von Marlott in der That sehr leichtfertiger Natur sein."

„Ach, du hast gut rathen, du bist in sicherem Hafen, du bist glücklich!"

„Wenn du das jetzt sagst, liebe Emma, so haben sich seit Kurzem deine Ansichten gewaltig geändert; weißt du noch, wie du mir nicht lange vor meiner Hochzeit voll Schwärmerei sprachst vom Glücke einer romantischen Liebe, wo sich Schwierigkeiten aller Art aufthürmen, und von der Seligkeit, diese durch treue Liebe und Hingebung zu beseitigen, und wie du mich fast bedauertest, daß ich ein Bündniß knüpfen müsse so nach gewöhnlicher Art, ja, ohne alle Poesie?"

„O, ich hatte Unrecht, Sophie! Was wir in thörichter Leidenschaft für Poesie halten, verwandelt sich oft unter unsern Händen in herbe Prosa; in unserer Verblendung ahnen wir nicht den rauhen Wind, der so leicht unserer Liebe duftige Blüthen abstreift — gewiß, du bist glücklich, Sophie! Dr. Henderkopp ist ein ruhiger, besonnener Mann, der es gewiß gut mit dir meint und dir eine ehrenvolle Stellung in der Welt gibt."

„Auch darin scheinen sich deine Ansichten geändert zu haben; weißt du noch, Närrchen, wie du die kalten, blauen

Brillengläser mit den feurigen Augen Arthur's verglichst und wie du des Doctors Manieren und seine Art, zu sprechen, kalt, hochmüthig und hölzern nanntest?"

„O, ich hatte Unrecht, gewiß, ich sehe mein Unrecht ein, und bei der ersten Gelegenheit werde ich es nicht unterlassen können, deinem Manne feierlich Abbitte zu thun. — — — — Was nützt mir ein feuriges Auge," fuhr sie schmerzlich bewegt fort, „wenn es mir nicht allein strahlt, was helfen mir die eleganteste Tournure, die süßesten Worte, wenn ich sie mit Andern theilen muß?"

„Hast du Erfahrungen gemacht?"

„Das wohl nicht," sagte Emma ausweichend, „und ich wollte auch eigentlich nur sagen: was nützen mir alle diese glänzenden Eigenschaften, wenn sie mit einer entsetzlichen Flatterhaftigkeit verbunden sind? Gewiß, Sophie, ich beneide dein Loos, obgleich ich dir alles Gute und Liebe wünsche, hoffe aber dabei, daß in deinem glückerfüllten Herzen doch noch ein kleines Plätzchen bleibt für deine unglückliche Freundin."

Und bei diesen Worten neigte sie abermals ihr Haupt auf die Schultern der jungen Frau und ihre Thränen flossen reichlicher, als früher.

Sanft hob Sophie das an sie angelehnte Köpfchen empor, schaute ihr in die verweinten Augen und sagte dann nach einer Pause: „An mir und meiner Freundschaft wirst du hoffentlich nicht zweifeln; aber ich sehe dich mit Erstaunen so tief bewegt und bemerke mit Schmerz, daß deine Wangen blaß sind und deine Lippen krampfhaft zittern; nimm dir das doch nicht so zu Herzen, Kind, was schadet auch die kleine Courmacherei? Das vergißt sich und wird spurlos an meiner fröhlichen Emma abgleiten."

„O, es vergißt sich nicht alles und es gleitet auch nicht alles spurlos an uns ab! Gewiß, liebe Sophie, es hat mich tief getroffen!“

„Nun ja, aber deßhalb darfst du deinen Muth nicht sinken lassen, wenn du einmal die Wahrheit erkannt hast, und mich freut es, daß du sie erkannt; so gehe ihm ernstlich aus dem Wege und setze allen seinen Annäherungsversuchen deinen weiblichen Stolz entgegen. Du wirst sehen, Kind, in ein paar Monaten lachen wir herzlich über dieses Verhältniß, das dir jetzt so traurig erscheint.“

Emma schüttelte in tiefer Bewegung den Kopf und flüsterte so leise, daß es ihre Freundin kaum verstand: „Wir werden nicht lachen!“

„Auch möglich,“ erwiderte die junge Frau, welche plötzlich ernst geworden war, da sie an ihr eigenes Schicksal dachte; „dann werden wir wenigstens als treue Freundinnen zusammen weinen.“

„Ja, du über mich, und mir soll es dann immer noch ein Trost sein, dich zufrieden und glücklich zu wissen.“

Sophie nickte mit dem Kopfe, dann horchte sie mit einem Male und sagte: „Ich höre im Nebenzimmer meine Mutter, sie wird mich suchen; verzeihe, wenn ich dich einen Augenblick allein lasse, um nach ihr zu sehen, bald werde ich wieder hier sein.“

Darauf verließ sie das Schlafgemach, und man hörte sie auch die Thür des angrenzenden Zimmers hinter sich zumachen. —

Emma, in tiefe, schmerzliche Gedanken versunken, hatte sich ebenfalls erhoben und betrat nach einigem Zaudern das Vorgemach, wo sie sich auf ein Sopha niederließ, welches

dort in einer Fensternische stand, wo sie die Rückkunft der Freundin erwartete, das Herz voll banger Betrachtungen und beschäftigt mit dem so wahren Worte, daß die Stunden sich folgen, aber nicht einander gleichen. —

Um nicht dem Verlaufe unserer wahrhaftigen Geschichte unziemlicher Weise vorzugreifen, müssen wir uns vorläufig enthalten, das Endresultat der Unterredung zwischen der Wittwe Speiteler, ihrem Schwiegersohne und dem Dr. Berger hier mitzutheilen. Daß dies aber für Dr. Henderkopp kein ganz ungünstiges war, können wir aus den Worten des Advocaten allenfalls ahnen lassen, denn als er seine Papiere zusammenpackte und in die Brusttasche schob, sagte er: „Sie werden mir kaum glauben, wenn ich Ihnen die Versicherung gebe, daß ein gütlicher Vergleich, wie er bei uns in Aussicht steht, mir weit lieber ist, als die Aussicht auf einige fette juridische Verhandlungen; und doch, setze ich hinzu, es ist so, und ich bin allemal recht froh, wenn ich quasi als Friedensrichter agirt habe und von meinen Clienten mit dem Bewußtsein scheide, daß sie mir mit angenehmen Gesinnungen nachblicken. Heute habe ich darin in Ihrem Hause einen ganz besonders guten Tag," fuhr er sanft lächelnd fort, „denn ich muß mich noch ein paar Treppen höher verfügen, zu einem gewissen Herrn Bander, dem ich ebenfalls eine angenehme Eröffnung zu machen habe."

„Führt der auch Processe?" fragte die Wittwe.

„Nicht, daß ich wüßte," entgegnete der Advocat; „es handelt sich hier um etwas Angenehmeres, um eine kleine Erbschaft, die ihm zugefallen ist, und die ich ihm in Raten, wie sie ihm gefällig sind, anweisen lassen darf."

„Das freut mich für ihn," sagte die Frau vom Hause.

„Herr Vander ist ein ordentlicher Mensch, und wenn er sich so ein bischen frei bewegen kann, so wird es ihm auch leichter werden, seine Scripturen zu besorgen.“

„En passant,“ fuhr Herr Berger fort, „werde ich auch dem Herrn Schweizer einen Besuch machen, wo meine Erscheinung auch nicht ungern gesehen wird, und so habe ich denn heute ein paar angenehme Stunden, die mich entschädigen für manches Widerwärtige, das mir sonst in der Praxis vorkommt. Also Gott befohlen und auf fröhliches Wiedersehen!“





